



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

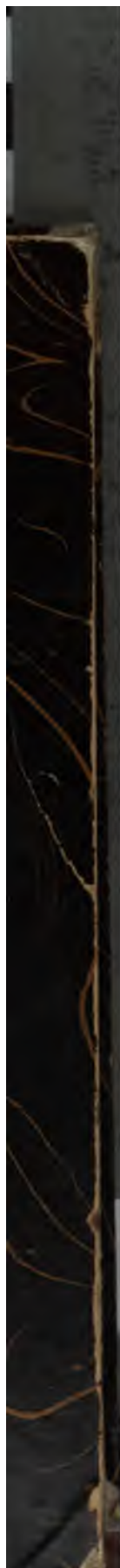
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

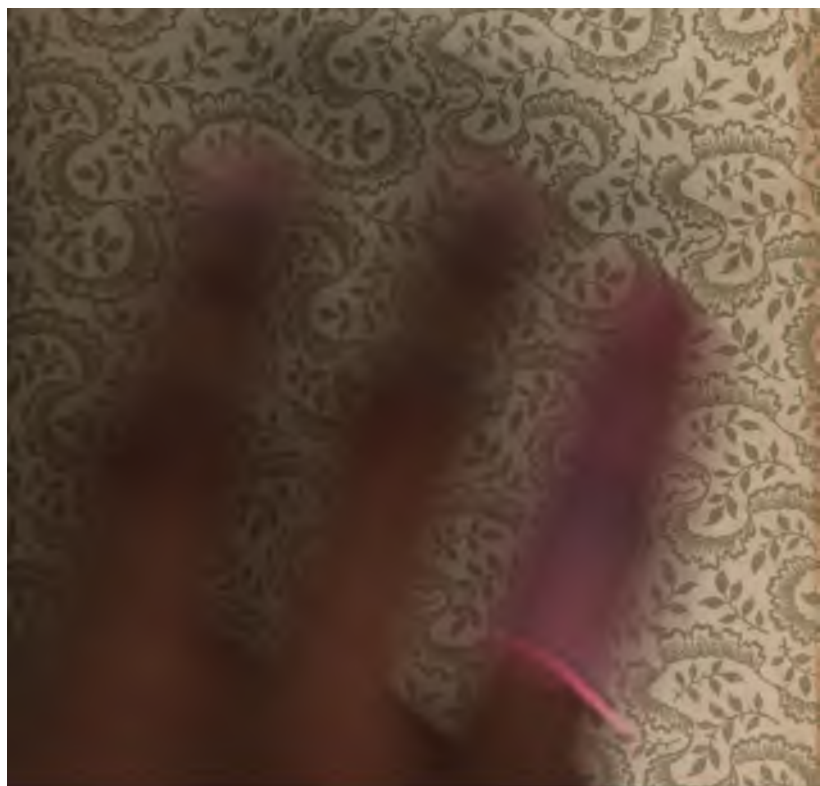
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





[The remainder of the page contains extremely faint and illegible text, likely due to low contrast or scanning quality. The text is scattered across the page and does not form any recognizable words or sentences.]



822.33

F85



Die
Quellen des Shakespeare

in

Novellen Märchen und Sagen

mit sagengeschichtlichen Nachweisungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Erster Theil.

Bonn

bei **Adolf Marcus**

1870.



SECRET
CONFIDENTIAL
CONFIDENTIAL

104825

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Indem ich die Quellen des Shakspeare nach fast vierzig Jahren in einer neuen vervollständigten und dem heutigen Stande der Forschung angenäherten Ausgabe vorlege, glaube ich aus den Vorreden zu den drei Bänden der ersten Ausgabe Folgendes wiederholen zu sollen:

„Die Untersuchung über die Quellen Shakspeares hat schon bei den Engländern begonnen, welche sich bei jedem seiner Stücke mehr oder minder sorgfältig um die Novellen bemüht haben, aus welchen er schöpfte, ohne sich jedoch um ihren Zusammenhang mit der Sage überhaupt zu bekümmern. Ein eigenes Werk, das wie das unsere Shakspeares Quellen zusammenstellen sollte, schrieb Mistress Lennox, Fieldings scharfsinnige aber geschmacklose Schwester, jedoch mit der völlig verkehrten Tendenz, alle Schönheiten Shakspeares als aus jenen Novellisten erborgt, und alle Abweichungen von denselben als sündliche Mißgriffe darzustellen. Die Eschenburgische Uebersetzung lieferte bekanntlich zu jedem Stücke einen kritischen Anhang, dessen Hauptzweck war, die Quellen des Dichters nachzuweisen, und der Antheil, welchen Lessing und spätere Uebersetzer und Erklärer bis auf Douce und Dunlop an diesen Untersuchungen nahmen, mag wohl

die Frage rechtfertigen, worin denn eigentlich der Werth derselben für das Verständniß des Dichters bestehe? Hierüber äußert Docen (Ald. Museum Bd. II, S. 277 ff.):

„Es ist so natürlich als gewöhnlich, daß man sich mit den Individualitäten großer Schriftsteller so wie mit den Veranlassungen ihrer Productionen bekannt zu machen suche: was Zeit und Umstände ihnen darboten wünschen wir zu erfahren, um hiedurch ihrem Kreise näher zu sein. Was die damalige englische Literatur unserm Dichter und seinen Vorgängern darbot, war vielfältig in jenem Zeitalter nicht bloß unter diesem Volke, sondern oft schon mehrere Generationen hindurch auch bei den übrigen cultivierten Nationen Europas einheimisch — es war die Volksliteratur jener Zeiten, die man nothwendig von den Interessen der damaligen gelehrten Welt absondern muß. Die Allgemeinheit dieser Literatur war im Ganzen von der Art, daß das gegenwärtige Zeitalter ihr nichts Aehnliches gegenüberstellen kann, vorausgesetzt, daß hier von Werken, die nur den gebildeten Ständen angehören, nicht die Rede sein kann. Durch Uebersetzungen, Nacherzählungen und dramatische Bearbeitungen pflanzten sich damals manche Volksdichtungen, Sagen und Novellen von Italien und Frankreich nach Deutschland, England u. s. w. hinüber; nicht selten auch umgekehrt. — Jene Verbindung der europäischen Welt erreichte ungefähr um die Zeit, als Shakspeare seine Laufbahn schloß, ihr Ende; wenigstens erzeugte sich seitdem nichts Neues mehr unter dem Volke was durch eine weitere Fortbildung die übrigen Nationen sich angeeignet hätten. Halten wir diesen Gesichtspunkt fest, so erscheint die Idee der *Mistress Lennox* sehr empfehlenswerth, die in ihrem Shakspeare illustrated die Zusammen-

stellung aller ihr bekannten Erzählungen versuchte, aus denen der Dichter den Stoff seiner Schauspiele hergenommen.““

„Wenn ein Dichter nur im lebendigen Zusammenhang mit seiner Zeit und ihren gemeinsamen Anschauungen ganz verstanden werden kann, so kommt gewiß die obige Aeußerung Docens der Wahrheit sehr nahe. Darum haben wir uns auch nicht auf Mittheilung der nächsten Quellen des Dichters beschränkt, sondern in den Anmerkungen deren Zusammenhang mit der Sage und dem Volksglauben der Zeit und Vorzeit darzustellen gesucht, denn aus ihnen hat Shakspeare nicht selten seine unmittelbaren Quellen ergänzt und bereichert. Waren die letztern auch noch so mangelhaft und unzulänglich, so muß man doch den Sagen, die er aus ihnen kennen lernte, ihres tiefen Gehalts wegen einen hohen Werth beilegen, und diesen erkannt und durch seine Behandlung zu dem höchsten Glanz ausgeholfen zu haben, dessen jene Edelsteine fähig waren, ist das ewige Verdienst des Dichters. Darum möchten wir Shakspeare weder mit Mistress Vennox für jede Abweichung von seinen Quellen zur Rechenschaft ziehen, noch mit Andern seinen Ruhm durch Herabsetzung seiner unmittelbaren Quellen zu erhöhen suchen, denn auf den innern geistigen Gehalt der Sage kommt es an, nicht auf die gewiß oft mangelhafte Behandlung, in der sie ihm überliefert war. Erborgt hat darum Shakspeare nicht, denn diese Sagen waren Gemeingut, sie bildeten die Mythologie jener Zeit: es ist vielmehr ein Zeugniß seines hohen Genius, daß er eben solche Sagen am Liebsten ergriff, die durch die allgemeine Verbreitung, die sie sich verschafft, schon ihre Gewalt über die Herzen bewährt hatten.

„Dem Leser, der von unserm Buche allen Vortheil ziehen will, den es darbieten kann, rathen wir vor dem Lesen eines Shakespeareschen Stücks die von uns mitgetheilte Quelle desselben und nach dem Lesen des Schauspiels unsere Anmerkungen einzusehen. Bei einem zweiten Lesen des Stücks wird er dann unterscheiden können, was der nächsten Quelle, was dem Volksglauben, was dem Dichter angehört, und wieviel mächtiger der poetische Geist des Volks, der die ursprüngliche Sage geschaffen, in Shakespeare wirkte als in dem Novellisten, der sie vor ihm dargestellt hatte. Vielleicht wird es ihm dann vergönnt sein, einen Blick in die Werkstätte des Shakespeareschen Genius zu werfen und die geheimen Berrichtungen seines Geistes zu belauschen, durch die er aus einem unscheinbaren, aber edeln Stoffe die lieblichsten und gewaltigsten Gebilde hervorrief. Dieß ist belehrend und bildend zugleich, es wird dem Kritiker wie dem schaffenden Talent Anregung und Förderung, Allen aber Genuß gewähren.

„Die in den Anmerkungen angestellten Untersuchungen über den Ursprung der mitgetheilten Sagen waren bisher von den Erklärern Shakespeares fast ganz vernachlässigt; durch die Bemühungen deutscher Forscher wie der Brüder Grimm, Valentin Schmidts u. A.“, und um mich selber zu unterbrechen, neuerdings Uhlands, Benfeys, Liebrechts, Reinhold Köhlers, Adalb. Kuhns u. A., „ist aber für die Ergründung der Sage überhaupt so Großes geleistet worden, daß es uns leicht werden mußte, auf ihrem Wege fortzugehen und das bereits durch sie Gewonnene für die Verfolgung der Quellen Shakespeares zu benutzen.

„Den großen Zusammenhang der mythischen Ueberliefe-

rungen zu erforschen, in den gemeinsamen, immer wiederkehrenden Zügen ein Allgemeines und Nothwendiges zu erkennen und den Schatz zu heben, welchen die dichterische Anschauung der Völker in Sagen, Märchen und Liedern, wie in Mythologien und Kosmogonien niedergelegt hat, ist eine der schönsten aber auch schwierigsten Aufgaben, welche unsere Zeit dem wissenschaftlichen Geiste gestellt hat. Das Studium der Sprache muß mit der Erforschung der Sage Hand in Hand gehen um das große Räthsel von der Urgeschichte der Menschheit und der Verwandtschaft der Völker zu lösen, ja diese würde schneller zum Ziele führen, wenn es ohne jenes nur überhaupt zu lösen wäre.

„Doch auch die Untersuchungen über die unmittelbaren Quellen des Dichters glauben wir um einige Schritte weiter gefördert zu haben, obgleich noch Vieles zu thun bleiben mag.“

Unsere Nachweisungen sind 1850 von Halliwell für die Shakspeare Society übersezt*) und hier und da mit neuen Anmerkungen versehen worden, welche wir zu benutzen nicht veräußt haben.

Auch war schon 1843 im Anschluß an die Sammlung der Mistreß Lennox, vielleicht auch an die unsere, in England eine neue Zusammenstellung von Shakspeares Quellen durch Payne Collier**) herausgegeben worden, auf die wir hier und

*) The remarks of M. Karl Simrock on the plots of Shakspeares plays. With notes and additions by J. O. Halliwell, London, Shakspeare Society 1850. 8.

**) Shakspeare's Library: a collection of the Romances, Novels, Poems and Histories used by Shakspeare as the foundation of his Dramas. Now first collected and accurately reprinted from the original editions. With introductory notices. London. 2 Voll. 8.

da Bezug genommen haben. An den Untersuchungen über den Ursprung der zu Grunde liegenden Sagen haben sich die Engländer noch nicht betheiligt, ja Halliwell schien es bei der Uebersetzung meiner Abhandlungen zuweilen nöthig zu finden, für dergleichen Nachforschungen die Geduld seiner englischen Leser in Anspruch zu nehmen. In Deutschland hat die Sagenvergleichung noch andere Ziele als das Verständniß des Dichters, der zunächst dazu Veranlassung giebt.

Nachträglich bemerke ich noch zu S. 96 und 226—254, daß Benfey's Ansicht von dem orientalischen Ursprung unserer Märchen und Sagen jedenfalls in der gegebenen Fassung unhaltbar ist, als wären sie erst im späten Mittelalter, im zehnten Jahrhundert, wie auch Scherer (Jacob Grimm, Berlin 1865 S. 60) will, bei uns eingewandert. Haben wir bisher auf dem sprachlichen Gebiete jeden Fußbreit Landes gegen die keltische Invasion zu vertheidigen gehabt, so sollen wir jetzt auf dem verwandten der Sage dieß nicht minder theure Gut vor dem Einbruch der Orientalisten schützen. Sprache und Sage sind aber gleich alt, sie sind Zwillinge, und wie die deutsche Sprache der indischen verwandt ist, so auch unsere Sage der orientalischen; zu Gunsten der deutschen könnte sogar geltend gemacht werden, daß unsere Uebersetzungen häufig, wie ich davon Beispiele gegeben habe, auf eine frühere Culturstufe deuten als die entsprechenden morgenländischen, was sich auch leicht daraus erklärt, daß Littauer, Slawen und Deutsche sich zuerst von dem arischen Urvolke abgezweigt haben. Und wär unser Gedächtniß damals solche tabula rasa gewesen, so hätt es sich schon bald durch den Verkehr mit Griechen und Römern, welche dieselben oder nahverwandte

Sagen besaßen, wieder füllen müssen. Das Märchen von Amor und Psyche, die Sage von Brutus, vgl. S. 124, und viele griechische Mythen, die nichts weiter als Märchen sind, zeigen mit den unsern die auffallendste Uebereinstimmung: mit welchem Rechte, ja auch nur mit welchem Schein der Wahrheit will man behaupten, daß diese verwandten Formen uns erst durch die Kreuzzüge oder die ihnen vorausgegangenen Wallfahrten nach dem gelobten Lande bekannt geworden seien? Sind etwa vor dem 10. Jahrhundert keine Märchen in Deutschland nachweisbar? Wenige allerdings bei der Dürftigkeit unserer Quellen; aber doch kennt die Edda das Märchen von den drei Schwänen, die im Bade zu Jungfrauen werden. Es wird von Wieland (Wölundur) erzählt, dessen Vater Wate als deutscher Christophorus nach S. 239 auf die erste Culturstufe weist. Wieland der berühmte Schmied hat in der Edda noch zwei Brüder, Eigil und Slagfidr. Eigil wird schon Wölundarkwida 5 als Schütze bezeichnet; in der Wiltinasage erscheint er als der berühmte Schütze, an dem die Tellsage hängt. Dem Slagfidr wird keine Kunst beigelegt; aber da in diesem Geschlecht alle Kunstfertigkeiten vertreten sind, wie Wate die Schiffahrt erfunden haben soll (Handb. der d. Myth. 242), so wird die Heilkunst, die nach der Gudrun auch schon Wate übte, auf seinen Sohn Slagfidr vererbt sein. So klingt hier schon das Grimmsche Märchen von den kunstreichen Brüdern an, das nicht erst im 10. Jahrhundert einzuwandern brauchte. Das Märchen von dem zahmen Bären, der die Mühle, in der er mit seinem Führer übernachtet, von dem Kobold erlöst, war einst ein Thorsmythos, der in Beowulfs Kampf mit Grendel zur Helden Sage ward, wobei von

dem Bären, dem heiligen Thier des Gottes, in dessen Gestalt er zu erscheinen pflegte, nichts übrig blieb als der Name Beowulf (Bienenwolf), der den Bären als Honigräuber bezeichnet. Vgl. meine Uebersetzung S. 176—183 und Handb. der d. Myth. 521. 522. Bei Gregor von Tours, bei Paulus Diaconus begegnen deutsche Sagen, die wir den Grundzügen nach in der Edda, bei Widufind wiederfinden; Fredegar kennt schon das Thiermärchen von Hirsch, Fuchs und Bär (Löwe), das den Knotenpunkt unserer Götter-, Helden- und Thiersage bildet, und Rheinland 390 ff., vgl. Handb. der d. Myth. 208, hab ich in einem deutschen Märchen den Mythos von Grani (Apollo Granus) nachgewiesen, der schon den Römern bekannt gewesen sein muß. Dem widerspricht Liebrecht, weil sich auch im Orient davon Andeutungen fänden. Letzteres bestreite ich nicht; es steht mir aber nur bei jener unerweislichen Voraussetzung entgegen als ob alle deutschen Ueberlieferungen, die im Orient Verwandte hätten, erst tausend Jahre später in Deutschland eingewandert wären. Diese entsefliche Behauptung hat gleichwohl bei uns Eingang gefunden; aber die Deutschen sind Selbstmörder und ich, der ich nach Ruhn slaviſchen Ursprungs sein soll, was ich freilich auch nicht glaube, muß sie vor solchem Wüthen im eigenen Fleische warnen. Schon einmal, im siebzehnten Jahrhundert, hat uns die üble Meinung von uns selbst, die wir uns aufreden ließen, an den Rand des Verderbens geführt.

Bonn im April 1870.

A. S.

Inhalt
des ersten Theils.

Vorrede		S. III
I. Zu Romeo und Julie.		
1. Romeo und Julie. Nach Luigi da Porto		3
2. Romeo und Julie. Nach Bandello		31
3. Romeo und Julie. Zur Sagenvergleihung		77
II. Zu Hamlet.		
1. Die Sage von Amleth. Nach Saro Grammaticus		103
2. Hamlet. Zur Sagenvergleihung		121
III. Zu Gleiches mit Gleichem.		
1. Gleiches mit Gleichem. Nach Giraldi Cinthio		137
2. Gleiches mit Gleichem. Zur Sagenvergleihung		152
IV. Zu Othello.		
1. Der Mohr von Venedig. Nach Giraldi Cinthio		163
2. Othello. Verhältniß zu Sage und Geschichte		178
V. Zum Kaufmann von Venedig.		
1. Der Kaufmann von Venedig. Nach Giovanni Fiorentino		183
2. Die drei Kästchen. Nach den Gesta Romanorum		205
3. Die beiden Kästen. Nach Boccaccio		210
4. Der Kaufmann von Venedig. Zur Sagenvergleihung		213
VI. Zu Cymbeline.		
1. Weibliche Treue. Nach Boccaccio		257
2. Cymbeline. Zur Sagenvergleihung		271

VII.	Zu den lustigen Weibern von Windsor.	
1.	Die Kunst zu lieben. Nach Giovanni Fiorentino	291
2.	Die Rache. Nach Straparola	301
3.	Der Ring. Nach Straparola.	313
4.	Die lustigen Weiber von Windsor. Zur Sagenver- gleichung	321
VIII.	Zu der gezähmten Keiferin.	
1.	Die gezähmte Keiferin. Nach Straparola	329
2.	Die gezähmte Keiferin. Zur Sagenvergleichung.	334
IX.	Zu Ende gut Alles gut.	
1.	Giletta von Narbonne. Nach Boccaccio	357
2.	Ende gut Alles gut. Zur Sagenvergleichung	367



I.

Zu

Romeo und Julie.



1. Romeo und Julie.

Nach Luigi da Porto.

An Frau Lucina Savorgnana.

Wie Ihr selbst gesehen habt, ergab ich mich in den schönen Tagen meiner ersten Jugend, als der Himmel noch nicht allen seinen Groll auf mich wandte, dem Waffenwerke nach dem Beispiel vieler großen und wackern Männer, und versuchte mich darin einige Jahre in euerm anmuthigen Vaterlande Friaul, durch das ich, wie es sich fügte, bald in geheimem bald in öffentlichem Dienst hin und her zu ziehen hatte. Bei solchen Ritten pflegte ich einen Bogenschützen bei mir zu führen, einen Mann von etwa fünfzig Jahren, sehr gewandt in seinem Geschäft, von angenehmem Umgang und wie fast alle Veroneser, denn er war aus Verona gebürtig, sehr gesprächig. Er hieß Peregrino und war ein beherzter und erfahrener Soldat, dabei lebenslustig und immer, vielleicht mehr als sich für seine Jahre schickte, verliebt, was den Werth seiner Tapferkeit erhöhte, weshalb er denn gerne die schönsten Geschichten, zumal von Liebeshändeln, in der besten Ordnung und so reizend erzählte, daß ich sie nie schöner gehört habe.

Als ich daher eines Tages von Gradisca, wo ich in Quartier lag, mit ihm und noch zwei andern meiner Leute, vielleicht von der Liebe getrieben, nach Udine zog, eine Straße, die sehr einsam und damals ganz vom Kriege verheert und verbrannt war, und von Gedanken überwältigt mich von den Andern entfernt hielt, kam der genannte Peregrino an meine Seite und sprach, da er

meine Gedanken errathen mochte, so zu mir: „Wollt ihr immer im Traume leben, weil eine grausame Schöne, der es ganz anders zu Muthe ist, euch nicht wieder liebt? Ob ich gleich wider mich selber predige, so laßt mich doch, da man leichter guten Rath giebt als ihm nachlebt, euch sagen, gnädiger Herr, daß es nicht bloß für euern Beruf sich nicht schickt, in der Liebe Gefangenschaft zu schmachten; es ist auch gefährlich, ihrer Führung zu vertrauen, weil das Ziel, zu dem sie führt, fast immer ein trauriges ist. Zum Beweise könnt ich euch, wenn es euer Wille wäre, die Einförmigkeit und Langeweile unsres Weges zu kürzen, eine Geschichte erzählen, die sich in meiner Vaterstadt zugetragen hat, aus der ihr ersehen könntet, wie zwei edle Liebende einem elenden beklagenswerthen Tode zugeführt worden sind.“ Ich hatte ihm schon ein Zeichen gegeben, daß ich ihm gerne zuhören wolle, daher begann er also:

Als Bartolomeo della Scala, ein höfisch gebildeter und wohlbedenkender Mann, die Zügel der Herrschaft über meine Vaterstadt bald fester anzog bald verhängte, standen sich daselbst, wie mein Vater gehört haben wollte, zwei edle Geschlechter, entgegengesetzten Parteien angehörig oder aus persönlichem Haß, feindlich gegenüber, die einen Cappelletti, die andern Montecchi genannt. Zu einem derselben, behauptet man, gehören die hier in Udine lebenden Messer Niccolo und Messer Giovanni, die man jetzt Monticoli von Verona nennt, denn von dort hat sie ein seltsames Geschick hieher verschlagen, obgleich sie außer ihrer höfischen Bildung von ihren Vorfahren nicht viel an ihren neuen Wohnort gebracht haben. In einer alten Chronik fand ich freilich zufällig, daß Montecchi und Cappelletti einer und derselben Partei angehört hätten; ich will euch aber die Geschichte, ohne etwas daran zu ändern, erzählen wie ich sie gehört habe.

Es blühten also, wie ich sagte, in Verona unter besagtem Herrn die vorher genannten edeln Häuser, welche der Himmel, Natur und Glück mit Reichthümern und tapfern Männern gleichmäßig begabt hatte. Zwischen ihnen herrschte, wie es bei edeln

Geschlechtern meistens der Fall ist, gleichviel aus welcher Ursache, eine grausame Feindschaft, durch die schon mehrere Männer sowohl auf der einen als der andern Seite den Tod gefunden hatten, so daß sie aus Ueberdruß, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, zum Theil auch wegen der Drohungen des Fürsten, der ihre Feindschaft mit dem größten Mißfallen sah, endlich von weitern Feindseligkeiten abließen und ohne förmlich Frieden zu schließen sich doch allmählich so weit näherten, daß ein großer Theil ihrer Angehörigen wieder mit einander sprach. Als nun so der Friede zwischen ihnen hergestellt war, begab es sich einst zu Carneval, daß im Hause des Messer Antonio Cappelletti, der das Haupt seines Geschlechts und ein sehr heiterer und prachtliebender Mann war, bei Tag und Nacht Feste begangen wurden, an welchen die ganze Stadt Theil nahm. Zu einem solchen fand sich eines Abends auch ein junger Mann aus dem Hause der Montecchi ein, einer Geliebten wegen, wie es die Weise der Liebhaber ist, daß sie wie mit dem Herzen so mit der Person ihren Schönen überall hinsolgen. Er war noch sehr jung, aber schön und schlank, ausgeräumt und im Umgang angenehm. Als er daher wie die Andern die Maske abzog und sich im Nymphengewand zeigte, ließ kein Auge mehr von ihm ab sowohl seiner Schönheit wegen, die selbst die schönsten Frauen übertraf, als aus Verwunderung, daß er in dieses Haus, und dazu bei Nacht gekommen war. Den größten Eindruck machte aber seine Erscheinung auf die einzige Tochter des genannten Herrn Antonio, die fast übernatürliche Schönheit, eine jugendliche Ungebundenheit und große Munterkeit zeigte. Wie diese den Jüngling erblickte, faßte sie seine Schönheit mit solcher Gewalt in sich auf, daß sie bei der ersten Begegnung ihrer Augen nicht mehr sie selbst zu sein glaubte. Der Jüngling hielt sich nicht sehr verwegen im Hintergrund allein und ließ sich nur selten in Tanz und Gespräch ein, da er von der Liebe hergeführt, seiner Sache nicht recht sicher war. Dem Mädchen war das sehr leid, da sie hörte, er sei ein angenehmer, heiterer Gesellschafter. Mitternacht war schon vorüber, das Fest gieng zu Ende, der Fackeltanz

oder Rehraus, wie er auch heiße, der noch jetzt den Schluß der Bälle zu machen pflegt, hatte schon begonnen; man steht dabei im Kreise umher, und wechselt nach Belieben mit Tänzer oder Tänzerin. Bei diesem Tanze nun wurde jener Jüngling von einer Dame geholt und zufällig neben das schon verliebte Mädchen gestellt. Ihr zur andern Seite stand ein edler Jüngling, Marcutio Guercio genannt, der von Natur im Januar wie im Juli gleich kalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi (so hieß der Jüngling) ihr zur Linken zu stehen kam, und wie es beim Tanze gebräuchlich ist, die Schöne seine Hand in die ihre nahm, sagte sie auf einmal zu ihm, wohl nur um ihn reden zu hören: Gott sei Dank, daß ihr neben mich kommt, Herr Romeo! Der Jüngling, der ihre Blicke schon bemerkt hatte, versetzte, über ihre Worte betroffen: Wie, ihr dankt Gott, daß ich komme? Ja, antwortete sie, mich freut, daß ihr zu mir kommt, denn ihr könnt mir wenigstens die linke Hand warm halten, da mir Marcutio die rechte zu Eis erstarren läßt. Hiedurch kühner gemacht, fuhr Romeo fort: Wenn ich mit meiner Hand die eure wärme, so setzen eure schönen Augen mein Herz in Flammen.

Sie lächelte ein wenig, wollte aber nicht, daß man sie mit ihm sprechen sehe oder höre, und sagte nur noch: Ich schwöre euch, Romeo, bei meiner Ehre, hier ist keine Frau, die meinen Augen so wohl gefällt als ihr.

Der Jüngling, schon ganz von Liebe zu ihr ergriffen, versetzte: Wer ich auch sei, so bin ich, wenn es euch nicht mißfällt, eurer Schönheit getreuer Diener.

Als das Fest zu Ende war, überlegte Romeo daheim die Grausamkeit seiner ersten Geliebten, die ihm für langes Schwachten so geringen Lohn gab, und beschloß, wenn sie es verstatte, sich ganz der neuen zu widmen, obgleich sie einem feindlichen Hause angehöre. Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts mehr als an ihn und schätzte sich unter vielen Seufzern unendlich beglückt, wenn sie ihn zum Gemahl gewinnen möchte; aber die Feindschaft ihrer beiden Häuser ängstigte sie und ließ ihr wenig Aus-

sicht ein so erfreuliches Ziel zu erreichen. So zwischen Furcht und Hoffnung hin und her geschleudert, sprach sie oft zu sich selbst: Ach Thörin! wie laß ich mich in dieß seltsame Labyrinth verleiten und verlocken, aus dem ich mich ohne Führer nicht wieder herauswinde, wenn ich auch wollte, da mich Romeo nicht liebt: denn bei seiner Feindschaft gegen die Meinigen kann er nichts als meine Schande bezwecken. Und gesetzt er verlangte mich zur Frau, so würde mein Vater doch niemals einwilligen mich ihm zu geben. Hernach kam sie jedoch wieder auf andere Gedanken und sagte sich: Wer weiß ob mir nicht gerade, um zwischen diesen beiden Häusern, die sich zu befehdn schon müde und überdrüssig sind, den Frieden zu befestigen, zu seinem erwünschten Besitz zu gelangen bestimmt ist! Und hieran hielt sie nun fest und begann ihm ihre Zuneigung durch Blicke zu erkennen zu geben. Da nun die beiden Geliebten in gleichen Flammen glühten und Einer des Andern Namen und Bildniß ins Herz gegraben trug, fiengen sie an, sich bald in der Kirche bald am Fenster mit Augen zu weiden und Keinem von beiden war es mehr wohl, wenn sie sich nicht sahen. Er vornämlich fühlte sich von ihren zärtlichen Blicken und Mienen so entzündet, daß er fast die ganze Nacht mit größter Gefahr seines Lebens allein vor dem Hause des geliebten Mädchens verweilte, und bald sich zu ihrem Kammerfenster emporhebend, dort, ohne daß sie oder sonst Jemand es wußte, hängen blieb, dem Ton ihrer süßen Stimme zu lauschen, bald sich auf der Straße niederlegte. Eines Nachts fügte es der Liebesgott, da der Mond ungewöhnlich hell schien, daß Romeo eben zu ihrem Balcon emporkletterte, als das Mädchen zufällig oder weil sie ihn in frühern Nächten bemerkt hatte, die Fensterthüre öffnete, hinaustrat und ihn erblickte. Er aber, vermeinend sonst Jemand nicht sie öffne den Balcon, wollte sich hinter einer vorspringenden Mauer verbergen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn an und fragte: Was macht ihr hier so allein zu dieser Stunde? Da erkannte er sie und versetzte: Wozu die Liebe mich treibt. Wenn man euch aber hier fände, sagte sie, könntet ihr nicht leicht ums Leben kommen? Freilich, Herrin, ant-

wortete Romeo, könnte ich ums Leben kommen, und das wird auch eines Nachts geschehen, wenn ihr mir nicht Beistand leiht. Da ich aber an jedem andern Ort dem Tode so nahe bin als hier, so will ich nur suchen, euch so nahe als möglich zu sterben, mit der ich doch wünschte ewig zu leben, wenn es dem Himmel und euch nur gefiele.

Darauf versetzte das Mädchen: Ich würde nicht dagegen sein, daß ihr in Ehren mit mir lebtet, wenn es an euch nicht mehr Hinderniß fände, oder an der Feindschaft, die ich zwischen euerm und meinem Hause sehe.

Ihr dürft versichert sein, entgegnete der Jüngling, daß man nichts sehnlicher wünschen kann, als ich nach euerm Besitz unaufhörlich verlange. Darum, wenn es euch ebenso lieb ist, die Meine zu sein als ich euch zu gehören wünsche, so thu ich es gerne und fürchte nicht, daß mich euch je Wer entreiße.

Nach diesem Gespräch verabredeten sie noch, wie sie sich bequemer sprechen möchten und schieden dann von einander.

Darnach kam der Jüngling noch öfter mit ihr zu sprechen; als er sie aber eines Abends, da viel Schnee fiel, an dem gewohnten Orte wiederfand, sagte er: Ach, warum laßt ihr so mich schwächen? habt ihr denn kein Mitleid mit mir, daß ich euch alle Nacht bei solchem Wetter hier auf der Straße erwarte? Sie antwortete: Gewiß hab ich Mitleid mit euch; aber was wollt ihr, daß ich thue? Soll ich euch bitten, fortzugehen? Darauf gab ihr der Jüngling zur Antwort: Laßt mich in eure Kammer, daß wir behaglicher mit einander sprechen können.

Darauf antwortete ihm fast zürnend die schöne Jungfrau: Romeo, ich liebe euch so sehr als man Jemand lieben darf, und gestatte euch mehr als sich mit meiner Sittsamkeit verträgt: ich thue das von der Liebe und euern Vorzügen gezwungen. Dächtet ihr aber, durch langes Werben oder sonst wie, noch mehr von meiner Liebe davon zu tragen, so laßt diesen Gedanken nur fahren, denn ihr würdet ihn zuletzt völlig nichtig befinden. Um euch aber nicht ferner den Gefahren Preis zu geben, denen ich euer Leben

ausgesetzt sehe, indem ihr jede Nacht dieses Haus besucht, so wißt, wenn ihr mich zur Frau nehmen wollt, so bin ich bereit, mich euch ganz hinzugeben und ohne alle Rücksicht euch überall hinzufolgen, wohin euch beliebt. Das ist mein einziger Wunsch, sagte der Jüngling. Möchte es gleich geschehen. Es mag geschehen, versetzte das Fräulein; aber es muß sofort bestätigt werden in Gegenwart Bruder Lorenzos des Franziscaners, meines Beichtvaters, wenn ihr wollt, daß ich mich ganz und sorglos euch übergebe. O, rief Romeo, Bruder Lorenzo von Reggio also ist es, der alle Geheimnisse euers Herzens weiß! Ja, sagte sie, und zu meiner Beruhigung wollen wir Alles aufschieben bis wir vor ihn kommen. Und nachdem sie diese Verabredung getroffen hatten, trennten sie sich.

Der erwähnte Mönch gehörte zum Orden der mindern Brüder und war ein großer Philosoph und Naturkundiger, dem Romeo aber zu so inniger Freundschaft verbunden, daß ein engeres Verhältniß zwischen zwei Männern in jener Zeit weit und breit nicht zu finden gewesen wäre. Denn bei dem thörichten Volk in gutem Ansehen zu bleiben und zugleich das Vergnügen der Freundschaft nicht ganz zu entbehren, sah sich der Mönch genöthigt, sich einem edeln Jüngling der Stadt zu offenbaren, und dazu hatte er sich Romeo ersehen, der angesehen, muthig und klug war, und ihm sein Herz, das allen Andern durch Verstellung verborgen blieb, unverhüllt dargelegt. Romeo suchte ihn also auf und sagte ihm frei heraus, wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünsche und mit ihr verabredet habe, er allein solle der geheime Zeuge ihrer Vermählung sein und alsdann den Vermittler machen, daß ihr Vater nachträglich seine Einwilligung gebe. Der Mönch war des zufrieden, sowohl weil er Romeo ohne großen Schaden nichts abschlagen konnte, als weil er durch seine Vermittlung die Sache noch einem guten Ende zuzuführen hoffte, was ihm bei dem Fürsten zu großer Ehre gereichen mußte, und so auch bei allen, die den Frieden zwischen diesen beiden Häusern hergestellt wünschten. Da es in den Fasten war, so gieng eines Tages die Jungfrau wie zur Beichte in das Franziscaner Kloster, trat an einen der

Beichtstühle, wie sie die Mönche dort haben, und ließ nach Bruder Lorenzo fragen. Als dieser hörte, sie sei da, kam er von der Klosterseite her mit Romeo in denselben Beichtstuhl, schloß die Thüre hinter sich und schob eine durchlöcherne Eisenplatte, welche die Jungfrau von ihnen trennte, zurück und sprach zu ihr: Ich seh euch immer gerne, mein Töchterchen; aber jetzt seid ihr mir lieber als je, wenn es so ist, daß ihr meinen Freund Romeo zum Gatten begehrt. Worauf sie erwiderte: Ich wünsche nichts so sehnlich als ihm ehelich verbunden zu sein: darum bin ich hieher gekommen vor euch, zu dem ich großes Vertrauen habe, damit ihr nächst Gott Zeuge werdet von dem, was die Liebe mich zu thun zwingt.

Darauf wurde denn in Beisein des Bruders, der Alles als Beichtgeheimniß zu betrachten versprach, durch Romeos Erklärung die schöne Jungfrau ihm angetraut, und die Abrede getroffen, sie wollten die nächste Nacht miteinander zubringen. Sie küßten sich dann einmal und beurlaubten sich von dem Mönch, der sein Gitter wieder aus der Mauer zog und noch andere Frauen Beichte hörte.

Als die Liebenden so Mann und Frau geworden waren, genoßen sie in den nächsten Nächten ihres Liebesglücks und hofften mit der Zeit Mittel zu finden, den Vater der jungen Frau zu beschwichtigen, der wie sie wußten ihren Wünschen entgegen war. Inzwischen begab es sich, daß das aller Lust der Welt feindliche Schicksal ich weiß nicht welchen bösen Samen streute, aus dem die schon fast erstorbene Feindschaft ihrer Häuser neu hervortwuchs, so daß es einige Tage drunter und drüber gieng und weder die Montecchi den Cappelletti, noch die Cappelletti den Montecchi ausweichen wollten und endlich auch auf dem Corso miteinander handgemein wurden. Romeo gerieth auch in den Kampf, hütete sich aber seiner Frau wegen Einen ihres Hauses zu erschlagen; zuletzt aber, als von den Seinigen Viele erschlagen, und fast Alle von der Straße verjagt waren, rannte er, vom Zorn übernommen wider Tebaldo Cappelletti, welcher der heftigste seiner Gegner

schien, los, streckte ihn mit Einem Schlage zu Boden, und trieb die Andern, die Tebaldos Tod sehr bestürzt hatte, in allgemeine Flucht. Man hatte gesehen, daß Romeo den Tebaldo erschlagen hatte, der Mord ließ sich also nicht verheimlichen. Es wurde sogleich vor dem Fürsten Klage erhoben, alle Cappelletti schrieen immer nur über Romeo, bis ihn das Gericht auf ewig aus Verona verbannte.

Wie der armen jungen Frau, als sie dieß Alles erlebte, zu Muth war, mag ein Jeder, der herzlich liebt, wenn er sich in ihre Lage denkt, leichtlich ermeßen. Sie weinte beständig so heftig, daß sie Niemand zu trösten vermochte und ihr Schmerz war um so herber, je weniger sie ihr Unglück Jemand zu entdecken wagte. Andererseits fiel es dem jungen Mann nur darum schwer von der Vaterstadt zu scheiden, weil er sie verlassen mußte, und da er durchaus nicht abreisen wollte ohne von ihr thränenreichen Abschied zu nehmen, ihr Haus aber nicht betreten durfte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Mönche: durch einen Romeo befreundeten Diener ihres Vaters ward sie beschieden, auch dahin zu kommen, was denn geschah. Sie giengen Beide in den Beichtstuhl und beweineten lange miteinander ihr Unglück. Endlich aber sagte sie zu ihm: Was soll ich anfangen ohne euch? Das Leben ist mir verleidet. Es wäre besser, daß ich mit euch gienge, wohin Ihr geht. Ich will mir diese Locken abschneiden und als euer Diener hinter euch herschreiten: ihr könnt von Niemand besser und treuer bedient werden als von mir.

Das wolle Gott nicht, mein liebstes Leben, entgegnete Romeo, wenn ihr mich begleiten sollt, daß ich euch anders denn als meine Herrin mit mir führe. Weil ich aber gewiß bin, daß die Sachen nicht lange so fortgehen können und Friede werden muß zwischen unsern Häusern, wo dann auch ich leicht von unserm Fürsten Gnade erwirken mag, so rath ich, daß ihr einige Tage leiblich von mir getrennt bleibt, denn mein Herz ist immerdar bei euch. Geßet aber die Sachen giengen nicht nach meiner Erwar-

tung, so können wir alsdann über unser künftiges Leben andern Beschluß fassen.

Nachdem sie sich hierüber vereinigt hatten, umarmten sie sich tausendmal und schieden unter Thränen, indem ihn die Frau beschwor, ihr so nah als möglich zu bleiben und sich nicht, wie er gesagt hatte, nach Rom oder Florenz zu begeben. Wenige Tage darauf gieng Romeo, der sich so lange in Lorenzos Kloster verborgen gehalten hatte, aus der Stadt und zog in aller Stille nach Mantua, nachdem er zuvor ihrem Diener aufgetragen hatte, alles was er über ihn in ihrem Hause höre, dem Mönch zu berichten und Alles was sie ihm befehle, getreulich auszuführen, wenn er den Rest der ihm verheißenen Belohnung zu erhalten wünsche.

Als Romeo schon längst abgereist war, fand man die junge Frau noch immer in Thränen: ihre große Schönheit litt darunter und die Mutter, die sie zärtlich liebte, fragte sie mit schmeichelnden Worten, warum sie so heftig weine, und sprach: O meine Tochter, die ich wie das eigne Leben liebe, welcher Schmerz ist es, der seit Kurzem dich quält? Wie kommt es, daß du keinen Augenblick zu weinen aufhörst? Hast du irgend einen Wunsch, so sag es mir allein, denn mit Allem was ich nur darf, werde ich dich zu trösten suchen. Die Tochter gab ihr aber immer nur unzureichende Gründe ihrer Trauer an. Die Mutter glaubte daher, ein heftiges Verlangen sich vermählt zu sehen, das sie aus Scham oder Furcht verberge, bringe sie zum Weinen. Sie sagte daher eines Tages, in der Meinung ihrer Tochter Wohl zu fördern, deren Tod sie doch herbeiführte, zu ihrem Gemahl: Messer Antonio, ich sehe schon manchen Tag, daß unser Kind heftig weint, ja daß sie, wie ihr selbst sehen mögt, gar nicht mehr dieselbe scheint. Ich habe mir viel Mühe gegeben, die Ursache ihres Kummers zu erfahren, konnte sie aber nicht aus ihr herausbringen; auch weiß ich selbst den Grund nicht zu erdenken, wenn es nicht etwa das Verlangen ist sich zu verheirathen, das sie aus jungfräulicher Scham nicht zu erkennen geben mag. Darum glaub ich, es wäre gut, ihr, ehe sie sich verzehrt, einen Mann zu geben;

ward sie ja doch auf letzten St. Euphemientag achtzehn Jahre und wenn die Mädchen weit über dieses Ziel hinauskommen, verlieren sie mehr an ihrer Schönheit als sie gewinnen. Sie sind ohnehin keine Waare, die man lange auf dem Lager behalten darf, wie wohl ich unsere Tochter durchaus nie anders gekannt habe, als höchst sittsam. Ueberdieß weiß ich ja, daß ihr ihre Mitgift schon längst für sie bereit liegen hab; suchen wir also ihr einen anständigen Gemahl zu geben.

Messer Antonio antwortete, der Rath sie zu verheirathen, gefalle ihm wohl. Dabei lobte er die Tochter sehr, daß sie bei solchen Wünschen lieber ihren Kummer verberge, als ihn ihm oder ihrer Mutter offenbare. Bald darauf ließ er sich auch wirklich mit einem der Grafen von Lodrone in Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung ein. Schon waren sie dem Abschluß nahe, als die Mutter in der Meinung, der Tochter die größte Freude zu machen, zu ihr sprach: Sei guter Dinge, mein Töchterchen: in wenigen Tagen sollst du einem vornehmen Edelmanne würdig vermählt und so die Ursache deines stäten Kummers gehoben werden. Du hast sie mir zwar nicht entdecken wollen; ich habe sie aber mit der Hülfe Gottes erkannt und es bei deinem Vater durchgesetzt, daß dein Wunsch erfüllt wird.

Auf diese Worte konnte die schöne Jungfrau das Schluchzen nicht zurückdrängen; worauf die Mutter sprach: Glaubst du, ich wollte dich belügen? Es sollen nicht acht Tage vergehen, so wirst du einem schönen Junker aus dem Hause der Lodrone vermählt.

Auf diese Worte verdoppelte die Tochter ihr Weinen, weshalb die Mutter in schmeichelndem Tone zu ihr sprach: Ei Kind, bist du damit denn nicht zufrieden?

Nein, Mutter, antwortete sie, und werde auch nie damit zufrieden sein.

Was willst du dann aber? fragte die Mutter. Sage mirs, denn ich bin zu Allem für dich bereit.

Sterben will ich, versetzte die Tochter, anders nichts.

Hieran merkte Frau Giovanna (denn so hieß die Mutter), die eine kluge Frau war, daß ihre Tochter verliebt sei, antwortete ihr, ich weiß nicht was und ließ sie allein. Am Abend, als ihr Mann kam, erzählte sie ihm, was ihr die Tochter unter Thränen geantwortet habe. Sehr verdrießlich hierüber gedachte er doch, es sei gerathen, ehe man mit ihrer Vermählung weiter gienge, um nicht etwa in Verlegenheiten zu gerathen, darüber ins Klare zu kommen, was denn ihre Meinung sei. Er ließ sie daher eines Tages rufen und sprach zu ihr: Julie, denn so hieß sie, ich bin dabei dich standesgemäß zu vermählen. Bist du damit zufrieden, Kind?

Die Tochter schwieg erst eine Weile, nachdem der Vater gesprochen hatte; dann aber sprach sie: Nein Vater, ich bin nicht damit zufrieden.

Wie? sprach der Vater, willst du denn ins Kloster gehen?

Herr, ich weiß nicht, antwortete sie, und vergoß einen Strom von Thränen.

Ich weiß, sprach der Vater, daß du das nicht willst. Beruhige dich also, denn ich beabsichtige dich einem der Grafen Lodrone zu vermählen. Worauf die Tochter heftig weinend versetzte: Das wird nie geschehen.

Darüber zürnte Messer Antonio sehr und drohte ihr heftig, wenn sie sich ferner seinem Willen zu widersetzen wage, und überdies, wenn sie ihm die Ursache ihres Kummers nicht offenbare. Da er aber nichts als Thränen aus ihr herausbrachte, ließ er sie überaus unwillig bei der Mutter allein, ohne in Erfahrung gebracht zu haben was die Tochter im Sinne habe. Die junge Frau hatte dem Diener ihres Vaters, der Pietro hieß und ihrer Liebe Mitwäger war, alles was die Mutter ihr gesagt hatte, wiedererzählt und dabei betheuert, sie würde lieber Gift trinken als einen Andern denn Romeo zum Gemahl nehmen, wenn es auch möglich wäre. Davon hatte Pietro der Verabredung gemäß durch Vermittlung des Mönchs Romeo Kunde gegeben, und dieser hatte an Julie geschrieben, sie solle um keinen Preis in ihre Vermählung

willigen, noch weniger ihre Liebe gestehen, da er gewiß in acht bis zehn Tagen Gelegenheit finden werde sie aus dem elterlichen Hause zu entführen. Unterdessen bemühten sich Messer Antonio und Frau Giovanna vergeblich mit Schmeicheln und Drohen die Ursache in Erfahrung zu bringen, warum ihre Tochter nicht heirathen wolle; auch sonst kamen sie nicht etwa einem Liebesverständnis auf die Spur. Frau Giovanna hatte manchmal zu ihr gesagt: Sieh, meine süße Tochter, weine doch hinfort nicht mehr: du sollst einen Mann haben nach deinem Herzen und vielleicht selbst wenn es der Montecchi Einer wäre, aus welchem ich überzeugt bin, daß du keinen haben willst; aber nie hatte ihr Julie anders geantwortet als mit Seufzern und Thränen, wodurch die Besorgnisse der Eltern noch gesteigert wurden. Sie beschloßen endlich die Vermählung mit dem Grafen von Lodrone so bald als möglich in Vollzug zu setzen. Als das die junge Frau hörte, wurde sie über alle Maßen betrübt und wünschte sich, rathlos wie sie war, tausendmal des Tages den Tod. Doch setzte sie sich vor, ihr Leid dem Vater Lorenzo zu klagen, auf den sie nächst Romeo am meisten vertraute, zumal sie von ihrem Geliebten gehört hatte, daß er viel Wunderbares vermöge. Daher sagte sie eines Tages zu Frau Giovanna: Mutter, wundert euch nicht, wenn ich euch den Grund meines Kummers verschweige, denn ich kenne ihn selbst nicht; aber immer fühl ich in meinem Herzen eine solche Schwermuth, daß mir Alles in der Welt, ja das Leben selbst zuwider ist, und ich kann nicht erdenken, woher das kommt, noch es euch oder meinem Vater sagen; vielleicht aber rührt es von einer begangnen Sünde her, deren ich mich nicht erinnere. Da nun die letzte Beichte mir das Herz erleichtert hat, so wollt ich mit eurer Bewilligung wieder zur Beichte gehen, damit ich bei dem im Mai bevorstehenden östlichen Fest zur Heilung meiner Schmerzen die liebliche Arznei des geheiligten Leibes unseres Herrn empfangen könne. Hiezu gab Frau Giovanna ihre Einwilligung gern. Sie führte sie einige Tage darauf ins Franziskanerkloster und übergab sie dem Bruder Lorenzo, den sie schon vorher dringend gebeten hatte, die Ursache

ihres Kummers in der Beichte zu erforschen. Sobald die junge Frau sah, daß sich die Mutter entfernt hatte, klagte sie dem Bruder sogleich mit betrübter Stimme all ihr Leid, und beschwor ihn bei der Liebe und innigen Freundschaft, die wie sie wußte zwischen ihm und Romeo bestand, ihr in dieser äußersten Noth zu helfen. Da versetzte der Mönch: Was kann ich thun, liebe Tochter, da die Feindschaft zwischen deinem Hause und dem deines Gatten so groß ist? Da sprach die betrübte Frau zu ihm: Vater, ich weiß, daß ihr Vieles bewirken und auf tausenderlei Art helfen könnt, wenn es euch gefällt. Wollt ihr mir aber sonst keine Wohlthat erweisen, so gewährt mir wenigstens dieß. Ich höre, daß zu meiner Hochzeit Anstalten getroffen werden in einem Schloß meines Vaters, das zwei Meilen vor der Stadt gegen Mantua liegt. Dahin wollen sie mich bringen, damit ich weniger den Muth habe, meinen neuen Bräutigam auszuschlagen, der auch dahin kommen soll, sobald ich dort bin. Gebt mir nur soviel Gift, daß ich mich von diesem Unstern, und Romeo von dieser Schmach befreien könne; sonst werde ich mir was schwerer auszuführen ist und Romeo weher thäte, ein Messer in den Leib stoßen.

Als Bruder Lorenzo ihre verzweifelte Rede vernahm und bedachte, wie sehr ihn Romeo in der Gewalt habe, und ihm ganz sicher feind würde, wenn er ihm in dieser Lage nicht hülfte, sprach er so zu der jungen Frau: Julie, du weißt, ich bin der halben Stadt Beichtvater und bei Jedermann in gutem Ruf; auch wird kein Testament gemacht, kein Abkommen getroffen, daß ich nicht dabei wäre. Darum möchte ich mich nicht in einen Aufsehen erregenden Handel einlassen, noch wollte ich in dieser Sache theilhaftig scheinen um alle Schätze der Welt. Gleichwohl will ich aus Liebe zu dir und Romeo thun was ich noch für Niemand gethan habe; jedoch unter der Bedingung, daß du mir versprichst, meinen Namen dabei geheim zu halten. Worauf die junge Frau versetzte: Vater, gebt mir nur unbesorgt das Gift: es soll nie Jemand davon erfahren. Er aber sprach: Gift geb ich dir nicht, mein Kind, es wäre zu große Sünde, wenn du so jung und schön

stürbest; wenn du dich aber entschließen kannst zu thun was ich dir sage, so geb ich dir mein Wort, daß ich dich sicher zu deinem Romeo bringe. Du weißt, daß die Gruft von euch Cappelletti sich vor dieser Kirche auf unserm Friedhof befindet. Ich werde dir ein Pulver geben: wenn du das nimmst, wirst du auf acht- undvierzig Stunden oder wenig mehr oder minder in solchen Schlaf sinken, daß Jedermann, und wenn es der größte Arzt wäre, dich für nichts anderes als todt halten wird. Ohne Zweifel wirst du dann für gestorben in besagter Gruft beigesetzt; ich aber werde dich, wenn es Zeit ist, herausholen und in meiner Zelle verborgen halten bis ich zu dem Capitel gehe, das wir nächstens in Mantua halten, wo ich dich in unsere Ordenstracht verkleidet deinem Gemahl zuführe. Aber sage mir, fürchtest du dich auch vor dem Leichnam deines Vetter's Tebaldo, der erst kürzlich dort begraben worden ist? Die junge Frau antwortete ihm ganz heiter: Vater, wenn es der Weg wäre zu Romeo zu gelangen, so wollt ich mich nicht fürchten, durch die Hölle zu gehen.

Wohlan denn, sprach Lorenzo, wenn du so gesinnt bist, so bin ich bereit dir beizustehen; aber ehe etwas geschieht, solltest du, dünkt mich, dem Romeo mit eigener Hand von Allem genaue Kunde geben, damit er nicht dich todt wähnend irgend einen zweifelten Schritt thue, denn ich weiß, daß er dich über die Maßen liebt. Ich habe immer Brüder zur Hand, die nach Mantua gehen, wo du weißt, daß er sich aufhält. Sorge, daß ich den Brief bald bekomme, den ich ihm dann durch einen sichern Boten schicke.

Mit diesen Worten verließ der gute Mönch (wie denn ohne die Mitwirkung solcher Männer keine bedeutende Sache zu Ende geführt wird) den Beichtstuhl, gieng in seine Zelle und kam mit einem kleinen Fläschchen Pulver zurück und sprach: Nimm dieß und trink es, wenn es dich gut dünkt, unbesorgt, etwa Nachts zwischen drei und vier Uhr, in frischem Wasser. Gegen sechs Uhr wird es zu wirken anfangen und unfehlbar dann unser Anschlag gelingen. Nur

vergiß nicht, mir den Brief zu schicken, den du Romeo schreiben sollst: es ist durchaus nöthig.

Julie nahm das Pulver und kam ganz munter zu ihrer Mutter zurück und sprach: Wahrhaftig, Mutter, Bruder Lorenzo ist der beste Beichtvater von der Welt. Er hat mich so getröstet, daß ich mich der frühern Traurigkeit kaum noch entsinne. Frau Giovanna, durch die Heiterkeit der Tochter auch fröhlicher gestimmt, antwortete: Gelegentlich gedenke, mein Kind, auch ihn zuweilen mit unserm Almosen zu trösten, denn es sind arme Mönche.

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Hause. Nach dieser Beichte war Julie ganz wohlgemuth geworden, so daß Messer Antonio und Frau Giovanna allen Verdacht, daß sie verliebt sei, fahren ließen und dachten, irgend ein unerklärlicher Anfall von Schwermuth habe ihr Jammern verursacht. Sie hätten sie auch gerne vor der Hand unbehelligt gelassen und weiter nichts von der Heirath gesprochen; sie waren aber in dieser Sache schon zu weit gegangen und konnten nicht leicht mehr zurück. Als demnach der Graf von Lodrone wünschte, daß Einer seiner Familie das Fräulein sehe und Frau Giovanna nicht so ganz wohl war, verabredete man, daß Julie in Begleitung zweier ihrer Muthmen sich auf das schon erwähnte, der Stadt benachbarte Landgut des Vaters begeben; sie sträubte sich auch gar nicht und gieng dahin. In der Meinung nun, der Vater habe sie so plötzlich dahin beordert, um sie sogleich ihrem zweiten Gemahl in die Hände zu spielen, nahm sie das Pulver mit, das ihr der Bruder gegeben. In der Nacht aber, gegen vier Uhr, rief sie einer Wärterin, die mit ihr erzogen war, und die sie fast wie eine Schwester hielt, ließ sich einen Becher frisches Wasser reichen und sagte, die gestrige Abendkost habe sie durstig gemacht. Dann warf sie das wirksame Pulver hinein und trank den Becher in Einem Zug aus. Darauf sagte sie in Beisein der Wärterin und einer der Muthmen, die mit ihr aufgewacht war: Mein Vater soll mir gewiß gegen meinen Willen keinen Mann geben, wenn ichs verhindern kann.

Diese beiden nicht aus dem feinsten Teige gebadenen Frauen,

die sie das Pulver trinken gesehen, das sie zur Erfrischung in das Wasser zu schütten vorspiegelte, und auch ihre Worte gehört hatten, verstanden sie darum doch nicht und schöpften auch keinen Verdacht, sondern gingen wieder zu Bette. Julie löschte das Licht aus, und als die Wärterin hinausgegangen war, stieg sie, wie ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, aus dem Bette, legte alle ihre Kleider wieder an, ging dann zurück ins Bette und legte sich darin, als hätte sie sterben zu müssen gedacht, so gut sie konnte zurecht, faltete die Hände über der Brust und erwartete so die Wirkung des Tranks, der auch nicht zwei Stunden brauchte, sie einer Todten gleich zu machen. Als der Morgen kam und die Sonne schon ziemlich emporgestiegen war, ward das Fräulein in der beschriebenen Weise im Bette gefunden; man wollte sie wecken und konnte nicht, denn sie war schon ganz kalt. Da erinnerte sich die Muhme und die Wärterin des Wassers und des Pulvers, die sie in der Nacht getrunken, und der Worte, die sie dabei gesprochen hatte. Als sie ferner bemerkten, daß sie sich angekleidet und so auf dem Bette zurecht gelegt hatte, hielten sie das Pulver für Gift und zweifelten nicht, daß sie todt sei. Da erhob sich unter den Frauen Lärm und gewaltiges Heulen, zumal von der Wärterin, die sie oft beim Namen rief und sagte: O Herrin, das war es also, warum ihr jagtet: Mein Vater soll mir gegen meinen Willen keinen Mann geben! Trügerisch batet ihr mich um frisches Wasser, das mir Armen euern kläglichen Tod zugezogen hat. O ich Unglückselige! Wen soll ich am Meisten beklagen, euern Tod oder mich selbst! Warum habt ihr im Tod die Begleitung einer Magd verschmäht, die ihr im Leben so zu lieben schien? Wie ich gern mit euch lebte, so war ich auch gern mit euch gestorben. O Herrin, mit eigenen Händen hab ich euch das Wasser gebracht, daß ich Unglückliche so von euch verlassen würde! Ich allein hab euch und mich selbst, euern Vater und eure Mutter mit Einem Schlag getödtet. Mit diesen Worten stieg sie auf das Bette und schloß das scheinodte Fräulein fest in die Arme.

Messer Antonio, der in der Nähe den Lärm gehört hatte, lief am ganzen Leibe zitternd in der Tochter Kammer, und da er sie so auf dem Bette liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, ob er sie gleich für todt hielt, doch zu seiner Beruhigung sogleich nach Verona zu seinem Arzt, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt. Als dieser kam, das Fräulein gesehen und ein wenig berührt hatte, erklärte er, sie sei in Folge des genommenen Giftes schon sechs Stunden todt, worüber der arme Vater in heftiges Wehklagen ausbrach. Die Trauerbotschaft lief schnell von Mund zu Mund und kam in kürzester Zeit auch der unglücklichen Mutter zu, welche plötzlich eiskalt für todt zu Boden sank und als sie mit einem grellen Schrei aus der Ohnmacht wieder zu sich kam, sich wie wahnsinnig schlug, die liebe Tochter mit Namen rief und die Luft mit Klagen füllend ausrief: Ich sehe dich todt, meine Tochter, du einziger Trost meines Alters! Wie hast du mich so grausam verlassen können und deiner unseligen Mutter deine letzten Worte zu hören mißgönnt. Ich hätte dir wenigstens deine schönen Augen geschlossen und deinen köstlichen Leib gewaschen. Wie kannst du mich das von dir hören lassen? O liebste Frauen, die ihr da bei mir seid, helft mir sterben, und wenn ein Funken Erbarmen in euch lebt, so laßt eure Hände, wenn der Dienst euch nicht zu niedrig ist, eher als den Schmerz mich ersticken. Und du großer Vater im Himmel, wenn ich so schnell als ich wünsche nicht sterben kann, so entzieh mit deinem Pfeil mich mir selbst, die ich haße.

Von einigen ihrer Frauen aufgehoben ward sie aufs Bette gebracht; andere bemühten sich vergebens sie zu trösten: sie hörte nicht auf zu jammern und zu klagen. Unterdessen ward das Fräulein von dem Landgute, wo sie sich befand, nach Verona gebracht und bei großen und ehrenvollen Seelenmessen von Verwandten und Freunden beklagt und in der genannten Gruft des Franziscanerklosters für todt beigesetzt.

Bruder Lorenzo, der in Angelegenheiten seines Klosters eine Strecke vor die Stadt gegangen war, hatte Juliens Brief, den er

an Romeo schicken sollte, einem Bruder, der nach Mantua gieng, mitgegeben. Als dieser dort ankam, gieng er zwei bis dreimal in Romeo's Wohnung, traf ihn aber zu großem Unglück nie zu Hause und hatte den Brief, den er keinem Andern als ihm selbst geben wollte, noch in Händen, als Pietro, welcher Julien für todt hielt, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht antraf, in größter Verzweiflung beschloß, Romeo seinem Herrn selbst eine so traurige Nachricht zu bringen, wie ihm der Tod seiner Geliebten sein mußte. Er gieng daher Abends aus Verona nach dem Landgut seines Herrn und eilte dann in der Nacht so schnell auf Mantua zu, daß er am Morgen zeitig anlangte. Er fand Romeo, ehe dieser noch den Brief seiner Gattin durch den Bruder erhalten hatte, und erzählte ihm weinend, wie er Julien todt und beisehen gesehen, und berichtete ihm Alles, was sie zuvor gethan und gesprochen hatte. Als Romeo dieß hörte, erblasste er und zog wie halb todt den Degen und wollte sich erstechen; aber von den Anwesenden gehindert, rief er aus: Mein Leben kann in keinem Falle mehr lange dauern, da mein wahres Leben gestorben ist. O mein Lieb, ich bin allein an deinem Tode Schuld, da ich nicht kam, wie ich geschrieben hatte, dich deinem Vater zu entführen. Nicht von mir zu lassen, wolltest du sterben, und ich sollte aus Todesfurcht allein am Leben bleiben? Das sei fern! Zu Pietro gewendet aber sagte er, indem er ihm ein Trauerkleid vom Leibe wegshenkte: Lebe wohl, Pietro!

Pietro zog heim: da verschloß sich Romeo allein in sein Zimmer und da ihm nichts so unerträglich schien als das Leben, überlegte er wie er nun mit sich verfahren sollte. Endlich legte er Trauerkleider an, steckte ein Fläschchen mit Schlangengift, das er seit langer Zeit in einem Schächtelchen für den Nothfall bewahrte, in den Armel und begab sich auf den Weg nach Verona, entschlossen, wenn er ergriffen würde, von der Hand der Gerechtigkeit das Leben zu verlieren oder sich in der Gruft, deren Lage ihm wohlbekannt war, mit seiner Vermählten einzuschließen und dort zu sterben.

Diesem letztern Vorfaß war das Glück günstig, denn am zweiten Abend nach Juliens Beisezung kam er, ohne erkannt zu werden, nach Verona und erwartete die Nacht, und als er nun Alles in Schweigen gehüllt sah, verfügte er sich nach dem Minoritenkloster, wo die Gruft war. Die Kirche stand in der Citadelle, wo diese Mönche damals wohnten; sie haben sie später, ich weiß nicht weshalb, verlassen und sind in die Vorstadt St. Zeno in das Kloster San Bernardino gezogen wie es jetzt heißt, wiewohl es früher nach San Francesco benannt war. An dieser Kirche Mauern waren dazumal einige steinerne Särge angebaut, wie man sie an manchen Orten vor den Kirchen sieht. Einer derselben war das alte Begräbniß der Cappelletti und darin lag auch die schöne junge Frau. Dahin begab sich Romeo, es mochte vier Uhr in der Nacht sein, hob, da er sehr stark war, mit Gewalt den Deckel hinweg, und nachdem er ihn mit ein Paar mitgebrachten Hölzern so gestützt hatte, daß er gegen seinen Willen nicht zu fallen konnte, stieg er hinein und schloß ihn von innen zu. Der unselige Jüngling hatte eine Handlaterne mitgebracht, sein Gemahl noch ein wenig zu sehen: sobald er sich in der Gruft verschloßen sah, zog er sie hervor und öffnete sie. Da sah er seine schöne Julie zwischen Knochen und Fexen vieler Todten selbst als eine Todte liegen: darüber ergoß er sich alsbald in heftige Thränen und sprach: O ihr Augen, einst, so lang es Gott gefiel, mir helle Lichter! O Mund, von mir tausendmal so süß geküßt! O schöne Brust, die mein Herz in solcher Wonne beherbergte! Nun ich euch hier blind, stumm und kalt wiederfinde, wie soll ich ohne euch sehen, sprechen und leben? O mein unglücklich Gemahl, wohin hat dich die Liebe geführt, deren Wille es ist, daß ein so enger Raum zwei arme Liebende ersticke und herberge. Weh mir, verhiß mir Solches Hoffnung und Sehnsucht, als sie mich zuerst in deiner Liebe entzündeten? O mein unseliges Leben, was soll nun dein Leitstern sein? So sprechend küßte er ihr Augen, Mund und Brust und überließ sich immer heftigerem Weinen. Dazwischen rief er: Ihr Mauern über mir, warum

fallt ihr nicht über mich und kürzt mir dieß Leben? Aber da ja der Tod offenbar in eines Jeden Gewalt gegeben ist, wär es doch gewiß höchst niederträchtig, ihn zu erwünschen und nicht zu sterben. Hiemit zog er das Fläschchen, das er mit der scharf giftigen Flut im Ermel bewahrte, hervor und fuhr fort: Welch seltsames Geschick bringt mich dazu, auf meinen Feinden, auf von mir Erschlagenen, in ihrem Begräbniß zu sterben! Aber mein Herz, da es eine Wonne ist, bei der Geliebten zu sterben, so laß uns sterben. Hiemit setzte er das grausame Waßer an den Mund, und schlang es ganz hinab. Dann nahm er das geliebte Weib in die Arme, drückte sie fest an die Brust und sprach: O schönes Lieb, letztes Ziel all meiner Sehnsucht, wenn noch ein Gefühl dir geblieben ist nach der Seele Scheiden, oder wenn diese meinen grausamen Tod sieht, so bitt ich dich, laß es dir nicht mißfallen, da ich nicht glücklich vor aller Welt mit dir leben durfte, daß ich wenigstens insgeheim und unselig mit dir sterbe. Und sie so eng umschloßen haltend, erwartete er den Tod.

Schon war die Stunde gekommen, wo die Lebensglut der jungen Frau die mächtige Wirkung des Pulvers überwinden und sie zum Leben erwachen mußte. Gepreßt und gerüttelt von Romeo belebte sie sich daher in seinen Armen, und wie sie wieder zu sich kam, sprach sie mit einem schweren Seufzer: Weh mir, wo bin ich? wer umarmt mich Unglückliche, wer küßt mich? Und in der Meinung, Bruder Lorenzo sei es, rief sie: So also, Mönch, haltet ihr Romeo die Treue? Auf solche Weise wollt ihr mich sicher zu ihm führen? Als Romeo gewahrte, sie lebe, erstaunte er sehr, und vielleicht an Pigmalion gedenkend, sprach er: Kennst du mich nicht, mein süßes Weib? Siehst du nicht, daß ich dein trauernder Gatte bin, der allein heimlich hieher von Mantua gekommen ist, mit dir zu sterben?

Als Julie erkannte, daß sie in der Gruft war und einem Manne in den Armen lag, der Romeo sein wollte, war sie fast außer sich. Sie drückte ihn ein wenig zurück, sah ihm ins Gesicht und da sie ihn gleich erkannte, umarmte sie ihn unter tausend

Rüffen und sprach: Welche Thorheit bewog dich hier herein zu kommen mit solcher Gefahr? War es dir nicht genug, daß du aus meinem Briefe erfahst, daß ich mich mit Bruder Lorenzos Hülfe todt stellen wollte, um dann alsbald bei dir zu sein?

Da erkannte der unselige Jüngling seinen großen Irrthum und sprach: O mein trauriges Loos! Unglücklicher Romeo, weit über alle Liebenden beklagenswerth! Ich habe hierüber keinen Brief von dir empfangen. Noch erzählte er ihr, wie Pietro ihren scheinbaren Tod ihm als wirklich zu melden kam, und wie er sie für gestorben haltend, ihr im Tode Gesellschaft zu leisten, neben ihr ein Gift genommen, so scharf, daß er schon den Tod durch alle Glieder rinnen fühle. Das unglückliche Kind, da sie Solches hörte, überwältigte sie so der Schmerz, daß sie nichts zu thun wußte als ihre schönen Locken zu raufen und ihre unschuldige Brust zu zerbrechen; den Romeo, der schon rücklings hingefunken war, küßte sie häufig und übergieß ihn mit einem Meer von Zähren, und noch bleicher als Asche und ganz zitternd sprach sie: Also in meiner Gegenwart und durch meine Schuld mußt du sterben, mein Gemahl, und der Himmel gäbe es zu, daß ich nach dir, wenn auch nur einen Augenblick lebe? Ich Unglückliche! Könnt ich dir wenigstens mein Leben schenken und allein sterben. Worauf der Jüngling mit schwacher Stimme sprach: Wenn je meine Treue, meine Liebe dir theuer waren, meines Lebens Hoffnung, so beschwör ich dich bei ihnen, laß dir das Leben nach mir nicht missfallen, wenn auch nur das Gedächtniß Dessen zu bewahren, der ganz von deinen Reizen glühend vor deinen schönen Augen dahinstirbt.

Die junge Frau antwortete ihm: Wenn du um meines verstellten Todes wegen dahinstirbst, was soll ich thun deines wirklichen willen? Es schmerzt mich nur, daß ich kein Mittel sehe, in deinem Beisein zu sterben, und bin mir selbst verhaßt, daß ich so lange lebe; doch hoff ich, es wird nicht lange währen bis ich wie die Ursache so auch die Gefährtin deines Todes werde.

Mit Mühe hatte sie diese Worte gesprochen, als sie wie

totd zurückfant; aber wieder zu sich kommend bemühte sich die Unglückselige, mit dem schönen Munde die letzten Seufzer ihres geliebten Gemahls aufzufangen, der mit schnellen Schritten seinem Ende entgegengieng.

Unterdessen hatte Bruder Lorenzo erfahren, wie und wann die junge Frau das Pulver eingenommen, und daß sie für todt beigelegt worden war, und da er nun wußte, daß die Zeit gekommen sei, wo die Wirkung des Pulvers zu Ende gieng, so nahm er einen vertrauten Gefährten zu sich und kam etwa eine Stunde vor Tag an das Gewölbe. Als er dahin kam und sie jammern und weinen hörte, auch durch die Ritze des Deckels ein Licht darin brennen sah, verwunderte er sich sehr und meinte, auf irgend eine Weise müße sie eine Leuchte mit sich genommen haben und sei nun erwacht und in der Angst vor einem Todten, oder gar lebendig begraben zu bleiben, in solches Weinen und Klagen ausgebrochen. Mit Hülfe seines Begleiters öffnete er also schnell die Gruft und sah Julien, die mit geraustem Haar und von Schmerz verstört halb aufrecht saß und den halbtodten Gatten auf den Schooß genommen hatte, und sprach zu ihr: Also fürchtestest du, mein Töchterchen, ich laße dich hier umkommen?

Als sie den Mönch vernahm, verdoppelte sie ihre Klage und sprach: Nein, vielmehr fürcht ich, ihr möchtet mich lebend hinwegführen. Ach, um Gottes Barmherzigkeit, verschließt das Grab, geht und laßt mich hier sterben; oder gebt mir ein Messer, daß ich es in meine Brust stoßend mich allem Jammer entziehe. O mein Vater, mein Vater! Schön habt ihr meinen Brief besorgt! Schön werd ich vermählt mit ihm leben! Schön geleitet ihr mich zu Romeo! Seht ihn hier todt auf meinem Schooß.

Sie zeigte ihm Romeo und erzählte den ganzen Hergang. Als Bruder Lorenzo das hörte, stand er wie von Sinnen da. Er sah den Jüngling an, der im Begriff war ins andere Leben zu wandern, rief ihn an unter vielen Thränen und sprach: Romeo, welcher Unstern raubte dich mir? Sprich zu mir ein Wort, hebe deine Augen ein wenig zu mir. O Romeo, sieh deine

geliebte Julie, die dich steht um einen Blick. Warum antwortest du nicht wenigstens ihr, in deren Schooß du liegst?

Bei dem theuern Namen seiner Geliebten erhob Romeo ein wenig die matten vom nahen Tode beschwerten Augen, sah sie an und schloß sie wieder. Bald darauf, als der Tod ihm durch alle Glieder fuhr, krümmte er sich ganz, stieß einen kurzen Seufzer aus und verschied.

Als so der unglückliche Liebhaber gestorben war, sprach der Mönch nach langem Weinen, da schon der Tag nahte, zu der Frau: Und du, Julie, was gedenkst du zu thun?

Hier zu sterben, gab sie sogleich zur Antwort. Wie? meine Tochter, sprach er, sprich nicht also. Komm heraus! Wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, was ich thun und sagen soll, so hindert dich doch nichts, dich in ein Kloster zu verschließen und dort immer Gott für dich und deinen todten Gemahl zu bitten, wenn er es bedarf.

Die junge Frau antwortete ihm: Vater, ich bitt euch nur um die eine Gnade, die ihr in Erinnerung an die Liebe, die ihr zu dem Seligen hier (auf Romeo zeigend) getragen, mir gern erweisen werdet, nämlich, daß ihr niemals unsern Tod bekannt macht, damit unsere Leiber stäts in diesem Grabe vereinigt seien, und wenn man je unsern Tod erführe, bitt ich euch bei jener eurer Liebe zu Romeo, daß ihr unsere trauernden Eltern in unser beider Namen ansieht, daß sie Denen, welche die Liebe in gleicher Blut verzehrt und zum gleichen Tode geführt hat, nicht mißgönnen, im gleichen Grabe zu ruhen.

Damit wandte sie sich zu dem hingestreckten Leichnam Romeo's, dessen Haupt sie auf ein Kopfkissen gelegt hatte, das bei ihr in der Gruft geblieben war, drückte ihm die Augen zu, badete ihm mit Thränen das kalte Angesicht und sprach: Was soll ich ohne dich ferner im Leben, mein Gemahl? Was bleibt mir sonst noch zu wünschen als dir in den Tod zu folgen? Gewiß, anders nichts, damit von dir, von dem nur der Tod mich trennen konnte, der Tod selbst mich nicht zu trennen vermöge. Mit die-

jen Worten stellte sie sich die Größe ihres Unglücks lebhaft vor, gedachte an den Verlust des theuern Geliebten, faßte den festen Vorfaß, nicht länger zu leben, hielt den Athem an sich so lange sie konnte, entließ ihn dann mit einem heftigen Schrei und fiel todt hin über den Leichnam.

Als Bruder Lorenzo sah, daß sie gestorben war, war er ganz betäubt vor Mitleid und wußte sich nicht zu rathen. Ihn und seinen Begleiter ergriff der Schmerz im tiefsten Herzen; sie beweinten beide der Liebenden Tod: da kamen von Ohngefähr die Leute des Statthalters hinzu, die einen Verbrecher verfolgten, und da sie in der Gruft weinen hörten und Licht darin sahen, liefen sie hinzu. Sie nahmen die Mönche vor und sprachen: Was macht ihr hier, ihr Herren, zu dieser Stunde? Lebt ihr etwa Raub in diesem Grabe?

Als Bruder Lorenzo die Häfcher hörte und erkannte, hätte er des Todes sein mögen. Er sprach aber: Komme mir Keiner zu nahe! Ich bin euer Mann nicht. Wollt ihr etwas, so verlangt es aus der Ferne. Da sprach ihr Anführer: Wir wollen wissen, warum ihr die Gruft der Cappelletti so eröffnet habt, wo erst vorgestern ein Fräulein ihres Hauses beigesezt wurde. Wenn ich euch, Bruder Lorenzo, nicht als einen rechtschaffenen Mann kenne, so würde ich sagen, ihr wärt die Todten zu berauben hieher gekommen.

Die Mönche löschten das Licht und versehten: Was wir thun wirst du nicht erfahren, denn es geht dich nichts an.

Zener antwortete: Recht; ich werde es aber dem Fürsten anzeigen.

Bruder Lorenzo, den die Verzweiflung sicher machte, entgegnete: Zeig es nur immer an. Damit schloß er mit dem Gefährten die Gruft und gieng in die Kirche.

Der Tag war schon ganz hell, als die Mönche sich von den Häfchern losmachten, daher Einer von ihnen die Nachricht, was mit diesen Mönchen vorgefallen sei, sogleich einem der Cappelletti überbrachte. Diese wußten vielleicht, daß Bruder

Lorenzo dem Romeo befreundet sei, und traten sogleich vor den Fürsten mit der Bitte, er möge, allenfalls mit Gewalt, aus dem Mönche herauszubringen sehen, was er in ihrem Begräbniß zu suchen habe. Der Fürst stellte Wachen aus, daß der Mönch nicht entweiche und schickte nach ihm. So ward er mit Gewalt vor den Fürsten gebracht, der ihn fragte: Was suchtet ihr heute Morgen in der Gruft der Cappelletti? Sagt es uns, denn wir müssen es wissen.

Der Bruder antwortete: Herr, ich will es euer Hoheit gerne sagen: Ich war der Beichtvater der Tochter des Messer Antonio Cappelletti, welche vor einigen Tagen so seltsam gestorben ist, Und weil ich sie als meine geistliche Tochter so sehr liebte und bei ihrer Leichenfeier nicht zugegen sein konnte, gieng ich hin über sie gewisse Gebete zu sprechen, welche neunmal über einer Leiche gesprochen, die Seele von der Pein des Fegefeuers erlösen; und weil dieß Wenige wissen und von solchen Dingen nichts verstehen, sagen die Thoren, ich sei hingegangen um die Todten zu berauben. Ich weiß nicht ob ich Raub begehe, wenn ich solche Dinge thue: mir genügt diese schlechte Rutte und dieser Strid. Von allen Schätzen der Lebendigen nahm ich keinen Deut, geschweige von den Kleidern der Todten. Sie thun nicht wohl, die mich in solcher Weise verleumben. Der Fürst hätte dieß beinahe geglaubt, wenn nicht viele Mönche, die dem Lorenzo übel wollten, als sie hörten, man habe ihn in dem Begräbniß gefunden, es zu öffnen gelüftet hätte. Sie machten es auf und als sie den Leichnam Romeos darin fanden, ward es sogleich dem Fürsten, der noch mit dem Bruder sprach, mit dem größten Lärm hinterbracht, wie in der Gruft der Cappelletti, in welcher man den Bruder in der Nacht betroffen hatte, Romeo Montecchis Leichnam liege; dieß schien Allen gleichsam unmöglich und brachte allgemeines Erstaunen hervor. Als das Bruder Lorenzo sah und begriff, daß er nicht mehr verhehlen könne was er so gern geheim gehalten hätte, fiel er vor dem Fürsten auf die Kniee und sprach: Verzeiht mir, mein Fürst, wenn ich euer Hoheit auf euer Befragen die Unwahrheit sagte,

denn es geschah nicht aus Bosheit noch des Gewinns willen, sondern um zwei armen heimgegangenen Liebenden mein Wort zu halten. So erzählte er denn in der Kürze den ganzen Hergang vor vielen Zeugen.

Als Bartolomeo della Scala dieß hörte, konnte er sich vor Mitleid der Thränen nicht erwehren, wünschte die Leichen selbst zu sehen, und begab sich sogleich mit einer großen Menge Volks in das Grab. Er ließ die Leichen beider Liebenden herausziehen und in der Kirche San Francesco auf zwei Teppiche legen. Unterdessen kamen auch ihre Väter in die Kirche, vergoßen Thränen über den Leichen ihrer Kinder und von doppeltem Erbarmen ergriffen schloßen sie sich, obwohl bisher Gegner, in die Arme, so daß die lange Feindschaft ihrer Häuser, welche weder der Freunde Bitten, noch des Fürsten Drohungen, weder der erlittene Schade, noch der Lauf der Zeit hatten auslöschen können, nun durch den elenden, beklagenswerthen Tod dieser beiden Liebenden zu Ende kam. Es wurde ein schönes Denkmal bestellt, dem nach wenigen Tagen die Ursache ihres Todes eingegraben ward, worauf denn die beiden Liebenden mit großem und festlichem Leichengepränge vom Fürsten, allen Verwandten und der ganzen Stadt beklagt und begleitet, beigeseht wurden. Dieß klägliche Ende nahm die Liebe Romeos und Juliens wie ihr gehört habt und wie es mir Peregrino von Verona erzählte.

O du treue Liebe, die du in den Frauen vor Alters waltetest, wohin bist du gekommen? In welcher Brust wohnst du noch? Welche Frau würde es jetzt machen wie die getreue Julie bei der Leiche ihres Geliebten? Wird je der schöne Name dieser Frau von den gewandtesten Zungen nicht mehr gepriesen werden? Wie Viele gäbe es jetzt, die den Geliebten nicht so bald gestorben sähen, als sie schon einen Andern zu finden bedacht wären, statt an seiner Seite zu sterben. Denn wenn ich sehe, daß wider alle Forderung der Vernunft, manche Frauen aller Treue und redlicher Dienste vergeßen, ihre Liebhaber, die sie sonst heiß geliebt haben, nicht erst nach dem Tode, sondern schon bei irgend einem

2. Romeo und Julie.

Nach Bandello.

zu den Zeiten der Herrn de la Scala zeichneten sich in Verona zwei Familien, die Montecchi und die Cappelletti, vor allen andern durch Adel und Reichthümer aus; unter sich aber waren sie, was auch die Ursache sein mochte, durch eine so heftige und blutige Feindschaft entzweit, daß bei verschiedenen Gefechten, welche sich diese mächtigen Geschlechter lieferten, Viele, sowohl von den Montecchi als von den Cappelletti und den beiderseitigen Parteigängern ums Leben kamen, wodurch ihr Haß gegen einander immer höher gesteigert wurde. Herr von Verona war dazumal Bartolomeo Scala, welcher sich viele Mühe gab, zwischen den beiden Häusern Frieden zu stiften; aber er konnte es nie durchsetzen, so tief hatte der Haß in ihren Herzen gewurzelt. Indes brachte er sie dahin, daß sie zwar nicht Frieden schloßen, aber doch die beständigen Schirmmügel abstellten, die oft genug zwischen ihnen mit dem Tode vieler Menschen geendet hatten, so daß hinfort die Jüngern der einen Partei den Bejahrtern der andern auf der Straße auswichen. Eines Jahres nach Weihnachten, als die Feste und Maskenzüge begannen, geschah es, daß Antonio Cappelletto, das Haupt seiner Familie, ein glänzendes Fest gab, zu welchem er viele vornehme Herren und Damen eingeladen hatte. Man sah dajelbst den größten Theil aller jungen Leute der Stadt, und unter andern kam auch Romeo Montecchio dahin, ein Jüngling von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, der schönste und artigste von Veronas ganzer Jugend. Er war verkleidet und begab sich, als die Nacht schon begonnen hatte, mit den Uebrigen in das Haus des Cappelletto.

Schlage des Glücks vergeßen und verlassen, was mag man dann glauben, daß sie nach ihrem Tode thun würden? Belagenswerthe Liebhaber dieser Zeit, die weder für geleistete treue Dienste, noch wenn sie das Leben für ihre Geliebten gewagt haben, hoffen dürfen, daß diese mit ihnen sterben möchten, vielmehr überzeugt sein dürfen, daß sie ihnen nicht auf länger hinaus theuer sein werden als so lange sie für ihre Bedürfnisse zu sorgen reichliche Mittel besitzen.

2. Romeo und Julie.

Nach Bandello.

Bei den Zeiten der Herrn de la Scala zeichneten sich in Verona zwei Familien, die Montecchi und die Cappelletti, vor allen andern durch Adel und Reichthümer aus; unter sich aber waren sie, was auch die Ursache sein mochte, durch eine so heftige und blutige Feindschaft entzweit, daß bei verschiedenen Gefechten, welche sich diese mächtigen Geschlechter lieferten, Viele, sowohl von den Montecchi als von den Cappelletti und den beiderseitigen Parteigängern ums Leben kamen, wodurch ihr Haß gegen einander immer höher gesteigert wurde. Herr von Verona war dazumal Bartolomeo Scala, welcher sich viele Mühe gab, zwischen den beiden Häusern Frieden zu stiften; aber er konnte es nie durchsetzen, so tief hatte der Haß in ihren Herzen gewurzelt. Indes brachte er sie dahin, daß sie zwar nicht Frieden schloßen, aber doch die beständigen Scharmügel abstellten, die oft genug zwischen ihnen mit dem Tode vieler Menschen geendet hatten, so daß hinfort die Jüngern der einen Partei den Bejahrtern der andern auf der Straße auswichen. Eines Jahres nach Weihnachten, als die Feste und Maskenzüge begannen, geschah es, daß Antonio Cappelletto, das Haupt seiner Familie, ein glänzendes Fest gab, zu welchem er viele vornehme Herren und Damen eingeladen hatte. Man sah daselbst den größten Theil aller jungen Leute der Stadt, und unter andern kam auch Romeo Montecchio dahin, ein Jüngling von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, der schönste und artigste von Veronas ganzer Jugend. Er war verkleidet und begab sich, als die Nacht schon begonnen hatte, mit den Uebrigen in das Haus des Cappelletto.

Romeo war zu jener Zeit heftig verliebt in eine junge Dame, welcher er schon seit mehr als zwei Jahren zum Raube geworden war, denn obgleich er ihr, wenn sie in die Kirche, oder sonst wohin gieng, den ganzen Tag nachfolgte, so hatte sie sich doch nie auch nur mit einem Blicke freundlich gegen ihn erwiesen. Er hatte ihr oft und viele Briefe geschrieben und Bottschaften gesandt, aber die übertriebene Sprödigkeit und Härte der Dame gestattete ihr nicht, dem verliebten Jüngling eine geneigte Miene zu zeigen. Dieß schien ihm so bitter und unerträglich, daß ihn das Uebermaß der Schmerzen, die er darüber empfand, nach unendlichen Seufzern und Thränen, zuletzt zu dem Vorsatz brachte, Verona zu verlassen und einige Jahre außen zu bleiben, um durch mancherlei Reisen durch Italien seine zügellose Leidenschaft zu erlösen. Aber die glühende Liebe zu der Dame zwang ihn bald wieder, sich selber Vortwürfe zu machen, daß er einem solchen Gedanken Raum gegeben, und es war ihm durchaus unmöglich, die Stadt zu verlassen. Manchmal sprach er zu sich selbst: Fern sei es von mir, Diese ferner zu lieben, da ich an tausend unzweideutigen Zeichen erkenne, daß ihr meine Dienstbarkeit nicht angenehm ist. Wozu ihr folgen auf Schritt und Tritt, wenn mir all mein Liebäugeln nicht frommt? Ich thue Unrecht, die Kirche oder sonst einen Ort zu besuchen, wo sie sich befindet: wenn ich sie nicht mehr sähe, vielleicht daß dieses Feuer, das von ihren schönen Augen Stoff und Nahrung entlehnt, sich nach und nach verzehren würde. Aber was halfs? Alle seine Gedanken waren verloren und verschwendet, denn je ungnädiger sie sich erwies und je weniger Hoffnung er hatte, desto mehr schien seine Liebe zu wachsen, und desto unglücklicher fühlte er sich, wenn er sie nur einen Tag nicht gesehen hatte. Da er so beständig in dieser glühenden Liebe verharrte, fürchteten einige seiner Freunde, daß er sich verzehre, daher sie ihn mehrmals liebevoll ermahnten und baten, von solchem Beginnen abzustehen. Aber er kümmerte sich so wenig um ihre gegründeten Ermahnungen und heilsamen Rathschläge, als die Dame um Alles was er thun mochte. Unter andern hatte Romeo einen Gefährten, welchem es gar zu leid that, daß er ohne

alle Hoffnung, Dank zu erwerben, in dem Dienst dieser Dame die Zeit seiner Jugend und die Blüthe seiner Jahre verschwende, daher er eines Tages zu ihm sprach: Romeo, eine Qual ist es mir, der ich dich brüderlich liebe, zu sehen, daß du dich in dieser Weise wie Schnee an der Sonne verzehrst. Da du doch siehst, daß mit Allem was du thust und aufwendest (und ohne Gewinn und Ehre aufwendest) du diese nicht bewegen kannst, dich zu lieben; daß dir alle angewandten Mittel nichts frommen, vielmehr ihre Sprödigkeit täglich zunimmt, was willst du dich länger vergebens abmühen? Es ist die äußerste Thorheit eine Sache, die nicht etwa schwer, sondern unmöglich ist, ausführbar machen zu wollen. Du siehst ja deutlich, daß sie weder von dir, noch von deinen Geschenken wissen will. Vielleicht hat sie einen Liebhaber, der ihr so theuer und werth ist, daß sie ihn dem Kaiser nicht aufopfern würde. Du bist jung und wohl der Schönste, der sich in dieser Stadt finden mag; du bist, erlaube mir dir die Wahrheit unter die Augen zu sagen, wohlgezogen, tugendreich, liebenswürdig und was die Jugend am meisten ziert, in den schönen Wissenschaften bewandert; du bist ferner der einzige Sohn eines Vaters, dessen große Reichthümer bekannt genug sind. Und hält er vielleicht gegen dich die Hände zu? Schilt er dich aus, daß du spendest und verschenkst wie es dir beliebt? Vielmehr ist er dir ein Verwalter, der sich für dich abmüht und dich nach Belieben schalten läßt. So ermanne dich denn und erkenne den Irrthum, in welchem du deine Tage verbringst; hebe den Schleier von deinen Augen, der dich blind macht und dich den Weg nicht sehen läßt, den du zu wandeln hast; entschleße dich, dein Herz anderswohin zu wenden, und ergieb dich einer Herrin, die dich zu verdienen weiß. Laß dich einen gerechten Unwillen bestimmen, der im Reiche der Liebe noch mehr vermag als die Liebe selbst. In der ganzen Umgegend beginnen jetzt Feste und Maskeraden; begieb dich hin zu allen Festen, und begegnet dir irgendwo die, welcher du so lange Zeit vergebens gedient hast, so schaue nicht nach ihr, sondern blide zurück in den Spiegel der Liebe, die du zu ihr getragen, so wirst du ohne Zweifel für alle

ausgestandenen Schmerzen Ersatz finden, denn ein gerechter, wohlgegründeter Unwille wird so heftig in dir aufpodern, daß er dein schlechtgeregeltes Verlangen bezwingen und dich in Freiheit setzen wird.

Mit diesen und vielen andern Gründen, die ich hier übergehe, ermahnte der getreue Geselle seinen Romeo, das schlecht begonnene Unternehmen aufzugeben. Romeo hörte Alles, was er ihm jagte, mit Geduld an und beschloß dem weisen Rathe Folge zu leisten. Er sieng an, alle Feste zu besuchen, und traf er irgend seine spröde Dame, so lehrte er sein Antlitz nie zu ihr hin, sondern gieng umher die andern anzusehen und zu mustern, um sich die auszusuchen, die ihm die Schönste schiene, gerade als wär er auf einen Markt gegangen um Pferde zu kaufen.

Zu dieser Zeit kam nun Romeo, wie gesagt, als Maske zu dem Feste des Cappelletto, und obgleich sie schlechte Freunde waren, duldeten sie sich doch gegenseitig. Nachdem Romeo sich eine Weile mit der Maske vor dem Gesichte hier aufgehhalten hatte, nahm er sie ab und ließ sich in einer Ecke nieder, von wo aus er Alle übersehen konnte, die in dem Saale waren: denn dieser war von dem Schein unzähliger Fackeln hell wie am Tage erleuchtet. Jeder blickte auf Romeo, besonders die Damen, und alle wunderten sich, daß er so unbesorgt in diesem Hause verweile. Indessen war Romeo, nicht bloß seiner Schönheit willen, sondern als ein sehr wohlgezogener, artiger Jüngling, in der ganzen Stadt allgemein beliebt. Seine Feinde hingegen achteten nicht so auf seine Gegenwart, wie sie vielleicht gethan hätten, wenn er älter gewesen wäre. Hier warf sich also Romeo auf das Studium der weiblichen Schönheiten, welche das Fest versammelt hatte, rühmte bald diese, bald jene mehr oder minder, wie sein Geschmack es ihm eingab, und unterhielt sich ohne zu tanzen auf diese Weise recht gut, als ihm plötzlich ein unbeschreiblich schönes Mädchen zu Gesichte kam, das ihm unbekannt war: diese gefiel ihm unendlich, er glaubte nie ein schöneres, anmuthigeres Fräulein gesehen zu haben; je aufmerksamer Romeo sie betrachtete, desto mehr schienen ihm ihre Reize an Reiz zu gewinnen, desto anmuthiger ihre Anmuth zu werden. Er be-

gann ihr mit verliebten Blicken zu losen und wußte sich nicht von ihrer Anschauung loszureißen; eine ungewöhnliche Wonne gewährte ihm ihr Anblick; er entschloß sich alle seine Kräfte aufzuwenden, um ihre Gunst und Liebe zu erwerben. So wich die Leidenschaft, die er zu jener andern Dame empfunden hatte, von dieser neuen besiegt, der frisch auflodernden Flamme, die nun nichts mehr auszulöschen vermochte als der Tod. Bei dem Eintritte in dieses reizende Labyrinth hatte Romeo den Muth nicht, sich nach dem Namen der Dame zu erkundigen, sondern war einzig bedacht, die Augen an ihrem Anblick zu weiden; sorgfältig achtete er auf alle ihre Bewegungen, schlürfte das süße Gift der Minne und pries mit Bewunderung und Entzücken jeden ihrer Reize und jede ihrer Gebärden. Er saß, wie schon erwähnt, in einem Winkel, vor welchem beim Tanze alle Paare vorüber kamen.

Julie, so hieß das Fräulein, das Romeo so sehr gefiel, war die Tochter des Herrn des Hauses und des Festes; den Romeo kannte sie nicht, aber er schien ihr der schönste und reizendste Jüngling, den man finden möge; sie fühlte sich unendlich befriedigt bei seinem Anblicke, und wenn sie ihm zuweilen süß verstoßen unter die Augen sah, fühlte sie, ich weiß nicht welche Wollust am Herzen, die sie ganz mit Freude und unendlicher Wonne durchdrang. Von ganzer Seele wünschte die Jungfrau, Romeo möchte sich den Tanzenden anschließen, damit sie ihn besser sehen könne und sprechen höre, denn seine Reden, meinte sie, müßten eben so viel unendliche Süßigkeit enthalten, als sie aus seinen Augen, so oft sie ihn ansah, zu kosten vermeinte. Aber er saß dort ganz alleine und schien gar keine Lust zum Tanz zu verrathen; all sein Sinnen gieng dahin, dem schönen Mädchen mit Augen zu losen, so wie sie ihrerseits keinen andern Gedanken hatte als ihn zu betrachten. Und so unverwandt schauten sie sich einander an, daß, wenn ihre Augen sich begegneten und die feurigen Stralen ihrer Liebesblicke sich mischten, sie wohl gewahrten, daß die Liebe sie zusammenführe: denn so oft ihre Blicke sich kreuzten, füllten beide die Luft mit verliebten Seufzern und schienen

keinen andern Wunsch mehr zu kennen als miteinander zu sprechen und sich ihre neu entfachte Glut zu gestehen. Während sie so in Anschauung versunken waren, rückte das Ende des Balles heran und der Fackeltanz, welchen Andre den Kranzreigen nennen, sollte das Fest beschließen. Während dieses Tanzes wurde Romeo von einer Dame geholt, er trat also in den Reihen, that was seines Amtes war, gab die Fadel einer Dame, nahm, wie es das Gesetz des Tanzes erforderte, neben Julien seinen Platz und ergriff zum unermesslichen Vergnügen beider Theile ihre Hand. Julie stand jetzt zwischen Romeo und einem Andern Namens Marcutio der Schielende, einem sehr aufgeräumten Hofmanne, der wegen seiner witzigen Einfälle und drolligen Späße, die er vorbrachte, allgemein gern gesehen war: denn er hatte immer einen Schwanz bei der Hand, um die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, und gar zu gern, doch ohne Jemandes Schaden, ließ er seiner Laune den Zügel schießen. Dabei hatte er aber Winter und Sommer und zu jeder Zeit des Jahres Hände, die kälter und eisiger waren als das allerkälteste Alpeneis, und wenn er auch eine gute Weile am Ofen stand, um sich zu wärmen, blieben sie doch eiskalt wie zuvor. Julie, welche Romeo zur Linken und den Marcutio zur Rechten hatte, fühlte sich kaum von dem Geliebten bei der Hand gefaßt, als sie, vielleicht um ihn reden zu hören, sich mit heiterer Miene zu ihm wandte und mit schwankender Stimme sprach: Gesegnet sei eure Ankunft hier an meiner Seite: und dabei drückte sie ihm liebevoll die Hand. Der Jüngling, der aufgeweckt und eben nicht blöde war, erwiderte den Händedruck zärtlich und entgegnete: Was ist das für ein Segen, schöne Herrin, den ihr mir da gebt? Dabei sah er sie mit liebevollen Blicken an und schien seufzend an ihrem Munde zu hangen. Sogleich gab sie holdselig zur Antwort: Wundert euch nicht, edler junger Herr, daß ich eure Ankunft neben mir glücklich preise: schon eine gute Weile läßt mich der Herr Marcutio hier durch den Frost seiner kalten Hand zu lauter Eis gerinnen: habt also Dank, daß ihr mit eurer zarten Hand mich wieder erwärmt.

Sogleich versetzte Romeo: Schöne Herrin, daß ich euch, wodurch es auch sei, einen Dienst erzeige, ist mir überaus willkommen, denn ich wünsche nichts so sehr als euch dienen zu können, und würde mich glücklich preisen, wenn ihr geruhtet mir zu befehlen wie euerm geringsten Diener; wenn aber meine Hand euch erwärmt, so wißt, daß ihr mit der Glut eurer schönen Augen mich ganz in Brand setzt und ich beth eure, wenn ihr mir nicht helft, diese mächtige Feuersbrunst zu ertragen, so werdet ihr mich bald völlig abbrennen und zu Asche werden sehen. kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, so war der Fackeltanz zu Ende, und Julie, die ganz vor Liebe glühte und ihm seufzend die Hand drückte, hatte nicht Zeit ihm anders zu erwiedern als mit den Worten: Weh mir, was kann ich euch sagen als daß ich mehr euch als mir gehöre!

Als sich nun Alle entfernten, wartete Romeo um zu sehen, welchen Weg das schöne Fräulein nehmen werde. Aber es währte nicht lange, so sah er deutlich, daß sie die Tochter des Hausherrn sei, und ganz außer Zweifel setzte ihn darüber ein guter Bekannter, welchen er über mehrere Damen befragte. Darüber ward er sehr mißgelaunt, denn nun schien es ihm schwierig und gefährlich, das erwünschte Ziel seiner Liebe zu erreichen; aber die Wunde war einmal geschlagen und das Gift der Liebe schon zu tief eingedrungen.

Von der andern Seite wünschte auch Julie den Namen des Jünglings zu erfahren, dem sie sich ganz als Beute anheimgefallen fühlte: sie rief also eine Alte, welche sie gesäugt hatte, trat mit ihr an das Fenster ihrer Kammer, die von der Straße aus von unzähligen Fackeln erleuchtet wurde und fieng an sie zu fragen, wer Jener sei, der so und so gekleidet gehe, wer Dieser, welcher den Degen in der Hand halte, und wie jener Dritte heiße, bis sie zuletzt auf die Frage kam, wer der schöne Jüngling sei, der die Maske in der Hand trage. Die gute Alte, welche fast Alle kannte, nannte ihr Jeden bei Namen, und da ihr auch Romeo sehr wohl bekannt war, sagte sie ihr wer er sei. Bei dem Zunamen Montecchio

ward das Fräulein ganz bestürzt und verzweifelte bei der eifersüchtigen Erbitterung zwischen ihren beiden Familien, ihren Romeo je zum Gemahl erwerben zu können; indes ließ sie doch nicht das mindeste Zeichen von Unzufriedenheit blicken. Als sie darauf zu Bette gieng, konnte sie die ganze Nacht vor den mannigfaltigen Gedanken, die sich in ihrer Seele kreuzten, wenig oder gar nicht schlafen; doch von der Liebe zu ihrem Romeo ablassen wollte und konnte sie nicht, so heftig fühlte sie sich für ihn entbrannt, denn da die unglaubliche Schönheit des Geliebten für ihn stritt, so schien es, als ob in Ermangelung der Hoffnung, das Verlangen nach ihm nur desto mehr wüchse, je ungünstiger und gefährlicher sie ihre Sache stehen sah. So von zwei entgegengesetzten Gedanken bestürmt, von welchen sie der eine ermutigte, ihren Vorfaß zu verfolgen, während ihr der andere alle Wege dazu abschchnitt, sprach sie oft zu sich selbst: Wohin laß ich mich von meinen schlecht geregelten Wünschen entführen? Weiß ich Thörin denn ob Romeo mich liebt? Vielleicht hat mir der verschmizte Jüngling diese Worte gesagt, mich zu betrügen, und wenn er mehr von mir erlangt als die Ehrbarkeit erlaubt, mein zu spotten, und mich zur feilen Dirne herabzumwürdigen: vielleicht denkt er auf solche Weise im Namen der Feindschaft Rache zu nehmen, die von Tag zu Tag zwischen seinen und meinen Verwandten an Grausamkeit zunimmt. Doch nein, der Adel seiner Seele gestattet ihm nicht die zu betrügen, die ihn liebt und anbetet. Er ist zu schön und reizend, wenn anders das Gesicht von der Seele ein untrügliches Zeugniß giebt, als daß ein so gottloses und verruchtes Herz in ihm wohnen könnte: ich darf nicht glauben, daß von einem so edeln und schönen Jüngling sich anderes als Liebe, Zucht und Edelmuth erwarten laße. Gesezt indes, daß er mich, wie ich glauben möchte, wirklich liebe und zu seinem rechtmäßigen Gemahl begehre, muß ich nicht vernünftigerweise denken, mein Vater werde niemals darein willigen? Doch wer weiß, ob man nicht gerade mittels dieser Verbindung hoffen dürfe, einst dauernde Eintracht und festen Frieden zwischen diesen beiden Familien zu begründen!

Hab ich doch oft sagen hören, daß durch Ehebündnisse nicht nur zwischen einfachen Bürgern und Edelleuten das Vernehmen wieder hergestellt worden, sondern nicht selten zwischen den größten Fürsten und Königen, unter welchen die grausamsten Kriege herrschten, Freundschaft und wahrer Friede zum Vortheil beider Theile erfolgt sei. Vielleicht bin ich es, die auf solchem Wege Ruhe und Frieden zwischen diesen beiden Häusern stiften soll.

Durch diesen Gedanken beschwichtigt, zeigte sie Romeo, so oft sie ihn nur sehen mochte, wenn er durch die Straße kam, stets ein heiteres Antlitz, worüber er alsdann unendliches Vergnügen empfand. Denn obgleich er nicht minder als sie mit seinen Gedanken in beständigem Kriege lebte, und bald hoffte, bald verzweifelte, so unterließ er doch nicht, fleißig an dem Hause des geliebten Mädchens vorüber zu gehen, was bei Tag und bei Nacht nur mit großer Gefahr geschehen konnte; allein die freundlichen Gesichter, die ihm seine Julie zeigte, entflamnten ihn immer mehr und mehr und zogen ihn stets von Neuem in jene Gegend. Die Fenster von Juliens Kammer giengen nach einem sehr engen Gäßchen hinaus, und gegenüber lag eine Hütte: wenn also Romeo die große Straße herabkam und an die Mündung des Gäßchens gelangte, sah er seine Julie oft genug am Fenster und so oft er sie erblickte, machte sie ihm ein freundlich Gesicht, das ihm sagte, sie sehe ihn mehr als gern. Oft kam Romeo des Nachts und siedelte sich in dem Gäßchen an, theils weil dieser Weg wenig besucht war, anderntheils weil er hier, wenn er sich dem Fenster gegenüber stellte, zuweilen seine Geliebte sprechen hören konnte. Eines Nachts, da Romeo sich an diesem Orte aufhielt, geschah es, daß Julie, entweder weil sie ihn bemerkt hatte, oder durch Zufall, das Fenster öffnete. Romeo zog sich in die Hütte zurück, aber nicht so rasch, daß sie ihn nicht erkannt hätte, denn der Mond erhellte mit seinem Glanze die Nacht. Sie, die sich allein in ihrer Kammer befand, rief ihn sanft beim Namen und sprach: Romeo, was macht ihr hier zu dieser Stunde so allein? Wenn man euch hier trafe, Unglücklicher, was würde aus euerm Leben? Wißt ihr nicht

die tödliche Feindschaft, welche zwischen den Euern und den Unfern herrscht, und wie Vielen sie schon das Leben gekostet hat? Sicherlich, ihr würdet grausam umgebracht; was euch nur zum Schaden und mir nicht zur Ehre gereichen könnte.

Herrin, antwortete Romeo, die Liebe zu euch ist Schuld, daß ich zu dieser Stunde hieher komme, obgleich ich nicht zweifle, daß die Eurigen, wenn sie mich hier trafen, mir nach dem Leben stehen würden; aber ich würde mich beeißern, so viel als meine schwachen Kräfte vermögen, meine Pflicht zu thun, und wenn ich die Uebermacht mich überwältigen sähe, wenigstens nicht allein zu sterben trachten. Da mir doch bestimmt ist, in dieser Liebe das Leben zu lassen, könnte mir wohl ein größeres Glück begegnen, als in eurer Nähe zu sterben? Daß ich aber jemals Ursache werden sollte, den leisesten Schatten auf eure Ehre zu werfen, das glaube ich, wird niemals geschehen, vielmehr würde ich das Opfer des eigenen Blutes nicht scheuen, sie so rein und untadelhaft zu erhalten wie sie ist. Wenn aber die Liebe zu mir so viel über euch vermöchte als die eure über mich, und mein Leben euch so werth wäre als mir das eure, so würdet ihr alle jene Gelegenheiten hinwegräumen, und so an mir thun, daß ich der glücklichste Mensch würde, der heutzutage lebt.

Und was wolltet ihr, daß ich thäte? fragte Julie.

Ich wollte, antwortete Romeo, daß ihr mich liebtet, wie ich euch liebe, und daß ihr mich in eure Kammer ließet, damit ich euch mit mehr Gemächlichkeit und weniger Gefahr die Größe meiner Liebe und die herbe Pein, die ich beständig um euch erdulde, schildern könnte.

Hierauf antwortete Julie etwas erzürnt und außer Faßung: Romeo, ihr kennt eure Liebe, und ich kenne die meine und weiß, daß ich euch liebe, so sehr als man nur Jemand lieben kann und vielleicht mehr als meiner Ehre geziemte; das aber sage ich euch, wenn ihr glaubt, mein jemals anders als durch das unerläßliche Band der Ehe genießen zu können, so seid ihr im größten Irrthum und werdet nie mit mir einig werden. Und weil ich weiß,

daß ihr in dieser Nachbarschaft allzuviel verkehrt, so fürchte ich, ihr könntet in die Gewalt böser Geister gerathen und dann würde ich nie wieder froh werden; deshalb sage ich euch zum Schluß, wenn ihr so der meinige werden wollt wie ich ewiglich die eure zu sein wünsche, so müßt ihr euch mir als euerm rechtmäßigen Gemahl antrauen lassen. Vermählt euch mir, so bin ich bereit mich an jedem Orte einzufinden wo es euch beliebt; habt ihr andere Gedanken im Kopf, so geht eures Weges und laßt mich, so gut ich kann, in Frieden leben. Als dieß Romeo, der keinen andern Wunsch hegte, vernahm, gab er ihr mit vieler Freude zur Antwort, dieß sei ja all sein Verlangen; zu jeder Stunde, die sie befehlen, und auf jede Weise, die sie anordnen werde, sei er bereit, ihr seine Hand zu reichen. Nun ist es gut, versegte Julie; was aber die Anordnung betrifft, so wünsche ich, daß die Trauung von dem ehrwürdigen Bruder Lorenzo da Reggio, meinem geistlichen Vater, geschehe. Hierüber vereinigten sie sich und beschloßen, Romeo solle am nächsten Tage mit ihm von der Sache sprechen, denn er war sehr genau mit ihm bekannt. Dieser Bruder war vom Minoritenorden, Magister der Theologie, großer Philosoph und erfahren in vielen Dingen, unter andern auch in der wunderthätigen Chemie und in der magischen Kunst. Und weil er sich in der guten Meinung des Volks zu erhalten und doch von den Genüssen zu kosten wünschte, die ihm zusagten, so bemühte er sich seine Handlungsweise so klug als möglich einzurichten und wußte sich in allen Fällen, die ihm vorkamen, an irgend eine Person von hohem Stande und Namen anzulehnen. Unter den Freunden, welche ihn in Verona begünstigten, war auch Romeo's Vater, ein Edelmann, der großes Ansehen und allgemeine Hochachtung genoß und von der Heiligkeit dieses Bruders fest überzeugt war. Romeo liebte ihn ebenfalls sehr, und der Bruder ihn in hohem Maße, weil er ihn als einen klugen und herzhaften Jüngling kannte. Doch besuchte er nicht bloß das Haus der Montecchi, sondern unterhielt auch mit den Cappelletti eine sehr genaue

Belanntschaft: überdieß hörte er den größten Theil des Adels der Stadt, sowohl Männer als Frauen, Beichte.

Nach dieser Verabredung nahm also Romeo von seiner Julie Urlaub und gieng nach Hause und den Morgen darauf begab er sich nach San Francesco und erzählte dem Bruder die ganze Geschichte seiner Liebe und die mit Julien getroffene Verabredung. Da Lorenzo dieß hörte, versprach er Alles zu thun, was Romeo verlangte, theils weil er diesem nichts abschlagen konnte, theils weil er sich vorspiegelte, auf diesem Wege die Capelletti und die Montecchi auszusöhnen und die Gnade des Herrn Bartolomeo de la Scala erwerben zu können, der unendlich wünschte, daß diese beiden Häuser Frieden machen möchten, damit endlich alle Unruhen in seiner Stadt ein Ende hätten. Die Liebenden warteten die Gelegenheit des Beichtegehens ab, um ihre Verabredung auszuführen. Als die Karwoche kam, beschloß Julie, sich mehrerer Sicherheit willen der Alten anzuvertrauen, die in ihrer Kammer schlief, und bei schicklicher Gelegenheit entdeckte sie der guten Amme die ganze Geschichte ihrer Liebe. Und obgleich die Alte sie ausschalt und von solchem Beginnen abmahnte, so sah sie doch bald, daß sie hiemit nichts ausrichte, und bequeme sich dem Willen Juliens, welche ihr so viel vorzusagen wußte, daß sie zuletzt einwilligte, einen Brief an Romeo zu überbringen. Als der Liebende ihn gelesen hatte, hielt er sich für den glücklichsten Menschen von der Welt, denn sie schrieb ihm, er solle sich gegen die fünfte Stunde der Nacht an ihrem Fenster, der Hütte gegenüber, zur Zwiesprache einfinden und eine Strickleiter mitbringen. Romeo hatte einen sehr vertrauten Diener, dem er sich schon oft bei Sachen von der größten Wichtigkeit anvertraut und ihn immer willig und treu befunden hatte. Diesem theilte er seinen Vorsatz mit und übertrug ihm die Anschaffung der Strickleiter, und als Alles vorbereitet war, begab er sich zur bestimmten Stunde mit Pietro (so hieß der Diener) nach dem Gäßchen, wo er Julien schon seiner harrend fand. Sobald diese ihn erkannte, ließ sie den Bindfaden herab, den sie bereit hielt, zog die daran geheftete Leiter hinauf

und Pietro verbarg sich in der Hütte. Als Romeo das Fenster erstiegen hatte, das so stark und dicht vergittert war, daß er Mühe hatte eine Hand hindurchzustrecken, ließ er sich mit seiner Julie ins Gespräch ein. Nach gegenseitigen liebevollen Begrüßungen sprach Julie zu ihrem Geliebten: Theurer Freund, den ich mehr liebe als das Licht meiner Augen, ich hab euch hieher kommen lassen, weil ich mit meiner Mutter verabredet habe, nächsten Freitag in der Vesperstunde zur Beichte zu gehen. Unterrichtet Bruder Lorenzo davon, damit er für das Weitere sorge. Romeo antwortete, er habe den Bruder Lorenzo schon benachrichtigt und überredet, ihnen zu Willen zu sein. Nachdem sie eine gute Weile von ihrer Liebe gesprochen, stieg Romeo, da es ihnen Zeit schien, wieder herab, zog die Strickleiter, die man oben gelöst hatte, nach sich und entfernte sich mit Pietro. Sehr vergnügt blieb Julie zurück und jede Stunde schien ihr tausend Jahre zu währen, bis sie ihrem Romeo vermählt würde. Von der andern Seite unterhielt sich Romeo mit seinem Diener und war so fröhlich, daß er sich kaum zu lassen mußte.

Als der Freitag kam, gieng Madonna Giovanna, Juliens Mutter, wie diese mit Romeo verabredet hatte, nebst der Tochter und ihren Dienerrinnen nach San Francesco, welches damals in der Citadelle lag, und ließ, als sie in die Kirche kam, den Bruder Lorenzo rufen. Er, der von Allem unterrichtet war, und den Romeo schon in seine Beichtzelle gelassen hatte, verschloß ihn nun darin und gieng zu der Dame, welche ihn anredete: Mein Vater, ich komme in der Frühe bei euch zu beichten, und bringe auch Julien mit, weil ich weiß, daß ihr den ganzen Tag sehr beschäftigt sein werdet, euern vielen Beichtkindern zu sitzen. Der Bruder antwortete, es könne in Gottes Namen geschehen, gab ihnen den Segen, führte sie dann in seine Klosterzelle und setzte sich in den Beichtstuhl, in welchem sich Romeo schon befand. Von der andern Seite war Julie die erste, welche sich dem Bruder darbot, ihre Beichte abzulegen. Sie trat in den Beichtstuhl, schloß die Thüre hinter sich und gab dem Bruder das Zeichen ihres Eintritts.

Dieser hob das Gitterchen aus und sprach nach kurzen Begrüßungen zu Julien: Meine Tochter, nach dem was mir Romeo erzählt, bist du mit ihm einig, ihn zum Gatten zu nehmen, und er ist entschlossen, dich zur Gattin zu haben. Seid ihr noch jetzt dieses Willens? Die Liebenden antworteten, sie hätten keinen andern Wunsch. Da der Bruder den Willen Beider vernommen hatte, hielt er eine kurze Rede zum Preise des heiligen Ehestandes und sprach dann jene Worte, welche nach dem Gebrauche der heiligen Kirche bei Trauungen üblich sind, worauf dann Romeo seiner theuern Julie, zum größten Vergnügen beider Theile, den Ring übergab. Dann versprach Romeo, sie die nächste Nacht zu besuchen, küßte sie durch das Fensterchen, schlich sich behutsam aus der Zelle und dem Kloster und gieng fröhlich von dannen an seine Geschäfte. Der Bruder rückte das Gitterchen wieder so vor das Fenster, daß Niemand bemerken konnte, es sei ausgehoben gewesen, und hörte die Beichte des glücklichen Mädchens und dann der Mutter und der übrigen Damen. Als die Nacht kam, gieng Romeo mit Pietro zur verabredeten Stunde vor die Mauer des Gartens, erklimm mit Hülfe des Dieners die Mauer und stieg in den Garten herab, wo er seine Gattin fand, die ihn mit der Alten erwartete. Als er Julien erblickte, gieng er ihr mit offenen Armen entgegen. Das Gleiche that ihm Julie: sie umschlang seinen Hals und vom Uebermaß des Entzückens bewältigt, blieb sie lange sprachlos. Der Liebende war von gleicher Freude durchglüht, nie glaubte er solche Wonne empfunden zu haben. Dann begannen sie sich zu küssen, mit unendlicher Lust und unaussprechlichem Vergnügen beider Theile. Darauf zogen sie sich in einen entlegenen Winkel des Gartens zurück, und dort auf einer Ruhebänk umarmten sie sich liebevoll und vollzogen die heilige Ehe, und Romeo, der ein kräftiger Jüngling und sehr verliebt war, erneuerte zu wiederholten Malen das süße Spiel mit seiner schönen Gattin. Alsdann verabredeten sie, wie sie sich wieder zusammenfinden und unterdes Juliens Vater, Messer Antonio Cappelletti, bereden lassen wollten, Frieden zu stiften und sie zu verbinden, worauf Romeo

seine Gattin tausend- und aber tausendmal küßte und den Garten verließ, indem er voller Freuden zu sich selber sprach: Wer mag nun wohl auf Erden gefunden werden, der glücklicher wäre als ich? Wer darf sich in der Liebe mit mir vergleichen? Wer hatte je ein so schönes und reizendes junges Weib als ich? Desgleichen freute sich auch Julie und pries sich glücklich, denn es schien ihr unmöglich auf der ganzen Welt einen Jüngling zu finden, der an Schönheit, Höflichkeit, feiner Bildung, adligem Betragen und tausend andern glücklichen und schönen Eigenschaften ihrem Romeo die Wage hielt. Mit dem heißesten Verlangen von der Welt erwartete sie nun die nächste Gelegenheit, wo sie wieder ohne Verdacht ihres Romeo froh werden könne, und es fügte sich also, daß die Liebenden sich an manchen Tagen zusammen fanden, an manchen nicht. Bruder Lorenzo betrieb indessen aus allen Kräften den Frieden zwischen den Montecchi und Cappelletti, und hatte die Sache schon auf einen ziemlich guten Stand gebracht, so daß er hoffen konnte, mit völliger Einstimmung beider Theile die Verbindung der Liebenden zu bewirken. Allein es geschah in den Osterfeiertagen, daß auf der Straße von der Porta dei Borjari nach Castelvecchio Viele von dem Hause der Cappelletti Einigen der Montecchi begegneten und sie mit bewaffneter Hand heftig angriffen. Unter den Cappelletti war Tebaldo, Juliens nächster Vetter, ein sehr tapferer Jüngling, welcher die Seinigen ermahnte, die Hände herzhast und ohne alles Ansehen der Person gegen die Montecchi zu erheben. Der Streit nahm zu und da beide Theile jeden Augenblick Verstärkung an Mannschaft und Waffen erhielten, so erhitzen sich die Kämpfenden bald dergestalt, daß sie sich ohne alle Rücksicht unzählige Wunden schlugen. Da führte der Zufall Romeo herbei, welcher außer seinen Dienern noch einige junge Leute, seine Gefährten, bei sich hatte, mit welchen er sich in der Stadt ergieng. Als er seine Verwandten mit den Cappelletti handgemein sah, erschrak er heftig, denn da er von den Friedensunterhandlungen wußte, welche Bruder Lorenzo betrieb, so war ihm eine Erneuerung der Händel sehr unwillkommen. Um den

Lumult beizulegen, rief er seinen Gefährten und Dienern mit lauter Stimme zu, was von Vielen der Anwesenden vernommen wurde: Brüder, laßt uns dazwischen fahren und den Streit auf jede Weise beizulegen suchen: wir wollen sie nöthigen, die Waffen niederzulegen. Und somit begann er die Seinigen wie die Gegner zurückzudrängen und bemühte sich an der Spitze seiner Gefährten mit Worten und Werken Alles anzuwenden, damit der Streit keinen Fortgang habe; aber er konnte nichts ausrichten, denn die Wuth der Streiter hatte auf beiden Seiten so zugenommen, daß sie auf nichts achteten als wie sie den Gegnern beikämen. Schon waren auf beiden Seiten zwei bis drei Mann gefallen, als dem Romeo, der sich vergebens bemühte die Seinigen zurückzuziehen, jener Tebaldo in die Flanke fiel, und ihm einen gewaltigen Degenstich in die Seite beibrachte. Da er aber einen Ringharnisch trug, so blieb er unverwundet, indem der Degen nicht durch den Panzer dringen konnte. Romeo wandte sich jetzt gegen Tebaldo und redete ihn mit freundlichen Worten an: Tebaldo, du bist in großem Irrthum, wenn du glaubst, ich sei hieher gekommen mit dir oder den Deinigen zu kämpfen. Der Zufall hat mich hieher geführt und jetzt bin ich hier, die Meinigen zurückzuholen, denn ich wünsche, daß wir uns künftig als gute Bürger vertragen; und ein Gleiches bitte und ermahne ich dich bei den Deinigen zu thun, damit kein weiteres Aergerniß gegeben werde, zumal da schon Blut genug gestoßen ist.

Diese Worte wurden fast von Allen vernommen, aber Tebaldo, der entweder Romeo nicht verstand, oder sich stellte, als verstehe er ihn nicht, rief: Verräther, du bist des Todes, und holte wüthend nach ihm aus, um ihm den Kopf zu zerschmettern. Romeo, welcher seiner Gewohnheit nach Halschienen trug und den Schild am linken Arme hatte, deckte mit diesem den Kopf und lehrte die Spitze des Schwertes gegen den Feind, welchem sie in die Kehle fuhr und sie ganz und gar durchbohrte, so daß sich Tebaldo sogleich für todt zur Erde fallen ließ. Ein gewaltiger Lärm erhob sich, und als jetzt die Wache des Podesta heranzog, zerstreuten sich

die Kämpfenden nach allen Seiten. Trostlos, den Tebaldo getödtet zu haben, begab sich Romeo in Begleitung einiger seiner Gefährten nach San Francesco, um sich in Bruder Lorenzos Zelle zu verbergen. Als der gute Bruder den Vorfall von dem Tode Tebaldos erfuhr, wollte er schier verzweifeln, denn nun glaubte er sich aller Gelegenheit beraubt, die Feindschaft der beiden Familien zu beseitigen. Die Cappelletti versammelten sich und erhoben Klage vor dem Herrn Bartolomeo Scala. Von der andern Seite bewies der Vater des verborgenen Romeo mit den Angesehensten der Montecchi, daß sich Romeo mit seinen Gefährten in der Stadt ergangen habe und zufällig an den Ort gelangt sei, wo die Montecchi von den Cappelletti angegriffen worden waren, und sich nur unter das Getümmel begeben, um den Tumult zu beseitigen und den Streit beizulegen; daß er den Tebaldo, als er von diesem von der Seite her angefallen wurde, gebeten, die Seinigen hinwegzuführen und die Waffen niederzulegen; Tebaldo aber zum zweiten Mal nach ihm ausgeholt habe, und was sich weiter zugetragen. So mit wechselseitigen Anklagen und Entschuldigungen stritten beide Theile auf das Heftigste vor dem Herrn Bartolomeo. Da es indeß deutlich genug war, daß die Cappelletti die Angreifer gewesen, und durch viele glaubwürdige Zeugnisse erwiesen wurde, was Romeo zu seinen Begleitern gesprochen und welche Worte er an den Tebaldo gerichtet hatte, so befahl Signor Bartolomeo Allen, die Waffen niederzulegen und verbannte den Romeo. In dem Hause der Cappelletti herrschte große Wehklage über den Tod ihres Tebaldo. Julie, deren Thränenschleusen schon ausgezogen waren, ließ sie jetzt nicht nieder, sondern vergoß häufige Thränen, allein sie beweinte nicht den Tod ihres Veters, vielmehr die entschwundene Hoffnung auf den Frieden und die Verbindung mit Romeo war es, um welche sie jammerte und sich unendlich betrübe, denn sie konnte nicht absehen, welchen Ausgang die Sache noch nehmen werde. Als sie darauf durch Bruder Lorenzo erfuhr, wo Romeo sich aufhalte, schrieb sie ihm einen Brief, der mit tausend Thränen angefüllt war, und schickte ihn durch die Alte an Lorenzo.

Sie wußte, daß Romeo verbannt sei und wie nöthig es sei, daß er Verona verlasse, daher sie ihn auf das Zärtlichste bat, ihr Gelegenheit zu geben, mit ihm zu fliehen. Romeo antwortete ihr, sie möge sich beruhigen, die Zeit werde für Alles Rath schaffen; noch sei er unschlüssig, wohin er sich begeben solle, doch werde er einen möglichst nahen Aufenthalt wählen und vor seiner Abreise Alles anwenden, sich an dem Orte, der ihr der bequemste scheine, zur Unterredung mit ihr einzufinden. Sie wählte als den mindest gefährlichen Ort den Garten, wo sie schon ihre Hochzeit mit Romeo begangen hatte. Als die Nacht der verabredeten Zusammenkunft heranlam, nahm Romeo seine Waffen, verließ mit Bruder Lorenzos Hülfe das Kloster und begab sich in Begleitung seines getreuen Pietro zu seiner Gattin. Als er den Garten betrat, wurde er von Julien mit unendlichen Thränen empfangen. Lange Zeit standen Beide ohne ein Wort hervorbringen zu können und küßten sich wechselsweise die tropfenden Thränen hinweg, die in großer Menge niederfielen. Dann klagten sie sich ihr Leid über die Nothwendigkeit der bevorstehenden Trennung und konnten nicht aufhören zu weinen und das ihrer Liebe so ungünstige Schicksal zu bejammern; dann umarmten und küßten sie sich vielfach und brachen noch einmal die süße Frucht der Liebe. Als jetzt die Stunde des Abschieds herannahte, ersuchte Julie den Gemahl mit den inständigsten Bitten, sie mit sich hinwegzuführen. Mein theurer Herr, sprach sie zu ihm, ich will mir das lange Haar kürzen und mich als einen Knaben kleiden; wohin euch dann zu gehen beliebt, dahin werde ich euch stets begleiten und euch liebevoll bedienen: wie könntet ihr auch einen zuverlässigern Diener finden als mich? Ach, mein theurer Gemahl, erzeigt mir diese Gnade und laßt mich ein Schicksal mit euch theilen, damit, was euch betrifft, auch mich betreffe. Romeo tröstete sie, so viel er vermochte, mit den zärtlichsten Worten und gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen; er versicherte sie, er hoffe zuverlässig, seine Verbannung werde binnen Kurzem widerrufen werden, der Fürst habe seinem Vater schon einige Hoffnung darauf gemacht. Und wenn

er sie mit sich führe, so solle es nicht in Pagenkleidern geschehen, sondern als seine Gattin und Hausfrau gedenke er sie ehrenvoll und mit standesmäßiger Begleitung heimzuführen. Er betheuerte ihr nochmals, seine Verbannung werde in keinem Falle länger als ein Jahr währen, und wenn bis dahin der Friede zwischen ihren Verwandten nicht gütlich zu Stande gekommen sei, so werde der Fürst dazwischen treten und die Widerstrebenden mit Gewalt zur Ausgleichung zwingen; was aber alsdann auch geschehen möge, so werde er, wenn er sehe, daß sich die Sache in die Länge ziehe, andere Maßregeln treffen, da es ihm durchaus unmöglich sei, lange Zeit ohne sie zu leben. Hierauf verabredeten sie, sich brieflich Nachricht von einander zu geben. Taufenderlei sagte Romeo seiner Gattin, um sie beruhigt verlassen zu können; aber das unglückliche junge Weib hörte nicht auf zu weinen. Zulezt, als schon das Morgenroth zu dämmern begann, küßten und umschlangen sich die Liebenden in enger Umarmung und nahmen unter häufigen Thränen und Seufzern Abschied von einander. Romeo lehrte nach San Francesco zurück, und Julie auf ihre Kammer. Zwei bis drei Tage darauf verließ Romeo, der schon Alles zu seiner Abreise eingerichtet hatte, als ein fremder Kaufmann gekleidet heimlich Verona, fand gute und zuverlässige Reisegeellschaft bereit und gelangte ohne Gefahr nach Mantua. Hier bezog er ein Haus und lebte, da sein Vater es ihm an Geld nicht fehlen ließ, ehrenvoll und in guter Gesellschaft.

Julie that indessen den ganzen Tag nichts als weinen und seufzen, aß wenig, schlief noch weniger und verbrachte ihre Nächte wie ihre Tage. Die Mutter, welche den Kummer ihrer Tochter bemerkte, fragte sie mehrmals um den Grund ihres Mißvergnügens und was ihr doch fehle? Sie sagte ihr, es sei endlich Zeit, so vielen Thränen ein Ziel zu setzen: sie habe nun lange genug den Tod ihres Betters betrauert. Julie antwortete, sie wisse nicht was ihr fehle, fuhr aber fort, so oft sie sich nur aus der Gesellschaft wegstellen konnte, sich ihrem Schmerz und ihren Thränen

hinzugeben. Die Folge war, daß sie immer magerer und schwermüthiger ward, so daß sie bald jener schönen Julie, die sie zuvor gewesen war, kaum noch ähnlich sah. Romeo ließ es ihr an Briefen nie fehlen, sprach ihr Trost zu und gab ihr immer Hoffnung, daß sie bald vereinigt werden würden. Auch bat er sie dringend, gutes Muthes zu sein, sich Zerstreuung zu machen und nicht so dem Grame zu überlassen, denn Alles werde noch den glücklichsten Ausgang nehmen. Allein Alles war vergebens, denn sie wußte ohne Romeo ihren Schmerzen kein Heilmittel zu finden. Die Mutter glaubte den Grund der Betrübniß ihrer Tochter darin zu finden, daß die Vermählung einiger ihrer Gespielinnen auch in ihr den Wunsch nach einem Gemahl erregt habe. Kaum hatte sie sich diesen Gedanken in den Kopf gesetzt, so theilte sie ihn ihrem Gatten mit und sprach: Mein Gemahl, unsere Tochter Julie führt ein trauriges Leben: sie thut nichts als weinen und seufzen, und flieht, wo sie nur kann, jede Gesellschaft und Unterhaltung. Ich habe sie wiederholt um die Ursache ihrer Unzufriedenheit gefragt und nach allen Seiten hingehört, um sie zu erfahren, konnte sie aber nicht herausbringen. Sie antwortet mir immer das alte Lied, sie wisse nicht was ihr fehle, und Alle im Hause zucken die Achseln und wissen nicht was sie davon sagen sollen. Gewiß ist es irgend eine heftige Leidenschaft, die sie quält, daß sie sich so zusehends wie Wachs am Feuer verzehrt. Nachdem ich auf tausend Gründe bei mir verfallen war, ist mir einer in den Sinn gekommen, der mir Zweifel erregt hat, ob Julie, welche den letztverfloßenen Carneval alle ihre Freundinnen sich vermählen sah, während noch nie Rede davon war, ihr einen Mann zu geben, etwa darum sich so sehr härmte und betrübe. Sie wird nächsten Eusemientag ihr achtzehntes Jahr zurücklegen. Deshalb hab ich gedacht, mein Gemahl, dir ein Wort zu sagen: denn mich dünkt, es wäre wohl Zeit, daß du ihr eine gute und anständige Partie ausmachtest und sie nicht länger ohne Mann ließe, denn das ist keine Waare, die man auf dem Lager hält. Als Messer Antonio seine Frau so reden hörte, kam es ihm nicht ungelegen. Frau,

antwortete er, da du keinen andern Grund der Schwermuth unsrer Tochter herausbringen kannst, und der Meinung bist, man müsse sie verheirathen, so werde ich die Maßregeln ergreifen, die mir geeignet scheinen, ihr einen Mann zu verschaffen, wie er sich für den Rang unseres Hauses geziemt; suche du aber indes auszufundschasten, ob sie etwa verliebt ist, und sieh, ob du von ihr erfragen kannst, welcher Gemahl ihr wohl der Liebste wäre. Madonna Giovanna versprach zu thun was sie könne, verschlechte auch nicht, sowohl bei der Tochter als bei den übrigen Hausgenossen nach bestem Wissen und Können Nachforschungen anzustellen; allein sie erfuhr nichts. Inzwischen unterhandelte Messer Antonio mit dem Grafen Paris di Lodrone, einem sehr schönen und reichen Jüngling von vier bis fünf und zwanzig Jahren. Während diese Partie mit vieler Hoffnung günstigen Erfolgs betrieben wurde, unterrichtete Messer Antonio seine Gattin davon und diese, welcher sie gut und ehrenvoll schien, hinterbrachte es der Tochter, worüber sich Julie überaus traurig und betrübt zeigte. Als Madonna Giovanna dieß sah, war sie sehr mißstimmt darüber und wußte durchaus nicht, welcher Ursache sie dieß zuschreiben sollte. Nach vielen Reden, die sie mit Julien darüber gewechselt hatte, sprach sie endlich: Wohlthun denn, meine Tochter, wie ich sehe, willst du keinen Mann? Ich werde mich nie vermählen, gab sie zur Antwort, indem sie hinzufügte, wenn sie nur irgend sie liebe und ihr ein wenig gut sei, so möge sie ihr nie wieder von einem Manne sprechen. Als die Mutter diese Antwort ihrer Tochter hörte, sprach sie zu ihr: Und was willst du denn, wenn du keinen Mann willst? Willst du eine Betschwester werden, oder ins Kloster gehen? Sage mir, was du vorhast! Hierauf gab ihr Julie zur Antwort, sie wolle weder Betschwester werden noch ins Kloster gehen, und wisse nicht, was sie anders wolle als sterben. Auf diese Antwort gerieth die Mutter in Staunen und Bestürzung und wußte nicht was sie sagen, geschweige thun sollte. Auch die übrigen Hausgenossen konnten nichts sagen als daß Julie seit dem Tode ihres Veters immer sehr mißstimmt gewesen, daß sie

nicht aufgehört zu klagen, sich auch nicht fernerweit an den Fenstern gezeigt habe. Madonna Giovanna hinterbrachte Alles dem Messer Antonio. Dieser berief die Tochter vor sich und redete sie, nach einem kurzen Gespräche, also an: Mein Kind, da ich nun sehe, daß du deine mannbaren Jahre erreicht hast, so habe ich dir in der Person des Grafen di Lodrone einen sehr edeln, reichen und schönen Bräutigam ausgesucht; bereite dich also, ihn zu heirathen und meinen Willen zu ehren, denn eine so anständige Verbindung findet sich nicht alle Tage. Hierauf antwortete Julie freimüthig und mit mehr Entschlossenheit als sich für eine Tochter geziemte, sie wolle sich nicht verheirathen. Der Vater stupete und gerieth in so heftigen Zorn, daß er nahe daran war, sie zu schlagen; er drohte ihr aber in strengen und bittern Worten und schloß damit, ob sie wolle oder nicht, so werde sie sich anschiden, binnen drei bis vier Tagen mit der Mutter und andern Verwandten nach Villa Franca zu gehen: dort werde sie Graf Paris mit seiner Gesellschaft besuchen kommen; sie solle ihn freundlich empfangen und keinen Widerstand bliden lassen, wenn sie nicht wolle, daß er ihr den Hals breche und sie zum unglücklichsten Kinde mache, das je zur Welt geboren worden.

Was in Julien vorgieng und welche Gefühle sie ergriffen, mag sich denken, wer jemals die Flamme der Liebe empfunden hat. Sie war so betäubt, daß sie recht eigentlich vom Blitze getroffen schien. Doch bald lehrte sie zu sich selbst zurück und benachrichtigte durch Bruder Lorenzos Vermittlung Romeo von ihrer Lage. Dieser schrieb ihr zurück, sie solle gutes Muthes sein, er werde nächstens kommen, sie aus dem Hause ihres Vaters zu entführen und nach Mantua zu bringen. Indessen war sie genöthigt, sich nach Villa Franca zu begeben, wo der Vater ein sehr schönes Landgut besaß. Sie gieng dahin mit jener Seelenfreude, welche die Verurtheilten empfinden, wenn man sie ausführt, um sich an den Galgen knüpfen zu lassen. Dort sah sie Graf Paris in der Kirche während der Messe und obgleich sie mager, bleich und abgehärmt ausah, so gefiel sie ihm doch, weshalb er sich nach

Verona begab und mit Messer Antonio den Heirathsvertrag ins Reine brachte. Als Julie nach Verona zurückkehrte, kündigte ihr der Vater an, er habe mit Graf Paris den Ehevertrag abgeschlossen; darauf ermahnte er sie guter Dinge zu sein und sich zu erheitern. Sie that sich Gewalt an, hielt die Thränen zurück, welche ihre Augen füllten, und antwortete nichts. Bald darauf erfuhr sie, daß man die Hochzeit auf die bevorstehende Mitte Septembers anberaunt habe, und in ihrer Rathlosigkeit bei so dringenden Umständen beschloß sie, selbst zu Bruder Lorenzo zu gehen und sich mit diesem zu berathen, wie sie der schon fest beschlossenen Heirath ausweichen möge. Das Fest der glorreichen Himmelfahrt der allerseeligsten Jungfrau und Mutter unsers Erlösers stand nahe bevor; diese Gelegenheit benutzte Julie, gieng zu ihrer Mutter und sprach: Liebe Mutter, ich weiß mir nicht zu erklären, woher diese heftige Schwermuth rühre, die mich ergriffen hat, denn seit dem Tode Tebalbos konnte ich nie wieder fröhlich sein und täglich scheint es ärger und ärger zu werden, und nichts ist, das mich erheitern mag. Deswegen hab ich gedacht, bei diesem gebenedeiten und heiligen Feste der Himmelfahrt unserer Schuhherrin Jungfrau Maria zur Beichte zu gehen: vielleicht daß ich auf diesem Wege einige Vinderung meiner Qualen erringe; was sagt ihr dazu, meine theure Mutter? Dünkt es euch wohlgethan, mein Vorhaben auszuführen? Oder wißt ihr mir einen bessern Rath, so gebt ihn mir, denn ich selbst weiß nicht wo mir der Kopf steht.

Madonna Giovanna, die eine gute Frau und sehr fromm war, freute sich den Vorsatz ihrer Tochter zu vernehmen, ermahnte sie, ihren Entschluß auszuführen und belobte ihren Einfall von ganzem Herzen. Sie giengen also zusammen nach San Francesco, ließen den Bruder Lorenzo rufen, welcher sogleich erschien und in dem Beichtstuhl Platz nahm, worauf Julie von der andern Seite ihm entgegen kam und ihn also anredete: Mein Vater, Niemand auf der Welt mag besser wissen als ihr, was zwischen mir und Romeo vorgegangen ist, und deshalb ist es nicht nöthig, daß ich

es euch wiederhole. Ihr werdet euch auch erinnern, den Brief gelesen zu haben, den ich euch sandte, um ihn zu lesen und dann an Romeo zu befördern und in welchem ich schrieb, wie mein Vater mich dem Grafen Paris di Lodrone zur Gattin versprochen habe. Romeo antwortete mir, er werde kommen und machen, aber Gott weiß, wann? Jetzt steht es so, daß sie beschloßen haben, die Hochzeit diesen nächsten September zu feiern, und ich werde gezwungen werden. Und weil die Zeit drängt und ich kein Mittel sehe, mich von diesem Lodrone loszuwinden, der mir ein Räuber (ladrone) und Mörder scheint, weil er fremdes Gut zu rauben trachtet, bin ich hiehergekommen, euch um Rath und Hülfe zu bitten. Ich möchte mich nicht gern in diesem: Ich werde kommen und Ich werde machen, das mir Romeo schreibt, versfangen, denn ich bin Romeo's Weib, habe die Ehe vollzogen und kann keinem Andern als ihm gehören; und wenn ich auch könnte, so wollte ich nicht, da ich ihm allein ewig anzugehören gesonnen bin. Darum bedarf ich eurer Hülfe und eures Rath's. Aber hört, was mir in den Sinn gekommen ist, zu thun: Ich wollte, mein Vater, daß ihr mir Beinkleider und Jacke verschafftet und was sonst noch zur männlichen Tracht gehören mag, damit ich so bekleidet am späten Abend, oder Morgens in aller Frühe unerkannt Verona verlassen könne; alsdann würde ich mich von hier nach Mantua begeben und in dem Hause meines Romeo Schutz suchen.

Als der ehrwürdige Bruder dieß nicht allzu meisterlich gesponnene Märchen hörte, das ihm gar nicht zusagte, sprach er: Meine Tochter, dein Vorfaß ist nicht ausführbar; du würdest dich zu großen Gefahren Preis geben: du bist ein junges, zärtlich erzogenes Kind; wie wolltest du die Anstrengungen der Reise ertragen, da du nicht gewohnt bist, zu Fuße zu gehen? Ferner weißt du den Weg nicht, und würdest die Kreuz und Quer in der Irre laufen. Sobald dein Vater erführe, daß du im Hause nicht zu finden seist, würde er nach allen Thoren der Stadt und auf alle Straßen des Stadtgebiets Boten aussenden, und ohne Zweifel würden sie dich bald finden. Wenn sie dich nun nach Hause bräch-

ten, würde dein Vater dich nicht um die Ursache fragen, warum du in Männertracht die Stadt verlassen habest? Ich weiß nicht, wie du die Drohungen ertragen wolltest, womit sie dich bestürmen und vielleicht gar die Schläge, welche dir die Deinigen geben würden, um hinter die Wahrheit zu kommen; und dieser Schritt, der dich zu deinem Romeo führen sollte, würde dir die Hoffnung rauben, ihn je wieder zu sehen.

Bei diesen glaubhaften Worten des Bruders beruhigte sich Julie und versetzte: Da mein Entschluß, mein Vater, euch nicht räthlich scheint, und ich glaube euch gern, so rathet ihr mir denn und lehret mich, diesen verschlungenen Knoten zu lösen, der mich Unglückliche jetzt befangen hält, damit ich mich mit möglichst geringen Beschwerden mit meinem Romeo zusammen finde, ohne den zu leben mir unmöglich ist. Und wenn ihr mir in anderer Weise nicht beistehen könnt, so helft mir nur, daß ich, wenn mir versagt ist, Romeo anzugehören, wenigstens keinem Andern zu Theil werde. Romeo hat mir gesagt, daß ihr Arzneien aus Kräutern und andern Dingen zu bereiten versteht, und daß ihr ein Wasser braut, das in zwei Stunden ohne alle Schmerzen den Tod giebt. Gebt mir dessen so viel als hinreicht, um mich aus den Händen dieser Räuber zu befreien, da ihr mich auf keine andere Weise Romeo zu erhalten wißt. Da er mich liebt, wie ich weiß daß er thut, so wird er es lieber zufrieden sein, daß ich sterbe, als daß ich einem Andern zu Theil werden sollte. Ueberdieß befreit ihr mich von einer großen Schande und zugleich mein ganzes Haus, denn wenn kein anderer Weg ist, mich aus diesem stürmischen Meere zu retten, das ich auf ledem, steuerlosem Boote befahre, so verpfände ich euch meine Ehre und werde sie zu lösen wissen, daß ich in einer Nacht mit einem scharfen Messer gegen mich selbst wüthen und die Adern meines Halses durchschneiden werde: denn ich bin entschlossen, lieber zu sterben als die eheliche Treue gegen Romeo zu brechen.

Bruder Lorenzo war ein sehr großer Experimentenmacher, der zu seiner Zeit sehr viele Länder bereist und sich ein Vergnügen

daraus gemacht hatte, mancherlei Dinge zu versuchen und zu lernen; und vor Allem kannte er die Kräfte der Kräuter und Steine und war einer der größten Scheidekünstler, die zu jener Zeit lebten. Unter andern wußte er gewisse schlafregende Bestandtheile zu mischen und einen Teig daraus zu kneten, aus welchem er dann ein feines Pulver von wunderbarer Kraft bereitete. Wer es mit ein wenig Wasser vermischte und trank, den versenkte es binnen einer oder zwei Viertelstunden in einen so festen Schlaf, betäubte seine Lebensgeister und richtete ihn dergestalt zu, daß kein Arzt, so gelehrt und erfahren er auch sein mochte, ihn nicht für todt gehalten hätte. In diesem süßen Tode hielt es Den, der es getrunken hatte, wenigstens vierzig Stunden oder länger befangen, nach Maßgabe der größern oder geringern Dosis, welche er davon nahm, und des Temperaments des Trinkers. Nachdem aber das Pulver seine Wirkung gethan hatte, erwachte er, nicht anders als aus einem langen süßen Schlaf, und fühlte nichts von Beschwerde oder schädlicher Nachwirkung.

Da nun Bruder Lorenzo den Entschluß klärlieh vernahm, welchen das unglückliche junge Weib gefaßt hatte, ward er so von Mitleid ergriffen, daß er mit vieler Mühe die Thränen zurückhielt, und mit bewegter Stimme sprach: Du mußt nicht von Sterben sprechen, meine Tochter, denn ich versichere dich, wenn du eines Tages stirbst, daß von da keine Rückkunft mehr sein wird, bis auf den Tag des allgemeinen Gerichts, wo wir mit allen den Todten auferstehen werden. Du sollst leben so lange es Gott dem Herrn gefällt: er hat uns das Leben gegeben, er erhält es uns, er nimmt es zurück, wenn es ihm gefällt. Darum verbanne diesen Gedanken der Schwermuth von dir. Du bist jung und solltest dich freuen noch zu leben und deinen Romeo zu genießen. Wir werden zu Allem Mittel finden, zweifle nicht. Wie du siehst, bin ich in dieser herrlichen Stadt durchgehend bei Allen wohl angeschrieben und im besten Ruf. Wenn man erführe, daß ich bei deiner heimlichen Vermählung mitgewirkt habe, so würde es mir Schaden und unendliche Schande bereiten. Wie nun gar, wenn ich dir

Gift gäbe? Ich habe keins, und wenn ich es hätte, so würde ich dir keins geben, denn die Todssünde würde Gott zu bitter beleidigen und überdieß wäre alles Zutrauen, das ich genieße, verloren. Du wirst leicht begreifen, daß für gewöhnlich wenig Dinge von Wichtigkeit hier vorgehen, die ich durch mein Ansehen nicht vermittelt hätte. Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß der Fürst unserer Stadt sich in einer Unterhandlung von der höchsten Wichtigkeit meiner bediente. Ich will mich also gern, meine Tochter, für dich und Romeo abmühen und zu deinem Heil werde ich schon Mittel finden, daß du deines Romeo bleibst, nicht dieses Lodrone, und daß du auch nicht zu sterben brauchst; aber wir müssen es so einrichten, daß Niemand in der Welt je etwas davon erfährt. Dir aber geziemt es, Hoffnung und Vertrauen zu schöpfen und dich zu entschließen, Alles zu thun was ich dir rathe, da du in keiner Weise auch nur den allergeringsten Schaden davon zu befahren hast. Vernimm das Weitere. Hier begann der Bruder Julien von seinem Pulver und dessen Kraft zu sprechen, und daß er es mehrmals versucht und stets bewährt gefunden habe. Meine Tochter, sprach Lorenzo, dieses Pulver ist so köstlich und von so herrlicher Wirkung, daß es dich ohne allen Schaden so lange schlafen macht als ich dir sagte; und so lange du in dem allerruhigsten Schläfe daliegst, möchten dich Galenus, Hippocrates, Messue, Avicenna und die ganze Schule der unvergleichlichsten Aerzte sehen und dir den Puls fühlen, sie würden Alle einstimmig urtheilen, du seist todt. Doch sobald du es verdaut hast, wirst du von diesem künstlichen Schläfe so schön und gesund erstehen, wie du pflegst, wenn du des Morgens aus deinem Bettchen steigst. Trinkst du dieses Wasser gegen Anbruch des Tages, so schläfst du bald darauf ein, und zur Stunde des Aufstehens werden die Deinigen, die dich schlafen sehen, dich wecken wollen und nicht können. Du wirst eiskalt sein, dein Puls wird stille stehen. Aerzte und Verwandte, die sie herbeirufen, werden dich einstimmig für todt erklären, und so werden sie dich gegen Abend bestatten und dich in die Gruft der Cappelletti bringen. Hier wirst du die Nacht und

den folgenden Tag in süßem Schlummer liegen. Die Nacht darauf komme ich mit Romeo dich abzuholen: denn diesen werde ich durch einen Eilboten von dem Borgang unterrichten. Dann wird er dich auf verborgenen Wegen nach Mantua führen und dich dort versteckt halten bis dieser gesegnete Friede zwischen den Deinen und Seinen erklärt wird: denn ich getraue mich ihn bald zu Stande zu bringen. Wenn du diesen Weg nicht gehst, so weiß ich nicht wie ich dir anders helfen soll. Aber schau, ich habe dir schon gesagt, du mußt verschwiegen sein und dieß für dich behalten; sonst würdest du meine und deine Sachen verderben.

Julie, die in einen glühenden Ofen gegangen wäre, um ihren Romeo zu finden, geschweige denn in ein Begräbniß, maß den Worten des Bruders vollkommenen Glauben bei, willigte ohne weitere Ueberlegung ein und sprach: Mein Vater, ich will Alles thun was ihr mir sagt, ich lege mein Geschick in eure Hände; zweifelt nicht, daß ich von dem Allen Niemand eine Silbe sagen, sondern völlig verschwiegen sein werde. Der Bruder lief rasch in seine Kammer und brachte Julien etwa einen Löffel voll dieses Pulvers, in ein wenig Papier eingewickelt. Julie nahm das Pulver, steckte es in einen Beutel und dankte dem Bruder Lorenzo vielmals. Da es ihm aber schwer fiel zu glauben, daß ein so junges Geschöpf den Muth und die Kühnheit haben werde, sich in ein Grab unter Todte verschließen zu lassen, so sprach er: Sage mir, meine Tochter, wirst du dich nicht vor deinem Vetter Tebaldo fürchten, der erst kürzlich ums Leben kam, und in der Gruft, wo sie ihn beigelegt haben, liegen und ganz abscheulich riechen muß? Mein Vater, antwortete das beherzte junge Weib, darüber seit außer Sorgen, denn wenn ich mitten durch alle grausamen Qualen der Hölle schreiten sollte und meinen Romeo zu finden hoffte, so würde ich das ewige Feuer nicht scheuen. So sei es denn in unseres Herrgotts Namen, sprach Lorenzo.

Julie kehrte fröhlich zu ihrer Mutter zurück und auf dem Heimwege sprach sie zu ihr: Mutter, ich sage euch fürwahr, dieser Bruder Lorenzo ist ein heiliger Mann! Er hat mich mit

feinen süßen, frommen Worten so getröstet, daß er mich fast ganz aus der heftigen Schwermuth herausgesprochen hat, an der ich litt. Er hat mir eine Predigt gehalten, die so andächtig war und so genau auf mein Uebel paßte, als sich einer nur vorstellen mag. Als Madonna ihre Tochter so ungewöhnlich heiter sah und ihre Worte vernahm, wußte sie sich kaum zu laßen vor Freude über die heitere und getröstete Stimmung der Tochter und antwortete ihr: Mein liebes Kind, Gott segne dich, ich bin sehr froh, daß du endlich anfängst, dich zu ermuntern; wir sind unserm geistlichen Vater für diese Wohlthat unendlich verpflichtet. Wir müssen ihn werth halten und mit unsern Almosen unterstützen, denn das Kloster ist arm und bittet alle Tage Gott für uns. Erinnere dich manchmal an ihn und schide ihm irgend ein gutes Klostergericht.

Madonna Giovanna glaubte in der That, bei dem Scheine von guter Laune, welchen Julie bliden ließ, sie sei von ihrer frühern Schwermuth geheilt, und hinterbrachte dieß ihrem Gemahl, worüber sich denn Beide sehr zufrieden und beruhigt fühlten und den Verdacht fahren ließen, daß sie wohl in irgend Jemand verliebt sein möge. Zwar konnten sie sich die Ursache ihres langen Mißmuths noch nicht erklären; aber sie dachten, der Tod ihres Betters oder sonst ein auffallendes Ereigniß habe sie bekümmert. Darum und weil sie ihnen noch zu jung schien, würden sie ihr gern, wenn es sich mit Ehren hätte thun laßen, noch in einigen Jahren keinen Mann gegeben haben; aber die Sache mit dem Grafen war schon zu weit vorgerückt, als daß man ohne Aufsehen das einmal Abgemachte und Beschlossene hätte widerrufen können. Der Tag der Hochzeitfeier wurde bestimmt und Julie mit prächtigen und reichen Gewändern und Juwelen ausgestattet. Sie war guter Dinge, lachte und scherzte und konnte die Stunde kaum erwarten, wo sie das Waßer mit dem Pulver trinken sollte. In der Nacht nach dem Sonnabende, wo sie am Sonntag darauf öffentlich vermählt werden sollte, hielt sie sich selbst, ohne Jemand ein Wort zu sagen, einen Becher mit Waßer bereit, und setzte

ihn, ohne daß es die alte Amme bemerkte, sich zu Häupten des Bettes. Sie schlief wenig oder nicht in dieser Nacht, da mannigfaltige Gedanken ihre Seele durchkreuzten. Als darauf die Morgendämmerung zu nahen begann, in welcher sie das Waßer mit dem Pulver zu sich nehmen sollte, begann ihre Einbildungskraft ihr die Gestalt Tebaldos vorzuführen, wie sie ihn gesehen hatte mit der Wunde im Halse, ganz mit Blut übergossen. Bei dem Gedanken, daß sie an seiner Seite oder gar neben ihm begraben werden sollte und daß in jener Gruft so viel Leichen, so viel nackte Gebeine seien, lief ihr ein eiskalter Schauer über den Leib, ihr Haar sträubte sich empor und von Furcht überwältigt zitterte sie wie ein Blatt im Winde. Nun goß sich ein eisiger Schweiß über alle ihre Glieder aus und jeden Augenblick währte sie, von jenen Todtengerippen in tausend Stücke zerrissen zu werden. In dieser Furcht verharrte sie lange unschlüssig was sie thun sollte. Darauf erholt sie sich wieder ein wenig und sprach zu sich selbst: Weh mir, was will ich thun? Wozu laße ich mich verleiten? Wenn ich nun erwachte ehe der Bruder mit Romeo käme, was würde aus mir? Wie sollte ich den Gestank ertragen, den der verweste Leichnam Tebaldos verbreiten muß, da ich zu Hause nicht den mindesten übeln Geruch ertragen kann? Wer weiß, was für Schlangen und tausenderlei Würmer in jenem Gewölbe umherkriechen mögen, die ich in den Tod fürchte und verabscue? Da ich nie das Herz faßen konnte, sie anzusehen, wie werde ich es aushalten können, wenn sie mich umgeben und berühren? Und hab ich nicht so oft und manches Mal sagen hören, was für erschreckliche Dinge sich des Nachts ereignet haben in solchen Beinhäusern, ja selbst in den Kirchen und auf den Gottesäckern?

In dieser Furcht führte ihr die Einbildungskraft so mancherlei Schreden vor, daß sie fast Willens war, das Pulver nicht zu trinken, und wenig fehlte, so hätte sie es auf die Erde ausgegossen; mancherlei seltsame Gedanken rasten durch ihr Gehirn, die ihr bald zuredeten den Trank zu nehmen, bald ihr tausend gräßliche Bilder vor die Seele führten. Nachdem sie noch eine Weile in Fieber-

träumen gefaselt hatte, siegte zuletzt die mächtige, glühende Liebe zu ihrem Romeo, deren Gewalt in der Trübsal nur wuchs, und als im Osten das Morgenroth begonnen hatte sein stralendes Haupt zu erheben, verjagte sie alle widerstrebenden Vorstellungen und trank das im Wasser aufgelöste Pulver in einem Schluck muthig hinunter; dann begab sie sich wieder zur Ruhe, und es wahrte nicht lange, so schlief sie ein. Die Alte, welche bei ihr schlief, hatte zwar bemerkt, daß ihre Pflgetochter die ganze Nacht hindurch wenig oder nichts geschlafen; es war ihr aber entgangen, welchen Trank sie zu sich genommen hatte: sie erhob sich also und gieng, wie sie gewohnt war, ihre häuslichen Geschäfte zu verrichten. Als dann die Stunde kam, wo Julie aufzustehen pflegte, kehrte die Alte in die Kammer zurück und sprach, indem sie hineintrat: Geschwind, geschwind, es ist Zeit Aufstehens. Dann öffnete sie die Fenster und als sie sah, daß Julie sich nicht rührte noch Miene machte, aufzustehen, trat sie zu ihr, rüttelte sie und sprach: Auf, auf, Siebenschläferchen, erhebe dich; aber die gute Alte predigte tauben Ohren. Nun sieng sie an, sie aus allen Kräften zu rütteln und zu schütteln, sie bei der Nase zu ziehen und zu kneifen; aber alle Anstrengung blieb vergebens. Alle ihre Lebensgeister waren so gebunden, daß die erschütterndsten, gewaltsamsten Donnerschläge sie mit all ihrem Krachen nicht erweckt hätten. Darüber erschraf die arme Alte heftig: denn da sie sah, daß sie nicht mehr oder minder Empfindung bliden laße als ein Leichnam gezeigt hätte, so hielt sie sich für überzeugt, Julie sei todt, und lief, außer sich vor Schmerz und Betrübniß, unter den bittersten Thränen hinweg, Madonna Giovanna aufzusuchen, welcher sie, durch den Mangel des Athems und das Uebermaß der Schmerzen verhindert, kaum die Worte jagen konnte: Madonna, eure Tochter ist todt!

Die Mutter lief mit hastigen Schritten und unter unendlichen Thränen nach der Kammer der Tochter und da sie dieselbe in dem beschriebenen Zustande fand, mag man leicht ermessen, von welchem Jammer, welchen maßlosen Schmerzen sie ergriffen wurde. Die Stimme ihrer Wehklage, welche sie bis zu den Sternen

schickte, würde Steine zum Erbarmen gerührt und Tiger befänstigt haben, wenn der Verlust ihrer Jungen sie zur äußersten Wuth gereizt hätte. Das Jammern und Wehrufen der Mutter und der Amme, das im ganzen Hause gehört wurde, versammelte alle Hausgenossen an dem Orte, wo sie vernommen wurden. Auch der Vater lief hinzu, und als er die Tochter kälter als Eis und ohne das geringste Zeichen von Leben fand, war er fast vor Schmerzen gestorben. Das Gerücht verbreitete sich, und bald war die ganze Stadt davon erfüllt. Die Verwandten und Freunde kamen herbei und je voller das Haus von Menschen wurde, desto lauter ward das Wehklagen und Jammern. Man schickte sogleich nach den berühmtesten Aerzten der Stadt, welche alle Mittel anwandten, die sie für tauglich und heilbringend hielten; aber mit all ihrer Kunst weder Hülfe noch irgend eine Wirkung hervorbrachten, und da sie hörten, wie das Fräulein ihre letzten Tage verbracht habe, daß sie nichts gethan als weinen und seufzen, so stimmten sie alle in der Meinung überein, daß in der That das Uebermaß des Leibes sie erstickt und getödtet habe. Darüber verdoppelte sich das endlose Weinen und in ganz Verona härmte sich fast Jedermann über einen so grausamen, jähligen Tod; aber von Allen war es die unselige Mutter, welche am Bittersten weinte und jammerte und keinerlei Trost annehmen wollte. Dreimal fiel sie über den Rücken in Ohnmacht, womit sie die Tochter überhäufte, und schien so todt als sie. Das fügte Schmerz zu Schmerz und Jammer zu Jammer. Viel Frauen umgaben sie, welche sich alle bestrebten, sie so gut sie konnten zu trösten; aber sie hatte ihrem Schmerz die Zügel so verhängt und sich so ganz seiner Gewalt übergeben, daß sie in ihrer Verzweiflung nicht vernahm was man ihr sagte und nichts that als weinen und schluchzen, indem sie von Zeit zu Zeit einen Schrei bis zum Himmel ausstieß und sich wie wahnsinnig die Haare raufte. Eben so belümmert war Messer Antonio, und je weniger er seinem Schmerz durch Thränen Luft machte, desto mehr gewann er innerlich an Heftigkeit. Er hatte die Tochter auf das Zärtlichste geliebt, und sein Schmerz war grenzen-

loß; weil er aber verständiger war, wußte er ihn mehr zu beherrschen.

An demselben Morgen schrieb Bruder Lorenzo dem Romeo ausführlich über die Maßregel mit dem Pulver und was daraus erfolgt sei: die nächstfolgende Nacht werde er Julien aus dem Begräbniß holen und nach seiner Zelle bringen. Er solle suchen, verkleidet nach Verona zu kommen, wo er ihn morgen gegen Mitternacht erwarte; das Weitere könnten sie dann überlegen und nach Gutbefinden beschließen. Hierauf siegelte er den Brief zu und übergab ihn einem, ihm ganz zugethanen Bruder, welchem er auf das Dringendste einschärzte, noch heute nach Mantua zu gehen, den Romeo Montecchio aufzusuchen und ihm und keinem Andern den Brief zu übergeben, wer es auch sein möge. Der Bruder gieng und gelangte ziemlich zeitig nach Mantua, stieg beim Kloster San Francesco ab und ließ sein Pferd nach dem Stalle bringen, während er den Pater Guardian aufsuchte, um sich zur Besorgung seiner Geschäfte einen Begleiter durch die Stadt zu erbitten. Hierbei erfuhr er, daß kurz vorher einer der Brüder dieses Klosters gestorben sei, und weil sich einige Spuren der Pest gezeigt, hatte das Gesundheitscollegium geurtheilt, jener Bruder sei ohne Zweifel an der Pest gestorben, um so mehr, als man eine Beule von der Größe eines Eies an ihm entdeckt hatte, welches man für das sicherste und untrüglichsie Zeichen irgend einer pestartigen Krankheit hielt. Nun geschah es, daß in dem Augenblicke, wo der Bruder aus Verona den Begleiter begehrte, die Beamten der Gesundheitspolizei erschienen und dem Pater Guardian im Namen des Herrn der Stadt unter Androhung der härtesten Strafen befahlen, so lieb ihm die Gnade des Fürsten sei, Niemand unter irgend einem Vorwande aus dem Kloster zu lassen. Der aus Verona gekommene Bruder wollte einwenden, er sei erst in diesem Augenblicke angelangt und habe sich mit Niemanden befaßt; aber er bemühte sich vergebens: er mußte wider Willen mit den andern Brüdern im Kloster zurückbleiben, daher er jenen wichtigen Brief an Romeo nicht bestellen noch ihm irgend etwas sagen lassen konnte.

Dies ward, wie man bald hören wird, die Ursache großen Uebels und unermesslichen Unglücks.

In Verona bereitete man unterdes die feierliche Bestattung des todtgeglaubten Fräuleins: es ward beschloßen, dieß solle noch an demselben Tage und zwar am späten Abend geschehen. Als Pietro, Romeo's Diener, die Nachricht vernahm, Julie sei todt, entsetzte er sich und beschloß, sich nach Mantua zu begeben, zuvor jedoch die Stunde ihres Begräbnisses abzuwarten, damit er sie selbst bestatten sehe und seinem Herrn sagen könne, er habe die Todte mit eigenen Augen geschaut. Alsdann gedachte er die Stadt noch am Abend zu verlassen, die ganze Nacht durch zu reiten und am Morgen bei Eröffnung der Thore in Mantua einzutreffen. Am Abend ward also zum allgemeinen Kummer von ganz Verona die Todtenbahre mit Juliens Leiche erhaben und mit feierlichem Aufzuge der gesamten Geistlichkeit und aller Brüderschaften der Stadt nach San Francesco gebracht. Pietro war wie betäubt und vor Erbarmen mit seinem Herrn, von dem er wußte, daß er sie einzig und allein geliebt habe, so ganz besinnungslos, daß ihm nicht einfiel, hineinzugehen und mit Bruder Lorenzo zu sprechen, wie er sonst wohl zu thun pflegte. Wäre das geschehen, so würde er die Verabredung mit dem Pulver erfahren und sie Romeo hinterbracht haben, in welchem Falle alle die traurigen Ereignisse vermieden worden wären, die sich weiter begaben. Doch sobald er Julien auf der Bahre erblickt und sehr wohl erkannt hatte, stieg er zu Pferde und ritt einen guten Trab bis Villa Franca, wo er anhielt, um sein Pferd zu erfrischen und ein Weilchen zu schlafen. Dann erhob er sich wohl mehr als zwei Stunden vor Tage, traf gegen Sonnenaufgang in Mantua ein und begab sich in das Haus seines Herrn. Doch kehren wir nach Verona zurück.

Das Fräulein ward in die Kirche gebracht, und als die bei solchen Leichenbegängnissen gebräuchlichen feierlichen Todtengesänge abgehalten waren, wurde sie gegen Mitternacht in die Todtengruft gesenkt. Die Gruft war von Marmorsteinen, sehr geräumig und

lag vor der Kirche bei einem Gottesacker: von der einen Seite stieß sie an eine Mauer, die ohngefähr drei bis vier Ellen Länge und ziemlich hoch von der Erde mehrere Löcher hatte, die nach einem andern Weinhaufe führten und durch welche man, wenn ein Leichnam in einen der Särge gelegt wurde, die Gebeine der früher darin Begrabenen bei Seite schaffte. Als der Sarg geöffnet wurde, ließ Lorenzo den Leichnam des Tebaldo in einen Winkel der Gruft bringen. Da er immer sehr hager gewesen war und im Tode all sein Blut verloren hatte, so war er nur wenig verweset und roch nicht sehr. Darauf befahl er, da ihm die Sorge für das Begräbniß des Fräuleins übertragen war, den Sarg auszukehren und zu reinigen, ließ dann die Scheintodte so sanft als nur möglich hineinbringen, legte ihr ein weiches Kissen unter das Haupt und gebot das Begräbniß zu schließen.

Als Pietro das Haus seines Herrn betrat, fand er Romeo noch im Bette; als er aber vor ihn kam, konnte er vor Schluchzen und Weinen kein Wort sprechen. Schreck und Erstaunen ergriffen Romeo: er fürchtete nicht die wirklich ergangenen sondern andere Unfälle, und rief ihm wiederholt zu: Pietro, was ist dir? Welche Nachrichten bringst du mir von Verona? Wie geht es meinem Vater und den übrigen Meinen? Sprich, halt mich nicht länger in dieser Spannung: was kannst du haben, daß du so betrübt bist? Rasch, spute dich! Pietro bewältigte endlich seinen Schmerz und kündigte ihm mit gebrochener Stimme und abgerissenen Worten den Tod Juliens an: er selbst habe sie begraben sehen und man sage, sie sei vor Schmerz gestorben.

Diese schreckliche, grausame Botschaft brachte Romeo eine Weile ganz außer sich; dann sprang er wie ein Wahnsinniger aus dem Bette und rief: O Verräther Romeo, du Treulofer, Verbrecher! Du aller Undankbaren Undankbarster! Nicht der Schmerz hat deine Gattin getödtet, denn vor Schmerz stirbt man nicht: nein du, Grausamer, bist ihr Henker, bist ihr Bürger gewesen; du bist es, der sie ums Leben gebracht hat. Sie schrieb dir ja, sie wolle lieber sterben als eines Andern Gattin werden: du

möchtest kommen und kein Mittel scheuen, sie aus dem Hause ihres Vaters zu bringen; und du Vergessener, Träger, Liebloser, du elender Hund versprachst ihr, du werdest kommen, werdest machen, sie solle sich nur zufriednen geben, und liehest einen Tag nach dem andern verstreichen und konntest dich nicht entschließen zu thun was sie wollte. Jetzt bist du mit den Händen in die Kohlen gefahren und Julie ist todt; Julie ist todt und du lebst noch? Ach, Verräther, wie oft hast du ihr geschrieben und mündlich gesagt, daß du ohne sie nicht leben könntest, und dennoch lebst du noch! Wo denkst du daß sie nun sei? Unsiät irrt sie umher und harret bis du ihr folgst, und spricht zu sich selbst: Dieser Lügner, dieser trügerische Liebhaber, treulose Gatte, der bei der Nachricht von meinem Tode fortfährt zu leben! O vergieb, vergieb mir, meine theure Gattin, ich bekenne die Größe meiner Schuld! Aber weil der grimmige, unermessliche Schmerz, den ich fühle, nicht hinreicht, mir das Leben zu nehmen, so will ich selbst das Amt versehen, daß der Schmerz versehen sollte. Dem Schmerz und dem Tode zum Troste, die mich nicht umbringen wollen, will ich mir selber den Tod geben. Mit diesen Worten streckte er die Hand nach dem Schwerte, das zu Häupten seines Bettes lehnte, zog es rasch aus der Scheide, wandte es gegen seine Brust und setzte sich die Spitze an das Herz. Aber der getreue Pietro fuhr rasch hinzu, verhinderte den Selbstmord und riß ihm die Waffe auf einen Griff aus der Hand. Dann sprach er zu ihm, wie im ähnlichen Falle jeder getreue Diener zu seinem Herrn sprechen würde, schalt ihn freimüthig über eine so große Thorheit aus, tröstete ihn so gut er konnte und wußte, indem er ihn ermahnte, sich zum Leben zu entschließen, da doch kein menschlicher Beistand vermögend sei, seiner todten Gattin zu helfen. Den Romeo hatte die erhaltene grausame Botschaft von diesem niegeträumten Unfall so betäubt, daß er fast versteinert und in Marmor verwandelt schien und keine Thräne seinen Augen entrinnen mochte; wer ihm ins Antlitz sah, hätte geschworen, daß er mehr einer Bildsäule als einem Menschen gleiche. Doch währte es nicht lange, so rannen ihm die Thränen

in solchem Ueberflusse von den Wangen nieder, daß er ein lebendiger Bronnen schien, der aus quellenden Röhren Wasser sprudle; die Worte, die er unter Weinen und Seufzen hervorschluchzte, würden das härteste Demantherz zum Mitleid erweicht haben, das je in der Brust eines Barbaren geschlagen. Als hierauf sein innerer Schmerz sich Lust gemacht, begann Romeo, unter mancherlei Gedanken sich seinen bitteren Qualen Preis zu geben und verzweifeln, unseligen Entschlüssen Raum zu verstaten. Von Neuem vermaß er sich, da seine theure Julie gestorben sei, unter keiner Bedingung länger leben zu wollen. Doch verhehlte er dieses entseßliche Vorhaben, äußerte es mit keiner Silbe, ja erheuchelte andere Vorsätze, damit er nicht abermals von seinem Diener oder von einem Dritten an der Ausführung seiner Absicht verhindert würde. Darauf befahl er seinem Pietro, welcher allein bei ihm in der Kammer war, Niemanden ein Wort von dem Tode seiner Gattin zu sagen, und noch weniger von der Thorheit, auf die er verfallen sei, Hand an sich zu legen; und hieß ihn dann zwei rasche Pferde satteln, weil sie nach Verona wollten. Ich befehle dir, sprach er, dich sogleich und ohne Jemand ein Wort zu sagen, nach Verona aufzumachen; und wenn du dort anlangst, so sage meinem Vater nichts davon, daß ich kommen werde, sondern verschaffe mir die nöthigen Brecheisen, um die Todtengruft zu eröffnen, worin meine Gattin ruht; wenn ich dann heute Abend in Verona anlange, so komm ich geradezu in das Häuschen, das du hinter unserm Garten hast, und zwischen der dritten und vierten Stunde wollen wir nach dem Kirchhofe, denn ich will meine unglückliche Gattin, wie sie im Tode da liegt, noch einmal sehen. Am frühen Morgen verlaße ich Unseliger dann Verona; du wirst eine Strecke hinter mir her reiten: so kehren wir hieher zurück. Bald darauf sandte er Pietro ab. Als er fort war, schrieb Romeo einen Brief an seinen Vater, bat ihn um Verzeihung, daß er sich ohne seine Einwilligung vermählt habe, und erzählte ihm die ganze Geschichte seiner Liebe und die Folgen seiner Verbindung. Dann bat er ihn auf das Zärtlichste, an dem Grabe Juliens, die seine

Schwiegerochter gewesen, ein feierliches Todtenamt halten zu lassen und dieß von seinen Einkünften auf ewige Zeiten zu stiften: denn Romeo besaß einiges Vermögen, welches ihm eine Ruhme, da sie starb, in ihrem Testamente hinterlassen, das ihn zum Erben ernannte. Auch seinen Pietro bedachte er dergestalt, daß er ohne in fremde Dienste zu treten, bequem leben möchte. Diese beiden Bitten legte er seinem Vater dringend an das Herz, mit der Betheuerung, daß dieß sein letzter Wille sei. Und weil jene Ruhme erst vor wenigen Tagen gestorben war, bat er seinen Vater, daß die ersten Einkünfte, welche jene Besitzungen abwerfen würden, um Gottes Willen an die Armen vertheilt werden möchten. Dann siegelte er den Brief zu und steckte ihn in den Busen. Hierauf ergriff er ein Fläschchen, das mit einem sehr giftigen Saft gefüllt war, kleidete sich als einen Deutschen und stieg zu Pferde, indem er den Seinigen befohl, das Haus zu hüten: er werde morgen zeitig zurückkehren und wolle von Niemanden begleitet sein. Er verfolgte seinen Weg eifrig und traf in der Stunde des englischen Grußes in Verona ein. Hier suchte er sogleich seinen Diener auf, welcher ihn in seinem Hause erwartete und Alles getreulich besorgt hatte, was ihm anbefohlen worden. Gegen die vierte Stunde begaben sie sich mit dem Werkzeuge und Eisengeräthe, das sie für nöthig erachteten, nach der Citadelle, und kamen ohne irgend einem Hindernisse zu begegnen auf den Gottesacker der San Francesco-Kirche. Hier fanden sie das Gewölbe, das Julien enthielt, öffneten es vorsichtig mit ihren Brecheisen und stützten die Decke mit starken Balken. Pietro hatte auf Romeo's Befehl eine kleine Leuchte von der Gattung der sogenannten Blendlaternen mitgenommen, welche ihnen, als man sie aufgedeckt hatte, das Grab zu öffnen und die Decke zu stützen behülflich war.

Romeo stieg hinein und erblickte sein theures Weib, das in der That einer Leiche glich. Sogleich stürzte er ohnmächtig und dem Tode näher als sie, neben Julien nieder und blieb eine Weile besinnungslos liegen, von so heftigem Schmerz überwältigt, daß er mit dem Tode rang. Darauf erholte er sich, umarmte sein

theures Gemahl, badete unter häufigen Küffen ihr bleiches Antlitz mit den glühendsten Thränen und konnte vor Weinen kein Wort hervorbringen. Als er sich ausgeweint hatte, ergoß er sich in Worten, welche die eisernsten Herzen der Welt zu Thränen gerührt hätten. Zuletzt, entschloßen nicht länger leben zu wollen, ergriff er das Fläschchen, das er mitgenommen hatte, setzte das giftige Waßer, das es enthielt, an den Mund und schlürfte es mit einem Zuge hinunter. Dann rief er Pietro, welcher in einem Winkel des Kirchhofs stand, er möge herabkommen. Als dieser kam und sich an den Rand des Sarges lehnte, redete ihn Romeo also an: Sieh hier, Pietro, mein Weib; du weißt, ob ich sie geliebt habe, ob ich sie liebe. Ich fühlte, daß ich so wenig ohne sie leben konnte als der Leib ohne die Seele leben kann. Deswegen habe ich Schlangengift mitgebracht, welches, wie du weißt, kaum eine Stunde braucht, um zu tödten. Ich habe es wohlgemuth und freudig getrunken, um hier an ihrer Seite zu sterben, die ich im Leben über Alles geliebt habe; da mir nicht vergönnt war, mit ihr zu leben, so will ich doch im Tode bei ihr begraben werden. Schau hier das Fläschchen, worin das Waßer war, welches dir, wenn du dich erinnerst, jener Spoletiner in Mantua gab, der die lebenden Rattern und Schlangen zeigte. Gott wird mir seiner Barmherzigkeit und unendlichen Güte willen vergeben, denn nicht um ihn zu erzürnen hab ich mich selber umgebracht, sondern um nicht leben zu müssen ohne meine theure Gefährtin. Und obwohl du meine Augen noch voll Thränen siehst, so glaube nicht, daß ich um mich selbst und meines frühen Todes willen weine, sondern diese Thränen gelten dem herben Schmerze, den ich um ihretwillen fühlte, welche ein glücklicheres, froheres Leben verdient hätte. Diesen Brief gib meinem Vater, welchem ich geschrieben habe was ich wünsche, daß nach meinem Tode geschehe, sowohl mit diesem Begräbniße als mit meinen Dienern in Mantua. Dich, der mir immer getreulich gedient hat, hab ich so bedacht, daß du keinem Andern zu dienen brauchst. Ich bin überzeugt, daß mein Vater Alles pünktlich vollziehen wird was ich ihm geschrieben habe.

Jetzt geh, ich fühle den nahenden Tod: das Gift des tödlichen Wassers rinnt schon verzehrend durch alle meine Adern. Hebe die Stützen von der Decke und laß mich hier neben meiner Gattin sterben.

Den guten Pietro versetzten diese Worte seines Herrn in solche Betrübniß, daß ihm das Herz in der Brust vor Reide zerspringen wollte. Er ließ es an Worten gegen seinen Herrn nicht fehlen; aber Alles war vergebens, da gegen das giftige Wasser, das schon alle Theile des kranken Körpers durchdrungen hatte, kein Mittel mehr frommen mochte. Romeo umarmte seine Julie, küßte sie unaufhörlich und erwartete so den nahen unausbleiblichen Tod, indem er Pietron wiederholt befahl, das Begräbniß zu schließen.

Julie, in welcher der Trank schon ausgewirkt hatte, erwachte in diesem Augenblicke, und da sie sich geküßt fühlte, glaubte sie, Bruder Lorenzo, der gekommen sei, sie zu wecken oder in seine Zelle zu bringen, halte sie in seinen Armen und könne dem Verlangen sie zu küssen nicht widerstehen. Wie, Bruder Lorenzo, rief sie aus, ist dieß die Treue, die ihr Romeo schuldig seid? Geht fort! und wollte sich seinen Armen entringen, als sie die Augen öffnete und Romeo erblickte, den sie wohl erkannte, obgleich er als ein Deutscher gekleidet war. Wie, seid ihr es, mein Leben? Wo ist Bruder Lorenzo? Warum bringt ihr mich nicht aus diesem Grabe? Ums Himmels willen, laßt uns hinweg!

Als Romeo seine Julie die Augen öffnen sah, sie reden hörte und sich völlig überzeugte, daß sie nicht todt sei, sondern lebe, fühlte er zugleich Freude und Schmerz im unbeschreiblichen Maß; weinend drückte er seine theure Gattin an das Herz und sprach: O du Leben meines Lebens, du Herz meines Leibes! Welcher Mensch auf Erden hat je solche Freude empfunden als ich in diesem Augenblick fühle, da ich dich lebend und gesund in meinen Armen halte, dich, die ich gewiß und ohne Zweifel für todt hielt. Aber welcher Schmerz darf sich auch meinem Schmerz vergleichen, welche grauenvolle Pein sich mit meiner Marter messen, da ich mich

am Ziele meiner unglücklichen Tage fühle, und mir das Leben versagt in dem Augenblick, da ich mich seiner mehr als jemals freuen sollte: denn wenn ich noch eine halbe Stunde lebe, so ist das die längste Zeit, die ich hienieden zu weilen habe. Wann sind wohl jemals in einer Brust, in einem Herzen maßlose Wonne und unendlicher Schmerz so innig vereinigt gewesen, als ich in mir sie verbunden fühle? Glücklich bin ich, mit unaussprechlicher Freude und Seligkeit erfüllt es mich, dich, meine süßeste Gefährtin, lebend zu sehen, die ich todt wähnte und so bitterlich beweinte. Aber unbeschreibliches Leid und Schmerz ohne Gleichen ergreift mich, wenn ich denke, daß mir nun bald nicht mehr vergönnt sein wird, dich zu sehen, dich zu hören und bei dir zu sein, deine süße Gesellschaft zu theilen, die ich so sehnlich erwünsche. Aber die Freude, dich lebend zu sehen, überwiegt doch bei weitem den Schmerz, der mich soltert, da die Stunde herannaht, wo ich von dir scheiden muß; ich bitte Gott den Herrn, die Jahre, um die er mein unseliges Leben verkürzt, den deinigen beizufügen und dir zu vergönnen, lange, lange und glücklicher zu leben als ich, denn ich fühle, es geht zu Ende.

Als Julie die Worte vernahm, die Romeo sprach, und sich schon halb aus dem Sarge erhoben hatte, begann sie: Was für Reden sind das, mein Gatte, die ihr führt? Ist das der Trost, den ihr für mich habt? Seid ihr von Mantua gekommen, mir solche Botschaft zu bringen? Was ist euch? Was habt ihr? Da erzählte ihr der unglückliche Romeo von dem Gifte, das er getrunken habe. Weh mir, rief Julie, weh mir, was muß ich hören! Ich Unselige! So hat euch denn Bruder Lorenzo nicht geschrieben was wir zusammen verabredet hatten? Er versprach mir doch, euch Alles zu schreiben! Nun erzählte das unglückliche Weib in ihrem herzerreißenden Leide unter Weinen, Schreien und Achzen und halb besinnungslos vor rasenden Schmerzen Alles, was sie mit dem Bruder verabredet hatte, um nicht genöthigt zu werden, den Gatten zu nehmen, den der Vater ihr aufdringen wollte. Als Romeo dieß vernahm, steigerte es die Schmerzen und

Qualen, die er schon duldete, noch unendlich und während Julie sich bitterlich über ihr Mißgeschick beschwerte und den Himmel und die Sterne und alle vier Elemente der Grausamkeit beschuldigte, erblickte Romeo die Leiche des Tebaldo, den er vor wenigen Monaten in jenem früher beschriebenen Streite getödtet, und da er ihn erkannte, wendete er sich gegen ihn und sprach: Tebaldo, wo du auch sein magst, so mußt du wissen, daß ich dich nicht zu beleidigen dachte, und nur zu dem Streite kam, um Frieden zu stiften: denn ich ermahnte dich, die Deinigen zurückzuziehen, so würde ich die Meinigen bewegen, die Waffen ruhen zu lassen; du aber, voll von Zorn und verjährtem Haß, überhörtest meine Worte, fielst mich meuchelmörderisch an und wolltest mich tödten. So von dir bedrängt, riß mir die Geduld; entschloßen nicht zu weichen, vertheidigte ich mich, und dein böses Geschick wollte, daß ich dich umbrachte. Jetzt siehe ich dich um Verzeihung für die Wunde, die ich deinem Leibe geschlagen, und um so mehr, da ich schon dein Verwandter geworden war, durch deine Ruhme, die ich zu meiner Gattin erkoren. Verlangst du Rache an mir, schau her, sie ist dir geworden. Wie kannst du eine vollere Sühne verlangen, da du siehst, daß dein Mörder sich selbst in deiner Gegenwart vergiftet hat; daß er vor deinen Augen freiwillig den Tod erwartet und an deiner Seite seine Grabstätte findet. Waren wir im Leben Feinde, so soll uns eine Gruft in Frieden vereinigen.

Bei diesen beweglichen Reden des Gatten und dem Jammer der Gattin stand Pietro wie eine marmorne Bildsäule, zweifelnd ob es Wirklichkeit sei, was er höre und sehe, ob ein Traum ihn täusche: er wußte nicht was er thun und sagen sollte, so betäubt war er. Die arme Julie, das unseligste Weib der Erde, sprach endlich nach vielen tausend Thränen zu Romeo: Da es Gott nicht gefallen hat, uns im Leben zu vereinigen, so geruhe er doch, mir hier neben euch eine Grabstätte zu gönnen, und vernehmt mein Gelübde: komme auch was da wolle, so will ich nie ohne euch diesen Ort verlassen. Romeo nahm sie von Neuem in seinen Arm

und bat sie mit den zärtlichsten Worten, sich zu fassen und dem Leben zuzuwenden: er könne nicht getröstet sterben, wenn er ihr Leben nicht gesichert wisse, und sagte ihr noch Vieles über diesen Gegenstand. Doch schon fühlte er sich allmählich schwächer werden, schon war das Licht seiner Augen zur Hälfte erblindet und alle andern Kräfte seines Leibes so geschwunden, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Also ließ er sich gehen und sank zusammen, blickte bewegt in das Antlitz seiner trauernden Gattin und seufzte: Weh, süßes Leben, ich sterbe.

Bruder Lorenzo hatte, ich weiß nicht warum, Julien in der Nacht, wo sie begraben wurde, nicht in seine Zelle bringen wollen. In der folgenden Nacht aber, da er sah, daß Romeo nicht komme, nahm er einen vertrauten Bruder mit sich und machte sich mit seinen Brechstangen, um das Grab zu öffnen, dahin auf, wo er eben anlangte als Romeo niedersank. Da Lorenzo das Grab offen sah und Pietron erkannte, grüßte er ihn und fragte, wo Romeo sei? Julie, welche des Bruders Stimme vernahm und erkannte, erhob ihr Haupt und sprach: Gott vergeb es euch: ihr habt Romeo schön den Brief geschickt! Wohl hab ich ihn geschickt, antwortete Lorenzo, durch Bruder Anselmo, der euch bekannt ist: warum spricht ihr also? Julie weinte bitterlich: kommt herab, sprach sie, so seht ihr es. Der Bruder stieg herab, und als er Romeo daliegen sah, der dem Tode nahe war, sprach er: Romeo, lieber Sohn, was ist dir? Romeo schlug die Augen schmachend auf, erkannte ihn und sprach leise, er empfehle ihm seine Julie; für ihn komme Rath und Hülfe zu spät, er bereue seine Sünden und bitte Gott und ihn um Verzeihung. Große Mühe kostete es dem unglücklichen Opfer der Liebe, diese Worte hervorzubringen und leise dabei an seine Brust zu klopfen; seine Kraft verließ ihn, er schloß die Augen und starb. Wie bitter, schmerzlich und ganz unerträglich dieser Anblick der unglücklichen Gattin war, wage ich nicht zu beschreiben: wer wahrhaft geliebt hat, stelle es sich vor und versetze sich in Gedanken in die Gegenwart eines so gräßlichen Schauspiels. Sie quälte sich kläglich und unnütz ab, be-

letzten Willen genau. Auf den Grabstein der Liebenden ward folgendes Epitaphium eingehauen:

Hierüber währte Komeo gegangen
Sein süß Gemahl und wollte nicht mehr leben:
Da hat er sich in ihrem Schooß vergeben
Mit jenem Gift, das Namen trägt von Schlangen.

Als sie des Irrthums schwere Kund empfangen,
Beklagt sie mißwend ihr geliebtes Leben,
Flucht dem Hestück und klagt mit Widerstreben
Den Himmel an, daß er sich arg vergangen.

Drauf als sie sah, was Jod er ausgelitten,
Sprach sie so toll als er: „Laß dich erditten,
O Gott, mich nachzustehen seiner Schritten;

Der einzigen Wunsch ist Himmel, mich ersehen:
Wohin er geht, da will ich mit ihm gehen.“
Bei diesen Worten brach ihr Herz in Wehen.

endlichem Mitleide; sie bemühten sich, so gut sie konnten, ihr Trost zuzusprechen; aber Alles vergebens. Meine Tochter, sprach Bruder Lorenzo, geschehene Dinge sind nicht ungeschehen zu machen: wenn Romeo mit Thränen zu erwecken wäre, wir alle würden uns in Thränen auflösen, ihn wieder zu beleben; doch es frommt kein Mittel. Tröste dich, wende dich dem Leben wieder zu und willst du nicht in deines Vaters Haus zurückkehren, so werde ich dich in ein heiliges Kloster bringen, wo du Gott dienen und für die Seele deines Romeo beten kannst. Aber sie wollte ihn gar nicht anhören, sondern verharrte trozig in ihrem Vorhaben, härmte sich, Romeo's Leben nicht mit dem eigenen erkaufen zu können, und schickte sich völlig zum Sterben an. Ihren Romeo im Schooße, sammelte sie ihre Lebensgeister und hauchte, ohne noch ein Wort zu sagen, die Seele aus.

Während sich die beiden Mönche mit Pietro um die Todte bemühten, welche sie für ohnmächtig hielten, geschah es, daß einige Gerichtsdiener, welche der Zufall dort vorbei führte, das Licht in dem Grabe gewahrten und hinzuliefen. Hier verhafteten sie die beiden Mönche nebst Pietro, und als sie das Schicksal des unglücklichen Liebespaars vernahmen, ließen sie Jene unter sicherer Bedeckung zurück und führten Letztern vor Signor Bartolomeo, welchem sie berichteten, wo sie ihn gefunden hätten. Signor Bartolomeo ließ sich die Geschichte der beiden Liebenden ausführlich erzählen, und als es inzwischen zu tagen begann, erhob er sich und wollte die beiden Leichname sehen. Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich durch ganz Verona, so daß Groß und Klein bei dem Grabe zusammentraf. Den Mönchen und Pietro wurde verziehen und als das Leichenbegängniß, welches die ganze Stadt und die Montecchi und Cappelletti insbesondere mit der tiefsten Trauer erfüllte, auf das Prachtigste vollzogen wurde, befohl der Fürst, die Liebenden in jener selben Gruft zu bestatten. Hiedurch kam der Friede zwischen den Montecchi und Cappelletti zu Stande, der indes nicht lange währte. Romeo's Vater las den Brief des Sohnes und vollzog in der äußersten Betrübniß seinen

letzten Willen genau. Auf den Grabstein der Liebenden ward folgendes Epitaphium eingehauen:

Hinüber währte Romeo gegangen
Sein süß Gemahl und wollte nicht mehr leben:
Da hat er sich in ihrem Schooß vergeben
Mit jenem Gift, das Namen trägt von Schlangen.

Als sie des Irrthums schwere Kund empfangen,
Beklagt sie weinend ihr geliebtes Leben,
Flucht dem Geschick und klagt mit Widerstreben
Den Himmel an, daß er sich arg vergangen.

Drauf als sie sah, nun hab er ausgelitten,
Sprach sie so todt als er: „Laß dich erbitten,
O Gott, mich nachzufinden seinen Schritten;

Den einzgen Wunsch laß, Himmel, mich ersehen:
Wohin er geht, da will ich mit ihm gehen.“
Bei diesen Worten brach ihr Herz in Wehen.

3. Romeo und Julie.

Zur Sagenvergleichung.

Die unglückliche Liebe Romeos und Juliens erzählt Girolamo della Corte in seiner *Istoria di Verona* (Ver. 1594. 96. 2 Voll. 4.) als eine wahre Begebenheit, die sich in Verona zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zugetragen habe. Nichts ist natürlicher als die Voraussetzung Eschenburgs, daß die italienischen Novellisten, von welchen dieser Stoff behandelt worden ist, ihn aus dem Geschichtschreiber entlehnt haben würden. Es scheint sich aber grade umgekehrt zu verhalten und der Geschichtschreiber hat diesmal aus den Novellisten geschöpft, obgleich Girolamo versichert, die Ueberreste der Gruft, worin die Liebenden beigesetzt wurden, selbst gesehen zu haben. Schon A. W. v. Schlegel (*Kritische Schriften* I. S. 388) zweifelte an einer historischen Grundlage der Erzählung. Girolamo hat nämlich die Geschichte Veronas bis auf das Jahr 1560 fortgeführt; die zwei ersten Theile der Novellen *Bandello* waren aber schon 1554 in Lucca erschienen, in welcher Ausgabe die mitgetheilte die neunte des zweiten Theils ist. Lange vor *Bandello* (geb. 1480 † 1561) hatte ferner schon Luigi da Porto (geb. 1485 † 1529) in seiner 1524 geschriebenen einzigen Novelle diese Geschichte erzählt und ein früheres historisches Zeugniß findet sich nirgends.

Luigi da Porto beruft sich in der Einleitung seiner Novelle nicht etwa auf die Chroniken, die er doch nach dem, was er seinem Gewährsmann in den Mund legt, eingesehen hatte, sondern auf die mündliche Mittheilung seines Bogenschützen, eines geborenen Veronesers, mit Namen Peregrino. Da er sich in seiner Jugend eine Zeitlang in Friaul aufgehalten, sei er einst in Gesellschaft

Girolamo nach Bandello erzählt und da Portos von Bandello verdrängte Novelle nicht vor Augen hatte. Diese letztere erschien zuerst ohne Jahrzahl gedruckt bei Bondoni in Venedig, wiederholt ward sie daselbst 1535; sie war aber schon, wie wir sahen, 1524 verfaßt; der zwar ältere Bandello schrieb doch wenigstens vier Jahre später und hatte keine andere Quelle als seinen Vorgänger Luigi, den er oft fast wörtlich ausschreibt, freilich auch wohl nach Gutdünken von ihm abweicht, wie z. B. bei der Ursache, warum der verhängnißvolle Brief, den bei Bandello nicht Julie, sondern Bruder Lorenzo schreibt, nicht in Romeos Hände gelangt; von einigen andern Eigenthümlichkeiten seiner Darstellung ist oben schon die Rede gewesen. Bandello ist es, der zuerst Juliens Amme einführte, während bei Luigi nur von einer Wärterin die Rede ist, die mit Julien auferzogen worden, aber erst später zur Sprache kommt. Man sieht deutlich, daß er kein historisches Factum berichtet, sondern sich seines guten Rechtes, freilich sparsam genug, bedient, eine erdichtete Erzählung in prosaischer Form, denn was ist die Novelle anders? so umzubilden wie ihm die beabsichtigte Wirkung auf den Leser zu verlangen schien. Wir möchten ihn keines Plagiats beschuldigen: so abhängig er von Luigi sein mag, ist er es doch nicht mehr als dieser von Masuccio, von dem unten, und obgleich es Luigi war, welcher die Erzählung von Romeo und Julie als durch die Feindschaft der Montecchi und Cappelletti von Verona bedingt mit allen wesentlichen Umständen von der ersten Begegnung auf dem Ball im Hause der Cappelletti bis zu ihrem Tode in deren Gruft ausbildete, so hat doch Bandello Einiges hinzugefügt, was Shakespeare aufgreifen und benutzen konnte. Nur hat Bandello, der ausführlicher und belebter, ja ergreifender erzählt als der oft trodene Luigi, doch diesem gegenüber kein gutes Gewissen gehabt, da ihm der Muth fehlte zu gestehen, daß er dessen Erzählung zu Grunde lege, und Luigi sein Gewährsmann war: er gab vor, er habe die Geschichte in den Bädern von Calbero, als er sie im Geleit seines Herrn Cesare Fregoso besuchte, mündlich erzählen hören, und zwar von dem

Capitano Alessandro Peregrino, in welchem wir Luigis Bogenschützen, der inzwischen zum Capitano avanciert ist, leichtlich wiedererkennen.

Zwischen Luigi und Bandello liegt noch die Darstellung des Gherardo Boldiero, der unter dem Namen der Clizia schrieb, in der Mitte: *L'infelice amore dei due fidelissimi amanti Giulia e Romeo, scritto in Ottave rima da Clizia, nobile Veronese, ad Ardéo suo, Venezia 1553.* Die Clizia schließt sich im Thatächlichen an Luigi; doch scheint sie hie und da schon dem Bandello vorzuarbeiten.

Die Bemühungen Filippo Scolari's (su la pietosa Morte di Giulia Cappelletti e Romeo Montecchi, lettere critiche, Livorno 1832) den Inhalt beider Novellen als geschichtliche Wahrheit zu retten und der Stadt Verona die Ehre nicht rauben zu lassen, der Schauplatz der Begebenheit gewesen zu sein, zeugen von mehr städtischem Patriotismus als Wahrheitsliebe. Vollständig widerlegt ist er auch in zwei kritischen Briefen, welche Prof. Giuseppe Todeschini den *Lettere storiche di Luigi da Porto*, Firenze 1857, angehängt hat.

Unsererseits gestehen wir, unerklärt lassen zu müssen, warum die Clizia Lorenzos Namen in Tricastro Batto verwandelt, oder warum ihn Girolamo della Corte Leonardo nennt. Sollten hier noch andere Bearbeitungen der Sage in der Mitte liegen? Man vergleiche auch Alessandro Torres Giulietta e Romeo, *Novella storica di Luigi da Porto di Vicenza*, Pisa 1831.

Nach der Erzählung eines frühern Novellisten, des Masuccio Salernitano, dessen *Novellino* 1476 in Neapel zum erstenmal gedruckt ward, soll sich ein ganz ähnlicher Vorfall in Siena ereignet haben. Die meisten seiner funfzig Novellen enthalten wohl wirkliche Vorfälle, wenigstens behauptet er am Schluß seines *Novellino*, indem er Gott zum Zeugen anruft, daß alle diese Geschichten sich wirklich zu seinen Zeiten ereignet hätten. Wir wollen die hier gemeinte Novelle, deren Uebereinstimmung mit der von Romeo und Julie schon Dunlop (*History of fiction* II. p. 396)

bemerkt hat, im kurzen Auszuge mittheilen. In der uns vorliegenden Ausgabe (Vinegia 1531. 8.) bildet sie die dritte des vierten Buches:

In Siena lebte ein junger Mann von guter Familie, Namens Mariotto Mignanelli, der in ein Mädchen, Gianozza genannt, heftig verliebt war und sich bald auch ihre Zuneigung zu erwerben wußte. Es wird nicht gesagt, welches Hinderniß ihrer öffentlichen Verbindung im Wege stand; genug, die Liebenden, die keinen andern Weg zu ihrer Vereinigung zu finden wußten, beschloßen sich heimlich zu vermählen, welches sie durch Bestechung eines Augustinermönchs, der sie zusammengab, auch bald bewirkten. Nicht lange nachher hatte Mariotto das Unglück, einen andern angesehenen Bürger von Siena, mit dem er in Streit gerathen war, zu erschlagen, weshalb er von dem Podesta zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt wurde und nach Alessandria flüchten mußte, wo sein Oheim, Ser Nicolo Mignanelli, ein reicher Kaufmann war. Beim Abschied gelobte seine geliebte Gianozza, ihm fleißig zu schreiben, und auch sein Bruder Gargano versprach, ihm von ihrem Befinden und Verhalten Nachricht zu geben. Bald aber konnte Gianozza dem Andringen ihres Vaters nicht länger widerstehen: er hatte ihr einen Bräutigam ausgesucht, gegen den sie keine Einwendungen vorbringen durfte. Sie stellte sich also als willige in die Heirath, während sie ihr durch ein eben so gewagtes als außerordentliches Mittel zu entgehen suchte. Sie bestach jenen Augustinermönch, der sie getraut hatte, ihr ein Getränk zu brauen, das die Kraft hätte, sie drei Tage lang in einen todähnlichen Zustand zu versetzen, trank es herzhaft hinunter und ward in der Augustinerkirche begraben. Vorher hatte sie ihren Geliebten von ihrem Vorhaben durch einen Brief benachrichtigt, der nicht anlangte, weil das Schiff, worauf der Bote sich befand, von Corsaren genommen wurde. Ein anderer Brief, worin Mariottos Bruder diesem den Tod seiner Geliebten meldete, so wie den ihres Vaters, welcher vor Schmerz über denselben wirklich gestorben war, erreichte dagegen seine Bestimmung und der unglück-

liche Mariotto beschloß sogleich, nach Siena zu eilen, um auf dem Grabe der Geliebten entweder vor Schmerz zu sterben oder von Häschern ergriffen und vor Gericht gestellt zu werden, damit dieses seinem Leben ein Ende mache. Er ward auch wirklich bei einem Versuch, die Gruft zu eröffnen, betroffen und zum Tode verurtheilt. Unterdes war Gianozza die Nacht nach ihrer Beerdigung aus dem Grabe hervorgezogen worden und sobald sie wieder zu sich gekommen war, in Mannskleidern nach Alessandria gereist, wo sie mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden hoffte. Hier erfährt sie aber mit Schrecken, daß Mariotto auf die Nachricht von ihrem Tode nach Siena gereist ist, und entschließt sich sogleich, ebenfalls dahin zurückzukehren. Sie kommt aber erst drei Tage nach seiner Hinrichtung an und stirbt vor Schmerz über seiner Leiche.

Man sieht leicht, daß beide Geschichten in allen Hauptzügen übereinstimmen: der einzige Unterschied ist fast, daß Mariotto eine andere Todesart stirbt als Romeo; doch hatte auch er den Tod auf dem Grabe der Geliebten im Sinne gehabt, wie umgekehrt auch Romeo sich darein ergeben hatte, in Verona von Häschern ergriffen und hingerichtet zu werden. Uebrigens wird uns auch diese Begebenheit als eine historische überliefert, ohne daß wir jedoch gemüthigt wären, sie dafür zu halten. Möglich, daß sich beide Vorfälle, der eine in Siena, der andere in Verona, ereignet haben: ähnliche Ereignisse müssen sich immer wiederholen, weil sich in ihnen die Natur der Liebe abspiegelt; es fehlt uns aber an aller Gewähr für ihre historische Wahrheit.

Man hat versucht, die Sage noch höher hinauf zu verfolgen. Douce hat in seinen *Illustrations of Shakspeare II.* p. 198 (vgl. Dunlop I. p. 81.) den mittelgriechischen Roman des Xenophon Ephesius verglichen und die Vermuthung geäußert, daß Luigi da Porto einen Zug desselben benutzt habe. Anthia, die Heldin dieses Romans, nimmt nämlich einen Schlaftrunk ein, um einer verhassten Heirath zu entfliehen. Sie wird begraben, beim Erwachen aber von Räubern fortgeführt, welche die Gruft der

Schätze wegen zu plündern kommen. Liebrecht rühmt in der Ann. 66 zu Dunlop einzelne Stellen dieser Erzählung als überaus anziehend, wozu er besonders das erste Capitel des fünften Buches rechnet. Die dort geschilderte Liebe eines armen Fischergeißes für die bereits hingeschiedene Gefährtin seines leidenvollen Lebenslaufes ist in ihrer einfachen aber ausdrucksvollen Kürze voll des ergreifendsten Pathos und gehört vielleicht zu dem Vortrefflichsten, dessen irgend eine Literatur sich rühmen kann. Wir theilen die genannte Stelle mit:

„Ich bin von Geburt weder ein Sicilier noch ein Syracuser, sondern ein Lacedämonier und stamme von einer der angesehensten und reichsten Familien Spartas. In meiner Jugend aber verliebte ich mich in eine Jungfrau jener Stadt, Namens Thelginoe, die mir gleichfalls ihre Liebe schenkte. Als nun einst ein öffentliches Nachtfest gefeiert wurde, kamen auch wir dort zusammen, wobei ein Gott uns den Weg wies, und genoßen den Zweck unserer Zusammenkunft. So saßen wir uns heimlich eine Zeit lang und schworen einander oft, daß wir bis zum Tode uns nicht trennen wollten. Allein das Schicksal war uns feindlich gesinnt und während ich noch unter den Epheben war, verlobten die Eltern Thelginoes dieselbe einem jungen Spartaner, Namens Androkles, der sich gleichzeitig in sie verliebt hatte. In der ersten Zeit nun suchte Thelginoe allerlei Vorwände, um die Vermählung aufzuschieben; zuletzt aber verabredeten wir bei einer heimlichen Begegnung, miteinander aus Sparta zu fliehen. Gerade in der Hochzeitnacht also, nachdem Thelginoe männliche Tracht angelegt und ich ihr auch das Haar abgeschnitten hatte, verließen wir die Stadt und begaben uns nach Argos und Korinth und von dort nach Sicilien, während die Lacedämonier, sobald sie unsere Flucht vernommen, über uns das Todesurtheil aussprachen. Hier in Syrakus angelangt, lebten wir zwar jederzeit in großer Dürftigkeit; doch fühlten wir uns innig zufrieden und glaubten Alles zu besitzen, weil wir uns gegenseitig besaßen. Hier auch ist vor Kurzem Thelginoe gestorben; doch hab ich ihren Leib nicht begraben.“

Bei diesen Worten führte er seinen Gast in ein inneres Stübchen und zeigte ihm die Thelginoe, eine schon bejahrte Frau, die jedoch für ihren überlebenden Ehegatten noch im Glanz der Jugendschönheit strahlte; er hatte aber ihren Leib auf ägyptische Weise einbalsamiert, da er diese Kunst verstand. „Mit ihr also, o mein Sohn,“ fuhr der Greis fort, „mit ihr unterhalte ich mich, bei ihr nehme ich meine Malzeiten, an ihrer Seite ruhe ich des Nachts, und wenn ich von der Tagesarbeit ermüdet nach Hause komme, so tröstet mich ihr Anblick, denn nicht so wie sie sich deinen Augen darbietet, erscheint sie den meinen, sondern, o Sohn, sie schwebt mir vor wie sie in Sparta, wie sie auf der Flucht einst ausfah: ich vergegenwärtige mir die Götternächte, die ich mit ihr genoßen.“ Während Argiolaus so sprach, fieng Habrokomas laut zu weinen an und rief aus: „Dich aber, unglückliche Anthia, wann werd ich dich oder selbst nur deinen Leichnam wiederfinden? Diesem Greise ist selbst der todte Leib seines Weibes ein großer Trost für sein Leben, und jetzt bin ich vollkommen inne geworden, daß wahre Liebe durch keine Grenze des Lebensalters eingeschränkt wird.“

Diesen Roman hat indes Luigi da Porto schwerlich gekannt, während er offenbar von Masuccio's Novelle ausgieng. Die Sage, von welcher sich bei Xenophon Ephesius jener einzelne verlorene Zug (der Schlastrunk) findet, der ebenso vereinzelt auch anderwärts vorkommt, z. B. bei Cinthio III, 5, fanden wir schon bei Masuccio ausgebildet. Da sich nun auch Luigi da Groto, mit dem Beinamen Cieco d'Adria, in seinem dieses Thema behandelnden Trauerspiel *La Hadriana* 1578 (neu aufgelegt Venedig 1612), in welchem auch eine schwaghafte Amme vorkommt, auf alte Annalen beruft, worauf wir jedoch nicht allzuviel geben möchten, so hat sich wohl eine uralte Liebesjage, die in vielen Gestalten umgeht und sich immer wieder von Neuem zu erzeugen scheint, an allen jenen Orten angesiedelt. Wir glauben nämlich in drei der berühmtesten Liebesgeschichten aller Zeiten, denen von Hero und Leander, Pyramus und Thisbe bei den Alten und von Tristan und Isolde bei den

Neuern dieselben Grundzüge wieder zu erkennen, und halten sie in allem Wesentlichen mit der Sage von Romeo und Julie für identisch. Die letztere ist nur die modernste Gestalt, die jüngste Wiedergeburt des uralten Mythos, welcher die Idee der Liebe und ihr tragisches Geschick auf die einfachste und gemäßigste Weise darstellt. Der allen diesen Sagen gemeinschaftliche Gedanke scheint uns folgender:

Die Liebe kennt in ihrer Einseitigkeit kein anderes Gesetz als das eigene, das sie zwingt, sich zu vollbringen. Sie überwindet alle Hindernisse, welche die Außenwelt ihr entgegenstellt, durchbricht jede Schranke der Sitte, um ihr Ziel zu erreichen, das ihr allein Gültigkeit hat. Indem sie aber diesem nachstrebt, muß sie sich von allen Bedingungen des irdischen Daseins so weit lossagen, daß der kleinste Zufall hinreichend ist, das schwache Band völlig zu zerreißen, das sie noch mit demselben verbindet und die Außenwelt sowie die Sitte für die erfahrene Zurücksetzung zu rächen. Jener Zufall würde ihr aber nichts anhaben können, wenn er für sie ein bloß Außerliches bliebe, denn sonst würde ihn die Liebe wie alle andern Dinge der Außenwelt überwinden und beseitigen: er muß sich also in die Liebe selbst verkleiden und ihr einen Irrthum über den geliebten Gegenstand erregen. Hat er dieß bei dem einen Theile vermocht und hat dieser dann freiwillig das Band aufgehoben, das ihn noch mit der Erde verknüpfte, so ist für den andern Theil der Irrthum in traurige Wahrheit verwandelt. Er folgt dem Vorgegangenen und beide flüchten aus diesem verkümmerten Dasein in ein höheres, seligeres Leben, wo sich das ganz erfüllen wird, was sich hier vergebens zu verwirklichen strebte. Somit sind dann die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt als an der Liebe selbst untergegangen.

Es versteht sich von selbst, daß die einzelnen Sagen, welche diese Idee enthalten, darum nicht verschieden sind, weil sie bald für die Liebenden und die Liebe, bald für die Eltern und die Pflichten Partei zu nehmen scheinen, gegen welche sich jene ver-

sündigen. Letzteres findet sich in den Gestaltungen der Sage, welche dem Alterthum aus dem Orient überliefert sind, während die neuern Darstellungen derselben mehr die Liebe begünstigen und das Unrecht auf Seiten der Eltern zu finden geneigt sind.

In Pyramus und Thisbe wird das Hinderniß, welches die Liebenden trennt, höchst einfach und sinnlich durch eine Wand symbolisiert, welche die Häuser der Liebenden scheidet. In Hero und Leander ist es eine Meerenge:

Asien riß sie von Europaen;
Doch die Liebe trennt sie nicht.

oder in den deutschen Volksliedern, welche diese Sage behandeln, Knaben Wunderhorn I. S. 236, II. S. 252, ein breites Wasser oder ein tiefer See:

Es waren zwei KönigsKinder,
Die hatten einander so lieb:
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Aber diese Hindernisse weiß die Liebe zu überwinden: in der Wand findet sie eine heimliche Ritze, durch die sich die Liebenden sehen und sprechen; die Meerenge oder das breite Wasser wird überschwommen:

Ach, Liebchen, könntest du schwimmen,
So schwimme doch her zu mir u. s. w.

In den deutschen Volksliedern, welche die Sage von Pyramus und Thisbe darstellen (Knaben Wunderh. I. 275. II. 243), wird der Wand nicht gedacht, sondern das Hinderniß tritt sogleich als ein sittliches auf:

Daß sie vor großer Güte
Zusammen kamen nie.

Bei den Alten liegt immer ein sittliches Hinderniß dem sinnlich vorgestellten zum Grunde. Ovid. Metamorph. IV. 55.:

Sed vetuere patres . . .

und Heroidd. XVIII. 13.:

Non poteram celare meos velut ante parentes.

Quemque tegi volumus non latuisset amor.

Doch ich vermochte nicht mehr wie früher die Eltern zu täuschen,
Daß sie die Liebe nicht sahn, die wir zu bergen gestrebt.

Schiller drückt es so aus:

Doch der Väter feindlich Zürnen
Erennte das verbundene Paar.

Zunächst aber erscheint es in der Sage nur als ein sinnliches, und in den deutschen Volksliedern von der Leander-Sage wird der sittlichen Grundlage gar nicht gedacht. In Romeo und Julie tritt das Hinderniß sofort als ein sittliches auf; doch hat die den italienischen Verhältnissen so gemäße Feindschaft der beiden Geschlechter an der Stelle der Wand etwas Natürliches und Sinnliches. Auch kann man bei Bاندello in dem Gitterfenster, durch das sich die Liebenden besprechen, in dem Beichtstuhl mit dem Fensterchen und in der Gartenmauer die Scheidewand sinnlich vorgestellt finden. Zur Bestätigung mögen Romeo's Worte bei Shakespeare dienen:

Julie. Wie kamst du her? o sag mir und warum?
Die Gartenmauer ist hoch, schwer zu erklimmen.
Die Stadt ist Tod; bedenk nur wer du bist:
Wenn einer meiner Bettern dich hier findet!

Romeo. Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
Rein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
Drum halten deine Bettern mich nicht auf.

Hierher gehört eine Stelle im Erotokritos, einem neugriechischen Heldengedicht von Vincenzo Carnara, zwischen 1630 und 1650. Arethusa, die Tochter der Königs Herakles von Athen, liebt den Erotokritos, den Sohn des Ministers Bezostratos. Die Liebenden unterreden sich durch ein Fenster mit eisernen Gitterstangen in einer Mauer, die den königlichen Palast von dem des Ministers trennt. (Vgl. Hens Leucothea I. S. 187.) Dieß bestätigt die Identität von Romeo und Julie mit Pyramus und Thisbe.

In dem weitem Verlauf dieser letztern Sage ist die Aehnlichkeit mit Romeo und Julie schlagend. Jenes Liebespaar, dem die Rixe in der Wand keine vollkommene Vereinigung verstattete, beschließt nun, sich in der Nacht aus der Stadt zu schleichen und bei dem Grabmal des Ninus unter einem Maulbeerbaum, der einen kühlen Quell beschattet, zusammen zu kommen. In dem deutschen Volksliede schreiben sie sich Briefe:

Darin sie sich gemeldet
 Von einem Brunnen kakt,
 Der lag so weit im Felde
 Vor einem grünen Wald:
 Wer eh kam zu des Brunnen Fluß,
 Der sollt des Andern warten:
 Also war ihr Beschluß.

Die Gefahr, in welche sie sich hier begeben, deutet die Sage durch das Grabmal des Ninus an, welches den lauschenden Tod vorstellt. In der Sage von Romeo und Julie findet es sich in der Gruft der Cappelletti wieder, die zum Mittel gebraucht wird, die Vereinigung der Liebenden zu bewirken. Man hat sich den Ort, wo Pyramus und Thisbe zusammenkommen, als:

— loca plena metus

zu denken, wie sich Pyramus bei Ovid ausdrückt: es ist eine von wilden Thieren bewohnte Wüste, nicht minder gefährlich als der Hellespont, dem sich Leander anvertraut. Allein diese Schrecken würden den Liebenden nichts anhaben können, wenn ihnen die Liebe selbst nicht verderblich würde. Eine Löwin, noch triefend vom Blut erwürgter Kinder, kommt ihren Durst bei dem Brunnen zu stillen, an dem Thisbe, die sich zuerst eingefunden hat, schon des Geliebten harret. Sie entflieht in eine Höhle und ist somit schon der Gefahr entgangen. Aber in der Eile der Flucht läßt sie ihr Gewand fallen, die Löwin zerreißt es mit blutigem Munde und so entsteht der unselige Irrthum, der die Liebenden vernichtet. In dem deutschen Volkslied findet sich hier ein eigenthümlicher Zug:

Die Löwin warf ihre Jungen
 Wohl auf den Mantel gut:
 Der Mantel ward durchdrungen
 Von Schweiß und rothem Blut.
 Darnach die Löwin wieder gieng
 Zu Wald mit ihren Jungen:
 Da kam der Jüngeling.

Pyramus ist nun in demselben Irrthum wie Romeo, er hält die Geliebte für todt, weil er ihr zerrissenes, blutiges Gewand findet. Er mißt sich selbst die Schuld ihres Todes bei und ersticht sich über ihrem Gewande, wie Romeo über Juliens vermeinter Leiche das Gift trinkt. Jetzt tritt Thisbe aus ihrer Höhle wieder hervor, wie Julie von dem Schlafrunk erwacht, findet den Geliebten in seinem Blute und das noch rauchende Schwert in seiner Seite:

Das Schwert, das thät sie stechen
 In ihr betrübtes Herz:
 Gott woll an ihr nicht rächen
 Den Tod mit ewgem Schmerz.
 Denn es fürwahr am Tage leit (liegt)
 Lieb überwindet alle Ding
 In dieser betrübten Zeit.

Vorher aber beschwört sie die Eltern um ein gemeinschaftliches Grab für sich und den Geliebten und die Eltern erfüllen ihren letzten Wunsch; eine Urne umfaßt ihre irdischen Ueberreste und die Götter lassen an dem Maulbeerbaume, der sie beschattet, ein Wunder geschehen, indem sich seine bis dahin weißen Früchte, die ihr Blut besprengte, fortan in rothe verwandeln.

Nicht ganz so deutlich ist die Uebereinstimmung in dem weitern Verlauf der Hero- und Leander-Sage. Freilich sind die ältern Gedichte, welche sie behandelten, verloren gegangen und der Nachhall derselben in den Heroïden Ovids und der Erzählung des Grammatikers Musäus ist vielleicht nicht ohne Lücken. Wir können uns für unsere Lehre auf Schillers Darstellung beziehen. Eine genaue Vergleichung der verschiedenen Behandlungen dieser

Sage findet man in Valentin Schmidts trefflichem Buch: Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller, S. 169 ff., wo nur die deutschen Volkslieder von dieser Sage übergangen sind.

In dem schon erwähnten Liede von den beiden Königskindern ist es nicht der Sturm, dem Leander unterliegt, sondern das Erlöschen der Fadel, welche Hero ihm angesteckt hatte, tödtet ihn:

Ach, Liebchen, könntest du schwimmen,
So schwimm doch her zu mir,
Drei Kerzlein wollt ich dir anstecken,
Die sollten auch leuchten dir.

Da saß ein loses Rönnechen,
Das that, als wenn es schlief.
Es that die Kerzlein ausblasen;
Der Jüngling versank so tief.

Bei Musäus und Schiller wirkt beides zusammen:

Und im Wind erlischt die Fadel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Dies Erlöschen der Fadel wär aber' etwas Ueberflüßiges, wenn der Sturm allein Macht gehabt hätte, die Kräfte des Liebenden zu besiegen. Bedeutung kann dieser Umstand nur gewinnen, wenn man annimmt, daß Leander nach dem Sinn der Sage den Sturm überwunden haben würde, wenn die Fadel nicht erloschen wäre. Dieß kann so zu verstehen sein, daß Leander der Macht des Sturmes so lange kräftig widerstand, als ihm die Fadel das Bild der Geliebten entgegenstrahlte und seinen Muth erhöhte; daß ihm aber die Stärke entwich, als der Stern der Liebe mit der Fadel zu erlöschen schien. Das Erlöschen des Feuers, dessen die Geliebte pflegte, konnte aber auch Leandern den Irrthum erregen, jene sei ein Opfer des furchtbaren Gewitters geworden, das über dem Haupte der Liebenden tobte. Bei der letzten Auslegung, welche die Analogie der verwandten Sagen für sich hat, würde

die oben angegebene Idee sich auch hier in allen ihren Momenten offenbaren, indem der Zufall, als welcher der Sturm hier erscheint, keine unmittelbare Macht über den Liebenden hatte, sondern sich erst in einen Irrthum über den geliebten Gegenstand verkleiden mußte. Doch auch bei der ersten Annahme kommt die Idee zur Erscheinung, denn Leander erliegt nicht der Gewalt des so oft überwundenen Meeres, sondern der Leidenschaft: der Sturm, der ihm an sich selbst nichts anhaben konnte, mußte erst einen Umweg durch sein Gefühl nehmen, indem er die Fackel verlöschte, die seinen Muth belebte. Der Selbstmord Heros, welcher die Geschichte beschließt, läuft nun ganz parallel mit dem der Thïsbe:

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerflut sich hinab.

Wir haben noch ein anderes, aber zweifelhaftes deutsches Volkslied von dieser Sage, worin abermals die Fackel eine große Rolle spielt:

Ja, wie auf dem Polare
Zum Spiel ein Lichtlein schwebt,
Wenn es beim hohen Male
Auf Königs Wohlsein geht:

So setzt sie auf das Wasser
Ein Licht von leichtem Holz:
Das treiben Wind und Wellen
Zu ihrem Buhlen stolz.

Als der es aufgefangen,
Er rief aus voller Brust:
„Mein Stern ist aufgegangen,
Ich schiff ihm nach mit Lust.“

Das Lichtlein auf den Händen
Er schwamm zum Liebchen her:
„Wo mag er hin sich wenden?
Ich seh sein Licht nicht mehr.“

„Liegt er in ihrem Schooße,
 Sein Licht gewendet ab?
 Liegt er im Wägerschooße,
 In einem nahen Grab?“

In einer Novelle des Straparola (VII. 2) ist es das Mädchen, welches über die Meerenge schwimmt. Ihre Brüder, die das Verhältniß mißbilligen und sie dafür bestrafen wollen, lassen sie nach einem falschen Lichte steuern und so lange durch die Wellen führen bis ihr die Kräfte entgehen, daß sie ertrinken muß.

In der Sage von Tristan und Isolde, die wir hier ebenfalls als bekannt voraussetzen müssen, zeigt sich das Hinderniß sofort als ein sittliches, denn Isolde ist König Markes Gemahlin, wenigstens wird sie dafür gehalten, und Tristans Verhältniß zu ihr ist, wenn nicht Ehebruch, doch Untreue gegen Marke*). Andererseits gebietet die Pflicht der Blutrache Isolden, Tristan zu haßen, weil er ihren Oheim Morhold erschlagen hat. Ueberdies haben die Liebenden mit einer ganzen Hölle äußerer Hindernisse zu kämpfen, die jedoch nicht als Symbole des sittlichen Hindernisses gelten können. Doch mag man ein solches Symbol in dem

*) Hier berührt sich die Liebes- und die Freundschafts- und die Kollision der Freundschaft mit der Liebe behandeln drei ursprünglich identische Sagen, nämlich die von Tristan, von Sigurd und von Amicus und Amelius. Im Tristan wird diese Kollision zu Gunsten der Liebe entschieden, in Amicus und Amelius zu Gunsten der Freundschaft; die Sage von Sigurd und Gunnar schwankt unentschieden zwischen beiden. Alle drei Sagen haben den Drachenkampf, den Liebesbecher und das Schwertlegen gemein. Ob Sigurd nicht dennoch die Treue gegen Gunnar gebrochen habe, läßt die Sage im Dunkeln: die Tochter (Aslaug) welche er mit Brunhilden gezeugt haben soll, scheint eben nicht dafür zu sprechen, daß es ihm mit dem Schwertlegen ernster gewesen als dem Tristan. Im weiteren Verlauf der Sage faßt Gunnar deshalb gegen Sigurd einen vielleicht nicht ganz ungegründeten Verdacht, in Folge dessen Sigurd verrathen wird, wobei es unentschieden bleibt, ob er als ein Opfer beleidigter Freundschaft oder gekränkter Liebe fiel. Die weitere Ausführung dieser Ansichten bleibt einer Abhandlung über die Freundschafts- und die Liebes- und die Kollision der Freundschaft mit der Liebe vorbehalten.

entblößten Schwerte finden, das Tristan zwischen sich und Isolde gelegt hat, da sie Marke in der Waldhöhle schlafend findet. Dieß Schwertlegen kehrt bekanntlich in vielen Sagen wieder; überall aber bedeutet das zwischengelegte bloße Schwert die Pflicht oder das Gesetz, welches die Beiliegenden trennt. So in der Sage von Sigurd und Gunnar, von Amicus und Amelius u. s. w., wo es die Pflicht gegen den Freund und Stallbruder ist, welche den Sigurd u. s. w. in Gestalt eines bloßen Schwertes von Brunhilden u. s. w. scheidet. In der Freundschaftsage wird dieß Gesetz beobachtet, denn ihr Sinn ist eben, daß selbst die Liebe, die sonst mächtigste aller Leidenschaften, den Freund nicht zur Untreue gegen den Freund bewegen kann. In der Liebesage dagegen wird es wie jedes andere Hinderniß beseitigt und dient nur den gutmüthigen Marke zu verblenden, der nun fest auf ihre Unschuld und Enthaltfamkeit vertraut. Zu dieser sinnbildlichen Deutung des Schwerts auf die trennende Sitte, wie wir schon in den vorher betrachteten Sagen die Wand und den Fluß gedeutet haben, ist man hier um so mehr berechtigt, als hier auch das Vereinigende, die Liebe, in dem Liebestrank, den Tristan mit Isolde genossen hat, versinnbildlicht erscheint. Dieser symbolischen Darstellung des Hindernisses in dem Schwerte entspricht es auch, daß Tristans Ende durch eine Wunde herbeigeführt wird, obgleich dieß mit jener Begebenheit in der Waldhöhle, sowie die Sage jetzt vorliegt, nicht weiter zusammenhängt. Bei seinem Tode finden sich aber alle Momente wieder, die wir in den schon verglichenen Sagen, der Idee entsprechend, bemerkt haben. In einem Streit war nämlich Tristan in die alte Wunde getroffen worden, die Isolde schon einmal geheilt hat und auch dießmal wieder nur Isolde heilen kann. Er sendet einen Boten mit einem Ringe als Wahrzeichen zu ihr und befiehlt ihm, ein weißes Segel aufzuspannen, wenn er sie mitbringe, ein schwarzes, wenn sie daheim bleibe. Isolde folgt dem Boten, das weiße Segel weht von dem Schiffe, aber aus Eifersucht bringt die andere Isolde, die weißhändige genannt, dem Tristan die falsche Botschaft, ein schwarzes Segel

sei aufgezogen. Bei dieser Nachricht sinkt Tristan trostlos zurück, sein Herz bricht und das seiner herbeieilenden Geliebten über seiner Leiche. Beide wurden in ein Grab zusammengelegt und über Tristans Leichnam pflanzte man eine Weinrebe, über Isolde einen Rosenstock, und diese wuchsen ineinander und konnten nicht wieder geschieden werden. Etwas Aehnliches begegnet dem Aegëus mit seinem Sohne Theseus, als dieser den Minotaurus erschlägt. Er vergiftet das weiße Segel aufzuspannen, der Vater glaubt er sei todt und stürzt sich vor Leid von einem Felsen zu Tode. Plutarch Theseus 22 cf. 17. Auch hier würde also die Liebe wieder alle Hindernisse besiegen, wenn nicht Zufall oder Tücke einen Irrthum über den geliebten Gegenstand zu erregen wüßten und mithin die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt als an sich selber zu Grunde gien- gen. Die Uebereinstimmung mit den früher betrachteten Sagen fällt von selbst in die Augen; das Segel mag man mit der erloschenen Fackel in Hero und Leander und die weißhändige Isolde mit dem losen Rönnechen vergleichen, das in dem deutschen Volksliede die Kerzen ausbläst. Mit der Sage von Romeo und Julie hat die von Tristan und Isolde noch die äußere Aehnlichkeit, daß Isolde wie Julie über der Leiche des Geliebten vor Schmerz stirbt, während Thisbe und Hero ihrem Dasein durch Selbstmord ein Ende machen. Aber dieß ist ganz zufällig, denn im Grunde tödtet ja der Schmerz auch Thisbe und Hero, wie er schon die in dem unseligen Irrthum befangenen Liebhaber Romeo, Tristan, Pyramus und (wenn unsere obige Annahme wegen der erloschenen Fackel haltbar ist) Leander getödtet hatte, obgleich einige unter ihnen ihm durch Selbstmord vorgreifen.

Wie volksmächtig und allgemein wirksam übrigens die Sage ist, welche den oben angegebenen Gedanken ausdrückt, beweist unter anderm ein modernes ziemlich verbreitetes Volksbuch: „Merkwürdige Geschichte des kaiserlich-österreichischen Offiziers Herrn von Friesland und des Fräuleins Therese von Hartenstein. Geschehen zu Prag im Jahre 1819. Berlin, in der Bürgelbischen

Buchdruckerei," wo sich wieder derselbe Ausgang findet, ohne daß eine äußere Ableitung ersichtlich wäre.

Wenn die obige Ausführung die Uebereinstimmung der vier bekanntesten Liebesagen in den wesentlichsten Zügen dargethan hat, so durften wir sie darum nicht von einer gemeinsamen Urquelle ableiten, noch eine äußere Einwirkung der einen auf die andere vermuthen, vielmehr mußten wir alle gemeinsamen Züge aus der nachgewiesenen Idee erklären, welche alle diese Sagen verbindet. Ohne Zweifel wird vorurtheilslose Betrachtung verwandter Sagen in den meisten Fällen auf eben dieß Resultat führen und weit öfter einen innern Zusammenhang durch den Gedanken, als einen äußern durch Ueberlieferung und Mittheilung ergeben, obgleich auch ein solcher nicht selten vorkommen, manchmal auch beides zusammen wirken mag.

Man neigt neuerdings immer mehr dazu, die übereinstimmenden Züge, die sich in Märchen und Sagen finden, von äußerer Mittheilung herzuleiten und allen altüberlieferten Erzählungen orientalischen, ja indischen Ursprung beizumessen, welcher Ansicht ich noch immer keine größere Berechtigung zugestehen kann als dieß in vorstehendem Sage geschehen ist. Auch die Sage von Pyramus und Thisbe stammt aus dem Orient, darauf deutet das Grab des Ninus, die Iwain u. s. w.; auch die Sage von Leander mag wie dieser selbst den Hellespont überschwommen haben; aber gleichwohl möchte ich noch immer die damit identische Sage von Romeo, von Tristan und Isolde lieber aus der oben nachgewiesenen Idee, die sich auch in jenen orientalischen Sagen geltend macht, als aus äußerer Mittheilung ableiten. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, unsere bescheidenen Zweifel gegen die jetzt durch Bensens gelehrte Forschungen herrschend gewordene Ansicht zu äußern; hier will ich nur noch erwähnen, daß einer bekannten rheinischen Sage, welche sich an Rolandssee knüpft, im Wesentlichen dieselbe Idee zu Grunde liegt; nur ist hier an die Stelle des Todes eine andere sehr mittelalterliche Art die Welt zu verlassen getreten, indem Hildegunde auf die falsche Nachricht von

Roland's Fall in der Schlacht von Ronceval sich in ein Kloster, begräbt, worauf Er gleichfalls der Welt entsagt und als Einsiedler stirbt.

In Bezug auf Shakspeare ergiebt die angestellte Vergleichung, daß die ihm überlieferte Sage, wenn sie auch in der Gestalt, in welcher er sie empfing, schlecht und unwürdig genug dargestellt war, doch an sich selbst einen unendlich hohen Werth hatte, indem sie einen unvergänglichen, ewig wahren Gedanken in einer höchst dichterischen Weise zur Anschauung brachte. Daß Shakspeare's Behandlung erst dieser Sage ihr volles Recht angedeihen ließ und sie mit dem Glanz umgab, in dem sie zu strafen verdiente, gereicht so sehr zum Ruhme des Dichters, daß man nicht nöthig hat, zu allerlei höchst unwahrscheinlichen Annahmen zu flüchten, um das enge Anschließen an den vorgefundenen Stoff in diesem Schauspiel zu beschönigen. Shakspeare soll nämlich nach A. W. v. Schlegel bloß Arthur Brookes metrische Bearbeitung unserer Novelle (*The tragical history of Romeus and Juliet*, 1562, neu aufgelegt 1582, abgedruckt hinter der Johnson=Steevens'schen Ausgabe des Stücks) gekannt haben, oder nach Andern außer dieser nur noch die Uebersetzung des Paynter im zweiten Bande des *Palace of Pleasure*. Arthur Brooke schöpft wie Paynter aus Boisteaus von Bellesforest fortgesetzten *Histoires tragiques extraites des oeuvres italiennes du Bandel*, und Boisteaue wieder wie der Titel seines Werks besagt, aus *Bandello*; jedoch erlaubte er sich manche Abweichungen. Wenn nun auch Shakspeare die meisten dieser Abweichungen von *Bandello's* Erzählung, deren Angabe den Leser ermüden würde (Eichenburg hat sie sämmtlich aufgezählt), mit Paynter gemein hat, so darf man daraus noch nicht mit Dunlop II. p. 401 und Andern den Schluß ziehen, daß Shakspeare den *Bandello* nicht gekannt habe, da er ja diesen Veränderungen aus künstlerischen Gründen den Vorzug geben konnte, wie es Schlegel selbst bei einem der erwähnten Umstände ausgeführt hat. Man ist überhaupt neuerdings von der Ansicht der Engländer über Shakspeare's Unwissenheit abzugehen genöthigt gewesen. War

er auch kein Gelehrter, er würde seinen Beruf verkannt haben, wenn er das hätte sein wollen, so lebte er doch in einer Zeit und an einem Hofe, wo gelehrte Bildung und Sprachkenntnisse sehr verbreitet waren, und in dieser Umgebung konnte ein Geist wie der seinige nicht zurückbleiben, ja noch heut zu Tage würde er für gut unterrichtet gelten. Das Lateinische war ihm geläufig, das Griechische nicht ganz versagt, die italienische Sprache hatte er vollkommen inne wie es am Hofe Elisabeths nicht anders sein konnte, und an seiner Kenntniß des Französischen, die dazumal eine Seltenheit war, kann Niemand zweifeln, der seinen Heinrich V. gelesen hat. Wie es mit dem Spanischen steht, wissen wir nicht; doch ist es wahrscheinlich, daß er auch diese Sprache verstand. Nur um eine kleine Probe von Shakespeares Kenntniß der italienischen Sprache zu geben, bemerken wir, daß die wunderschönen Worte, womit Romeo Julien auf dem Maskenball zuerst anredet, sowie ihre Antwort, eine Anspielung auf seinen Namen enthalten, welcher einen Pilger bedeutet, was gewiß Mancher nicht weiß, dem die italienische Sprache geläufig ist. Nach Halliwell wurde es sogar jüngst im Quaterly Review geradezu in Abrede gestellt. Vielleicht besuchte Romeo das Fest des Capulet, nach Shakespeares Anordnung, nicht als Nymphe wie bei Luigi, sondern in Pilgertracht; aber auch ohne dieß durfte Shakespeare darauf rechnen, daß seine Zuschauer die Anspielung verstehen würden, denn ihnen war der Begriff eines Pilgers noch nicht so entlegen, daß sie das Wort dafür nicht gekannt hätten.

Ob Shakespeare die Novelle des Luigi da Porto, die wir dießmal mittheilen, kannte, wissen wir nicht: es ist wahrscheinlich; doch kann man es nicht mit Voss daraus schließen, daß in dieser Novelle der Tod einiger Freunde den Romeo reizt, sich an Tybalt zu vergreifen, wie bei Shakespeare der Tod Mercutios hiezu Veranlassung wird.

Ueber den Kunstwerth unserer Novellen sagen wir nichts: er kann in Vergleich mit Shakespeares Behandlung nur verlieren. Wie wenig Verdienst aber auch beide Novellen haben mögen, so

ist doch die Novelle Bandellos der des Luigi da Porto vorzuziehen, der noch viel weniger eine Ahnung von der Macht der Liebe zu haben scheint, welche die Novelle doch darstellen soll. Unerträglich ist hier das Zaudern der Liebenden bis sie alle Bedenklichkeiten hinweggeräumt haben und sich endlich entschließen, der Liebe ihr Recht anzuthun. Wenn die Italiener die Novelle Luigis vorziehen, so gründet sich dieß nur auf die größere Einfachheit seiner Sprache.

Nachträglich die Bemerkung, daß die Art wie in Bandellos Novelle und noch bei Shakespeare Romeo sich in Besitz Juliens zu setzen gedenkt, indem sie zum Schein sterben und dann mit Romeo entfliehen soll, große Aehnlichkeit hat mit der Entführung Salomes im ältern Morolf, dieß aber wieder mit der im Eliget des Chretien von Troyes, wo Jenice durch einen Schlastrunk scheinbar erkranken und sterben, dann aber aus der Gruft befreit mit Eliget entfliehen soll. Morolf gießt bekanntlich der Salome geschmolzenes Blei durch die Hände, weil er behauptet, sie sei aus rechter Schalkheit todt; auch dieser Zug kehrt im Eliget wieder, wo drei Aerzte von Salern die Stelle von Morolf einnehmen. Vgl. Holland Chretien von Troyes, Tübingen 1854, p. 46. 57.

Schließlich entnehme ich aus Halliwells Zusätzen zu der Uebersetzung vorstehender Abhandlung, daß auch Lope de Vega in seinem Schauspiel Los Castelvies y Monteses Bandellos Novelle benutzt hat, jedoch mit großer Freiheit und veränderten Namen der Personen, und noch ein anderes spanisches Schauspiel, Los Vardos de Verona, auf dieselbe Novelle gegründet ist.



.

.

.

.

.

.



II.

Zu

Hamlet.



1. Die Sage von Amleth.

Nach Sægo Grammaticus.

Rorik, König von Dänemark, übertrug nach dem Tode Gerwendills dessen beiden Söhnen, Fengo und Horwendill, die Statthaltertschaft über Jütland. Letzterer ward bald einer der gewaltigsten Seehelden und wußte durch eine Reihe kühner Wifingsfahrten seinem Namen einen solchen Glanz zu verleihen, daß Roller, König von Norwegen, nicht geringen Zuwachs für seinen Ruhm sich versprach, wenn es ihm gelänge, den weitgepriesenen Nebenbuhler zur See zu überwinden. Nach langem Suchen und mühsamen Fahrten durch die Gewässer gelang es ihm endlich, an einer Insel inmitten des Meeres auf die Flotte Horwendills zu stoßen. Von den reizenden Ufern des Eilandes angelockt, betraten die Führer zu gleicher Zeit dessen Boden. Bald trafen sie aufeinander und hatten sich ebensobald verständigt, wessen sich der Eine von dem Andern zu versehen habe. Man besprach die Art, wie der Zweikampf geschehen solle, ob durch Massen oder von ihnen allein im einzelnen Gefechte. Letzteres wurde alsobald von den Helden als rühmlicher und ehrenvoller einstimmig vorgezogen. Nach wechselseitig gegebenem Worte, durch ein würdiges Begräbniß des gefallenen Gegners Tod zu ehren und den verwaissten Hinterlassenen ein angemessenes Wehrgeld zu zahlen, schritt man von beiden Seiten muthig zum Kampfe. Nach kurzem Gefechte erlag König Roller vor dem wüthenden Andrang seines Gegners. Horwendill aber bestattete ihn prächtig und ehrenvoll, wie er verheißen, und begab sich sofort in die Heimat zurück, reich wie an Ruhm so an

Beute mannigfacher und seltener Art, wovon er einen großen Theil seinem Herrn Korik überließ, um sich dessen Gunst und Freundschaft zu sichern. Dieß gelang ihm auch: der König gab ihm seine Tochter Geruthe zur Gemahlin, mit der einen Sohn Namens Amleth erzeugte.

So glückliche Erfolge entzündeten Neid und Haß in Fengos Brust und ließen ihn auf Verrath und Nachstellungen sinnen, um den begünstigtern Bruder zu verderben. So ist der Tüchtige selbst vor den Nächstangehörigen nicht sicher. Endlich erwies sich Ort und Gelegenheit bequem, und das scheusliche Verbrechen des Brudermordes war vollbracht, wozu sich bald noch Blutschande gesellte, durch ehebrecherische Verbindung mit der Wittwe des Getödteten. Das eben ist der Fluch der Schuld, daß sie immer wieder Reiz und Veranlassung zu neuer Schuld enthalten muß. Fengo wußte mit so schlauer Vermeßenheit seine Missethat zu bergen, daß er sogar kein Bedenken trug, sie mit dem Vorwande edler Absicht zu beschönigen und den schändlichen Mord als einen Liebesdienst darzustellen sich nicht entblödete, indem er die Geruthe, wie wenig sie auch in ihrer Harmlosigkeit sich bewußt war, irgend Jemanden ein Leid zugefügt zu haben, überredete, ihr Gemahl habe den bittersten Haß gegen sie im Herzen getragen, und nur um sie davor zu retten, sei er zu seinem Mörder geworden, weil es ihm unerträglich geschienen, daß ein so sanftes, gutes Weib dem wilden Grolle ihres Mannes zum Opfer werden solle. Auch blieb sein Tichten und Trachten nicht ohne Erfolg. Denn bei den Großen findet die Lüge leicht Eingang, wie da Thoren oft Gunst zu Theil wird und Ehre den Verleumdern. So ward Fengo, indem er, kaum gereinigt von dem Blute des erschlagenen Bruders, in die verbrecherische Umarmung seiner Schwägerin sich stürzte, der doppelten Missethat doppelt schuldig.

Amleth, der diesem Treiben zusah und bei klugem Benehmen seinem Oheim verdächtig zu werden fürchtete, suchte sich Leben und Wohlfahrt dadurch zu sichern, daß er den ihm angeborenen Verstand und Wiß eben dazu benutzte, diese Eigenschaften hinter

erkünsteltem Blödsinn so wenig als möglich zum Vorschein kommen zu lassen. Täglich erschien er in entstellende Lumpen gehüllt, mit dem Schmutz und Urath des Bodens den Körper über und über besudelt. Erkünstelte Blässe und verunstaltete Farbe des Gesichts trugen nicht wenig dazu bei, eines lächerlichen Wahnsinns Verirrung vorzuspiegeln. Was er sprach, hatte den Anschein von Blödsinn, was er vornahm und that, das Gepräge völliger Geistlosigkeit. Kurz, wer ihn sah, musste nicht einen Mann, nein, ein trauriges Mißgeschöpf, von der entarteten Natur für Hohn und Verachtung erzeugt, in ihm zu erblicken wännen. Dabei war es sein gewöhnliches Geschäft, am Heerde sitzend mit beiden Händen die Kohlen zusammenzulehren und krumme Stäbchen aus Holz zu schnitzen, die er dann im Feuer zu härten und mit Widerhaken zu versehen pfliegte. Wurde er gefragt, was er hiemit bezwecke, so gab er zur Antwort, er sorge für scharfes Geschöß um den Tod seines Vaters zu rächen. Er hatte deshalb vielfältigen Hohn zu ertragen, indem den Meisten ein solches Beginnen als höchst lächerlich und eitel erschien, obwohl es ihm später zur Ausführung seines Vorhabens nicht wenig behülflich gewesen ist. Dagegen erregte bei Schärfern und sinnigern Beobachtern diese Beschäftigung zuerst den Argwohn listiger Verstellung. Denn selbst das Geschid bei so geringfügigen Arbeiten deutete auf verborgene Anlagen, indem der, dessen Hände so kunstreiche Spielereien schufen, schwerlich ein völlig Blödsinniger sein konnte. Auch unterließ er nie, die zugespitzten und gehärteten Stäbchen mit größter Sorgfalt zu sammeln und aufzubewahren. Es geschah daher, daß Einige, von der wahren Beschaffenheit seines Geistes überzeugt, offen behaupteten, daß dieser Wahnsinn nur Schein, ja die Maske des feinsten Verstandes sei, und daß, um Solches an den Tag zu bringen, kein Mittel erfolgreicher sein könne als wenn man ihn insgeheim mit einem Weibe von ausgesuchter Schönheit zusammenbrächte, die im Stande wäre, in seinem Herzen die Flamme sinnlicher Lust zu entzünden. Denn so stark sei die Macht der Natur in ihrem Anreiz zu fleischlichem Genuße, daß keine Kunst der Verstellung da-

gegen bestehen könne; und so werde sie auch in diesem Falle zu gewaltig sein als daß es der List gelingen dürfte, sich ihrer zu bemächtigen. Diese Stimmen fanden Gehör, und alsbald wurden Einige aus des Königs Hofgesinde ernannt, die den Jüngling in den entlegensten Theil einer Waldung geleiten mußten, um eine Prüfung der erwähnten Art mit ihm vorzunehmen. Zufällig befand sich in jener Schar ein Milchbruder des Prinzen, in dessen Herzen die Rücksichten der Freundschaft gegen den Gespielen der Kindheit noch nicht ihre Geltung verloren hatten. Dieser, das Andenken an jenes alte Verhältniß höher achtend als das Gebot seines gegenwärtigen Herrn, hatte den Begleitern des Amleth sich angeschlossen, um ihn zu berathen, wenn er Zeichen eines hellern Bewußtseins von sich geben, ganz besonders aber, wenn er sich der Befriedigung sinnlicher Lust frei und offen überlassen sollte. Auch wußte Amleth selbst gar wohl, woran er war. Als er daher das Pferd besteigen sollte, setzte er sich absichtlich so, daß er das Gesicht nach hinten lehrte, indem er den Schwanz als Zügel ergriff, als denke er auf diese Weise den Lauf des Rosses zu lenken. Nicht wenig wurden dadurch von vorn herein die Ränke des Oheims und die Nachstellungen, die seiner warteten, entkräftet.

Im Verlauf der Reise war man zwischen Strauchwerk und Gebüsch auf einen Wolf gestoßen, und da die jüngern Begleiter sich an Amleth mit den Worten wandten: Ei seht, da kommt uns ja ein Pferd entgegen, gab dieser zur Antwort, daß sich deren nur sehr wenige in Fengers Heer befänden, indem er hiemit eben so leis als witzig die Vermögensumstände seines Oheims verspottete. Und als sich jene über die Klugheit dieser Erwiderung äußerten, versicherte er, mit vollkommenem Bewußtsein so gesprochen zu haben, um auf keinerlei Weise der Lüge verdächtig zu werden. Denn allwege bedacht, als fern von jedem Truge zu erscheinen, wußte er Wahrheit mit List dergestalt zu paaren, daß jene stets seinen Worten zu Grunde lag, während er anderntheils durch die Art, wie er sich ihrer bediente, die Fülle seines Scharfsinns behutjam verbedekte.

Weiterhin gelangte man an das Ufer des Meeres. Als hier Amleth's Begleiter auf das Steuer eines gestrandeten Schiffes stießen und ein Messer von außerordentlicher Größe gefunden zu haben versicherten, erwiderte der Prinz: In der That, man muß damit einen gewaltigen Schinken theilen können, womit er offenbar auf den Meeresarm anspielte, als dessen weiter Fläche ein so großes Ruder angemessen sei. Ebenso als man später auf Dünen traf und ihm der Kieß als geschrotenes Korn gezeigt wurde, gab er zur Antwort: Ja, die Wogen des schäumenden Meeres haben es gemalen; und da seine Umgebung auch diese Antwort lobte, versicherte er, dieß nicht weniger mit dem Bewußtsein, wie klug es sei, gesprochen zu haben. Endlich an Ort und Stelle gelangt, wurde der Prinz, um der Befriedigung seiner Lust kein Hinderniß in den Weg zu legen, der Abrede gemäß von den Begleitern alsbald verlassen, und die vom Könige erlesene Jungfrau ihm entgegen gesandt, der auch, wie einer zufällig dargebotenen Ueberschung des Geschicks, die freundlichste Begegnung von seiner Seite zu Theil ward, und am einsamen Orte sicherlich noch mehr geschehen wäre, wenn nicht jener Milchbruder den Prinzen durch ein verstecktes Zeichen von den Nachstellungen, die seiner harrten, zur rechten Zeit unterrichtet hätte. Darauf bedacht, wie eine solche Warnung am Schicklichsten geschehen und der Jugendfreund vor der gefährvollen Lodung behütet werden könnte, hatte dieser nämlich ein rothblühendes Halmgewächs, das er am Boden fand, dem Schwanze einer vorüberfliegenden Bremse anzuheften gewußt, die er sodann der Gegend zutrieb, in der sich Amleth befinden mußte. Auch ermangelte dieser Dienst gegen den unbedachtamen Freund nicht des gewünschten Erfolgs: denn mit eben so viel Scharfsinn, womit der Eine das Warnungszeichen ertheilte, wurde es von dem Andern erkannt und seine Bedeutung verstanden. Sobald Amleth die Bremse erblickt und den Halm, den sie am Schwanze führte, gehörig in Augenschein genommen hatte, merkte er, daß ihm damit ein Zeichen lauernden Verraths gegeben sei. Um nun der Gefahr, die ihn bedrohte, zu entgehen und seine Begierde in größerer

Sicherheit befriedigen zu können, nahm er die Jungfrau in seinen Arm und entführte sie an einen entlegenen sumpfigen Ort, wo er auch bald zum ersehnten Ziele seiner Wünsche gelangte. Und als er hierauf das Mädchen dringend beschwor, ihre Heimlichkeit vor aller Welt durch das tiefste Schweigen zu bewahren, ward von ihr das Versprechen mit der größten Bereitwilligkeit und mit gleichem Eifer, als es geheißt worden war, erteilt und bekräftigt. Denn auch sie war ihm durch gemeinschaftliche Erziehung und Pflege von Kindheit an auf das Innigste befreundet und gewogen.

Als nun Amleth nach der Heimkehr von Allen wie zum Scherz gefragt wurde, ob er das Mädchen erkannt habe, gestand er offen und frei, ihre Reize genossen zu haben. Weiter befragt, wo er dieß gethan und welcher Polster er sich dabei bedient, gab er zur Antwort: er habe auf dem Hufe eines Kindes, dem Ramme eines Hahnes und einigen Balken geruht. Kein Wunder, wenn hierauf ein ungeheures Gelächter der Umstehenden erfolgte, obgleich auch dieser noch unverstandene Scherz wohl der Wahrheit keinen Abbruch that. Als man dagegen bei der Jungfrau nach dem Hergange der Sache frug, wollte sie von alle dem nichts wissen, und man glaubte ihr um so mehr, je weniger Amleths Begleiter etwas der Art hatten wahrnehmen können. Jenem Jünglinge aber, der durch das Zeichen an der Bremse sich um den Prinzen so verdient gemacht hatte und jetzt in der Absicht als Urheber jener That anerkannt zu werden, gegen Amleth äußerte, er habe sich neuerdings ganz seinem Dienste gewidmet, gab dieser, um auch seinerseits nicht unachtsam und gleichgültig zu erscheinen, zur Antwort: In der That, er habe einen kleinen Heuträger gesehen, dem ein Halm am Hintern gesetzt. Eine Erwiederung, die alle Uebrigen eben so zum Lachen reizte, als sie Amleths Getreuen durch ihre Angemessenheit ergötzte.

Als so alle Versuche fehlschlügen und keiner zu des Jünglings wahrem Geiste den Schlüssel finden konnte, meinte einer von Fengers Freunden, der mehr von Dreistigkeit als Einsicht besaß, man müsse, um hinter das undurchdringliche Gewebe von List und

Verfchlagenheit zu gelangen, das gewöhnliche Verfahren, das immer ohne Erfolg bleiben werde, völlig aufgeben und dafür einen ganz andern, nachdrücklicheren Weg einschlagen. Er rühme sich, nach langem Sinnen ein Mittel gefunden zu haben, das mit Leichtigkeit ausführbar sei und, um der Sache auf den Grund zu kommen, vom besten Erfolg sein müsse. Fengo solle sich nämlich unter dem Vorwande eines dringenden Geschäfts auf einige Zeit aus der Burg entfernen, Amleth aber unterdes mit der Königin in einem gemeinsamen Gemach verschloßen werden, nachdem man für einen zuverlässigen Mann gesorgt, der in einem versteckten Theile desselben Zimmers verborgen, alle zwischen jenen Beiden vorkommende Gespräche unbemerkt mit anhören könnte. Jetzt werde der Prinz, wenn er anders bei Verstande sei, kein Bedenken tragen, in den Busen der leiblichen Mutter Alles, was ihn quäle und beschäftige, sorglos auszuschütten. Er selbst endlich erbot sich zu dem Geschäft des heimlichen Lauscher's, um nicht bloß Urheber eines so trefflichen Rath's, sondern auch sein Vollstrecker zu heißen.

Dem König ist der Vorschlag ganz genehm, eine lange Reise vorschüßend entfernt er sich von der Burg; Jener aber, der ihm den Rath erteilt, begiebt sich heimlich in das Gemach, in welchem Amleth und seine Mutter eingeschloßen sind, und verbirgt sich unter der Hülle eines Bettes. Amleth indes, der immer auf seiner Hut ist, fehlt es nicht an einer Gegenmaßregel: aus Furcht, heimlich behorcht zu werden, bleibt er vorerst seinem angenommenen Wesen getreu, und nach Art eines Hahnes krähennd und die Arme gleich Flügeln auf und nieder schlagend, bestiegt er das Bett und beginnt sich auf demselben herumzuwälzen, um zu entdecken, ob Jemand unter demselben verborgen sei. Sobald er aber mit seinen Füßen einen Körper unter dem Lager wahrnimmt, stößt er nach ihm mit dem Schwerte und zieht ihn dann aus den Decken hervor, um ihm vollends den Rest zu geben. Hierauf schneidet er den Leichnam in kleine Stücke, kocht ihn in heißem Wasser und wirft ihn in die Oeffnung einer Schleiße, den Schweinen zu ledern Futter.

Dieß vollbracht kehrte er in das Zimmer zurück, und da die Königin über diesen Ausbruch seines Wahnwizes, wofür sie es hielt, heftig zu weinen und sich zu beklagen begann, hub er gegen sie an zu sprechen: Wie, verabscheuungswürdige Mutter, hoffst du deine schmachvolle Missethat hinter erkünsteltem Jammer und heuchlerischen Thränen zu verbergen? Die du nach geiler Mehen Art des sündlichen Ehebruchs den Mörder deines Gatten in blutschänderischer Verbindung an deinem Busen hegst und ihm, der deines Liebesgatten in blutschänderischer Verbindung an deinem Busen ter schlochtete, mit ekelhafter trage nicht umsonst das Kleid der Thorheit: denn du hast, daß der, welcher seinen Bruder mordete, mit gleichem Recht auch gegen seine Verwandten wüthen werde. Ich werde nicht umsonst die Hand gegen dich erheben; darum suche ich Sicherheit und Schutz hinter der äußersten Geistesverwirrung erborgter Hülle. Im innersten Herzen aber lebt mir der Drang, den Vater zu rächen; wenn ich noch zaudere, ist dieß nichts als Schuld der Zeit und der Gelegenheit, deren Gunst ich mit Sehnsucht erwarte. Nicht überall ziemt sich ein gleiches Verfahren. Denn gegen ein finsternes, verstocktes Gemüth bedarf es verborgener Weisen. Du aber thust etwas sehr Ueberflüssiges, meine Thorheit zu beklagen, die du billiger über deine eigene Schmach jammern und weinen solltest. Uebrigens wirst du zu schweigen wissen.

Durch den Stachel solcher Reden gelang es ihm, die Mutter auf den Weg der Tugend und Pflicht in dem Maße zurückzuführen, daß das Andenken der frühern Liebe mehr fortan in ihrem Herzen galt, als der Reiz und die Lockungen der Gegenwart.

Als Fengo heimgekehrt war und sich jener Späher nirgends sehen lassen wollte, fieng er an den ganzen Tag über emsig nach ihm zu forschen und zu fragen; Alle aber versicherten, nichts von ihm zu wissen. Nur Amleth, den man zum Scherz ebenfalls frug, ob er keine Spur des Vermißten wahrgenommen habe, gab zur Antwort: Jener sei in die Schleiße spaziert, allmählich auf den

Grund gerathen und endlich, von Schlamm und Roth überdeckt, den ab- und zugehenden Schweinen eine willkommene Speise geworden. So sehr diese Erwiderung der Wahrheit gemäß war, wurde sie dennoch bei ihrem Anscheine von aberwitziger Verkehrt-heit von Allen, die sie vernahmen, von ganzem Herzen verlacht.

Fengo jedoch mochte sich immer noch nicht von Amleth's Stumpffinn versichert halten; vielmehr war er fest von seiner List und Verschlagenheit überzeugt. Darum beschloß er endlich, ihn aus dem Wege zu räumen; aber aus Furcht, sowohl Korik als Geruthe zu beleidigen, wenn er selbst Hand an ihn legte, hielt er es für gerathen, um wenigstens den guten Schein zu bewahren, durch einen Andern die That vollstrecken zu lassen. Und dazu wählte er den König von Britannien: denn es kümmerte ihn wenig, einen Freund mit Fluch zu beladen, wenn er dadurch für sich den übeln Folgen einer Missethat entgehen konnte.

Amleth wird nach England entsendet. Vor der Abreise be- siehlt er seiner Mutter, die Halle des königlichen Palastes wie zum Schmucke mit einem nehartigen Gewebe zu bekleiden, nach Jahres- frist aber scheinbar sein Todesfest zu feiern; er werde bedacht sein, zur selben Zeit nach Hause zurückzulehren. — Mit dem Prinzen reisen zugleich zwei aus dem Hofgesinde des Königs, nach dama- liger Sitte anstatt des Briefes mit einer Kunentafel versehen, worin dem Könige der Briten der Auftrag ertheilt wird, den Jüngling, den man ihm schicke, sofort ums Leben zu bringen. Amleth aber ist gewohnt, dem Verrathe zu begegnen. Raun be- merkt er, daß seine Begleiter sich sorglosem Schläfe überlassen haben, als er ihr Gepäc unverzüglich durchsucht, wobei ihm jener verhängnißvolle Brief glücklich in die Hände kommt. Sobald er des Oheims Auftrag gelesen, schabt er Alles, was der Tafel ein- gegraben ist, sorgfältig weg und setzt an dessen Stelle eine neue Verbindung von Zeichen, worin der frühere Befehl umgekehrt und das ihm zuge dachte Todesurtheil auf seine Begleiter übertragen wird. Und damit nicht zufrieden, die Gefahr, die seinem Leben drohte, auf Andere gewälzt zu haben, fügt er unter Fengo's Ra-

Dieß vollbracht kehrte er in das Zimmer zurück, und da die Königin über diesen Ausbruch seines Wahnwizes, wofür sie es hielt, heftig zu weinen und sich zu beklagen begann, hub er gegen sie an zu sprechen: Wie, verabscheuungswürdige Mutter, hoffst du deine schmachvolle Missethat hinter erkünsteltem Jammer und heuchlerischen Thränen zu verbergen? Die du nach geiler Mezen Art des sündlichen Ehebettes Lüste nicht scheust, den Mörder deines Gatten in blutschänderischer Verbindung an deinem Busen hegst und ihm, der deines Sohnes Vater schlachtete, mit etelhaften Liebflosungen schmeichelst! Ich aber trage nicht umsonst das Kleid der Thorheit: denn ich zweifle nicht, daß der, welcher seinen Bruder mordete, mit gleicher Grausamkeit auch gegen seine Verwandten wüthen werde. Darum zieh ich es vor, für einen Blödsinnigen denn für einen Klugen zu gelten; darum suche ich Sicherheit und Schutz hinter der äußersten Geistesverwirrung erborgter Hülfle. Im innersten Herzen aber lebt mir der Drang, den Vater zu rächen; wenn ich noch zaudere, ist dieß nichts als Schuld der Zeit und der Gelegenheit, deren Gunst ich mit Sehnsucht erwarte. Nicht überall ziemt sich ein gleiches Verfahren. Denn gegen ein finsternes, verstocktes Gemüth bedarf es verborgener Weisen. Du aber thust etwas sehr Ueberflüßiges, meine Thorheit zu beklagen, die du billiger über deine eigene Schmach jammern und weinen solltest. Uebrigens wirst du zu schweigen wissen.

Durch den Stachel solcher Reden gelang es ihm, die Mutter auf den Weg der Tugend und Pflicht in dem Maße zurückzuführen, daß das Andenken der frühern Liebe mehr fortan in ihrem Herzen galt, als der Reiz und die Lockungen der Gegenwart.

Als Fengo heimgekehrt war und sich jener Späher nirgends sehen lassen wollte, fieng er an den ganzen Tag über emsig nach ihm zu forschen und zu fragen; Alle aber versicherten, nichts von ihm zu wissen. Nur Amleth, den man zum Scherz ebenfalls frug, ob er keine Spur des Vermißten wahrgenommen habe, gab zur Antwort: Jener sei in die Schleiße spaziert, allmählich auf den

Grund gerathen und endlich, von Schlamm und Roth überdeckt, den ab- und zugehenden Schweinen eine willkommene Speise geworden. So sehr diese Erwiederung der Wahrheit gemäß war, wurde sie dennoch bei ihrem Anscheine von aberwitziger Verlehrtheit von Allen, die sie vernahmen, von ganzem Herzen verlacht.

Fengo jedoch mochte sich immer noch nicht von Amleth's Stumpfsinn versichert halten; vielmehr war er fest von seiner List und Verschlagenheit überzeugt. Darum beschloß er endlich, ihn aus dem Wege zu räumen; aber aus Furcht, sowohl Rorik als Geruthe zu beleidigen, wenn er selbst Hand an ihn legte, hielt er es für gerathen, um wenigstens den guten Schein zu bewahren, durch einen Andern die That vollstrecken zu lassen. Und dazu wählte er den König von Britannien: denn es kümmerte ihn wenig, einen Freund mit Fluch zu beladen, wenn er dadurch für sich den übeln Folgen einer Missethat entgehen konnte.

Amleth wird nach England entsendet. Vor der Abreise befehlt er seiner Mutter, die Halle des königlichen Palastes wie zum Schmucke mit einem nebartigen Gewebe zu bekleiden, nach Jahresfrist aber scheinbar sein Todesfest zu feiern; er werde bedacht sein, zur selben Zeit nach Hause zurückzukehren. — Mit dem Prinzen reisen zugleich zwei aus dem Hofgesinde des Königs, nach damaliger Sitte anstatt des Briefes mit einer Kurrentafel versehen, worin dem Könige der Briten der Auftrag ertheilt wird, den Jüngling, den man ihm schicke, sofort ums Leben zu bringen. Amleth aber ist gewohnt, dem Verrathe zu begegnen. Kaum bemerkt er, daß seine Begleiter sich sorglosem Schlafe überlassen haben, als er ihr Gepäc unverzüglich durchsucht, wobei ihm jener verhängnißvolle Brief glücklich in die Hände kommt. Sobald er des Oheims Auftrag gelesen, schabt er Alles, was der Tafel eingegraben ist, sorgfältig weg und setzt an dessen Stelle eine neue Verbindung von Zeichen, worin der frühere Befehl umgekehrt und das ihm zuge dachte Todesurtheil auf seine Begleiter übertragen wird. Und damit nicht zufrieden, die Gefahr, die seinem Leben drohte, auf Andere gewälzt zu haben, fügt er unter Fengo's Na-

men und Unterschrift die Bitte an den König hinzu, dem klugen Jünglinge, den man ihm gesendet, seine Tochter zur Gemahlin zu geben.

In Britannien gelandet, verfügen sich die Gesandten als bald an den königlichen Hof und überreichen jenen Brief, ihres eigenen Todes Förderer und Verschulder, während sie in dem Wahne leben, einen Andern ins Verderben zu stürzen. Der König, ohne sich etwas von seinem Auftrage merken zu lassen, nimmt sie mit gastfreundlicher Gefälligkeit und ehrendem Entgegenkommen auf. Man begiebt sich zu Tisch, und hier geschah es, daß Amleth, allen Ueberfluß des königlichen Mahles gleich schlechter gemeiner Kost verschmähend, nicht das Geringste weder an Speise noch an Trank zu sich nehmen wollte. Kein Wunder, wenn einen Jeden, der zugegen war, dieß jeltzame Benehmen des Gastes befremdete. Ehe man daher nach Beendigung des Mahles sich zur Ruhe begab, sorgte der König dafür, daß sich Jemand in das Schlafgemach der Fremden versteckte, um in heimlicher Verborgenheit ihre nächtlichen Gespräche zu belauschen und dadurch Amleths Verfahren wo möglich auf den Grund zu kommen. Als nun dieser während der Nacht von seinen Begleitern gefragt wurde, warum er sich bei dem Male so gar aller Speisen, gleich als seien sie vergiftet gewesen, enthalten habe, gab er ihnen zur Antwort: das Brod sei von Blut behaftet gewesen, das Getränk habe nach Eisen geschmeckt, die Fleischspeisen aber den Geruch von Leichen, einen Brodem nach Tod und Verwesung an sich gehabt. Ferner wollte er an den Augen des Königs etwas Knechtisches wahrgenommen haben; an der Königin aber drei Ungebührlichkeiten, durch die eine Magd sich kenntlich mache. Als Amleth solchergestalt mehr die Wirththe als ihre Gaben schmähete, begannen seine Begleiter, die in alle dem nichts als Spuren seiner alten Geistesverwirrung sahen, mit muthwilligem Hohne seiner zu spotten und ihm vorzustellen, wie ungebührlich es sei, das Schidliche zu schmähén, das Lößliche zu verunglimpfen, einen vortrefflichen König und eine sittige Königin mit schnöder Rede anzutastén,

und das Lob, das ihnen zukomme, in Schimpf und Tadel zu verkehren.

Als der König diese Reden von seinem Rundschafter vernahm, hielt er dafür, daß ein Mann, der Solches gesprochen, entweder aberwitzig, oder mit übermenschlichem Sinn von der Natur begabt sein müsse; so mit wenigen Worten die ganze Tiefe von Amleth's Verschlagenheit umfassend. Um der Sache auf den Grund zu kommen, wurde nun zunächst der Verwalter gefragt, woher er das Brot zum gestrigen Male genommen, und als dieser sich auf den Hofbäcker berief, gleicherweise bei dieser Erkundigung eingeholt, wo das Korn dazu gewachsen sei und ob sich auf jener Stelle keine Spuren von menschlichen Leichen fänden, worauf die Antwort erfolgte, daß in der Nähe ein Feld gelegen sei, mit Knochen längst Erschlagener bedeckt und allen Anzeichen zufolge der Ort einer ehemaligen Mekelei, den er, wie Andere vor ihm, wegen seiner Fettigkeit und in Erwartung einer reichlichen Ernte im Frühjahr bestellt und besät habe. Es könne daher wohl sein, daß das Brot etwas nach Verwesung schmecke. Da sich Amleth's Bemerkungen sonach von einer Seite als wahr bestätigt hatten, erkundigte sich der König weiter, woher man den Speck genommen habe, und erhielt die Auskunft, daß die Schweine, durch die Sorglosigkeit des Hüters einst aus ihrer Haft entkommen, von dem verwesenen Leichnam eines Räubers sich gemästet hätten, und solchergestalt ihr Fleisch wie von Fäulniß angegangen schmecken könnte. Als der König auch hierin Amleth wahr erfunden, fragt er ferner, woraus man das Getränk bereitet habe, und erfährt, daß es ein Gemisch von Wasser und Gerste gewesen sei. Man zeigt ihm auf sein Verlangen die Quelle, aus der man zu diesem Behufe geschöpft, und kaum hat man, ebenfalls auf seinen Befehl, hier nachzugraben sich angeschickt, als mehrere verrostete Schwerter zum Vorschein kommen, woher nun auch der Eisengeschmack des Wassers sich erklären ließ.

Nach alledem von der Wahrhaftigkeit der Aussprüche Amleth's überzeugt, fieng der König an, sich wegen des Vorwurfs zu

bekümmern, der seine Augen getroffen hatte, indem er hierin zugleich einen Einwurf gegen die Reinheit seiner Abstammung erkannte. Er sprach also insgeheim seine Mutter und fragte sie aus, wer sein wahrer Vater gewesen sei; und obgleich diese lange darauf bestand, außer dem Könige keines Mannes Umarmung geduldet zu haben, gelang es ihm endlich dennoch durch wiederholte Drohungen das Geständniß von ihr zu erpressen, daß er der schmachvollen Vermischung mit einem Slaven sein Leben verdanke. Gleich voll von Scham und Verdruß wegen dieses Mankels, der auf seinem Herkommen haftet, wie von Verwunderung über den Scharffinn des königlichen Jünglings, verlangt er von diesem nun auch die Erklärung, wie er darauf gekommen sei, im nächtlichen Gespräch mit seinen Gefährten der Königin ein unedles Betragen vorzuwerfen, und erhält darauf zur Antwort: Dreierlei habe sie sich zu Schulden kommen lassen, was unadelige Sitten verrathe: erstlich, daß sie gleich einer Magd den Kopf verhüllt getragen; zweitens beim Gehen das Kleid empor geschürzt, endlich über Tische die Ueberbleibsel der Speisen aus den Zähnen gestochert, gelaut und hinuntergeschluckt habe. Uebrigens sei ihm zu Ohren gekommen, wie die Mutter der Königin als Gefangene in die Sklaverei gerathen und somit den Sitten der Lektorn ihre Geburt entsprechend sei.

Der König, Amleth's Verstand wie einen fast übermenschlichen zu bewundern und seine Aussprüche gleich göttlichen Offenbarungen zu achten gedrungen, stand nicht länger an, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Gleicherweise ließ er dessen Gefährten, um dem erdichteten Auftrage seines Freundes Genüge zu leisten, am folgenden Tage aufkniüpfen, wovon Amleth außerdem daß er von den lästigen Gefellen befreit wurde, noch einen Vortheil zu ziehen wußte, indem er nämlich, über diesen Mord sich unwillig und beleidigt stellend, vom Könige Gold zur Sühne empfing, das er alsbald in Feuer schmelzen und in hohe Stöcke gießen ließ.

Nach Verlauf eines Jahres nahm Amleth Urlaub und lehrte

in das Vaterland zurück, von allem Reichthum des königlichen Schatzes nichts als jene goldgefüllten Stöcke mit sich führend. Sobald er Jütland erreicht hatte, vertauschte er den Schmuck, den er Anstandes halber bisher getragen, absichtlich mit solchen Kleidern, die, lächerlich und ungewöhnlich, seiner frühern Rolle angemessen waren. Und da er so, in Schmutz und Lumpen gehüllt, die Zimmer des väterlichen Hauses betrat, in welchem man so eben seine Todtenfeier veranstaltete, war das Erstaunen Aller nicht gering, durch das Gerücht von seinem Dahinscheiden sich dergestalt hintergangen zu sehen. Zulezt löste sich jedoch die Ueberraschung in Gelächter auf, indem die Gäste zum Scherz sich wechselseitig aufzogen, daß jener in demselben Augenblicke lebend erschienen war, da man ihm die Leichenfeier halten wollte. Hierauf wurde Amleth nach seinen Reisegefährten gefragt, und da zeigte er auf die Stöcke, die er aus England mitgebracht hatte: Seht, sagte er, hier ist der Eine und hier der Andere — eben so wahr als scherzhaft, so eitel auch die Meisten dieses Wort dünken mochte: denn er deutete auf die Buße, die er nach ihrer Ermordung erhalten. Bei Tische schloß sich Amleth an die Schenken an und verrichtete sein Amt mit ziemlichem Eifer, um die Gäste so viel als möglich in trunkene Fröhlichkeit zu versetzen. Und damit das weite Gewand ihn beim Gehen nicht hindern möchte, umgürtete er die Hüfte mit einem Schwerte; und da er dieses absichtlich mehrmals aus der Scheide zog und sich mit der äußersten Spitze desselben die Finger leicht verwundete, waren die Umstehenden geschäftig, das Schwert und die Scheide durch einen eisernen Keil aneinander zu heften.

Wie erwähnt, hatte Amleth, um sich sein Vorhaben zu erleichtern, den edeln Gästen mit Becher auf Becher unermülich zugelegt, und so geschah es denn am Ende, daß Alle die zugegen waren von Wein überwältigt und unvermögend der Gewalt des Rausches zu widerstehen, inmitten der königlichen Halle einem tiefen Schlafe sich überließen, dergestalt, daß man den Lärm und das Loben eines frohen Gelags bald in die öde Stille eines Schlaf-

gemachſ umgewandelt ſah. Jetzt ſchien dem Jünglinge die Gelegenheit gekommen, das erſehnte Werk der Rache zu vollſtreden: er eilt, jene Stäbchen, die er einſt mit emſiger Hand geſchnitzt, in ſeinen Buſen zu ſammeln, kehrt ſodann in das Gemach zurück, in welchem die Großen des Landes in den doppelten Banden des Schlafes und des Rauſches auf dem Boden zerſtreut daniederliegen, löſt das von der Mutter gewebte Netz, das auch die unterſten Wände der Halle umzieht, von den Feſten los und nachdem er es über die Schläfer gebreitet, ſchürzt er es mit Hülfe jener hölzernen Haken zu einem ſo undurchdringlichen Netze von Knoten und Schlingen, daß Keiner, der darunter lag, mit aller Anſtrengung ſich davon zu befreien und vom Boden aufzuſtehen vermochte. Hierauf wirft er Feuer in das Haus, das in Kurzem zu mächtigen Flammen ſchlagend, alle Gemächer des Palaſtes ergreift und ſämmtliche Gäſte, entweder noch in tiefem Schlafe oder in vergeblichem Widerſtande gegen ihre Feſeln begriffen, zu Aſche verbrennt. Sodann begiebt er ſich in das Schlafgemach ſeines Oheims, der das Mal früher verlaſſen hatte, vertauſcht das Schwert, ſo an deſſen Bette hängt, mit dem ſeinigen und erweckt ihn ſodann unter dem Ruſe, ſeine Mannen würden vom Feuer verzehrt, Amleth aber ſei gekommen, mit ſeinen Krummſtäbchen bewaffnet und voller Bier, dem Tode ſeines Vaters die ſchuldige Sühne zu bringen. Bei dieſen Worten ſpringt Fengo von dem Bette, fällt aber ſofort unter Amleths Streichen zu Boden, indem er, ſeines Schwertes beraubt, die fremde Waffe vergebens aus der Scheide zu ziehen ſich abmüht.

Nach Vollſtreckung dieſer That hielt Amleth, in Ungewiſſheit über die Gefinnung des Volkes, zunächſt für gerathen, ſich ſo lange in einen Schlupfwinkel zu verbergen bis er erlannt hätte, wohin des rohen Hauſens Stimmung ſich neige.

Als aber am nächſten Morgen die Nachbarſchaft, die den nächſtlichen Brand wahrgenommen hatte, zuſammengelaufen war, um ſich von dem Hergange und der Veranlaſſung der Feuerbrunſt zu unterrichten, und nun den königlichen Palaſt in Aſche

liegen sah und außer den rauchenden Trümmern und den Resten versengter Leichen Niemand sich darbot, der über den Verlauf dieses Jammers und Unglücks Aufschluß geben konnte, und als endlich selbst Fengos verstümmelter Leichnam inmitten der Verwüstung gefunden wurde, so entstand für den Augenblick große Verwirrung und Unwille und Kummer brach hervor, während sich jedoch an Einigen schon eine heimliche Freude über das verdiente Gericht, und Frohlocken über den Tod des Tyrannen unverkennbar äußerte.

Diese Stimmung des Volkes bewog den Amleth, aus seinem Schlupfwinkel vertrauensvoll hervorzutreten, worauf er die, deren Anhänglichkeit an das Gedächtniß seines Vaters ihm bekannt war, zu einer Versammlung berief und in kräftigen Worten folgendermaßen anredete: Laßt euch, meine Freunde, durch das Elend, das ihr schaut, nicht irren, so das Andenken an Horwendills trauriges Ende in euerm Herzen noch fortlebt; ihr, sag ich, die ihr Treue euerm Könige, Liebe und Ergebenheit euerm Vater bewahrtet, laßt euch durch den jammervollen Anblick nicht irren. Eines Brudermörders, nicht eines Königs Untergang habt ihr vor Augen. Beklagenswerther war der Anblick, als ihr euern König, vom verruchtesten Meuchelmörder, um nicht Bruder zu sagen, schmachvoll erdroßelt mit eigenen Augen schautet, mit eigenen thränenvollen Augen die zerstückten Glieder Horwendills schautet und seinen königlichen Leib von zahllosen Wunden entstellt. Wer von euch zweifelt, daß dieß geschah, um das Vaterland in die Ketten der Knechtschaft zu schmieden? Daß dieselbe Hand, die euern Herrn den Tod gab, das Joch schmachvoller Unterwürfigkeit euch judachte? Wer nun wäre thöricht genug, über Fengos Grausamkeit und Herrschsucht Horwendills und seiner Liebe zu vergessen? Bedenkt, mit welchem Wohlwollen mein Vater euch entgegenkam, wie er Recht und Gerechtigkeit schützte, wie er Menschlichkeit überall ehrte und übte. Erinnerung euch, wie an die Stelle des mildesten Königs, des liebeichsten Vaters ein Zwingherr sich eindrängte, ein Meuchelmörder sich einschworzte, der euch eurer Rechte be-

raubte, Zucht und Sitte schändete, des Vaterlands Ehre durch Verbrechen befudelte, in das Joch der Sklaverei eure Nacken beugte und der Freiheit Mund und Hände band. Das Alles hat seine Endschafft erreicht, seitdem der Urheber dieser Schmach unter seinen eigenen Verbrechen erlegen ist und der Brudermörder seiner Schandthaten Strafe gebüßt hat. Wer wäre wohl so verblendet, daß er das, was für seine Wohlfahrt geschehen ist, als Unbill mit Mißmuth aufnehmen; wer so verlassen von Geist, daß er trauern könnte, wenn er auf das Haupt des Verbrechers die eigene Missethat zurückfallen sieht? Wer mag eines blutigierigen Henkers Tod beweinen, wer den verdienten Untergang des grausamsten Tyrannen bejammern? Fragt ihr nach dem Vollstrecker der That, hier ist er, ihr schaut ihn mit Augen. Ich selbst, und ich rühme mich dessen, habe dem Vater, dem Vaterlande die Schuld der Rache abgetragen; ich allein habe das Werk vollbracht, das ebenso gut auch euern Händen zukam. Niemand leistete mir Beistand bei der rühmlichen That, kein Helfer war mir zur Seite. Zwar bin ich überzeugt, daß ihr mir eure Theilnahme nicht versagt haben würdet, wenn ich darum gebeten, da ich eurer Treue zu dem ehemaligen Könige, wie eurer Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten vollkommen vertraue. Aber es gefiel mir, ohne Gefahr für euch die Schuldigen zu strafen, weil ich fremde Schultern nicht mit einer Last beladen wollte, der ich allein gewachsen zu sein glaubte. Die Andern alle sind zu Asche geworden durch mich; nur Jengos verstümmelten Leib hab ich euch überlassen, um an ihm die Lust zu gerechter Rache zu sättigen. Hinzu denn mit Eil, den Scheiterhaufen errichtet; verbrennt den lästerlichen Leib, bratet die verruchten Glieder, zerstreut die schändliche Asche, den schuldbeladenen Staub gebt ihn Preis allen Winden; kein Gefäß, kein Grabmal soll der Knochen verhaßte Ueberreste umschließen! Es verbleibe keine Spur vom Mörder des Bruders, seinen fluchbeladenen Gliedern keine Stätte in unserm Vaterlande; nicht werde die Nachbarschaft durch sie verpestet, nicht das Meer, nicht der Schooß der Erde verunreinigt, indem er zur Herzberge wird einem

so stuchbeladenen Leibe wie diesem. Alles Uebrige ist von mir geleistet und vollbracht, nur diesen Dienst hab ich eurer treuen Gesinnung überlassen wollen. So und nicht anders soll der Leiche des Tyrannen geschehen; dieß die Feier, die den Resten des Brudermörders gebührt. Was aber mich betrifft, braucht es, euch an meinen Jammer zu erinnern? Was ich gebuldet euch herzu erzählen? Meiner Drangsale Bild euch vorüberzuführen, die ihr selber besser kennt als ich? Vom Stiefvater dem Tode bestimmt, von der Mutter verachtet, von den Nächsten fast angespicien, verbrachte ich Jahre des Kummers, waren meine Tage voll Kümmerniß, mein ganzes Leben eine Reihe von Angst, Besorgniß und Gefahren. Oft, wohl habe ich es wahrgenommen, beklagtet ihr mit stillen Seufzern meinen Stumpfsinn, der mich hindere, dem Vater ein Rächer, dem Brudermörder ein Richter zu werden. Das galt mir für ein heimliches Zeichen eurer Liebe, für eine Bürgschaft, daß in euerm Herzen die Erinnerung an den schmachlichen Tod eures Königs noch nicht erstorben sei. Welches Herz auch wäre so verstockt, wessen Busen so steinern, daß ihn meiner Leiden Mitgefühl nicht rühren sollte? Daß er nicht Theil nehmen sollte an meinem Elend, meiner Bedrängniß? Darum, Freunde, erbarmt euch eures Bögling; ihr, deren Hände schuldlos sind an dem Tode Horwendills, laßt meinen Jammer euch rühren. Erbarmt euch meiner bedrängten Mutter und freut euch mit ihr, einst eurer Königin, die verdammt war, an ihres Gemahls Bruder und Mörder gefesselt, zwiefacher Schande doppelte Last mit schwachen Schultern des Weibes zu tragen, daß sie jetzt frei geworden ist von der drückenden Bürde jener Schmach. Darauf stand mein Sinn, als ich Rache brütend im Innern, meines Geistes Licht verhehlend in erborgte Schatten der Thorheit und des Wahnmihes mich hüllte. Wie der Erfolg dem Streben entsprochen, habt ihr vor Augen, und ich freue mich in euch Zeugen einer solchen That zu haben. Ihr aber thut jetzt das Eure. Haltet Gericht über den Leichnam des Mörders, tretet mit Füßen seine Reste, wüthet in der Asche des Verruchten, der seinen Herrn

und König verrieth, der in die schmachvollste Knechtschaft euch bannte, der des Vaterlands Freiheit erdrückte, der auf Brudermord Blutschande gehäuft hat. Mich, den Handhaber des gerechten Gerichts, den Vollstrecker blutiger Rache, nehmt mich auf in eure Huld, ehrt mich mit gebührender Achtung und laßt eure Augen mit Wohlwollen auf mir ruhen. Ich habe des Vaterlandes Schmach getilgt, die Schande der Mutter gelöst, der Knechtschaft ein Ende gemacht, den Brudermörder gerichtet, des Oheims Nachstellungen durch List entwaffnet, der, wär er am Leben geblieben, der Verbrechen kein Ziel, des Verraths kein Ende gewußt hätte. Seit erkenntlich gegen diese Wohlthat und ehrt meinen Geist, und gebt mir das Reich, wenn ich seiner würdig: mir dem Vollbringer einer solchen That, dem Erben der väterlichen Macht, nicht dem ausgearteten, mordbefleckten, nein dem rechtmäßigen Nachfolger, dem frommen Sühner der am Vater verübten Greuel. Ihr verdankt mir den Wiederbesitz der Freiheit, des Zwingherrn Unterdrückung, Erlösung vom Joch der Knechtschaft; durch mich liegt des Tyrannen, des Brudermörders Scepter zerbrochen zu euern Füßen. Mir gelang der Sieg über den Henker. Der Lohn steht bei euch, von euch erwartet das Verdienst den Dank und die Krone, die ihm gebührt.

Diese Rede des Jünglings hatte zu Mitleiden Aller Herzen gerührt, Einige bis zu Thränen. Einstimmig und mit hellem Freudenruf, sobald der Schmerz es gestattete, ward er zum Herrn und Könige ernannt. Denn Aller Erwartung ruhte auf ihm, der die kühnste That mit der verborgensten List vorbereitet, mit unglaublicher Festigkeit durchgeführt hatte.

Amleth gieng hierauf nach England zurück, um Schwiegervater und Gattin zu besuchen.

2. Hamlet.

- Zur Sagenbergleichung.

Die mitgetheilte Erzählung aus Saxo's dänischer Geschichte ist als die ursprüngliche und älteste Quelle des Shakespeareschen Hamlet anzusehen, wiewohl der Dichter zunächst aus einem ältern dem Thomas Ryd zugeschriebenen Trauerspiel gleichen Inhalts und einer englischen Novelle geschöpft haben mag, die unter dem Titel: *The hystorie of Hamblett*. 4. mehrmals einzeln erschienen und wiederum erst aus Bellesforest's und Boisteaus *Cent Histoires tragiques*, Paris 1564, hervorgegangen ist, deren fünfter Band sie unter folgender Aufschrift enthält: *Avec qu'elle ruse Amleth, qui depuis fuit roi de Dannemark vengea la mort de son père Horvendille, occis par Fengon, son frère et autres occurrences de son histoire*. Jene englische Erzählung nun, die Shakespeare vor Augen hatte, mag schon manche und vielfältige Zusätze willkürlich aufgenommen haben, indem nach Capells Versicherung alle Hauptmomente (?) und die bedeutendsten Charaktere (?) des Trauerspiels gleichsam im Reime in derselben liegen sollen, was von der ursprünglichen Sage bei Saxo schwerlich behauptet werden dürfte. Payne Collier hat sie 1843 nach dem spätern Druck von 1608 (der erste fällt beträchtlich vor den Beginn des 17. Jahrhunderts) in seiner *Shakespeare's Library* I. (London 1843) wieder abdrucken lassen.

Indessen sind doch auch schon bei Saxo die Figuren zu erkennen, aus welchen Shakespeare einige seiner Charaktere geschaffen hat. Aus dem Milchbruder des Prinzen (S. 106) ist *Horatio*, Hamlets Mitschüler zu Wittenberg, aus dem dreisten Hösling (S. 108) *Polonius*, aus der Jungfrau (S. 107) *Ophelia* geworden. Letztere

Stelle könnte auch zur Bestätigung der bekannten Ansicht Tiedes über Hamlets Verhältniß zu Ophelien dienen. Die Begleiter Amleths auf der Reise nach England (S. 111) finden sich bei Shakspeare in Rosenkranz und Gölldenstern wieder.

Es hat uns nicht gelingen wollen, die Quelle des Zwischenspiels aufzufinden, welches Hamlet in der zweiten Scene des dritten Actes vor seinem Oheim aufführen läßt. Daß eine solche vorhanden sei, lassen Hamlets eigene Worte vermuthen. Er sagt: „Das Stück ist die Vorstellung eines in Vienna geschehenen Mordes. Gonzago ist der Name des Herzogs, seine Gemahlin Battista: die Geschichte ist vorhanden und in auserlesenem Italienisch geschrieben.“ Freilich kann dieß auch eine falsche Angabe sein, die Shakspeare den Hamlet machen ließ, um die Anspielung auf den Oheim zu verdecken. Allein die Todesart Gonzagos durch das während des Schlafs ins Ohr geträufelte Gift kommt bei Saxo nicht vor und Shakspeare mag diese allerdings aus einer uns entgangenen italienischen Novelle entlehnt haben. Daß Battista ein Männername ist, wußte Shakspeare, wie das Personenverzeichniß der gezähmten Widerbellerin beweist; daß es aber auch ein Frauennamen sein kann, scheinen diejenigen englischen Kritiker zu ignorieren, welche aus diesen Worten Hamlets Shakspeares Unbekanntschaft mit der italienischen Sprache folgern.

Man hat den Hamlet des Shakspeare mit dem Orest des Aeschylus und Sophokles verglichen, um daran den Unterschied der modernen und antiken Welt zu entwickeln. Die Aehnlichkeit beruht in der fast gleichen äußern Handlung, indem auch dort die Mutter mit dem Mörder des Vaters verheirathet ist, welchen der Sohn an beiden rächt. Bei Hamlet wie beim Orest findet sich ferner der Wahnsinn, nur daß diesen die Furien der aus unmittelbarem Gefühl schonungslos vollbrachten That ängstigen, während Jenen, der vor abwägender Gerechtigkeit nicht zur That kommen kann, seine Unschlüssigkeit dem Wahnsinn bloß stellt. Hamlet ist der umgekehrte Orest: jenem kommt das Nachdenken vor der That, diesem nach derselben; jenen verfolgen die Furien, weil er

zu langsam, diesen, weil er zu rasch handelte. Bei Hamlet straft das Gefühl die Ueberlegung, weil diese die vom Gefühl geforderte That verzögert; bei Orest straft die Ueberlegung das Gefühl, weil es die von ihm gemißbilligte That überreite. Auffallend ist, daß wir in einigen Darstellungen der Sage von Orest und Klytemnestra auch einem solchen Netze begegnen, wie das, dessen sich Amleth bedient, um die Anhänger des Oheims zu verderben. Klytemnestras Worte bei Aeschylus nach Wilh. von Humboldts Uebersetzung:

„Ich macht' es so, denn läugnen werd ichs nimmermehr,
 Daß nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr.
 Erst warf ich ringsumfahend Fischgarnähnliches
 Endlos Gewand ihm über, Unglückskleider'schmutz,
 Drauf treff ich zweimal, zweimal stöhnend sinket er
 Die Glieder aufgelöset hin; dem Gefunkenen
 Den dritten Streich versetz ich.“ —

stimmen nicht zu Agamemmons Worten bei Homer, Odysee XI. B. 416—20.

„Doch dort hält am Meisten das Herz dir getraurt bei dem Anblick,
 Wie wir all um den Krug und die kostbeladenen Tische
 Lagen im Saale gestreckt und ganz der Boden in Blut schwamm.“

Nimmt man beide Erzählungen zusammen, so rächte Klytemnestra den Opfertod Iphigeniens durch dieselbe Arglist wie Amleth den Mord seines Vaters: das Fischnetz erscheint hier überhaupt, wie schon in der Edda, da Loki es erfand, als ein Symbol des Trugs.

Der Amleth des Sazo Grammaticus spiegelt bloß Wahnsinn vor, um zur Ausführung der feingewobenen List Zeit zu gewinnen; aber er ist des endlichen Erfolges gewiß. Der Hamlet Shakespeares leidet zugleich an dem Wahnsinn, den er heuchelt; er hat aber keinen Plan und folglich auch keine Hoffnung des Erfolges und dieß Bewußtsein des Nichtsthuns bei aller Aufforderung zur That treibt ihn wirklich zum Wahnsinn. Hier hat also

Shakespeare die Sage verlassen und etwas ganz Neues geschaffen. Die Idee des Shakespeareschen Stücks ist darum auch eine ganz andere als die des Märchens; auch sind die Ausgänge verschieden, denn Amleth vollbringt seine List und geht siegreich aus dem Kampf hervor, Hamlet aber erliegt seiner Thatlosigkeit in dem Augenblick, da eine höhere Macht durch ihn handelt. Der Keim zu dieser Veränderung lag nur insofern schon in dem Märchen als auch Amleth kaltes Blut genug hat, seine Rache zu verschieben und es eben Hamlets Mangel an heißem Blut ist, die seiner Reflexion das große Uebergewicht über die Forderungen der Natur giebt.

Schon Belleforest hat die Aehnlichkeit zwischen Amleth und Brutus bemerkt. Er fügt aber noch die zwischen Amleth und David hinzu, der auch einmal aus List Wahnsinn heuchelt. Das Letztere ist ein bloß zufälliges Zusammentreffen in einem einzelnen Umstande, der uns nicht berechtigt, einen innern oder äußern Zusammenhang anzunehmen. Ebensowenig gehört Tristan hieher, obgleich dieser seinen verstellten Wahnsinn benützt, um an seinen Feinden Rache zu nehmen. Dagegen sind sich Amleth und Brutus sehr nahe verwandt. Wir berichten die Sage von Brutus am Kürzesten mit den Worten Niebuhrs:

„Der König sandte zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Er sandte mit ihnen zur Begleitung und zum Gespött ihren Vetter L. Junius, der wegen verstellter Dummheit den Namen Brutus trug. Dieser war ein Sohn einer Schwester des Königs; ein Kind, als er, um sich des Reichthums seines ältern Bruders zu bemächtigen, diesen, wie viele Andere, auf falsche Beschuldigung tödten ließ: er rettete sein Leben, als er herangewachsen war, durch die ausharrende List, sich blödsinnig zu stellen, und bereitete sich Rache durch die unerfütterliche Geduld, sich als Narr verspotten zu lassen. So weihte er dem Gott, was das Opfer eines Narren zu sein schien, einen Kornellenstab, der aber als das Bild seines Geheimnisses mit Gold gefüllt war. Die Königs-

jöhne befragten den Pythischen Gott auch für sich selbst. Der unter euch wird zu Rom gebieten, sprach die Pythia aus, der zuerst die Mutter küßt. Die Tarquinier entschieden es unter sich durch das Loos: Brutus lief wie ein Thor den Berg hinunter, daß er niederfiel und seine Lippen auf die Erde drückte, in deren Mittelpunkt, als ihr ursprüngliches Heiligthum, Pytho lag.“

Nach Dionysius von Halicarnas hatte Tarquinius auch den Vater des Brutus tödten lassen und dessen ältesten Sohn, den Bruder des Brutus, nur darum mit ihm, weil dieser, der hohen Sinn zeigte, den Mord des Vaters nicht ungerächt gelassen hätte. Welcher Erzählung wir auch folgen, so bestimmte Blutrache den Brutus wie den Amleth sich wahnsinnig zu stellen. Beiden ist das gleiche Unrecht widerfahren, sie haben gleiche Zwecke und bedienen sich gleicher Mittel. Daß Amleth Ansprüche auf den Thron hat, die dem Brutus abgehen, ist unwesentlich. Denn Jenen treibt weit mehr die Begier und Pflicht der Rache als Herrschsucht. Dazu kommt, daß ja auch Brutus dem Beleidiger das Scepter entreißt und es fortan selber führt, wenn auch nach andern Rechten. Man muß die ursprüngliche Sage von den Veränderungen befreien, die sie litt, als sie sich in der Geschichte festsetzte. Die Sage von Amleth ist in die dänische, die von Brutus in die römische Geschichte aufgenommen worden. Dieß konnte nicht geschehen ohne sie mehr oder weniger zu verändern. Irren wir nicht, so waren beide Sagen ehe sie in die Geschichte versflochten wurden vollkommen gleich; die Verbindung mit der Urgeschichte zweier verschiedenen Völker zwang sie, sich ungleichartigen Verhältnissen zu bequemen. Daß aber beiden Gestaltungen ein altes Volksmärchen zum Grunde lag, darauf läßt unter andern auch der goldgefüllte Kornellenstab schließen, den Brutus als ein Symbol seines eigenen Geistes und Wesens dem Orakel darbringt. Solche Symbole begegnen häufig in Sagen und Märchen und wir haben schon bei Romeo und Julie eine Neigung der unbewußten Volkspoesie zu solcher sinnbildlichen Darstellung bemerkt. Ueberraschend ist es nun, diesen goldgefüllten Stab bei Amleth

wieder zu finden, obgleich hier seine symbolische Bedeutung weniger klar hervortritt. Amleth hat das für den Mord seiner Gefährten empfangene Sühngeld in hohle Stöcke gießen lassen, und da er bei seiner Rückkunft gefragt wird, wo seine Gefährten geblieben seien, zeigt er auf die hohlen Stöcke, die er mitgebracht hatte. Hier steht also der goldgefüllte Stab in näherer Beziehung auf die Blutrache, welche den Mittelpunkt der Sage ausmacht; dafür aber verliert seine sinnbildliche Bedeutung an Anschaulichkeit, weil er nicht bestimmt ist, das Wesen des Helden vor dem Gotte zu bekennen und auszusprechen. Amleths Reise nach England und Brutus Reise nach Delphi hatten vielleicht in dem ursprünglichen Märchen, eh es sich der Geschichte fügen mußte, eine gemeinsame Grundlage. Zweck und Ziel mythischer Reisen ist die Erforschung der Unterwelt oder des auf Erden gedachten Paradieses. So bei Herzog Ernst, bei Heinrich dem Löwen, bei dem edeln Möringer u. s. w.; selbst Alexanders Eroberungszügen ist dieser Zweck später angedichtet worden. Nun galt aber England oder Britannien, weil ein außerweltliches, d. h. jenseits des Oceans liegendes Gebiet, für das Todtenland, und Orakelsprüche ließ das Märchen aus der Unterwelt holen (*oracula expotenda* bei Sago Gramm., vgl. Handb. der D. Mythologie 249), wie schon Odysseus in der Unterwelt die Zukunft erforschte. Wenn wir daher Amleth nach Britannien, wo er den Tod finden sollte, Brutus nach dem Orakel, das noch nicht nothwendig das Delphische zu sein brauchte, geschickt sehen, so wird beides in dem zu Grunde liegenden Märchen die Unterwelt bedeutet haben, aus welcher sowohl Amleth als Brutus wider Erwarten dessen zurückkehrt, der sie dahin gesandt hatte. Die unterweltlichen Regionen betritt aber nach dem Mythos Niemand ungestraft, und die Wenigen, denen es vergönnt ist, daraus zurückzukehren, sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Vgl. W. Müller, Niederjäch. Sagen und Märchen, in den angehängten Abhandlungen S. 374 ff. Nicht selten wird jedoch diese Entstellung als Verstellung, Verkleidung oder Vermummung aufgefaßt, wie in dem Märchen von dem Grindkoppf, Hattrich Nr. 11, der

die Fülle goldener Locken unter widriger Hülle verbirgt. So war auch Odin, als er um Rinda warb, durch Schmutz entstellt und erst nach mancherlei Verkleidungen und Verwandlungen genoß er die Gunst dieser unterweltlichen Göttin. W. Müller a. a. O. S. 406. Diese und manch andere Vergleichung, die hier zu Gebote stände, berechtigen uns, auch Amleth's und Brutus Verstellung jenen Entstellungen gleich zu setzen, wenngleich von ersterm erzählt wird, schon vor der Sendung nach Britannien hab er den Blödsinnigen gespielt. Näher hält sich die Sage von Brutus dem ursprünglichen Sinne des Märchens: erst in Delphi begehrt er eine scheinbar thörichte Handlung, indem man ihn statt kostbarer Weihgeschenke dem Gotte nur einen hölzernen Stab darbringen sah. Die Verwandtschaft mit der Amleth'sage läßt sich aber selbst in dem Namen Brutus erkennen, von dem später der Britanniens abgeleitet wurde; auch Er weist wieder auf das Todtenland, indem er an die grunzenden Thiere erinnert, in welche die unterweltliche Göttin die Gefährten des Odysseus verwandelte. So hätte sich auch Amleth erst nach der Rückkehr aus dem Todtenlande mit dem Schein des Blödsinns in Schmutz und Lumpen hüllen sollen. Vielleicht ist es noch aus dem alten Märchen stehen geblieben, wenn er sich in England des Tranks und der Speise enthielt, da bekanntlich der Unterwelt verfällt, wer von ihrer Kost genießt. Bei Brutus muß es auffallen, daß gemeldet wird, das Orakel habe den Ausspruch gethan, Tarquinius werde gestürzt werden, wenn ein Hund mit Menschenstimme rede. Es kann dieß auf Brutus gehen, und auf seine erste bewunderte Rede, nachdem er die Maske des Blödsinns abgeworfen hatte; nebenbei werden wir aber an den Höllenhund und damit an die Unterwelt erinnert.

Nun sind uns in dem Märchen, welche den Sagen von Brutus und Amleth zu Grunde liegen, so viel mythische Züge begegnet, daß wir uns der Vermuthung nicht länger erwehren, dieses Märchen möge wohl gar ein Mythos gewesen sein, was sich freilich von den meisten Märchen wird behaupten lassen. Da liegt es nun am nächsten, an denselben Mythos zu denken, an

den wir bisher schon erinnert wurden, als von Entstellung und Verstellung die Rede war: den von Odin und Rinda. Odin als Sonnengott ist in die Unterwelt hinabgestiegen, wo er sieben Jahre, worunter sieben Wintermonate zu verstehen sind, verweilt, um mit Rinda, der winterlichen Erde, nach dem Tode Baldurs, des Lichtgottes, einen andern Sohn (Wali) zu zeugen, der Baldurs Tod rächen und das Licht des nächsten Frühlings heraufführen soll. Da dieser Mythos sich auf das Leben der Welt im Kreislauf des Jahres bezieht, so dürfen wir ihm ein hohes Alter zutrauen: er wird daher im Wesentlichen auch schon den Römern bekannt gewesen sein. Während dieser Abwesenheit des Gottes herrscht sein dunkles Gegenbild, der winterliche Uller, oder nach einem andern Bericht Mitothin in Asgard, und seine Gattin wird beschuldigt, mit ihm gebuhlt zu haben. Nach anderer Auffassung sollte sie dem Eindringling, der die Herrschaft über die Götter Asgards an sich gerissen hat, eben vermählt werden, als Odin zurückkehrt: da stüchelt der finstere Uller nach dem höchsten Norden und Odin vermählt sich aufs Neue seiner schuldlos befundenen Gemahlin. Vergl. Handb. der Mythologie S. 90, 91 und W. Müller, a. a. O. S. 404 ff. Dieser Mythos musste sich vielfach umgestalten, als er Heldensage werden und zuletzt gar für Geschichte gelten sollte. Gleichwohl finden sich die Grundzüge in den verglichenen Sagen wieder. Odin und sein dunkles Gegenbild sind zu den feindlichen Brüdern Horwendill und Fengo geworden. Fengo hat seinen Bruder Horwendill ermordet und dessen Wittwe geheirathet und so die Herrschaft über Dänemark an sich gerissen. Diese Unthat ist Amleth, der an Walis Stelle tritt, zu rächen berufen. Nach der Edda rächt Wali Baldurs Tod sogleich am Tage seiner Geburt, er wäscht die Hand nicht, er kämmt nicht das Haar, nur einen Tag alt vollzieht er die dringende, unaufschiebbare Pflicht der Blutrache. Dieß macht ihn Hamlet höchst unähnlich, der mit dem Werk der Rache, zu der ihn der Geist aufgefordert hat, ungebührlich lange zu zaudern scheint und deshalb stets selber eifrig mit sich zu Gerichte geht,

am Eifrigsten in dem Monolog am Schluß des zweiten Actes. Die Eddische Auffassung wollte eben nur die Dringlichkeit dieser Pflicht ausdrücken, und wie sehr Hamlet auch zögert, dieser Dringlichkeit ist er sich nach jenem Monolog vollkommen bewußt. Eine andere Auffassung als in der Edda finden wir bei Saxo: schon sein Amleth zögert wie Brutus mit der Vollziehung der Rache, und auch diese Behandlung der Sage ist dem Sinne des Mythos nicht ungemäß. Wenn Wali das neue Licht des folgenden Jahres bedeuten sollte, so begreift sich schwer, wie er den Sieg über den winterlichen Hödur, den Mörder Baldurs, gleich am Tage seiner Geburt sollte davontragen können: zu Weihnachten, wo die Sonne wiedergeboren wird, sind die Tage noch kurz, erst allmählich beginnen sie zu längen und zu strengen und damit verzögert sich der Sieg des Lichtgottes über die Mächte der Finsterniß, und gerade der durch den Widerstand, das Sträuben der winterlichen Gewalten verzögerte Sieg des Lichtes ist der Gegenstand vieler Mythen nicht bloß, auch gottesdienstlicher, zum Theil noch im Christenthum nachlebender Gebräuche: so hab ich Handbuch der d. Myth. 522. 563 die vor- und zurückspringende Echternacher Procession auf diesen lange verkümmerten, aber doch immer mehr errungenen Sieg des Lichtes und der Wärme bezogen. Nach alledem steht die Auffassung, die wir in der Sage von Brutus und Amleth finden, jener in der Edda nicht nach. Die von Wali an Hödur genommene Rache hatte aber Saxo bei der Amlethjage nicht mehr im Auge: indem er den Horwendill, den Sohn Gerwendils, zu Amleths Vater machte, knüpfte er an einen Thorsmythus an, von dem er aber gerade den Theil nicht erzählt, der uns in der Edda erhalten ist und dessen Deutung man in Uhlands Mythos von Thor S. 48 nachlesen mag, wo weiterhin auch die Amlethjage zur Sprache gebracht ist; vgl. auch Handbuch der d. Mythologie §. 82. In der deutschen Heldenjage ist Derwandil zu Orendel geworden, den die Vorrede des Heldenbuchs den ältesten aller Helden nennt. In dem deutschen Lied von Orendel und dem grauen Rod des Heilands, jenem berufenen Trierer Heilthum, ist der

eddische Mythos von Thor, wie er den Derwandil über die urweltlichen Ströme trägt, so schwer wiederzuerkennen, als in dem was Saxo von Horwendill erzählt; nur Horwendills Wikingszüge könnten an Orendels odysseische Irrfahrten erinnern. Als Orendels Vater nennt das deutsche Gedicht den Eigel, König von Trier; diesen Eigel kennen wir aus der Wilkinasage als den Bruder Wielands des Schmiedes; von ihm finden wir den Apfelschuß berichtet, der später auf Tell übertragen ward. Es scheint aber, daß er einmal von Orendel selbst erzählt worden ist, der im alten Heldenbuch Erendell, in Hagens Grundriß S. 2, ohne Zweifel nach Handschriften, Erntheile heißt, was wohl in Tell gekürzt wird. Vgl. Handb. S. 243. Amleths eigenen Namen faßt Etmüller Altnord. Sagenschaz S. 118 als Amhlödi, den mit Mühe sammelnden, unausgesetzt thätigen, was noch zu Hamlets Charakter paßt; Andere glaubten die zweite Silbe aus -leit entstellte. Wenn sich dann die erste in der englischen Gestalt richtiger erhalten hätte, so könnte Hamleit ausdrücken sollen, daß er den geistig Verstümmelten eben nur spiele; doch scheint Etmüllers Deutung vorzuziehen.

Man ist nicht nothgedrungen, einen äußern Zusammenhang durch Ueberlieferung zwischen der Sage von Hamlet und Brutus anzunehmen, obgleich dieß das Natürlichste scheinen mag. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor und in der Urzeit, wo sich die Sage ausbildet, haben auch die entferntesten Völker viel Gemeinschaftliches. So ist die Blutrache allen jungen Völkern gemein und diese zwingt den Beleidigten die angeborene Geisteskraft zu verstellen, um nicht auch als Opfer der Blutrache zu fallen, welche Pflicht und Gefühl gebieten. Diese Verstellung des Geistes unter der Hülle des Blödsinns kann aber nie und nirgend bezeichnender ausgedrückt werden als durch das Bild des hölzernen Stabes, dessen Inneres Gold verbirgt, und so darf es uns nicht bestreben, wenn der gleiche Gedanke sich ein gleiches Bild erschafft, mögen Ort und Zeit noch so verschieden sein.

Gegen Saxo Grammaticus, der nicht nur den Livius kannte, sondern ihm auch nachahmte, könnte der Verdacht erhoben werden,

er habe den goldgefüllten Stab und vielleicht gar den Wahnsinn des Amleth von dem Brutus seines Vorbildes entlehnt und somit einen Theil der Uebereinstimmung erst hineingetragen. Dem widerspricht aber die Sagenmäßigkeit aller Züge seiner Erzählung, die mit dem vorgespiegelten Wahnsinn Amleths in Verbindung stehen. Der Einfluß, den Livius auf seine Darstellung hatte, ist allerdings unverkennbar, er zeigt sich aber nur in der Form derselben, im Inhalt läßt er die Quelle der Ueberlieferung unverfälscht fließen. Auch ist der goldgefüllte Stab nicht so angebracht, daß eine Entlehnung aus Livius wahrscheinlich würde. Wir begegnen in Saxos Erzählung vielen Zügen, die in andern Volksmärchen wiederkehren. So ist eine Verfälschung der Ariasbriefe, wie hier der Kumentafel, in bekannten deutschen und italienischen Märchen, z. B. die Sage von Kaiser Heinrich III., Grimms D. Sagen II. S. 177, Gesta Roman. 20; deutsche Nr. 44, so häufig, daß es unnöthig wäre, näher darauf hinzuweisen. Viele der Proben, die Amleth von seiner Weisheit ablegt, sind in der That nur Beweise von scharfen Sinnen, wie sie dem Thier mehr eignen als dem Menschen. Es ist aber den Begriffen der Vorzeit gemäß, wenn die Sage die Weisheit als Sinnenstärke darstellt, wie ja noch unser Wort Scharfsinn von der Schärfe der Sinnenwerkzeuge hergenommen ist. So legen die sieben weisen Meister, um sich zu überzeugen, ob ihr Zögling Diocletianus in den sieben Jahren etwas gelernt habe, ein Epheublatt unter jeglichen Bettstollen, und als der Jüngling erwacht, blickt er mit Verwunderung nach der Decke und spricht: Entweder das Gewölbe der Kammer hat sich gesenkt oder das Erdreich unter mir sich erhoben. Von dieser Art sind auch die Proben von Weisheit, die Amleth dem Könige von England giebt, indem er seine Speisen mit einem Tadel belegt, den die angestellte Untersuchung rechtfertigt. In dem noch im Volke lebenden Schwank von den beiden Weinkennern behauptet der Eine, der Wein schmecke nach Eisen, der Andere, nach Leder: bei der Untersuchung findet sich auf dem Boden des Faßes ein eiserner Schlüssel an einem leder-

nen Riemen. Wenn Amleth endlich die Reinheit der Abstammung des Königs verdächtigt und auch an der Königin mädliche Sitten wahrnimmt, so bietet die Sage dafür viele Analogieen. Vgl. Niebuhrs Röm. Geschichte II. 641, wo die Magd Philotis oder Tutula den Feinden Roms als ein Edelräulein übergeben wird. Man vgl. auch das Gedicht von der Judith und Mutarch Romulus Cap. 2, wo Tarquetius seine Tochter von einem Phallus schwängern lassen will, diese aber die Dienerin hinschickt. In deutschen Volksmärchen, z. B. Grimm II. 127, werden untergeschobene Königstöchter an ihren mädlichen Reden erkannt. (Vgl. III. S. 220.) In einer altwallisischen Erzählung (Altd. Wälder I. 69.) verräth die Beschaffenheit des abgeschnittenen Fingers die grobe Arbeit der Magd, die einer Königstochter untergeschoben worden und in der Wölsungasage Cap. 21, wo die Königin Hiordis, Sigurds Mutter, mit ihrer Dienstmagd die Kleider vertauscht hat, legt ihnen König Alf die Frage vor: Woran erkennt ihr Frauen, daß es tagt und die Nacht vergeht, wenn ihr kein Himmelsgestirn seht? Die Magd antwortet: „In meiner Jugend war ich gewohnt in der Frühe Meth zu trinken und seitdem ich davon ließ, wachten wir davon auf, und das ist mein Merkmal.“ Der König lächelt und sagt: Das war eine üble Gewohnheit für eine Königstochter. Als er nun die Frage an Hiordis richtet, antwortet diese: „Mein Vater gab mir ein Goldbringelein, mit der Eigenschaft, daß es mir in der Frühe am Finger erkaltet, und das ist mein Merkmal des Nachts.“ Alf weiß nun woran er ist und vermählt sich der Hiordis. In den cento Novelle antiche erkennt ein Weiser, daß ein Pferd mit Eselsmilch gefäuet worden, daß ein Edelstein einen Wurm hat und daß der König der Sohn eines Bäckers ist. Die Untersuchung ergiebt bei den ersten Punkten die Richtigkeit der Annahme und auch die Mutter des Königs muß zuletzt die Aussage des Weisen bestätigen. Obgleich das Weitere zeigt, daß der Weise alles dieß mehr durch Beobachtung und Vernunftschlüsse, als durch sinnliche Wahrnehmung erkannte, so bleibt doch die Aehnlichkeit mit Amleths

Weisheitsproben auffallend. Mit dieser Novelle stimmt übrigens in Tausend und Eine Nacht, Bd. 15, S. 28, die Geschichte des Königs und seines Sohnes (dritte Nacht des Wessirs) in allen Zügen überein.

Die andere Hälfte der Sage von Amleth, wo sich die Handlung umkehrt und Amleth Gegenstand der Blutrache wird, gehört nicht hieher; wir haben uns hier auf den Theil beschränkt, der zur Vergleichung mit Shakespeare dienen kann. Der Bearbeiter hat sich dem Original auf das Engste angeschlossen und selbst die Wiederholungen der Rede des Amleth nicht ausscheiden wollen, durch welche Sago vielleicht die unbändige Rachgier des Jünglings veranschaulichen wollte, dessen langverhaltene Wuth, da sie endlich hervorbrechen darf, sich gar nicht zu fassen weiß. Es mag nicht uninteressant sein, zu sehen, wie das uralte, naive Volksmärchen sich in der Darstellung eines Schriftstellers des Mittelalters ausnimmt, der sich auf erworbene classische Bildung und Gelehrsamkeit nicht wenig zu Gute thut. Daß Goethe den Vorfaß gefaßt hatte, die Sage von Amleth nach Sago Grammaticus frei zu behandeln, ist bekannt und allerdings ist das Märchen noch einer andern Auffassung fähig und würdig als es bei Shakespeare finden konnte, den seine höhern Zwecke vollkommen berechtigeten, nur das aufzunehmen, was diesen dienen konnte.

In Dr. R. Maurers Isländischen Volksagen, Leipzig 1860, S. 287—290, hat die Erzählung von Brian (ausführlich in Jön Arneson Islenzkur Þjodsögur 2c., Leipzig 1864, II, 505 ff.) dieselben Grundzüge wie Sagos Erzählung, was bereits von dem Herausgeber angemerkt worden ist.





III.

Zu

Gleiches mit Gleichem.



1. Gleiches mit Gleichem.

Nach Giraldi Cinthio.

Als Maximilian der Große, dieser seltene Spiegel der Ritterlichkeit, Großmuth und hoher Gerechtigkeit, das römische Reich mit so vielem Glücke beherrschte, schickte er seine Diener aus, um die Provinzen zu verwalten, welche unter seinem Scepter blühten. Die Statthalterschaft über Inspruck trug er dem Juristen auf, einem Manne, der sein Vertrauen und seine Liebe besaß. Ehe dieser dahin abgieng, sprach der Kaiser zu ihm: Juriste, ich habe seit du in meinen Diensten stehst, eine so günstige Meinung von dir gefaßt, daß ich dir die Verwaltung einer so edeln Stadt als Inspruck ist, zu übertragen beschloßen habe. Ueber ihre Verwesung hätte ich dir vielerlei Dinge anzuempfehlen; ich beschränkte mich aber auf die eine Anweisung, daß du die Gerechtigkeit unverlethlich handhaben mögest, solltest du auch gegen mich selber, der ich dein Herr bin, zu entscheiden haben. Wiße nämlich, daß ich dir alle andern Fehltritte, die du aus Unkenntniß oder Nachlässigkeit begehen könntest, (obgleich es mein Wille ist, daß du auch diese nach allen Kräften vermeidest) vergeben könnte; aber für ein Vergehen wider die Gerechtigkeit würdest du nie bei mir Vergebung finden. Fühlst du mithin die Eigenschaften nicht in dir, welche ich verlange (denn nicht Jeder ist zu Jedem geschickt), so entsage lieber diesem Amte und bleib hier am Hofe, wo du mir werth bist, in deinen bisherigen Verrichtungen, denn übernähmst du diese Statthalterschaft, so sah ich mich genöthigt, so wider dich zu handeln, wie ich gegen die Stimme meines eigenen

Herzens aus Gerechtigkeitsliebe handeln müßte, wenn du an der Gerechtigkeit zum Verräther würdest.

Juriste, der nach der Ehrenstelle, zu welcher ihn der Kaiser berief, weit mehr Verlangen als Selbstkenntniß besaß, dankte dem Kaiser seiner liebevollen Ermahnung und versicherte, schon sein eigenes Herz treibe ihn zur Handhabung der Gerechtigkeit; jetzt aber würde er sie um so unverbrüchlicher achten, als ihm seine Worte eine Fackel geworden seien, die ihn völlig zu ihrer Liebe entflammt und ihm das Vertrauen eingeflößt habe, dieses Amt so zu verwalten, daß Seine Majestät nur Ursache finden werde ihn zu loben. Dem Kaiser gefiel diese Rede des Juriste: In Wahrheit, sprach er, werde ich nur Ursache finden dich zu loben, wenn deine Werke so löblich sind als deine Worte. Hierauf ließ er ihm die schon ausgefertigte Bestallung übergeben und ihn die Reise antreten. Juriste begann nun die Stadt mit eben so viel Klugheit als Fleiß zu regieren, indem er allen Eifer und Scharfsinn aufwandte, das Zünglein der Wage stets in gleicher Schwebelage zu erhalten, sowohl im Richteramte als in Vertheilung der Aemter, in Belohnung der Verdienste wie in Bestrafung des Lasters. Und lange Zeit erwarb er sich durch dieses Betragen bei seinem Herrn noch größere Gunst, und die Liebe aller Einwohner der Stadt: er hätte sich vor vielen Andern glücklich preisen dürfen, wenn er fortgefahren hätte, sein Amt in diesem Sinne zu verwalten. Es begab sich aber, daß ein junger Mensch, Namens Vieo, einem Mädchen dieser Stadt Gewalt that, worüber bei dem Juriste Klage erhoben ward. Er ließ ihn sofort gefangen nehmen, und da er gestand, dem Mädchen Gewalt gethan zu haben, verurtheilte er ihn nach den Gesetzen der Stadt, welche einen solchen mit der Todesstrafe belegten, wenn er sich auch entschloße, die Entehrte zum Weibe zu nehmen.

Jener Jüngling hatte eine unvermählte, noch nicht über achtzehn Jahr alte Schwester, mit Namen Epitia, die nicht nur ungemein schön war, sondern auch eine holde Gabe der Rede und ein liebenswürdiges, jungfräuliches Wesen besaß. Als diese das

Urtheil erfuhr, das ihren Bruder zum Tode verdamnte, wurde sie vom heftigsten Schmerz ergriffen und beschloß den Versuch zu machen, ihrem Bruder Befreiung oder doch Milde rung der Strafe zu erwirken. Sie hatte zugleich mit ihrem Bruder den Unterricht eines weisen Alten genossen, welchen ihr Vater ins Haus genommen hatte, um beide Kinder in der Weltweisheit einzuweihen, obgleich seine Lehren an ihrem Bruder wenig gefruchtet hatten. Da sie nun vor dem Juriste erschien, bat sie ihn, ihrem Bruder einiges Mitleid zu schenken, sowohl der Jugend des kaum sechs-zehnjährigen Jünglings, welche ihn der Nachsicht würdig mache, als seiner Unerfahrenheit und der Leidenschaft wegen, welche ihn verleitet habe. Sie stellte ihm vor, daß ein Fehltritt dieser Art nach dem Urtheil der weisesten Männer, wenn er aus Liebe und nicht um die Rechte eines Ehemannes zu kränken, geschehe, minder strafbar sei, und daß dieß bei ihrem Bruder der Fall sei, welcher nicht um Jemandes Ehre zu kränken, sondern von glühender Liebe überwältigt, die That begangen habe, um derentwillen er verurtheilt worden. Auch sei er bereit, seinen Fehler wieder gut zu machen und das Mädchen zum Weibe zu nehmen, denn obwohl das Gesetz vorschreibe, daß dieß dem Verführer nicht zu Gute kommen solle, so könne doch Er, der Statthalter, diese Strenge, welche weit eher eine Unbilde als Gerechtigkeit zu nennen sei, nach seiner bessern Einsicht mildern, denn Er sei in dieser Stadt, kraft der ihm vom Kaiser verliehenen Würde, das lebendige Gesetz, und sie halte sich überzeugt, daß Seine Majestät Ihm diese Würde übertragen habe, um sich eher billig und gnädig als grausam zu erweisen. Und wenn je in einem Falle Milde anwendbar sei, so sei sie es bei dem Vergehen der Liebe, vorzüglich dann, wenn die Ehre der Geschwächten gerettet werde, wie es bei dieser der Fall sei, wenn sie in das Haus ihres Verführers aufgenommen werde, welcher sie zu ehelichen bereit sei. Sie glaube, jenes Gesetz sei mehr der Abschreckung willen gegeben, als um es in Vollzug zu setzen, denn es dünke sie grausam, ein Vergehen mit dem Tode zu strafen, das zur Genugthuung der Gekränkten auf ehrenvolle und

gottgefällige Weise wieder gut gemacht werden könne. Mit diesen und vielen andern Gründen suchte sie den Juriste zu überreden, daß er dem Verbrecher verzeihe.

Juriste, dessen Ohr die süße Stimme und Rede der Epitia eben so sehr erregte als ihre seltene Schönheit seinen Augen wohlgefiel, konnte sich nicht satt an ihr hören und sehen und veranlaßte sie, jene Rede noch einmal zu wiederholen. Die Jungfrau, welche dieß für ein gutes Vorzeichen ansah, begann noch einmal ihre Bitte, und dießmal noch viel eindringlicher, vorzutragen. Die Anmuth, womit Epitia sprach, und der Zauber ihrer Schönheit entwaffnete ihn völlig: vom heftigsten Sinnenreiz ergriffen, kam ihm der Gedanke, sich desselben Verbrechens an ihr schuldig zu machen, um dessentwillen er ihren Bruder verurtheilt hatte. Epitia, sprach er zu ihr, deine Bitten haben es deinem Bruder ausgewirkt, daß die Vollziehung des Urtheils, nach welchem er schon morgen den Kopf verlieren sollte, so lange verschoben bleiben soll bis ich deine Gründe erwogen habe, und wenn ich sie so angethan finde, daß ich deinen Bruder freigeben darf, so gebe ich dir ihn um so lieber zurück als es mich schmerzen würde, ihn zum Tode führen zu sehen, um der Strenge des Gesetzes willen, das eine solche Härte bestimmt. Diese Worte machten Epitias Hoffnung: sie dankte ihm vielmals, sich ihr so gnädig erwiesen zu haben, und behauptete, ihm ewig dafür verpflichtet bleiben zu wollen, denn sie erwartete, er werde sich in Befreiung ihres Bruders eben so gefällig finden lassen, als er sich in Vertagung des Endziels seines Lebens gefällig erwiesen hatte. Sie fügte hinzu, sie hege das festeste Vertrauen, die Gründe, welche sie vorgetragen, würden ihn bei näherer Erwägung bestimmen, ihren Wunsch durch Freilassung ihres Bruders zu erfüllen; worauf er erwiderte, er werde sie erwägen und wenn er es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit thun könne, nicht ermangeln, ihr zu willfahren.

Mit der schönsten Hoffnung verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder und erzählte ihm, welchen Schritt sie bei Juriste gethan und welche Hoffnungen sie aus seinen Aeußerungen ent-

nehmen zu dürfen glaube. In so bedrängter Lage vernahm Wieo dieß mit Freuden, bat sie, nicht abzulassen, seine Befreiung nachzusehen, und die Schwester gelobte ihm ihre nachdrücklichste Verwendung.

Zuriste, dem sich die Gestalt des Mädchens in die Seele geprägt hatte, dachte nur darauf, Epitiens zu genießen, und erwartete mit Ungeduld ihre Wiederkunft. Nach drei Tagen erschien sie bei ihm und fragte ihn sehr höflich was er beschloßen habe. Zuriste loderte bei ihrem Anblick in Flammen auf und sprach: Willkommen, schönes Mädchen; ich habe nicht verfehlt zu erwägen, was deine Gründe zu Gunsten deines Bruders vermögen, ja ich habe noch neue dazu gesucht, um dich zufrieden zu stellen; ich fand aber, daß Alles seinen Tod fordert, denn es ist ein allgemeiner Grundsatz, daß, wer aus Unwissenheit sündigt, sein Verbrechen damit in keiner Weise entschuldigen kann, denn er war verpflichtet, das zu wissen, was alle Menschen ohne Unterschied wissen sollen um rechtlich zu leben, und wer aus einer solchen Unwissenheit fehlt verdient weder Entschuldigung noch Mitleid. Da sich nun dein Bruder in diesem Falle befindet, indem er wohl wissen mußte, daß das Gesetz den Entehrer einer Jungfrau mit dem Tode bedroht, so bin ich nicht befugt Mitleid zu üben. In dessen um deinetwillen, welcher ich mich gern gefällig erweise, will ich ein Uebrigcs thun, und wenn du dich entschließen kannst, da du deinen Bruder so sehr liebst, meinen Wünschen zu willfahren, so bin ich bereit ihm das Leben zu schenken und die Todesstrafe in eine geringere zu verwandeln. Blut übergieß bei diesen Worten Epitiens Antlitz: Meines Bruders Leben, sprach sie, ist mir sehr theuer, aber viel theurer ist mir meine Ehre, und lieber wollte ich sein Heil mit dem Verlust des eigenen Lebens als mit der Ehre erkaufen. Darum gebt diesen unehrbaren Gedanken auf; kann ich aber auf anderm Wege meinen Bruder freikaufen, so thu ichs mit Freuden. Andere Wege, sprach Zuriste, giebt es nicht als den ich dir nannte, und du brauchst darüber nicht verdrießlich zu werden, denn es könnte sich leicht begeben, daß unsere ersten

Zusammenkünfte mich bewögen, dich zum Weibe zu nehmen. Ich will meine Ehre, entgegnete Epitia, nicht in Gefahr setzen. Und warum in Gefahr? fragte Juriste: wie kannst du wissen, was der Erfolg sein werde? Bedenke dich wohl und laß mich morgen die Antwort erfahren. Die Antwort, sprach sie, will ich euch gleich geben. Nehmt ihr mich nicht zum Weibe und wollt ihr, daß die Freiheit meines Bruders hievon abhänge, so habt ihr eure Worte in den Wind gesprochen. Juriste wiederholte, sie solle darüber nachdenken und ihm Antwort sagen, auch wohl in Erwägung ziehen, wer er sei und was er in diesem Lande vermöge, und wie nützlich er ihr und allen ihren Freunden sein könne, da er in dieser Stadt das Recht und die Gewalt in Händen habe. Ganz bestürzt verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder, erzählte ihm was zwischen ihr und Juriste vorgefallen, und schloß damit, daß sie, sein Leben zu retten, ihre Ehre nicht Preis geben wolle. Dann bat sie ihn weinend, sich zu fassen und die Fügung standhaft zu ertragen, die das unabänderliche Schicksal oder sein böses Gestirn ihm bescheide. Aber Bico brach in Thränen aus und beschwor die Schwester, nicht in seinen Tod zu willigen, da es in ihrer Macht stehe, ihn nach dem Vorschlag des Juriste zu befreien. Wolltest du, sprach er, Epitia, das Beil über meinem Halse zuden und das Haupt dessen, den wie dich eine Mutter getragen, ein Vater erzeugt, ein Haus erzogen, ein Lehrer unterwiesen, heruntergeschlagen, vom Henker zur Erde geworfen sehen? O meine Schwester, laß die Stimme der Natur, des Bluts und der Liebe, die stets zwischen uns waltete, dich bewegen, mich, wie es in deinen Kräften steht, von einem so jämmerlichen und schändlichen Ende zu befreien. Ich habe gefehlt, ich gestehe es; du, Schwester, die meinen Fehler wieder gut machen kann, laß deine Hülfe mir nicht verweigert sein! Hat dir Juriste gesagt, daß er dich heirathen könne, warum willst du es nicht für möglich halten, daß es geschehe? Du bist schön, mit allen Reizen begabt, womit die Natur ein Frauenzimmer schmücken kann, edel und anmuthig, von wunderlieblicher Rede, lauter Vorzüge, davon dich jeder einzelne,

geschweige dem Juriste, nein, dem Kaiser der Welt wünschenswerth machen müßte. Du hast also nicht Grund zu fürchten, daß Juriste anstehen werde, dich zum Weibe zu nehmen: und so ist deine Ehre gesichert und deines Bruders Leben gerettet. Vico weinte bei diesen Worten und mit ihm weinte Epitia, welche Vico umhaßt und umarmt hielt und nicht eher wieder losließ bis sie von den Thränen des Bruders gerührt, ihm versprach, sich seinem Rathe gemäß dem Juriste hinzugeben, wenn dieser ihm das Leben schenke und sie hoffen lasse, sein Weib zu werden. Als dieses beschloßen war, begab sich die Jungfrau am folgenden Tage zu Juriste und sagte ihm, die Aussicht, welche er ihr eröffnet habe, nach den ersten Zusammenkünften sein Weib zu werden, und der Wunsch, den Bruder nicht nur vom Tode, sondern von aller Strafe, die er durch sein Vergehen verwirkt haben möge, zu befreien, bestimmten sie, sich seiner Willkür zu überlassen; aus beiden Rücksichten sei sie also bereit, sich ihm hinzugeben, vor Allem aber bestehet sie darauf, daß er ihr das Leben und die Freiheit ihres Bruders verspreche. Juriste hielt sich für den Glücklichsten der Menschen, daß er eines so schönen und reizenden Mädchens genießen solle, und sagte ihr, er mache ihr jetzt dieselben Hoffnungen, die er ihr neulich gemacht habe, und der Bruder solle ihr den Morgen nach der Beiwohnung freigegeben werden.

Nachdem sie zusammen zu Nacht gespeist, begaben sich Juriste und Epitia zu Bette, wo der Niederträchtigste sich vollkommen an der Schönen ersättigte: eh er sich aber mit der Jungfrau zur Ruhe begeben, hatte er unter dem Vorwand, die Freilassung des Vico anordnen zu wollen, Befehl gegeben, ihn sogleich zu enthaupten. Das Mädchen konnte vor Begierde, ihren Bruder frei zu sehen, das Erscheinen des Tages kaum erwarten, und nie hatte ihr die Sonne so sänmig geschienen, den Morgen heraufzuführen als in dieser Nacht. Als es hell wurde, entwand sich Epitia den Armen des Juriste und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, daß er die Hoffnung, die er ihr gegeben, sie zum Weibe zu nehmen, erfüllen, und vor Allem, ihr den Bruder frei zuschicken

mäge. Er erwiderte, er habe in ihrer Umarmung volle Freude genossen und sehe also gern, wenn sie die Hoffnung nähre, welche er ihr gegeben habe, und den Bruder werde er ihr ins Haus schicken. Nach diesen Worten ließ er den Gefangenwärter kommen und sprach: Geh in den Kerker und hole den Bruder dieser Jungfrau und bring ihn in ihre Wohnung. Als dieß Epitia hörte, begab sie sich voller Freuden nach Hause und erwartete die Befreiung ihres Bruders. Der Kerkermeister ließ den Leichnam des Vieo auf eine Bahre heben, legte ihm das Haupt unter die Füße, spreitete ein schwarzes Tuch darüber und ließ ihn nach dem Hause Epitiens tragen: er selbst schritt dem Zuge voraus. Da sie ins Haus traten, ließ er die Dame rufen und sprach: Dieß ist euer Bruder, welchen euch der Herr Statthalter aus dem Gefängniß frei giebt. Mit diesen Worten ließ er das Tuch wegziehen und zeigte ihr den Bruder in dem Zustande, wie ihr vernommen habt. Schwerlich mag eine Zunge ausdrücken, noch ein menschliches Herz ermessen, wie groß und heftig Epitiens Schmerz und Zerknirschung waren, als sie den Bruder, den sie mit tausend Freuden lebend und aller Strafe ledig zu sehen erwartet hatte, in diesem Zustande todt vor sich erblickte, und Jedem, der davon hört, wird das eigene Herz sagen, das arme Mädchen müsse so unermesslich gelitten haben, daß es alles andere Seelenweh übertrifft. Aber sie verschloß ihren Schmerz in ihren Busen, und wo jedes andere Weib in Wehklagen und Heulen ausgebrochen wäre, nahm sie, welche der Unterricht jener weisen Alten gelehrt hatte, wie der menschliche Geist jedes Schicksal zu ertragen habe, den Schein der vollkommensten Ruhe an. Sie sprach zu dem Kerkerwärter: Sage deinem und meinem Herrn, wie es ihm gefallen, mir meinen Bruder zu senden, so wolle ich ihn empfangen: habe es ihm nicht beliebt, meinen Wunsch zu erfüllen, so bescheide ich mich damit, daß er den seinen erfüllt habe und mache seinen Willen dem meinigen: ich sei überzeugt, daß er jede seiner Handlungen vor der Gerechtigkeit vertreten könne, und somit laße ich ihn empfehlen und werde stäts bereit sein, seinen Wünschen

nachzukommen. Der Kerkermeister hinterbrachte dem Juriste Alles was ihm Epitia aufgetragen, indem er versicherte, daß sie bei einem so gräßlichen Anblick durchaus kein Zeichen von Unzufriedenheit gegeben habe. Hierüber ward Juriste sehr vergnügt; er mußte lächeln, wenn er bedachte, daß er die Gunst des Mädchens durch die Ehe mit ihr und die Begnadigung ihres Bruders habe erkaufen sollen. Da der Kerkermeister den Rücken gewandt hatte, stürzte sich Epitia auf die Leiche des Bruders und ergoß sich in Thränen mit langem und schauerlichem Wehklagen. Sie verfluchte die Grausamkeit des Juriste und ihre eigene Leichtgläubigkeit, die sie verleitet, sich ihm hinzugeben ehe sie ihren Bruder in Freiheit gesehen. Nach tausend Thränen ließ sie seinen Ueberresten die letzte Ehre erweisen. Aber in der Einsamkeit ihrer Kammer ergriff sie der gerechteste Unwille: Willst du es denn dulden, Epitia, sprach sie zu sich selbst, daß dieser Ruchlose dir deine Ehre raubt, daß er dir deines Bruders Leben und Freiheit verheißt und ihn dir so jämmerlich getödtet überantwortet? Soll er sich dieses doppelten Sieges seiner Arglist über deine Einfalt rühmen dürfen ohne die verdiente Strafe von dir zu empfangen? Mit diesen Worten stachelte sie sich zur Rache. Meine Einfalt, fuhr sie fort, hat diesem Verräther den Weg gezeigt, seine schändliche Begierde zu befriedigen: möchte mir seine Geilheit den Weg zur Rache bahnen. Kann sie mir auch meinen Bruder nicht wieder beleben, so wird sie doch meinen Kummer beschwichtigen. In ihrem aufgeregten Seelenzustande befestigte sie sich immer mehr in diesem Gedanken. Sie harrete, ob Juriste nach ihr senden werde, um ihr noch einmal beizuwohnen: für diesen Fall war sie entschlossen, ein Messer unter ihrem Gewande zu verbergen und ihn wachend oder schlafend, sobald sich die Gelegenheit günstig zeige, zu ermorden. Ja, wo möglich, gedachte sie sein Haupt zu ergreifen, und es auf dem Grabe ihres Bruders seinem Schatten zu weihen. Nach reiflicherer Ueberlegung leuchtete es ihr aber ein: wenn es ihr auch gelänge den Verbrecher umzubringen, so werde es doch nicht schwer sein zu errathen, daß sie, als eine Entehrte, die zu allem

Bösen aufgelegt sei, im Zorn und Unwillen darüber, daß er ihr nicht Wort gehalten, die That verübt habe. Da ihr nun die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers bekannt war, welcher sich damals zu Villaco aufhielt, so beschloß sie, ihn aufzusuchen und bei seiner Majestät über die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit des Juristen Klage zu erheben, in der seltenen Hohenachtung, daß dieser gute und gerechte Kaiser jenem verdiente Strafe seiner Ungerechtigkeit und Wortbrüche beizubringen lassen werde. In Trauerkleider gehüllt, trug sie sich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, das erbetene Gehör gewährt wurde, warf sie sich zu dem Kaiser und sprach mit klagender Stimme und der Halbescheibe entgegen: Allerheiligster Kaiser, mich führt vor mich die ungläubliche Ungerechtigkeit, welche der Juriste, Eurer kaiserlichen Majestät Statthalter zu Innsbruck, an mir verübt hat, denn ich darf hoffen, daß eure Gerechtigkeit, die nie einem Elenden versagt blieb, so verfahren werde, daß dieser Juriste, über den ich mich des beispiellosen Unrechts wegen, das er mir angethan hat, unermesslich zu beklagen habe, nicht triumphieren dürfe mich so jämmerlich erwürgt zu haben. Entschuldigen Eure Majestät dieses Wort, das so stark es auch scheint, doch der grausamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieser Bösewicht zugefügt, der sich ungerecht und treulos zugleich an mir erwiesen hat. Hierauf erzählte sie unter vielen Thränen und Seufzern dem Kaiser, wie der Juriste unter der Vorspiegelung, sie ehelichen und ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt und dann den Bruder auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ihr ins Haus geschickt. Alsdann stieß sie einen so heftigen Schrei aus und überschwemmte die Augen so sehr mit Thränen, daß der Kaiser und alle die Herren, die ihn umgaben, vor Rührung und Mitleid wie versteinert da standen. Aber obgleich Maximilian sie bedauerte und sich eine Ohr Spitiens Klage öffnete (welche er, da sie ihre Angelegenheit geendigt hatte, sich erheben ließ), so hielt er noch das andere den Juristen frei und schickte die Klägerin zur Ruhe. Hierauf

ließ er den Juriste rufen und befahl dem Boten und allen Anwesenden, bei Verlust seiner Gnade ihm nicht zu entbeden, was vorgefallen sei. Juriste, der sich eher alles Andere gedacht hätte als daß Epitia sich an den Kaiser gewandt habe, gestellte sich ohne alle Furcht, und da ihn der Kaiser vorlieb, neigte er sich und fragte was er befehle? Du wirst es gleich erfahren, antwortete Maximilian und ließ alsbald Epitien rufen. Als Juriste sah, daß sie hier sei, die er sich bewusst war tief gekränkt zu haben, erschrak er, vom Gewissen gefoltet, so heftig, daß er von allen Lebensgeistern verlassen wie ein Espenlaub zu zittern begann. Hieran erkannte Maximilian, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit gesagt habe. Er wandte sich zu ihm und sprach mit der Strenge, die seine Grausamkeit verdient hatte: Vernimm was dieses Mädchen dir Schuld giebt. Dann befahl er Epitien ihre Klage vorzubringen, und diese erzählte von Neuem den ganzen Hergang und wandte sich am Schluß nochmals mit der Bitte um Genugthuung an den Kaiser. Als Juriste die Anklage vernommen, wollte er sie durch Schmeicheleien veröhnen und sprach: Ich hätte nie geglaubt, daß du, die ich über Alles liebe, vor seiner Majestät meine Anklägerin werden könntest. Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriste dem Mädchen schön thue, und sprach: Es ist hier nicht der Ort den Verliebten zu spielen: beantworte die Klage, welche sie vorbringt. Juriste mußte also diese List fahren lassen, welche ihm hätte gefährlich werden können. Es ist wahr, sprach er, daß ich ihren Bruder enthaupten lassen, weil er eine Jungfrau verführt und geschwächt hatte; aber dieß hab ich gethan um die Heiligkeit der Gesetze aufrecht zu erhalten und jene Gerechtigkeit zu üben, welche Ew. Majestät mir so sehr eingeschärft hatte, denn ohne diese zu verletzen, konnte ich ihn nicht am Leben lassen. Wohl, fiel Epitia ihm ein, wenn dir die Gerechtigkeit dieß zu verlangen schien, warum versprachst du, mir ihn lebend auszuantworten und beraubtest mich unter dießem Versprechen und der Vorpiegelung, daß du mich zum Weibe nehmen werdest, meiner jungfräulichen Ehre? Wenn mein Bruder wegen seines Vergehens die Strenge

Bösen aufgelegt sei, im Zorn und Unwillen darüber, daß er ihr nicht Wort gehalten, die That verübt habe. Da ihr nun die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers bekannt war, welcher sich damals zu Villaco aufhielt, so beschloß sie, ihn aufzusuchen und bei seiner Majestät über die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit des Juristen Klage zu erheben, in der festen Ueberzeugung, daß dieser gute und gerechte Kaiser jenem Bösewicht die verdiente Strafe seiner Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit angedeihen lassen werde. In Trauerkleider gehüllt, trat sie heimlich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, und als ihr das erbetene Gehör gewährt wurde, warf sie sich zu seinen Füßen und sprach mit klagender Stimme und der Haltung einer Tiefgebeugten: Allerheiligster Kaiser, mich führt vor Eure Majestät der arge Verrath und die unglaubliche Ungerechtigkeit, welche Juriste, Eurer kaiserlichen Majestät Statthalter zu Innsbruck, an mir verübt hat, denn ich darf hoffen, daß eure Gerechtigkeit, die nie einem Elenden versagt blieb, so verfahren werde, daß dieser Juriste, über den ich mich des beispiellosen Unrechts wegen, das er mir angethan hat, unermesslich zu beklagen habe, nicht triumphieren dürfe mich so jämmerlich erwürgt zu haben. Entschuldigen Eure Majestät dieses Wort, das so stark es auch scheint, doch der grausamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieser Bösewicht zugesügt, der sich ungerecht und treulos zugleich an mir erwiesen hat. Hierauf erzählte sie unter vielen Thränen und Seufzern dem Kaiser, wie Juriste unter der Vorpiegelung, sie ehelichen und ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt und dann den Bruder auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ihr ins Haus gesandt. Alsdann stieß sie einen so heftigen Schrei aus und überschwenkte die Augen so sehr mit Thränen, daß der Kaiser und alle die Herren, die ihn umgaben, vor Rührung und Mitleid wie versteinert da standen. Aber obgleich Maximilian sie bedauerte und das eine Ohr Spitzohr öffnete (welche er, da sie ihre Anrede geendigt hatte, geschlossen hielt) hielt er noch das andere für den Tod. Die Kaiserin aber setzte sie zur Ruhe. Hierauf

ließ er den Juriste rufen und befahl dem Boten und allen Anwesenden, bei Verlust seiner Gnade ihm nicht zu entdecken, was vorgefallen sei. Juriste, der sich eher alles Andere gedacht hätte als daß Epitia sich an den Kaiser gewandt habe, gestellte sich ohne alle Furcht, und da ihn der Kaiser vorließ, neigte er sich und fragte was er befehle? Du wirst es gleich erfahren, antwortete Maximilian und ließ alsbald Epitien rufen. Als Juriste sah, daß sie hier sei, die er sich bewusst war tief gekränkt zu haben, erschrak er, vom Gewissen gefoltert, so heftig, daß er von allen Lebensgeistern verlassen wie ein Espenlaub zu zittern begann. Hieran erkannte Maximilian, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit gesagt habe. Er wandte sich zu ihm und sprach mit der Strenge, die seine Grausamkeit verdient hatte: Vernimm was dieses Mädchen dir Schuld giebt. Dann befahl er Epitien ihre Klage vorzubringen, und diese erzählte von Neuem den ganzen Hergang und wandte sich am Schluß nochmals mit der Bitte um Genußthuung an den Kaiser. Als Juriste die Anklage vernommen, wollte er sie durch Schmeicheleien versöhnen und sprach: Ich hätte nie geglaubt, daß du, die ich über Alles liebe, vor seiner Majestät meine Anklägerin werden könntest. Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriste dem Mädchen schön thue, und sprach: Es ist hier nicht der Ort den Verliebten zu spielen: beantworte die Klage, welche sie vorbringt. Juriste mußte also diese List fahren lassen, welche ihm hätte gefährlich werden können. Es ist wahr, sprach er, daß ich ihren Bruder enthaupten lassen, weil er eine Jungfrau verführt und geschwächt hatte; aber dieß hab ich gethan um die Heiligkeit der Gesetze aufrecht zu erhalten und jene Gerechtigkeit zu üben, welche Ew. Majestät mir so sehr eingeschärft hatte, denn ohne diese zu verletzen, konnte ich ihn nicht am Leben lassen. Wohl, fiel Epitia ihm ein, wenn dir die Gerechtigkeit dieß zu verlangen schien, warum versprachst du, mir ihn lebend auszuantworten und beraubtest mich unter diesem Versprechen und der Vorpiegelung, daß du mich zum Weibe nehmen werdest, meiner jungfräulichen Ehre? Wenn mein Bruder wegen seines Vergehens die Strenge

rechtigkeit, mit dem Tode bestrafte, so möge es Derselben jetzt gefallen, wie ich von Neuem inbrünstlich flehe, eure kaiserliche Gnade an seiner Freigebung zu offenbaren, denn die Uebung der Gnade, allerheiligster Kaiser, ist für den, in dessen Händen die Herrschaft der Welt ruht, wie sie jetzt in den euern würdiglich beschloßen ist, kein geringerer Ruhm als die Handhabung der Gerechtigkeit, denn wenn diese beweist, daß er die Laster haßt und mit der verdienten Strafe verfolgt, so macht ihn jene den unsterblichen Göttern ähnlich. Und erlange ich diese einzige Bitte von eurer Milde, so werde ich für die an mir demüthigen Magd Ew. Majestät gewirkte Handlung der Güte, ewig mit Andacht zu Gott stehen, daß er Ew. Majestät zu vielen glücklichen Jahren gedeihen laße, damit sie zur Beglückung der Sterblichen und zu ihrem eigenen Ruhme und unvergänglichen Ehre bis in späte Zeiten Gerechtigkeit und Gnade üben möge. Hiemit beschloß Epitia ihre Anrede.

Maximilian war erstaunt, daß sie die von Juriste empfangene schwere Unbilde schon vergessen und mit so vieler Wärme für ihn gesprochen habe. Solche Güte, wie er an dieser Dame erblickte, schien es ihm wohl zu verdienen, daß er ihr Den aus Gnade freigebe, den er um des Rechtes willen zum Tode verurtheilt. Er ließ also den Juriste in eben der Stunde, in welcher er erwartete, zum Tode geführt zu werden, vor sich bringen und sprach zu ihm: Verräther, die Güte Epitiens hat so viel über mich vermocht, daß ich dir, dessen Verruchtheit den Tod doppelt verdient hätte, um ihretwillen das Leben schenke, und du sollst wissen, daß du nur ihr dessen Erhaltung zu danken hast. - Und da es ihr Wille ist, mit dir zu leben, nachdem sie das Band an dich geknüpft hat, das dich auf meinen Befehl mit ihr verbindet, so bin ich es zufrieden, daß du mit ihr lebest. Aber kommt es mir zu Ohren, daß du sie je anders denn als eine liebevolle und großmüthige Gattin behandelst, so sollst du erfahren, in welchen Unwillen ich darüber gerathe. Nach diesen Worten faßte der Kaiser Epitiens Hand und übergab sie dem

Juriste: worauf sie und Juriste mit ihr seiner Majestät für die ihnen erwiesene Huld und Gnade den gebührenden Dank sagten. Juriste aber erwog, welche Großmuth Epitia an ihm geübt habe und hielt sie immer theuer und werth und so konnte sie den Rest ihrer Tage glücklich mit ihm verleben.

2. Gleiches mit Gleichem.

Zur Sagenvergleihung.

Giraldi Cinthio *Hecatommithi ovvero cento novelle etc.* erschien zuerst 1565 zu Montereale in Sicilien, 2 The. 8., und vollständiger 1566 zu Venedig, in einem Quartband. In dieser Ausgabe, sowie in der, welche 1593 zu Venedig in zwei Quartbänden erschien, ist die mitgetheilte Novelle die fünfte der achten Decade, welche von der Undankbarkeit handelt. Giraldi selbst hat den Inhalt derselben unter dem Namen *Epitia* auf die Bühne gebracht, wie denn der Stoff zu seinem ganzen aus sechs Trauerspielen bestehenden Theater sich in seinem *Hecatommithi* wiederfindet. Ob Shakespeare die Novelle des Cinthio gekannt habe, ist unentschieden; man hat keinen Grund, es zu verneinen, wenn man nicht auf das Märchen zurückkommen will, daß er der italienischen Sprache unkundig gewesen. Soviel ist aber gewiß, daß wenn er sie nicht kannte, der Inhalt derselben ihm durch George Whetstones doppelte Bearbeitung zugänglich war. Whetstone gab nämlich im Jahre 1582 eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel *Heptameron* heraus, worin er auch eine Uebersetzung dieser Novelle des Cinthio aufnahm. Aber schon vier Jahre früher hatte Whetstone diesen Stoff dramatisch behandelt. Dieses Stück, welches die *Six old Plays, on which Shakspeare founded etc.* eröffnet, führt den Titel: „Die vortreffliche, weltberühmte Geschichte von Promus und Cassandra, in theatralische Gespräche eingekleidet. Der erste Theil zeigt den unerträglichen Gewaltmißbrauch einer obrigkeitlichen Person, das tugendhafte Betragen eines keuschen Mädchens, die zügellose Ausschweifung einer schönen Courtisane und die unverdiente Schätzung eines gefähr-

lichen Schmarozers. Der zweite Theil handelt von der erhabenen Großmuth eines edeln Königs in Vertilgung des Lasters und Beschützung der Tugend, wodurch der Sturz und Untergang schändlicher Lücke und der Triumph redlicher Handlungsweise bewiesen wird.“

So gering auch das Verdienst dieses Stücks sein mag, so findet sich doch schon hier die von Shakspeare adoptirte Abweichung von der Novelle des Cinthio, daß Vico, der bei Whetstone Andrugio, bei Shakspeare Claudio heißt, nicht wirklich hingerichtet wird, obgleich der Statthalter den Befehl dazu ertheilt hatte. Sonst aber weicht Whetstone nicht wesentlich von Cinthio ab, so daß die vielen vortrefflichen Abänderungen, die in Shakspeares Schauspiel getroffen sind, der Erfindung des Dichters allein angehören. Dahin rechnen wir den entscheidenden Umstand, daß der Herzog von Wien (in der Novelle Kaiser Maximilian) als Mönch verkleidet stätz gegenwärtig ist und die ganze Begebenheit unerkannt einem erfreulichen Ziele entgegenentt. Die Einführung der Verlobten des Angelo, welche an Isabellens Statt das ihm gegebene Versprechen erfüllt und von nun an ganz die Rolle der Epitia in der Novelle übernimmt, während Isabella ihre Keuschheit erhält und dem Herzog vermählt wird, ist ein eben so großes Verdienst Shakspeares. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher er diese Abweichungen so einzuweben gewußt hat, daß zugleich der ursprüngliche Hergang der Novelle in dem Bewußtsein Angelos erhalten ward, indem dieser bis zum Schluße hin glaubt, er habe das Gesetz mit Isabellen gebrochen und ihren Bruder tödten lassen, wie es die Novelle berichtet. Daher erhebt auch Isabelle vor dem Herzog, bei dessen Einzuge, ganz dieselbe Klage wider ihn, wie Epitia gegen Juriste vor dem Kaiser. Man würde vielleicht aus dieser Beibehaltung neben der Abänderung schließen dürfen, daß Shakspeare die Novelle des Cinthio gelannt habe, wenn nicht die Erzählung Whetstones im Heptameron mit ihr ganz gleichen Inhaltes wäre.

Die von Shakspeare angenommene Aenderung Whetstones, wonach der Verurtheilte am Leben bleibt, hat Shakspeare seinen

Zwecken gemäß anders gewendet als jener. Bei Whetstone hatte Promos (Angelo) dem Kerkermeister befohlen, der Cassandra (Isabelle, Epitia) das Haupt ihres Bruders zu überbringen. Dieser überbrachte ihr aber, aus Mitleid mit dem Andrugio, nur das entstellte Haupt eines neulich hingerichteten Verbrechers, das Cassandra von dem ihres Bruders nicht unterscheiden konnte. Bei Shakspeare wird dagegen der Statthalter, der die Hinrichtung befohlen hatte, durch das untergeschobene Haupt getäuscht und diese Abweichung von dem Ueberlieferten ist der Ueberlieferung ganz gemäß. In unzähligen Märchen und Sagen kehrt es wieder, daß gutherzige, mit grausamen Hinrichtungen beauftragte Diener ihren Herrn durch Unterschlebung falscher Wahrzeichen der Vollstreckung zu täuschen wissen. Ebenso populär und der Sage gemäß ist die unserm Dichter allein angehörige Unterschlebung der Marianne an der Stelle Isabellens. So wird, um nur an das bekannteste Beispiel zu erinnern, im Tristan Brangäne an Isoldens Statt dem König Marke beigelegt. Ein Gleiches geschieht in dem Gedicht von den zwei Kaufleuten (Altd. Wälder I. 34) und in einem neugriechischen Volkslied (Ebend. II. 181). Wir wählen unter unzähligen die beiden letzten Beispiele, weil von diesen beiden Gedichten unten bei Cymbeline näher die Rede sein wird. Was aber Shakspeare auf diese Erfindung leiten mochte, ist die Unterschlebung der Giletta von Narbonne an der Stelle der von Beltram geliebten Tochter der Edelfrau, welche Boccaccio in der unter IX. mitgetheilten Novelle, der Quelle von Ende gut, Alles gut, berichtet. Hier sind die Umstände fast ganz dieselben, denn die Untergeschobene ist nicht wie in den obigen Beispielen eine Magd, sondern des Betrogenen rechtmäßige Ehefrau; daß Marianne nur Angelos Verlobte ist, begründet keinen wesentlichen Unterschied.

Durch diese Abänderungen, die an sich selbst so vortrefflich sind, hat also Shakspeare einen Beweis geliefert, wie lieb und vertraut ihm die Sage war und welchen Nutzen er aus ihr zu ziehen verstand. Man darf hiebei nicht vergeßen, daß die Welt der

Märchen und Sagen zu Shakspeares Zeiten dem Volk noch durchaus nicht entfremdet, sondern sein eigenstes Eigenthum war, daher es auf der Bühne nichts lieber schauen mochte als diesen Widerschein seines Wesens, wenn er ihm auch durch minder kunstvoll geschliffene Spiegel, als Shakspeares Stücke sind, zurückgestrahlte wurde. Hieraus erklärt es sich auch, warum Shakspeare so viele Stoffe der Sage entnahm, daß wir ganze Bände mit sagenmäßigen Erzählungen füllen können, die er seinen Schauspielen zum Grunde gelegt hat. Auch hier wieder war Shakspeare auf einen durchaus volksmäßigen, besonders im Volksliede beliebten Stoff gerathen (vgl. Liebrecht Heidelberger Jahrb. 1867 Nr. 12); aber er hat, ohne ihm das Geringste zu vergeben, seine Roheit doch mit den Ansprüchen eines gebildeten Sinnes auszugleichen verstanden. Die Grundzüge dieser Sage, wie sie im Volksliede der verschiedensten Völker noch fortlebt, sind folgende: Die Frau oder Schwester eines Verurtheilten sucht Begnadigung für ihn bei dem Richter nach, der ihr unter der Bedingung, daß sie eine Nacht bei ihm zubringe, den Gefangenen zurückzugeben verspricht. Am andern Morgen wird ihr auch der Verbrecher ausgeliefert, aber bereits hingerichtet. Für diese doppelte Schandthat wird der Richter von dem Fürsten zur verdienten Strafe gezogen, muß sich aber vorher mit der entehrten Frau vermählen.

Schon Douce in seinen *Illustrations of Shakspeare* I. p. 153 und nach ihm Dunlop II. p. 429 haben eine Menge historischer Vorgänge ähnlicher Art angeführt, worunter die wichtigsten folgende sind: Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zwang einen seiner Edelleute wegen eines gleichen Vergehens ein Mädchen zu heirathen, und ließ ihn, als das geschehen war, hingerichten. *Lipsii Monita et exempla politica*. Antwerp. 1613. 4. cap. 8. Dieß ist der Gegenstand eines französischen Schauspiels von Antoine Mareschal: *Le jugement équitable de Charles de Hardy*. 1646. 4. Ein gleiches Vergehen ließ sich Olivier de Dain, der Barbier und Günstling Ludwig XI. zu Schulden kommen und büßte es mit dem Tode. Bellesforest giebt

eine Novelle für eigene Erfindung aus, welche der des Cinthio zu ähnlich sieht als daß man seiner Angabe unbedingt trauen sollte: hier verführt ein Hauptmann das Weib eines Soldaten unter dem Versprechen, das verwirkte Leben ihres Mannes zu schonen, welchen er ihr gleich darauf durch sein Kammerfenster, am Galgen hangend, zeigt. Sein Commandant nöthigt ihn die Wittve zu heirathen und verurtheilt ihn dann zum Tode. Dieselbe Grausamkeit wird auch dem berühmten Colonel Kirke Schuld gegeben, mit welchem Recht ist streitig. S. über ihn auch Macaulay Hist. of Engl. II, 203 ed. Tauchn. In Goulart's *Thrésor d'histoires admirables etc.* ist dieser Gegenstand zweimal variiert. p. 300 und p. 304. In Cooke's *Vindication of the professors and profession of the law 1640.* 4. p. 61 wird die ganze Novelle Cinthios von Don Garcias, dem Gouverneur von Mailand während des Kriegs zwischen Karl V. und Franz I., erzählt; doch ist es hier die Entehrte die Frau des Gefangenen und die Enthauptung des Verführers wird nach der Hochzeit mit der Wittve wirklich vollzogen. Nach Liebr. a. a. O. giebt Claude Rouillet den Vorwurf seiner Tragödie *Philanire* wie folgt an: »*Quelques années se sont passées, qu'une dame de Piedmont impetra du prevot du lieu, que son mari lors prisonnier pour quelque concussion, et deja pret à recevoir jugement, lui sera rendu, moyennant une nuit, qu'elle lui preterait. Ce fait, son mari, le jour suivant, lui fuit rendu, mais ja executé de mort. Elle est explorée de l'une et l'autre injure, a son recours au gouverneur, qui pour lui garantir son honneur, contraint le prevot a l'epouser et puis le fait decapiter.*«

Dem Ludwig von Rivers, Sohn Roberts von Frankreich, ward im J. 1307 vor dem Richterstuhl Philipps von Frankreich vorgeworfen, die Frau eines Ritters, der für das Leben ihres Mannes bat, auf die in Rede stehende Weise betrogen zu haben. Liebr. a. a. O. fügt noch einen Vorfall hinzu, den Augustinus in seiner Schrift *De sermone domini in monte I,* 16. berichtet.

Ein Bürger von Antiochia wurde von dem Procurator Septimius Acindynus wegen einer dem Fiscus schuldigen Summe ins Gefängniß geworfen und mit dem Galgen bedroht, wenn er bis zu einem bestimmten Tage seine Schuld nicht entrichtete. Da er sich dazu außer Stande sah, so gestattete er seiner Frau, eine Nacht bei einem reichen Manne zuzubringen, der sich in sie verliebt und ihr für diese Gunst die erforderliche Summe verheißen hatte. Ehe dieser jedoch die Frau des Mannes verließ, schob er statt des Beutels mit Geld einen andern mit Erde unter, so daß die Betrogene sich darob alsbald bei Acindynus beklagte, der zuvörderst seine eigene Härte verdammt und die betreffende Summe aus eigenen Mitteln dem Fiscus einzahlte, der Frau aber das Landgut zusprach, aus dem jene Erde genommen war.

Diesen Beispielen haben wir noch folgende hinzuzufügen:

In den Novellen des Majuccio Salernitano wird IV, 7. (47) erzählt: Der König von Sicilien, Sohn Don Juans von Arragonien, sei einst zu Bagliendoli im Hause eines vornehmen Edelmanns abgestiegen, der ihn auf das Festlichste empfangen und bewirthe habe. Dieser Edelmann hatte zwei schöne Töchter, in die sich während des Aufenthalts des Königs im Hause zwei von dessen ersten Hofleuten verliebten. Durch Vermittelung einer bestochenen Magd werden sie Nachts in die Schlafstammer der Mädchen gelassen, wo sie ihren Willen vollbringen ohne daß die schlafenden Schönen erwachen; bald aber überzeugen sie sich von der Gewalt, die ihnen geschehen ist, und erheben vor dem Könige, ihrem Gaste, Klage wider die entflohenen Ehrenräuber. Dieser verspricht ihnen Genugthuung, verbirgt indes seinen Zorn und zwingt die beiden Hofleute, die Entehrten, welchen er ein reiches Heirathsgut aussetzt, zur Ehe zu nehmen. Als dieß geschehen ist, geht nun der König mit den Hofleuten ernstlich ins Gericht und befiehlt ihre Enthauptung, welche auch ohne allen Einspruch der Neuvermählten vollstreckt wird. Diese erklärt nun der König zu Erbinnen der ganzen Hinterlassenschaft ihrer Gatten und vermählt sie auf der Stelle und ohne Beobach-

tung des Trauerjahres zweien der vornehmsten Edelknechten der Stadt.

Noch grausamer war der Richterspruch Kaiser Ottos in Lamparten (Grimms deutsche Sagen II. S. 169), welcher vielleicht der Novelle des Cinthio zu Grunde liegt: Zu dem Könige kam eine Frau und klagte über einen Mann, der ihr Gewalt angethan hätte. Der König sprach: „wann ich herwieder komme, will ich dir richten.“ „Herr,“ sagte die Frau, „du vergißest es.“ Der König wies mit der Hand an eine Kirche und sprach: Diese Kirche sei des mein Urkund. Als nun der Kaiser nach der Zeit wieder nach Lamparten (Lombardei) zog, führte ihn der Weg an der Kirche her, die er dem Weibe gewiesen hatte. Er ließ sie rufen und hieß sie klagen. Sie sprach: Herr, er ist nun mein ehelicher Mann und ich habe liebe Kinder mit ihm. Aber der Kaiser sprach: „Sammer Otten Bart!“ Also schwur er ihr: er soll meiner Barten (Beile) schmecken! und befahl den Missethäter an seinem Leibe, nach dem Recht zu strafen. Also richtet er dem Weib wider ihren Willen.

Eine gleiche Rücksichtslosigkeit hat bei Cinthio Maximilian im Sinne, aber Epitia beredet ihn eines Bessern. Die Freisprechung des Missethätters geschieht zwar nicht um feinetwillen, sondern seiner Gemahlin zu Liebe; es bleibt aber immer ein Unrecht ungefühnt und wir gönnen es dem Verbrecher nicht, eine solche Fürsprecherin gefunden zu haben. Diesem Uebelstande hat Shakespeare durch den minder strafwürdigen Charakter Angelos und dadurch abgeholfen, daß beide Verbrechen, die Entehrung Isabelens und Claudios Hinrichtung wider das ihr gegebene Versprechen, unbegangen bleiben. In Georg Widters und Adolf Wolfs Volksliedern aus Venetien, Wien 1864, gehört hieher Nr. 85 La povera Cecilia. Sie hat ihren Mann zu retten die Ehre Preis gegeben: schon in der Nacht aber holt sie von schlimmer Ahnung bedrängt einen tiefen Seufzer; und am Morgen, da sie auf den Balcon tritt, sieht sie ihren Gatten gegen das ihr gegebene Versprechen aufgeknüpft, so daß sie mit dem Tode ihres Gemahls

zugleich ihre Ehre zu beweinen hat. Im Wesentlichen denselben Ausgang wie diese vicentinische nimmt eine in Wolfs Anmerkungen S. 108 im Auszug mitgetheilte nahverwandte lombardische Ballade; vgl. Bozas Canzoni Popolari Comasche, Vienna 1867 Nr. 50 und Ferd. Wolf Proben Portugies. und Catalonischer Volksromanzten S. 175. Hier ist es der Commandant, der gegen das gegebene Versprechen den Mann der Dame von Reus hat hängen lassen. Hiemit scheint das bekannte zu Straßburg spielende Volkslied zusammenzuhängen. (Meine Sammlung Nr. 59, Lieder für Jung und Alt, Nr. 9).

Es waren einmal drei Reuter gefangen,
Gefangen waren sie,
Sie wurden gefangen und geführt,
Keine Trommel ward dabei geführt
Im ganzen Römischen Reich.

Ein Mädchen soll für sie bitten und that es :

Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Commandant,
Ich hab eine Bitt an euch:
Wollet meiner Bitte gedenken,
Und mir die Gefangenen losschenken,
Dazu meinen eigenen Schatz.

Weder hier noch bei der Dame von Reus wird gesagt, daß der Commandant für die Preis gegebene Ehre der Bittstellerin die Befreiung der Gefangenen verheißen hatte; doch könnten Strophen dieses Inhalts verloren gegangen sein. Der Dame von Reus war wenigstens das Leben ihres Gemahls versprochen worden, und in dem deutschen Liede heißt es am Schluß:

Die Gefangenen, die müßen sterben,
Gottes Reich sollen sie erwerben,
Dazu die Seligkeit.

Das Mädchen hatte offenbar einen andern Ausgang erwartet.

Dem Shakespeareschen Drama näher steht die ungarische Ballade bei Kertbény, Ausgewählte Volkslieder, Darmstadt 1851, Nr. 29, denn hier ist es statt des Gatten die Schwester, die (wider des Bruders Willen) das Opfer ihrer Ehre bringt. Vgl. Wolf a. a. O. S. 109.



IV.

3u

Ⓔthello.



-

1. Der Mohr von Venedig.

Nach Giraldi Cinthio.

In Venedig lebte vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowohl als die große Klugheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die er in Kriegssachen bewiesen hatte, ihn den Herrn jener Stadt sehr werth machten, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle Republiken der Welt übertroffen hatte. Nun begab es sich, daß ein tugendreiches Fräulein von wunderbarer Schönheit, Disdemona genannt, nicht von weiblichen Begierden, sondern von der Tapferkeit dieses Mohren angezogen ward, sich in ihn zu verlieben, während er von der Schönheit und edeln Gesinnung der Dame besiegt gleichfalls für sie entbrannte. Die Liebe war ihnen so günstig, daß sie sich beide durch die Ehe verbanden, obgleich die Eltern des Fräuleins alle ihre Kräfte aufboten, um sie zu vermögen einen andern Mann zu nehmen; und so lange sie in Venedig blieben, lebten sie beide in solcher Eintracht und Zufriedenheit zusammen, daß nie auch nur ein unzüchtliches Wort unter ihnen vorfiel. Unterdessen geschah es, daß die Herrn von Venedig ihre Kriegsmannschaft, die sie in Cypren zu halten pflegten, ablösten und den Mohren zum Anführer des Heeres erwählten, welches sie dahin schickten. So vergnügt dieser auch über die ihm gewordene Ehre war, denn eine Ehrenstelle dieser Art wurde nur Männern übertragen, die sich durch Adel, Treue, Tapferkeit und ausgezeichnete Verdienste empfahlen, so verminderte doch der Gedanke an die Länge und Beschwerlichkeit der Reise, welche seine Disdemona scheuen möchte, diese Freude um kein Geringes. Disdemona aber, die außer dem Mohren kein

Glück auf der Welt kannte und über die Achtung, die eine so edle und mächtige Republik ihrem Manne bezeugte, sehr erbaut war, konnte die Stunde kaum erwarten, in der ihr Gemahl mit seinen Leuten die Reise antreten und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten würde; aber es betrübte sie sehr, ihren Gatten mißstimmt zu sehen. Da ihr die Ursache unbekannt war, sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: Wie kommt es, mein Theurer, daß du so traurig bist seit dir der Staat ein so ehrenvolles Amt übertragen hat? Der Mohr antwortete ihr: Die Liebe zu dir, Desdemona, trübt die Freude über die Ehre, die mir geschieht, denn ich habe zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder dich mit mir den Gefahren des Meeres auszusetzen, oder dich in Venedig zurückzulassen, um dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Das erste thu ich nur höchst ungern, denn alle Beschwerden, die du zu bestehen hättest, und alle Gefahren, die uns begegnen könnten, würden mir den äußersten Kummer verursachen. Das zweite aber, dich zurückzulassen, würde mir selbst unerträglich fallen, denn wenn ich mich von dir trenne, so trenne ich mich von meinem Leben. Ach, mein Gemahl, rief Desdemona aus als sie dieß hörte, was für Gedanken sind das, die euch in den Sinn kommen? Wie darf euch nur dergleichen beunruhigen? Ich würde euch begleiten wohin es auch wäre, und sollte ich im Hemde durch das Feuer gehen, geschweige denn zu Wasser in einem sichern und bequemen Schiffe und an eurer Seite: und wenn auch einige Gefahren und Beschwerden uns bevorstehen, so will ich sie mit euch theilen und würde sehr wenig von euch geliebt zu sein glauben, wenn ihr mich in Venedig zurücklassen wolltet, um mich nicht zur Gefährtin auf dem Meere zu haben, oder euch vorstelltet, ich wolle lieber hier in Sicherheit bleiben als mich mit euch in derselben Gefahr befinden. Schickt euch also nur mit aller der Fröhlichkeit zur Reise an, welche der Würde eures neuen Ranges geziemt. Ganz entzückt vor Freuden über diese Worte schlang der Mohr seine Arme um den Hals seiner Gattin und sprach mit einem zärtlichen Kusse: Gott erhalte uns lange in dieser Liebe, mein

theures Weib. Bald darauf brachte er seine Sachen in Ordnung, gieng mit seiner Gemahlin und seinen Leuten zu Schiffe, überließ die Segel den Winden und kam nach einer kurzen und sichern Fahrt in Cypern an.

In dem Gefolge des Mohren befand sich ein Fähnrich, der zwar sehr gut aussah, aber dennoch der böshafte Mensch von der Welt war; der Mohr indes, der von seiner Schlechtigkeit keine Ahnung hatte, hielt sehr viel auf ihn, denn so niederträchtig auch seine Gesinnung war, so verbarg er doch unter hohen, prunkenden Worten und einem schönen Außern die Gemeinheit seines Herzens so gut, daß ihn Jedermann für einen Hector oder Achilles gehalten hätte. Dieser Böfewicht hatte ebenfalls seine Frau mitgenommen, ein sehr schönes und ehrbares Weib, welche die Gemahlin des Mohren, weil sie eine Italienerin war, sehr liebte und den größten Theil des Tages mit ihr verbrachte. Ferner befand sich in dem Gefolge des Mohren ein Hauptmann, der ihm sehr werth war und der daher oft in sein Haus kam und mit ihm und seiner Gemahlin speiste. Desdemona, weil sie wußte, wie viel er bei ihrem Gemahl gelte, gab ihm viele Zeichen ihrer Gewogenheit, worüber der Mohr sehr erfreut war.

Der schändliche Fähnrich, ohne sich weder um die Treue, die er seiner Gattin, noch um die Freundschaft, Treue und Verbindlichkeit, die er dem Mohren schuldig war, im Geringsten zu bekümmern, verliebte sich auf das Heftigste in Desdemona und hatte keinen andern Gedanken mehr als wie er ihrer Reize genießen möchte; aber er wagte es nicht, seine Wünsche laut werden zu lassen, denn er mußte fürchten, daß der Mohr, wenn er es wahrnähme, ihm ein schleuniges Ende bereite. Er suchte ihr also seine Liebe auf mancherlei Weise so heimlich als möglich zu verstehen zu geben; aber alles was er that sie zur Liebe zu reizen, half nicht mehr als wenn er es unterlassen hätte. Er bildete sich aber ein, dieß komme daher, weil sie in den Hauptmann verliebt sei, und dachte darauf, ihn aus dem Wege zu schaffen; indes blieb er bei diesem Vorjatz nicht stehen, sondern verwandelte auch seine

Liebe für Desdemona in den bittersten Haß und bot allen seinen Scharffinn auf, ein Mittel zu finden, durch den Tod des Hauptmanns nicht nur diesem, sondern auch dem Mohren den Genuß Desdemonens zu rauben.

Nachdem er zu diesem Ende mancherlei Bubenstücke und Schurkenstreiche überlegt, so beschloß er endlich, sie bei ihrem Gemahl des Ehebruchs anzuklagen und den Hauptmann als den Ehebrecher zu bezeichnen. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Mohren gegen Desdemona und seine Freundschaft gegen den Hauptmann bekannt war, so sah er wohl ein, es werde unmöglich sein, ihm das Eine noch das Andere einzureden, wenn er nicht die feinste List anwendete, ihn zu hintergehen. Er nahm sich daher vor, es abzuwarten bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einer so schändlichen Unternehmung eröffnen würden. Es währte nicht lange, so entsetzte der Mohr den Hauptmann seiner Stelle, weil er gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn verwundet hatte. Desdemona, der dieß sehr leid that, versuchte oft den Hauptmann mit ihrem Gemahl auszusöhnen. Bei einem solchen Anlaß sagte der Mohr zu dem verrätherischen Fähnrich, seine Gemahlin liege ihm so sehr wegen des Hauptmanns an, daß er fürchte, er müsse ihn zuletzt wieder in seine Stelle einsetzen. Dieß sah der Bösewicht sogleich als einen Wink an, seinen hinterlistigen Plan auszuführen, und sagte: Desdemona hat vielleicht Ursache, dieß gern zu sehen. Und welche? fragte der Mohr. Ich möchte nicht gern Mann und Frau entzweien, antwortete der Fähnrich; aber ihr dürft nur die Augen aufthun um es selbst zu bemerken. Weiter wollte er nicht gehen, so sehr der Mohr in ihn drang, sich näher zu erklären; aber seine Worte ließen einen so scharfen Dorn in seiner Brust zurück, daß er ganz trübsinnig wurde und an nichts dachte als was die Worte des Fähnrichs wohl zu bedeuten haben möchten. Als es daher seine Gattin eines Tages von Neuem versuchte, seinen Zorn gegen den Hauptmann zu besänftigen, indem sie ihn bat, er möchte doch die treuen Dienste und die Freundschaft so vieler Jahre um eines

Keinen Vergehens willen nicht vergeßen, zumal da der Hauptmann mit dem verwundeten Soldaten wieder ausgesöhnt sei, gerieth der Mohr in den heftigsten Zorn und sprach: Es ist doch auffallend, Desdemona, daß du so viel Antheil an dem Hauptmann nimmst. Er ist doch weder dein Bruder, noch dein Anverwandter, daß er dir so sehr am Herzen liegen sollte. Ganz demüthig und liebreich antwortete sie ihm: Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen: mich bewegt nichts dazu als daß es mir leid thut, euch eines so theuern Freundes beraubt zu sehen wie der Hauptmann nach euerm eigenen Zeugniß euch gewesen ist: er hat doch keinen so schweren Fehler begangen, daß ihr ihm deshalb so sehr zürnen dürstet. Aber ihr Mohren seid so hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt. Ueber diese Worte noch mehr erzürnt, antwortete der Mohr: Das könnte wohl noch Mancher erfahren, der es nicht dächte; ich will die Beleidigungen, die man mir zufügt, rächen bis ich gesättigt bin mit Rache. Die Dame erschrak heftig bei diesen Worten, und da sie ihren Gemahl gegen seine Gewohnheit wider sich erzürnt sah, sagte sie mit vieler Demuth: Nur die beste Absicht hat mich bewogen, mit euch hievon zu sprechen; um euch aber nicht ferner wider mich zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon reden.

Da der Mohr sah, wie seine Gemahlin sich von Neuem zu Gunsten des Hauptmanns verwandt hatte, überzeugte er sich, die Worte, die er von dem Fähnrich vernommen, könnten nichts anders bedeutet haben als daß Desdemona den Hauptmann liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken und sieng an in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären möchte. Der Fähnrich, der auf das Verderben der armen Desdemona sann, stellte sich erst als wolle er nichts sagen, was dem Mohren vielleicht mißfällig sein könnte; endlich aber that er als könne er seinen Bitten nicht länger widerstehen und sprach: Ich läugne nicht, daß es mir unendlich leid thut, euch etwas entdecken zu müssen, was euch mehr als Alles in der Welt kränken muß; weil ihr aber darauf besteht, daß ich es sagen soll, und mich überdies die Sorge,

die ich für eure, als meines Herrn Ehre, zu tragen verpflichtet bin, anspornt, es euch zu entdecken, so will ich mich weder eurer Frage noch meiner Pflicht entziehen. Wißt also, daß eure Gemahlin keiner andern Ursache willen mit eurer Ungnade gegen den Hauptmann unzufrieden ist als wegen des Vergnügens, das er ihr macht, so oft er in euer Haus kommt, denn eurer schwarzen Farbe ist sie überdrüssig. Diese Worte drangen dem Mohren an die Wurzel seines Herzens; aber um noch mehr zu erfahren, sprach er, obgleich der Verdacht, den er bereits gefaßt hatte, ihn Alles für wahr halten ließ, was der Fähnrich ihm sagte, mit zürnendem Antlitz: Ich weiß nicht was mich abhält, dir diese verwegene Zunge auszureißen, die es gewagt hat, meiner Gattin solche Schande nachzusagen. Keinen bessern Lohn meiner Liebe und Treue, antwortete der Fähnrich, durfte ich mir vermuthen; aber da mich meine Pflicht und die Sorge für eure Ehre nun einmal so weit gebracht hat, so erwidere ich euch, daß es nicht anders ist als wie ich gesagt habe, und wenn eure Gemahlin durch ihre verstellte Liebe euch die Augen so sehr verblendet hat, daß ihr nicht seht was ihr sehen solltet, so sag ich darum nicht weniger die Wahrheit. Der Hauptmann selbst hat es mir gesagt, denn sein Glück würde ihm nicht vollkommen geschienen haben, wenn er es nicht Jemand hätte vertrauen können. Hätte ich euern Zorn nicht gefürchtet, setzte er hinzu, so sollte ihm mein Degen gleich damals, als er mirs entdeckte, den verdienten Lohn gegeben haben. Da ich aber für die Entdeckung dessen, was euch mehr als jeden Andern angeht, so übeln Lohn empfangen, so wollt ich lieber, daß ich geschwiegen hätte, denn dann würd ich mir eure Ungnade nicht zugezogen haben. Voller Ingrimm entgegnete der Mohr: Machst du nicht, daß ich mit eigenen Augen sehe was du mir sagtest, so werde ich dich ohne Zweifel lehren, daß es besser für dich wäre, wenn du stumm geboren wärest. Das würde mir leicht geworden sein, versetzte der Berräther, als er noch in euer Haus kam; jezt aber, da ihr ihn nicht deswegen, weshalb er es verdiente, sondern einer viel geringfügigern Ursache willen weg-

gejagt habt, so kann es mir nicht anders als sehr schwer fallen: denn obgleich ich glaube, daß er noch Desdemone's Reize genießen wird so oft ihr ihnen Gelegenheit dazu laßt, so muß er doch nun, da er sich eueren Haß zugezogen hat, viel vorsichtiger dabei verfahren als vorher. Aber dennoch geb ich die Hoffnung nicht auf, euch schauen zu lassen was ihr mir nicht glauben wollt. Mit diesen Worten giengen sie auseinander.

Der unglückliche Mohr begab sich, wie von dem schärfften Pfeil verwundet, nach Hause und erwartete den Tag, wo der Fährich ihm das zeigen werde, was ihn auf ewig unglücklich machen sollte. Nicht geringern Kummer gab dem verruchten Fährich die Keuschheit, welche Desdemona, wie er wohl wußte, auf das Heiligste beobachtete: denn es schien ihm fast unmöglich, ein Mittel zu finden, um den Mohren von seiner falschen Anklage zu überzeugen. Nachdem er lange darüber hin und her gesonnen hatte, verfiel er endlich auf eine neue Bosheit. Die Gemahlin des Mohren pflegte, wie schon erwähnt, die Frau des Fährichs häufig zu besuchen und einen guten Theil des Tages bei ihr zubringen. Der Böfewicht hatte bemerkt, daß sie zuweilen ein Schnupftuch bei sich trug, von welchem er wußte, daß es ein Geschenk des Mohren sei. Dieses Schnupftuch war sehr fein auf mohrische Art gearbeitet und der Desdemona so wie dem Mohren sehr werth. Dieß dachte er ihr heimlich zu entwenden und so ihren Untergang vorzubereiten. Er hatte ein Töchterchen von drei Jahren, das Desdemona sehr liebte; dieß nahm er, als die unglückliche Dame eines Tages in das Haus dieses Verbrechers kam, in seine Arme und setzte es ihr auf den Schooß. Desdemona umarmte es und drückte es an ihre Brust; indes nahm ihr der Betrüger, der sich vortreflich aufs Taschenspielen verstand, das Taschentuch so geschickt von dem Gürtel, daß sie nicht das Geringste davon bemerkte, und gieng voller Freuden von ihr hinweg. Desdemona, die davon nichts ahnte, vermistete, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war, das Schnupftuch nicht. Einige Tage nachher aber, da sie es suchte und nicht fand, war sie sehr in

Furcht, der Mohr möchte, wie er öfter that, darnach fragen. Der gottlose Fähnrich ersah sich indes eine gelegene Zeit, gieng zu dem Hauptmann und ließ mit verschmizter Bosheit das Schnupftuch zu Häupten seines Bettes zurück, welches der Hauptmann nicht eher als den andern Morgen bemerkte, denn als er vom Bette aufstand, trat er mit dem Fuß auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war. Er erkannte es als das Eigenthum Desdemonens ohne begreifen zu können wie es dahin gekommen sei, und beschloß es ihr zurückzubringen. Er wartete bis der Mohr ausgegangen war, begab sich an die Hinterthüre seines Hauses und klopfte an. Aber das Unglück, das sich mit dem Fähnrich zum Verderben der Armen verschworen zu haben schien, wollt es, daß der Mohr kurz vorher wieder nach Hause gekommen war, und da er an der Thüre klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief heftig erzürnt: Wer klopft da? Als der Hauptmann die Stimme des Mohren vernahm, fürchtete er, daß er herabläume ihn zu verderben, und ergriff ohne zu antworten die Flucht. Der Mohr stieg die Treppe herab und öffnete die Thüre; als er aber auf die Straße trat und ihn suchte, fand er ihn nicht mehr. Er gieng also voller Wuth ins Haus zurück und fragte Desdemonen, wer da geklopft habe? Sie antwortete der Wahrheit gemäß, sie wisse es nicht. Mich dünkt, es war der Hauptmann, fuhr der Mohr fort. Ich weiß nicht, entgegnete sie, ob er es war oder ein Anderer. Der Mohr hielt seine Wuth zurück, obgleich er vor Zorn glühte, und wollte nicht eber etwas unternehmen bis er mit dem Fähnrich gesprochen, zu dem er sich schleunigst begab, ihm den Vorfall erzählte und die Bitte hinzufügte, den Hauptmann so genau als möglich darüber auszuforschen. Ueber einen ihm so willkommenen Vorfall höchst erireut, versprach es ihm der Fähnrich. Daran sprach er eines Tages mit dem Hauptmann an einem Orte, wo der Mohr zugegen war und ihrer Unterredung zuhören konnte. Er sprach mit ihm über tauzend Dinge, aber mit seiner Silbe vom Desdemonen. Ich hab das heil'ge Geschick auf, stellte sich sehr verwundert und gebärdete sich mit Haupt und Hän-

den wie Einer, dem unerhörte Dinge erzählt werden. Sobald der Hauptmann weggegangen war, begab sich der Mohr zu dem Fähnrich, um zu hören was ihm Jeuer gesagt habe. Dieser ließ sich erst lange bitten und sprach dann endlich: Er hat mir nicht das Geringste verhehlt, und gestanden, daß er eurer Gemahlin genoßen habe so oft ihr ihnen durch eure Abwesenheit dazu Gelegenheit gegeben, und daß sie ihm das Letztemal, daß er bei ihr gewesen, jenes Schnupstuch geschenkt, welches ihr am Tage eurer Verbindung eurer Gemahlin gegeben habt.

Der Mohr dankte dem Fähnrich und war nun überzeugt, wenn es sich fände, daß Desdemona das Schnupstuch nicht mehr besitze, so sei kein Zweifel mehr, daß Alles wahr sei, was der Fähnrich ihm gesagt habe. Er verlangte daher eines Tages, da er sich nach Lische in mancherlei Gespräche mit seiner Gattin eingelassen hatte, das Schnupstuch zu sehen. Die Unglückliche, die dieß schon lange befürchtet hatte, erglühete bei diesem Verlangen im ganzen Gesichte, und um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr indes gar wohl bemerkt hatte, lief sie zu ihrem Schrank und stellte sich als ob sie es suche. Nachdem sie lange gesucht hatte, sagte sie: Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich es jetzt nicht finden kann: habt ihr es vielleicht gehabt? Wenn ich es gehabt hätte, antwortete er, so würde ich es nicht von dir verlangt haben. Aber du kannst zu bequemerer Zeit darnach suchen. Hiemit gieng er hinweg und sann nur darauf, wie er seine Gattin und zugleich den Hauptmann umbringen könnte ohne daß ihm die Schuld ihres Todes beigemessen würde. Da er sich Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigte, so mußte Desdemona wohl bemerken, daß er nicht mehr derselbe gegen sie war, der er sonst zu sein pflegte. Mehrmals sagte sie ihm: Was habt ihr? Was beunruhigt euch? Ihr wart sonst der ausgeräumteste Mann von der Welt und jetzt seid ihr der schwermüthigste, den es geben mag! Der Mohr fand verschiedene Ursachen, welche er vorschückte, aber keine befriedigte sie. Ob sie gleich wußte, daß keine sträfliche Handlung von ihrer Seite an der Mißstimmung des Mohren Schuld sein könne, so

fürchtete sie doch, ihr ungestörter Besitz und Genuß möchte ihm Ueberdruß gegen sie erregt haben. Zuweilen sagte sie zu der Frau des Fähnrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken soll: er, der sonst lauter Liebe gegen mich war, ist seit einigen Tagen ganz verändert; ich fürchte sehr, daß ich jungen Mädchen noch zur Warnung dienen muß, sich nicht wider den Willen ihrer Eltern zu verheirathen, und daß die Italienerinnen von mir lernen sollen, sich nicht mit einem Manne zu verbinden, den Natur, Himmel und Lebensweise uns völlig entfremdet. Weil ich aber weiß, daß er sehr mit euerm Manne befreundet ist und alle seine Angelegenheiten mit ihm verhandelt, so bitt ich euch, wenn ihr etwas von mir hört, das mir zur Nachricht dienen kann, so entzieht mir doch euern Beistand nicht. Alles dieß sprach sie unter häufigen Thränen. Die Frau des Fähnrichs, welche Alles wußte (denn ihr Mann hatte sie als Mithelferin zu dem Tode Disdemonens gebrauchen wollen, obgleich sie nie darein willigte) wagte es doch, aus Furcht vor ihrem Manne, nicht, ihr das Geringsste zu entdecken, sondern sagte ihr bloß: Hütet euch euerm Manne irgend Grund zum Verdacht zu geben, und bemüht euch aus allen Kräften, ihn von eurer Liebe und Treue zu überzeugen. Das thu ich, versetzte sie; aber es hilft mir nichts.

Der Mohr bemühte sich unterdessen, noch mehr Ueberzeugung von dem zu gewinnen, was er gern als falsch erkannt hätte, und bat den Fähnrich, er möchte doch zu veranstalten suchen, daß er das Schnupstuch in der Gewalt des Hauptmanns sähe; und obgleich dieß dem Bösewicht sehr schwer fiel, so versprach er doch alle Mühe anzuwenden, ihn auch hievon zu überzeugen. Der Hauptmann hatte eine Frau im Hause, die am Stidrahmen vortreffliche Stepparbeiten machte; diese sah das Schnupstuch, und da sie hörte, es gehöre der Gemahlin des Mohren und solle ihr zurückgegeben werden, so machte sie sich, ehe dieß geschehen konnte, darüber, es nachzusehen, und als sie damit beschäftigt war, bemerkte der Fähnrich, daß sie dabei dicht am Fenster sitze und von jedem Vorübergehenden gesehen werden könne. Er führte also

den Mohren dahin und zeigte es ihm, und dieser war nun fest überzeugt, daß seine vortreffliche Gemahlin eine Ehebrecherin sei. Er beschloß daher mit dem Fähnrich, sie nebst dem Hauptmanne umzubringen. Sie hielten Rath, wie dieß geschehen solle, und der Mohr bat den Fähnrich, er möchte es übernehmen den Hauptmann zu tödten, mit dem Versprechen, ihm ewig dafür verbunden bleiben zu wollen. Der Fähnrich weigerte sich dieß zu thun und stellte ihm vor wie mißlich und gefährlich eine solche That sei, indem es dem Hauptmann weder an Muth noch an Tapferkeit fehle. Da aber der Mohr nicht abließ und ihm eine beträchtliche Summe Geldes gab, so ließ er sich endlich bewegen, ihm zu versprechen, er wolle sein Glück versuchen.

Als sie diese Verabredung getroffen hatten, kam der Hauptmann eines Abends aus dem Hause einer Buhlerin, bei welcher er sich zu vergnügen pflegte, und der Fähnrich benutzte die Dunkelheit, schlich sich mit gezogenem Schwerte an ihn heran und richtete ihm einen Hieb nach den Beinen, um ihn zum Fall zu bringen. Der Zufall fügte es, daß er ihm den rechten Schenkel entzwei schlug, so daß der Unglückliche niederstürzte, worauf, der Fähnrich herbei eilte, um ihm den Garaus zu machen. Aber der Hauptmann, der Herzhaftigkeit genug besaß und an Blut und Tod gewöhnt war, zog das Schwert und suchte sich, so wund er auch war, zu vertheidigen, indem er mit lauter Stimme schrie: Zu Hülfe! man bringt mich um. Der Fähnrich ergriff daher, da er Leute und einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten, herbeieilen hörte, um nicht gefangen zu werden, die Flucht; drehte sich aber plötzlich herum und stellte sich als komme er auch auf den Lärm herbei gelaufen. Er mischte sich unter die Uebri- gen, und da er das Bein entzwei sah, so schloß er, daß der Hauptmann, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß daran sterben werde, und obwohl er darüber sehr froh war, so bezeugte er doch dem Hauptmann so viel Mitleid als ob er sein leiblicher Bruder sei.

Den andern Morgen verbreitete sich die Sache durch die

ganze Stadt und kam auch zu den Ohren Disdemonens, und sie, die sehr liebreich war und nicht ahnte, daß dieß schlimme Folgen für sie haben könne, zeigte sich schmerzlich betrübt über diesen Vorfall. Der Mohr legte ihr dieß sehr übel aus, gieng wieder zu dem Fähnrich und sagte ihm: Denke nur, die Kärrin von meiner Frau ist über den Unfall des Hauptmanns so betrübt, daß sie fast von Sinnen kommt. — Und wie könnte das wohl anders sein, versetzte der Fähnrich, da er ihre ganze Seele war. — Ihre Seele? entgegnete der Mohr. Ha! ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reißen; ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich diese Schändliche nicht aus der Welt schaffte. Sie berathschlagten darauf, ob sie Disdemonen mit Gift oder Dolch umbringen sollten, aber keins von beiden schien ihnen thunlich. Da fällt mir ein, sagte der Fähnrich endlich, wie ihr euch Genugthuung verschaffen könnt ohne daß euch der geringste Verdacht trifft. Nämlich das Haus, worin ihr wohnt, ist alt und die Decke eurer Kammer voller Ritzen. Ich denke also, wir schlagen Disdemonen mit einem Sack voll Sand so lange bis sie todt wäre, damit man keine Spur, daß sie geschlagen worden, an ihr wahrnehme: und wenn sie todt ist, werfen wir einen Theil der Decke auf sie herab, der ihr den Kopf zerschlägt, und geben dann vor, daß ein herabgefallener Balken sie zerschmettert und getödtet habe. Auf diese Weise wird Niemand Verdacht auf euch werfen und Jedermann ihren Tod einem bloßen Zufalle zuschreiben. Dem Mohren gefiel der grausame Rath; er paßte also die Zeit ab, die ihm am Gelegentsten schien, und da er eines Nachts mit ihr im Bette lag, machte der Fähnrich, den er vorher in ein Kabinett, das an die Kammer stieß, verborgen hatte, plötzlich der Verabredung gemäß ein Geräusch. Der Mohr hörte es sogleich und jagte zu seiner Gattin: Hast du dieß Geräusch gehört? Ja, wohl hörte ich es, entgegnete sie. So steh auf, versetzte der Mohr, und sieh was es sein mag. Die unglückliche Disdemonen stand auf, und sobald sie sich dem Kabinette näherte, trat der Fähnrich heraus und gab ihr, stark und kräftig wie er war, einen so

grausamen Schlag mit dem Sacke voll Sand über den Rückgrat, daß sie zur Erde fiel und kaum noch zu athmen vermochte. Doch mit der wenigen Stimme, die ihr noch blieb, rief sie den Mohren um Hülfe an. Dieser sprang aus dem Bette und sprach: Das ist der Lohn, du ruchloses Weib, für deine Untreue: so behandelt man die Weiber, die unter dem Scheine der zärtlichsten Liebe ihren Männern Hörner setzen. Da die Unselige dieß hörte, und sich ihrem Ende nahe fühlte, denn der Fährnich hatte ihr noch einen zweiten Schlag beigebracht, sprach sie: sie rufe die göttliche Gerechtigkeit zum Zeugen ihrer Treue an, da sie die menschliche entbehren müsse; und indem sie Gott um Hülfe anflehte, wurde sie von einem dritten Streiche des gottlosen Fährnichts getödtet. Er und der Mohr brachten sie hierauf ins Bett, zerschlugen ihr den Kopf und warfen, wie sie verabredet hatten, die Decke der Kammer herab. Darauf begann der Mohr um Hülfe zu rufen: sein Haus falle ein; worauf die Nachbarn herbeiliefen, und da sie den Schutt von dem Bette wegräumten, Dämonen todt unter den Balken fanden. Jeder bedauerte sie wegen ihres vortrefflichen Wandels und mit allgemeiner Betrübniß des Volks ward sie den folgenden Tag begraben.

Aber Gott, der ein gerechter Herzensforscher ist, duldete nicht, daß eine so abscheuliche Bosheit ohne den verdienten Lohn bliebe. Denn als der Mohr, der seine Gattin mehr als das Licht seiner Augen geliebt hatte, sich ihrer beraubt sah, fieng er bald an, ein so heftiges Verlangen nach ihr zu empfinden, daß er sie wie außer sich in allen Winkeln des Hauses aussuchte, und da er erwoag, wie der Fährnich die Ursache sei, daß er in der Gattin das Glück seines Lebens und sich selbst verloren habe, so ward der Ruchlose ihm so verhaßt, daß er ihn mit keinem Auge mehr sehen mochte, und wenn er die unverbrüchliche Gerechtigkeit der Herrn von Venedig nicht gefürchtet hätte, so würde er ihn öffentlich umgebracht haben. Da er dieß aber nicht mit Sicherheit thun konnte, so nahm er ihm die Fahne und wollte ihn nicht mehr im Heere dulden, woraus eine so bittere Feindschaft zwischen

ihnen entsprang, daß sich kaum eine heftigere denken läßt. Der Fähnrich, der alle Verräther an Bosheit übertraf, wandte nun alle seine Gedanken auf das Verderben des Mohren. Er suchte daher den Hauptmann auf, der schon wieder geheilt war und sich mit einem hölzernen Beine statt des abgeschlagenen behalf, und sprach zu ihm: Die Zeit ist gekommen, dich für den Verlust deines Beines zu rächen: willst du mich nach Venedig begleiten, so sollst du dort von mir hören, wer der Thäter gewesen ist: denn hier wag ich es aus vielen Gründen nicht; auch will ich es dir vor Gericht bezeugen.

Der Hauptmann, der seinen unbekanntem Beschädiger grimmig haßte, dankte dem Fähnrich und begab sich mit ihm nach Venedig. Als sie hier anlangten, jagte ihm der Fähnrich, der Mohr sei es gewesen, der ihm das Bein entzweigeschlagen, weil er sich in den Kopf gesetzt, er habe seine Gattin zur Untreue verführt, und aus gleicher Ursache hab er auch sie umgebracht und dann vorgegeben, daß die herabgefallene Decke sie zerschmettert habe. Als der Hauptmann dieß hörte, klagte er den Mohren sowohl wegen seines verlorenen Beines als wegen des Mordes seiner Gemahlin bei dem Rathe Venedigs an und berief sich auf das Zeugniß des Fähnrichs, welcher Beides bestätigte und vorgegab, der Mohr hab ihm Alles vertraut und ihn zu diesem doppelten Verbrechen verleiten wollen, und nachdem er seine Gattin aus schändlicher Eifersucht umgebracht, hab er ihm die Art und Weise erzählt, wie er sie getödtet. Als die Herrn von Venedig die Grausamkeit des Barbaren gegen eine ihrer Bürgerinnen vernahmen, ließen sie den Mohren in Cypem verhaften und nach Venedig führen, wo sie ihn durch viele Foltern zum Geständniß zu bringen versuchten. Aber die Standhaftigkeit seiner Seele half ihm alle Martern überstehen und die That mit solcher Hartnäckigkeit läugnen, daß nichts aus ihm heraus zu bringen war. Obgleich er aber durch seine Standhaftigkeit dem Tode entgieng, so ward er doch nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, in welcher er zuletzt von den Verwandten

Disdemonens, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähnrich lehrte nach seiner Heimat zurück, und da er von seiner Gemüthsart nicht lassen konnte, so beschuldigte er einen seiner Gefährten, er habe ihn verleiten wollen, einen Edelmann, der sein Feind gewesen, ums Leben zu bringen. Der Angeklagte ward hierauf ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er die Anklage läugnete, so ward der Fähnrich ebenfalls auf die Folter gespannt und so heftig gemartert, daß ihm die Eingeweide zerjprangen. Als er aus dem Gefängniß entlassen und nach Hause gebracht wurde, verschied er elendiglich. So rächte Gott die Unschuld Disdemonens. Alles dieses erzählte die Frau des Fähnrichs, die um Alles wußte, nachdem er wie erzählt worden ums Leben gekommen.

2. Othello.

Verhältniß zu Sage und Geschichte.

Bei den schon betrachteten Novellen hielten es die Erklärer Shakespeares für ausgemacht, daß er die Originale nicht gekannt habe, weil Uebersetzungen in die englische Sprache vorhanden waren, aus welchen er schöpfen konnte; bei der gegenwärtigen Novelle aber, von welcher sich keine englische Bearbeitung zu Shakespeares Zeiten nachweisen läßt, behilft man sich mit der Ausflucht, daß eine solche vielleicht vorhanden gewesen, aber seitdem wieder verloren gegangen sei. Vermuthlich, heißt es, war sie einzeln gedruckt und aus der schon im Jahre 1584 zu Paris erschienenen französischen Uebersetzung der Novelle des Cinthio von Gabriel Chapuys entlehnt. Und alle diese Fictionen nur um in dem Aberglauben, daß Shakespeare aller Sprachkenntnisse entbehrt habe, bequemer verharren zu können. Als ob es einem Genie wie dem seinigen nicht ein Spiel gewesen wäre, sich Sprachen wie die italienische und französische anzueignen.

In den schon citierten Ausgaben der Novellen des Cinthio ist die mitgetheilte die siebente der dritten Decade. Der Name Othello kommt darin nicht vor, eben so wenig der des Iago; nach Steevens sollen sich aber beide in einer Erzählung in Gods Revenge against adultery finden, die dem Shakespeare bekannt sein konnte. Da diese Erzählung gleich dem Schauspiel von der Eifersucht handelt, so ist die Entlehnung der sonst gewöhnlichen Namen aus derselben wahrscheinlich genug.

Der Erzählung des Cinthio kann so gut ein historisches Factum als eine Sage zum Grunde liegen. Nach einer Aeuße-

zung des verstorbenen Wilhelm Waiblinger in dem Taschenbuch Penelope auf das Jahr 1831 giebt es eine italienische Ballade dieses Inhalts: wir haben sie indes in Wolffs Egeria vergebens gesucht. Allerdings macht der Zuschnitt der Novelle ihren Ursprung aus einer Mordgeschichte, wie sie herumziehende Bänkeljäger vor bemalten Tafeln absingen, nicht unwahrscheinlich. Und dennoch gehört diese Novelle zu den Besten des Cinthio, dessen Verdienst als Erzähler wir nicht hoch stellen können. Die Sage von Othello, wenn eine solche angenommen werden dürfte, würde dem Inhalte nach dem Kreise angehören, von welchem wir unten bei Cymbeline ausführlicher zu sprechen haben.

Shakespeares Othello wurde schon am 1. Nov. 1604 aufgeführt: es ist daher nicht möglich, daß er den Namen Brabantios, der in der Novelle nicht vorkommt, nach dem Barbarigos gebildet habe, welcher in den Jahren 1613—1616, dem Todesjahr Shakespeares, in London Gesandter der Republik Venedig, oder eines andern Barbarigos, der einige Jahre früher dort Sekretär dieser Gesandtschaft war, wie ein gelehrter Engländer, Rawdon Brown, der seit vielen Jahren in Venedig wohnt, in seinen *Ragguagli sulla vita e sulle opere di Marino Sanuto*, Venedig 1837, II, 226—235 diese Hypothese aufstellt. Damit fällt zugleich seine andere Vermuthung, daß Shakespeare nicht aus der Novelle des Ferraresers Cinthio, sondern zunächst aus mündlichen Berichten jener venetianischen Gesandtschaft geschöpft habe. Dagegen bezweifle ich nicht, daß der Mohr eine historische Person ist, wenn er gleich kein Keger war und auf seine schwarze Hautfarbe nur aus seinem Namen fälschlich geschlossen ward. So sehr es für unsere mehr auf das Verhältniß Shakespeares zur Sage gerichtete Zwecke aus dem Wege zu liegen scheint, so darf ich doch wohl nach Mstr. Browns Auszügen aus Marino Sanutos Diarien verzeichnen, daß Cristofalo Moro am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Diensten Venedigs Luogotenente von Cypren war, um das Jahr 1508 aber von dieser Insel zurückkehrte, weil er seine Gemahlin verloren hatte. Weniger wichtig scheint mir der

befehl. Deshalb gab ihm der Vater seinen Segen, und kurz darauf verschied er, und die Söhne erhoben großes Wehklagen und bestatteten den Todten mit allen Ehren, wie es sich gebührte. Und darauf nach wenigen Tagen beriefen die beiden ältern Brüder den Giannetto und sprachen zu ihm: Lieber Bruder, es ist wahr, daß der Vater ein Testament gemacht hat, das uns zu alleinigen Erben einsetzt und deiner auf keine Weise gedenkt; nichts desto weniger bist du unser Bruder, und darum sollst du Theil haben an dem, was uns beschieden ward. Giannetto antwortete: Lieben Brüder, ich danke euch für euer Anerbieten; aber was mich betrifft, so bin ich des Sinnes zu gehen und auf irgend eine Weise mein Glück zu versuchen: das ist mein fester Vorfaß und so behaltet euer Erbe und Gott gebe euch seinen Segen obendrein. Als die Brüder seinen Willen erkannten, gaben sie ihm ein Pferd und einiges Geld auf die Reise. Giannetto nahm hierauf Abschied und begab sich nach Venedig und gelangte zu dem Laden des Messer Ansaldo, dem er sofort den Brief überreichte, womit ihn sein Vater vor dem Absterben beauftragt hatte. Als nun Messer Ansaldo den Brief gelesen hatte, erkannte er, daß der Jüngling seines theuersten Freundes Sohn sei, und sofort ihn herzlich umarmend, begann er: Tausendmal willkommen, mein lieber Sohn, den ich so sehnlich erwartet habe; sodann erkundigte er sich nach Messer Bindo, und da ihn Giannetto beschied, daß er gestorben sei, umarmte er den Jüngling unter einem Erguß von Thränen und küßte ihn und sprach: Gar sehr geht mir der Tod deines Vaters zu Herzen: denn er half mir einen großen Theil von dem gewinnen, was ich besitze; aber so groß ist meine Freude über deine Ankunft, daß ich darob fast meines Jammers vergeße. Darauf ließ er den Jüngling zu seinem Hause geleiten und befahl seinen Faktoren und Gehülfen und all seinem Gesinde, gegen Giannetto Dienstfertigkeit und Gehorsam zu üben mehr als gegen ihn selber. Dann gab er ihm die Schlüssel zu seiner Barschaft und Allem, was ihm gehörte, und sprach: Mein Sohn, schalte frei mit Allem, was du hier findest, und spende und kleide und

schmückte dich wie es dir gefällt, und bewirthe deine Mitbürger und laß dich sehen, denn ich gebe dir dazu Vollmacht und werde dich nur desto lieber haben je mehr du dir zu Gute kommen läßt. Also fieng Giannetto an, mit den Edelleuten Venedigs zu verkehren, und ein Haus zu machen, und Gastereien zu geben, und Diener zu bekleiden, und schöne Pferde zu kaufen, zu kostieren und zu kuhurdieren; und allweg zeigte er sich hochherzig und gewandt und erfahren in allen Dingen, und erwies Höflichkeit und Ehre Solchen, denen Ehre gebührte, dem Messer Ansaldo aber vor Allen und mehr als wär er hundert Mal sein Vater gewesen. Und gegen alle Art von Volk wußte er so weislich zu gebaren, daß bald ganz Venedig ihm wohl wollte, da man sah, wie er so klug und gewandt und zierlich war in Allem was er begann, dergestalt, daß Männer und Frauen in ihn verliebt schienen und Messer Ansaldo nach nichts sah als nach seinem Thun und Treiben. Und kaum gab es ein Fest in Venedig, zu dem Giannetto nicht eingeladen worden wäre, so wohl wollte man ihm von allen Sei

Nun geschah es, daß zwei seiner Freunde mit Waaren nach Alexandrieen schiffen wollten wie sie alle Jahre gethan; ehe sie aber abreisten, giengen sie zu Giannetto und sprachen: Du solltest die Freude der Seefahrt mit uns theilen, um die Welt kennen zu lernen, besonders aber jenes Damascus und das Land dort herum. Giannetto versetzte: Bei meiner Treue, ich würde es gerne thun, wenn Messer Ansaldo mir seine Einwilligung geben wollte. Jene erwiderten: Laß Uns dafür sorgen: du sollst zufrieden sein. Und sofort giengen sie zu Messer Ansaldo und sprachen: Wir wollten euch bitten, daß es euch gefalle, Giannetto diesen Frühling mit uns nach Alexandrieen reisen zu lassen, und ihm ein Fahrzeug auszurüsten, damit er ein wenig die Welt zu sehen bekomme. Messer Ansaldo sprach: Ich bin es zufrieden, wenn sein Wille dahin steht. Sie antworteten: Messer, ja er wünscht es. Also ließ Messer Ansaldo ihm ein sehr schönes Schiff ausrüsten und es mit allerlei Waaren belasten, und mit den nöthi-

gen Flaggen und Waffen versorgen. Und da Alles vollkommen im Stande war, beschickte Messer Ansaldo den Patron und Alle, die zum Dienste des Schiffes gehörten, und sprach, sie sollten den Jüngling sich anbefohlen sein lassen, und Alles, was er von ihnen verlangen würde, sollten sie erfüllen, denn nicht des Gewinnstes willen, sprach er, laß ich ihn reisen, sondern damit er seinem Vergnügen nachfahre, die Welt kennen zu lernen. Und als nun Giannetto daran war, an Bord zu steigen, lief die ganze Stadt herbei zu schauen, denn seit langer Zeit war kein so schönes und so wohl ausgestattetes Schiff, wie dieses, von Venedig ausgelaufen. Und alle Welt betrauerte Giannettos Abreise; und so nahm er Abschied von Messer Ansaldo und all seinen Jugendgenossen; und sie stießen in das Meer und steckten die Segel auf und nahmen ihren Weg nach Alexandrien im Namen Gottes und im Vertrauen auf ihr gutes Geschick.

Nun waren unsere drei Gefährten schon mehrere Tage mit einander geschifft, da begab es sich eines Morgens, daß Giannetto einen Meerbusen mit sehr schönem Hafen erblickte und den Patron befragte, wie jener Hafen geheissen sei. Dieser antwortete: Messer, jener Platz gehört einer vornehmen Jungfrau, die schon manchen großen Herrn ins Verderben gestürzt hat. Giannetto sprach: Wie so? Der Patron antwortete: Messer, jene Jungfrau ist eine schöne und reizende Dame und hält an dem Gesetze, daß Jeder, der dort landet, mit ihr übernachten muß, und wenn er sich zu nehmen weiß, so soll er sie zur Gattin erhalten und Herr sein über den Hafen und all das angrenzende Land. Wenn er aber nicht mit ihr zu schaffen weiß, so wird er aller Habe, so er mitgebracht, verlustig. Giannetto sann ein wenig nach, dann sprach er: Sieh zu, wie du es machst, und setze mich an jenen Hafen. Der Patron antwortete: Messer, bedenkt was ihr sagt, denn schon viele Herrn sind dahin gegangen und leer und beraubt zurückgekommen. Und wieder sprach Giannetto: Mißche dich nicht in das, was dich nicht angeht, sondern thu wie ich dir sage. Und so geschah es, denn alsbald wandten sie das

Schiff und begaben sich nach dem Hafen ohne daß ihre Gefährten auf den andern Schiffen das Geringste davon gewahr wurden. Als nun am Morgen sich die Nachricht verbreitete, daß ein Schiff im Hafen eingelaufen sei, rannte das ganze Volk zusammen, es zu sehen; die Dame aber schickte nach Giannetto, und als er bei ihr erschienen war, grüßte sie ihn mit vieler Ehrerbietigkeit, und nahm ihn bei der Hand, und fragte ihn wer er sei, und woher, und ob er den Gebrauch des Landes kenne? Giannetto antwortete mit ja, und daß er aus keinem andern Grunde hier eingelaufen sei. Darauf sagte sie: So seit mir denn zu hundertmalen willkommen; und nun erwies sie ihm den Tag über die größte Ehre und lud Grafen und Barone und Ritter, die unter ihr standen, in Menge zu sich ein, dem Gäste Gesellschaft zu leisten. Und allen Baronen gefiel über die Maßen Giannettos Wesen und zierliches Betragen und höfische Rede, so daß sich gleichsam ein Jeder in ihn verliebte; und den ganzen Tag wurde am Hofe getanzt und gesungen, und Wohlleben gemacht aus Liebe zu Giannetto; und einem Jeden war es erwünscht gewesen, den Jüngling als Herrn zu begrüßen. Als es nun Abend geworden war, nahm ihn die Dame bei der Hand und führte ihn in ihre Kammer und sprach: Es scheint mir jetzt Zeit zu sein, daß wir zu Bette gehen. Giannetto erwiderte: Madonna, ich steh zu euerem Befehl; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, die eine mit Wein, die andere mit süßem Badwerk. Die Dame sprach: Ich weiß, daß ihr Durst habt, darum trinkt. Giannetto nahm Confect und trank von dem Weine, der so zubereitet war, daß er schlafen machte, und er wußte dieß nicht, und da der Wein ihm gut schien, schlürfte er eine halbe Schale herunter, und nachdem er sich schleunigst entkleidet, legte er sich nieder zur Ruhe. Und kaum war er in das Bett gekommen, als er unverzüglich entschlief. Und so lag er wie fühllos die ganze Nacht und rührte und regte sich nicht bis zum frühen Morgen. Die Dame aber erhob sich mit Tagesanbruch und gieng daran, das Schiff entladen zu lassen, und fand es voll von reichen und schönen Waaren mancher Art. Und da

es später geworden war, giengen die Kammerfrauen zu Giannettos Bette und hießen ihn aufstehen und sagten ihm, er solle gehen mit Gott, denn er habe das Schiff verloren samt Allem, was darin gewesen; darob schämte er sich und es bedauerte ihn, seine Sache schlecht gemacht zu haben. Die Dame ließ ihm ein Pferd geben und Geld auf die Reise, und somit gieng er traurig und niedergeschlagen heim nach Venedig; und als er dort angekommen war, schämte er sich, sein Haus zu betreten: darum schlich er bei Nacht in die Wohnung eines Freundes, der sich gar sehr verwunderte und sprach: O weh! Giannetto, was ist das? Und er erwiderte: Mein Schiff strandete eines Nachts an einem Felsen und borst und Alles gieng zu Grunde; ich aber hielt mich an ein Brett, und so ward ich an das Ufer geworfen und bin nun zu Lande hieher gekommen wie du mich siehst. Als nun Giannetto einige Tage in dem Hause seines Freundes verweilt hatte, begab sich dieser zu Messer Ansaldo und fand ihn in großer Niedergeschlagenheit. Messer Ansaldo sprach: Ich fürchte sehr für das Leben meines lieben Sohnes, oder daß ihm zur See ein Unglück zugestoßen sei, und ich mag weder Rast noch Ruhe finden: so groß ist die Liebe, die ich zu ihm trage. Jener Jüngling erwiderte: Ich kann euch die Nachricht bringen, daß er auf dem Meere gestrandet ist und all sein Hab und Gut verloren hat, er selbst aber wohlbehalten davon gekommen ist. Da sprach Messer Ansaldo: Gott sei gepriesen! Wenn er nur gerettet ist, bin ich zufrieden; der Verlust, den er erlitten, soll mich nicht grämen. Aber wo ist er? Der Jüngling antwortete: Er befindet sich in meinem Hause; und sofort machte Messer Ansaldo sich auf und gieng da er ihn fand. Und wie er ihn sah, stürzte er sich in seine Arme und sprach: Mein lieber Sohn, du brauchst dich nicht vor mir zu schämen, denn es geschieht gar häufig, daß die Schiffe im Meere bersten; darum gräme dich nicht, mein Sohn, ich bin zufrieden, daß dir kein Leid widerfahren ist; und hiemit führte er ihn nach Hause, indem er nicht müde werden konnte ihn zu trösten. Bald verbreitete sich diese Neuigkeit durch ganz Vene-

dig, und es war keiner, der nicht Antheil genommen hätte an dem Verluste, den Giannetto erlitten. Nun geschah es, daß kurze Zeit darauf seine Gefährten aus Alexandrien zurückkehrten, alle mit reichem Gewinne, und da sie sich nach Giannetto erkundigten und erfuhren wie es ihm gegangen sei, eilten sie auf der Stelle zu ihm, umarmten ihn und sprachen: Wie bist du von uns gekommen und wohin giengst du? Denn wir konnten nichts wieder von dir erfahren und haben einen ganzen Tag nach dir gesucht ohne deiner ansichtig zu werden oder zu erforschen wo du hin gekommen warst; und haben darüber solchen Schmerz erduldet, daß wir den ganzen Weg nicht wieder froh werden mochten, denn wir glaubten, du seiest des Todes gestorben. Giannetto erwiderte: Einem Meerbusen gegenüber erhob sich ein heftiger Wind, der mein Schiff nicht weit vom Lande an einen Felsen warf, daß alles drunter und drüber gieng und ich selbst nur mit knapper Noth entkommen mochte. Dieß war es, was Giannetto vorgab, den wahren Verlauf seines Mißgeschicks zu verbergen. Und nun veranstalteten sie zusammen eine große Festlichkeit und dankten Gott, daß er ihn habe davon kommen lassen und sprachen: Mit dem nächsten Frühjahre, wenn es Gott gefällt, wollen wir das schon wiedergewinnen, was du dießmal verloren hast; darum laß uns in Acht nehmen, wie wir die Zeit froh und ohne Trübsinn verleben. Und so thaten sie und waren fröhlich und guter Dinge nach ihrer frühern Gewohnheit. Aber Giannetto sann nichts als wie er zu jener Dame zurückkehren möchte, indem er bei sich dachte und sprach: In der That, ich muß sie zur Frau erhalten, oder ich habe den Tod davon; und vor diesen Gedanken konnte er nie zu frohem Ruthe gelangen. Deshalb Messer Ansaldo oftmals zu ihm sprach: Scheuch den Trübsinn von dir; unser Waarenlager ist ja so wohl versehen, daß wir dabei noch recht gut bestehen mögen. Giannetto erwiederte: Lieber Herr, ich kann mich nicht beruhigen ehe ich nicht diesen Weg noch einmal mache. Als nun Messer Ansaldo seinen Willen erkannte, und die Zeit gekommen war, befrachtete er ein anderes Schiff mit noch mehr

Waaren und höhern Werthe als das erste, denn er vertraute ihm den größten Theil von dem, was er auf der Welt besaß. Und da auch die Gefährten ihre Schiffe mit dem Nöthigen ausgestattet hatten, giengen sie mit Giannetto zusammen in die See und ließen die Segel wehen und steuerten ihres Weges. Und während mehrerer Tage, da sie schifften, unterließ Giannetto nimmer zu spähen, ob er nicht den Hafen jener Dame wieder sähe, den man den Hafen der Frau von Belmonte zu nennen pflegte. Und als man in einer Nacht an die Mündung jenes Hafens gelangt war, den ein Meerbusen bildete, erkannte ihn Giannetto augenblicklich und ließ Segel und Ruder wenden, und steuerte schleunigst heran ehe die Gefährten, die in den andern Schiffen waren, etwas davon gewahr werden konnten. Da nun die Herrin des Landes am Morgen aufgestanden war und, nach dem Hafen schauend, die Flaggen jenes Schiffes bemerkte, erkannte sie sogleich, wem sie gehörten, und rief einer Kammerfrau und sprach: Kennst du jene Flaggen? Die Kammerfrau erwiderte: Madonna, das Schiff scheint jenem Jüngling zu gehören, der, es ist nun ein Jahr, hier ankam und einen großen Schatz an Waaren uns zurüchließ. Die Dame sprach: Gewiß, da sprichst du Wahrheit; und in der That, Jener muß nicht wenig in mich verliebt sein, denn ich habe noch keinen zurückkehren sehen, der einmal hier gewesen war. Die Kammerfrau erwiderte: Und ich habe noch keinen höflichern und liebenswürdigern Mann gesehen als ihn. Hierauf schickte die Dame eine Menge Jungherrn und Knappen ihm entgegen, und sie empfingen ihn mit großen festlichen Freuden, und trieben Kurzweil aller Art, und so gelangte er in das Castell und vor das Angesicht seiner Dame. Und als sie ihn erblickte, umarmte sie ihn voller Lust und Freude, und er umarmte sie wiederum mit vieler Ehrerbietung. Und so verbrachten sie einen Tag in Wohlleben und Vergnügungen, denn es fehlte nicht an Rittern und schönen Frauen, die an den Hof gekommen waren aus Liebe zu Giannetto, der Festlichkeit beizuwohnen; und fast alle Barone bedauerten ihn und hätten ihn gern zu ihrem Herrn gehabt wegen seines gefälligen

und einnehmenden Wesens; und fast alle Frauen waren in ihn verliebt, als sie sahen, wie zierlich er sich im Tanze bewegte und sein Gesicht immer Heiterkeit verkündete, und Alle waren einverstanden, daß er der Sohn irgend eines großen Herrn sein müsse. Und als die Zeit gekommen war, da man schlafen geht, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Gehen wir, uns zur Ruhe zu legen. Und als sie in der Kammer angelangt waren und sich niedergelassen hatten, sieh, da kamen zwei Jungfräulein mit Wein und süßem Badwerk, und nachdem sie hievon genoßen und Giannetto kaum das Bett bestiegen, so entschlief er wie das erste Mal, um die ganze Nacht sich weder zu rühren noch zu regen.

Und als es Morgen geworden war, stand die Dame auf und ließ ohne Verzug das Schiff entladen. Und da späterhin Giannetto erwachte und nach der Dame sich umschaute und sie nicht fand, erhob er den Kopf und sah, daß es hoch am Tage sei; also stand er auf und fieng an sich zu schämen; und man gab ihm abermals ein Pferd und einiges Geld zur Zehrung und hieß ihn seines Weges gehen. Er aber hob sich ohne Verzug von daunen, voller Scham und Betrübniß, und machte viele Tage keine Rast bis er nach Venedig gelangt war. Und wie das erste Mal begab er sich bei Nachtzeit in das Haus seines Freundes, und da ihn dieser ansichtig ward, konnte er sich nicht genug wundern, und sprach: O weh! was ist das? Giannetto erwiederte: Schlecht steht es mit mir: verflucht sei das Geschick, das mich in diesem Lande betroffen hat. Der Freund erwiederte: Gewiß, du hast Ursache, es zu verfluchen, denn durch dich ist nun Messer Ansaldo zu Grunde gerichtet, der der größte und reichste Herrscher war, so man in der Christenheit fand: und schlimmer noch ist die Schande als der Verlust. Hierauf blieb Giannetto viele Tage im Hause seines Freundes verborgen und wußte nicht, was er thun oder beginnen sollte, und fast war er Willens, nach Florenz zurückzukehren ohne Messer Ansaldo ein Wort davon zu sagen; aber nachher entschloß er sich doch, zu ihm zu gehen; und so that

er. Als ihn Messer Ansaldo erblickte, richtete er sich auf und eilte ihn zu umarmen und sprach: - Willkommen, mein geliebter Sohn; und Giannetto umarmte ihn wieder unter einem Erguß von Thränen. Und aber sprach Messer Ansaldo, als er Alles vernommen hatte: Höre mich, mein Giannetto; du sollst all dein Trauern lassen, denn daß ich dich wieder habe, stellt mich ganz zufrieden. Es ist nun einmal Sitte des Meers, dem Einen zu nehmen was es dem Andern giebt. Auch ist mir so viel geblieben, daß wir leidlich damit bestehen können. Bald gieng die Märe von diesem Unfall durch ganz Venedig, und Alles sprach von Messer Ansaldo und nahm innigen Antheil an dem Verluste, der ihn betroffen, und demnach er viele Besitzungen verkaufen mußte, um die Gläubiger zu befriedigen, die ihn mit Waaren versorgt hatten. Dagegen geschah es, daß Giannettos Gefährten mit vielen Reichthümern aus Alexandrieen heimkehrten; und da sie nach Venedig kamen und erfuhren, wie es Giannetto ergangen sei und daß er all sein Hab und Gut verloren habe, verwunderten sie sich und sprachen: Das ist der merkwürdigste Fall, den man jemals erlebt haben mag. Dann giengen sie zu Ansaldo und Giannetto, und gaben ihnen ein großes Fest und sprachen: Ihr Herrn, gebt den Muth nicht auf, denn wir gedenken nächstes Jahr zu reisen, um für euch Geschäfte zu machen, da wir gleichsam die Ursache eures Verlustes gewesen sind, denn wir waren es, die den Giannetto das erste Mal verleiteten, mit uns zur See zu gehen. Darum verzaget nicht, und schaltet unterdessen mit unserer Waare gleich wie mit der eurigen. Messer Ansaldo dankte ihnen und sprach, er habe wohl noch so viel, daß sie damit auskommen könnten. Nun geschah es, da Giannetto früh und spät seinem Trübsinn nachhieng und gar nicht wieder froh werden wollte, daß Messer Ansaldo ihn frug was ihm fehle, worauf er versetzte, er möge nicht eher ruhig werden bis er das wiedergewünne, was er verloren habe. Mein Sohn, erwiderte Messer Ansaldo, ich wünsche nicht, daß du noch einmal gehst; es ist besser, daß wir unser Geschäft mit dem Vermögen, so uns geblieben, im Stillen

fortsetzen, als uns noch ein Mal den Wagnissen einer Seereise zu unterziehen. Giannetto entgegnete: Ich bin entschlossen Alles zu thun was ich vermag, denn ich würde es mir zur größten Schande rechnen, wenn ich die Sache so bewenden lassen sollte. Also da Messer Ansaldo seinen Willen erkannte, entschloß er sich Alles zu verkaufen was er noch in der Welt besaß, um ein neues Schiff für Giannetto zu rüsten; und so that er und verkaufte sein Hab und Gut, also daß ihm nichts von Allem verblieb, und befrachtete ein prachtvolles Schiff mit allerhand köstlichen Waaren. Und weil ihm noch zehntausend Ducaten fehlten, gieng er zu einem Juden nach Mestre und borgte sie von ihm unter der Bedingung, daß wenn er nicht am bestimmten Tage, zu Johannis im nächstkommenden Juni, die Schuld zurückzahlen würde, der Jude ihm ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe, beliebig wo, sollte nehmen dürfen; und Messer Ansaldo war dieß zufrieden, und der Jude ließ den Vertrag vor Zeugen und mit allen nöthigen Förmlichkeiten und Cautelen gerichtlich zu Papier nehmen. Und darauf zahlte er die zehntausend Ducaten, womit Messer Ansaldo das besorgte, was dem Schiffe noch gemangelt hatte; und wenn die ersten beiden Fahrzeuge schön waren, so ward das dritte noch weit reicher und besser ausgestattet, und die Gefährten rüsteten ebenfalls ihre zwei Schiffe mit dem Vorsatze, daß das, was sie gewinnen würden, ihrem Giannetto gehören sollte. Und da die Zeit zur Abreise gekommen war und die Fahrzeuge segelfertig standen, redete Messer Ansaldo zu Giannetto und sprach: Mein Sohn, du gehst nun und weißt unter welcher Verpflichtung ich zurückbleibe; um Eins bitt ich jedoch, daß, wenn es dir ja wieder übel ergehen sollte, es dir gefallen möge zu mir zu kommen, auf daß ich dich vor meinem Tode noch einmal schauen und zufrieden aus der Welt scheiden könne. Giannetto erwiderte: Messer Ansaldo, ich will Alles thun, womit ich glaube euch gefällig zu werden. Messer Ansaldo gab ihm seinen Segen, und somit nahmen sie Abschied und machten sich auf die Reise. Nun nahmen jene beiden Gefährten Giannettos Fahrzeug fortwährend in Obacht;

Giannetta aber gieng mit all seinem Tichten und Trachten darauf aus, in der Bucht von Belmonte zu landen.

Er beredete also einen seiner Steuermänner, das Schiff zur Nachtzeit in den Hafen jener Edeldame zu führen, und so geschah es. Darnach, als es wieder Morgen geworden war und die Gefährten in den beiden andern Schiffen sich umsahen und Giannettos Fahrzeug nirgend gewahren konnten, sprachen sie unter einander: Gewiß, das ist kein Unglück; und so setzten sie ihren Weg weiter fort und konnten nicht aufhören, sich zu wundern. Als nun das Schiff in den Hafen eingelaufen war, eilte Alles, was sich im Castell befand, Giannetto zu schauen, denn sie merkten, daß er es sein müsse, und wunderten sich darüber sehr und sprachen: Gewiß, der muß der Sohn irgend eines großen Herrn sein, in Betracht, daß er alle Jahre mit so vielen Waaren und so schönen Schiffen hier ankommt; wollte Gott, daß er noch unser Herr würde. Und so besuchten ihn alle Großen und Barone und Ritter jenes Landes, und man gieng und sagte der Dame, wie Giannetto im Hafen gelandet sei. Da trat sie an die Fenster des Palastes, und sah das prächtige Schiff, und erkannte die Flaggen, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: Wahrlich, es ist ein Wunder: das ist jener Mann wieder, der so viel Reichthum in dieses Land gebracht hat; und hiemit schickte sie nach Giannetto. Der kam und warf sich in ihre Arme, und sie grüßten sich und erwiesen sich Ehre, und den ganzen Tag übte man Lust und Fröhlichkeit, und es ward ein Turnier veranstaltet dem Jüngling zu Liebe, und viele Ritter und Barone tioskierten an diesem Tage, und auch Giannetto tioskierte und that wahre Wunder von seiner Seite: so wohl wuste er mit Pferden und Waffen umzugehen; und dergestalt gefiel den Baronen sein Thun und Wesen, daß sie ihn einmüthig zum Herrn zu haben wünschten. Und da es Abend geworden war und die Zeit heran gekommen, da man sich niederzulegen pflegt, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Laß uns gehen und uns zur Ruhe begeben. Und da sie an der Thür des Schlafgemachs angelangt

waren, neigte sich eine Kammerfrau, die Giannetto bedauerte, zu seinem Ohr und flüsterte heimlich die Worte: Trink nichts diesen Abend, stelle dich aber als ob du tränktest. Giannetto verstand diese Rede, und da er in die Kammer gekommen war, sprach die Dame: Ich weiß ihr habt Durst, darum will ich, daß ihr trinkt ehe wir uns niederlegen und schlafen; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, schön wie die Engel, und brachten Wein und Gebäckes und schickten sich an, ihm zu kredenzen. Da sprach Giannetto: Wer sollte Bedenken tragen zu trinken, wenn zwei so schöne Jungfrauen ihm reichen? und darob lächelte die Dame. Und Giannetto nahm die Tasse, und indem er that als ob er tränke, goß er sich den Wein in den Busen; und die Dame glaubte, er habe getrunken und sprach in ihrem Herzen: Du magst nur wieder ein anderes Schiff bringen, denn dieses hast du verloren. Giannetto gieng nun ins Bett und fühlte sich munter und bei guten Sinnen und es schien ihm eine Ewigkeit ehe die Dame zu ihm ins Bett käme. Und damit sie sich desto schneller niederlegen möchte, schnarchte er und that als ob er schlief. Da sprach die Dame: Es steht gut, und hiemit legte sie sich nieder. Aber bald wurde sie ihres Irrthums gewahr, denn Giannetto zeigte sich während der ganzen Nacht ebenso munter und wach, als er die beiden ersten Male in gefühlloser Schlafsucht gelegen hatte. Und als es Morgen geworden war, stand sie auf und schickte nach all ihren Rittern und Baronen und vielen der andern Bürger und sagte zu ihnen und sprach: Giannetto ist euer Herr: darum so seid fröhlich und denkt wie ihr eine Festlichkeit bereitet. Und bald verbreitete sich das Gerücht durch das Land und man rief: Es lebe der Herr, es lebe der Herr! und es ertönten die Glocken und festlichen Instrumente, und man schickte nach vielen Baronen und Grafen, die außerhalb des Castells wohnten, und ließ ihnen sagen, sie sollten kommen, ihren Herrn zu begrüßen; und es begann ein großer Jubel und eine freudige Hochzeit. Und als Giannetto die Kammer verlassen hatte, wurde er zum Ritter gemacht und auf einen Stuhl gesetzt, und man gab ihm den

Herrscherstab in die Hand, und so ward er zum Gebieter ernannt herrlich und mit großen Ehren. Und als die Barone mit den Damen an den Hof gekommen waren, wurden Giannetto und die Edelfrau zusammengegeben, und es begann eine Festlichkeit und ein Jubel, wie man es nicht sagen noch sich denken mag. Denn alle Barone des Landes waren zu der Hochzeit gekommen, um zu turnieren und zu klostieren und zu tanzen und zu singen, und zu allerlei Jubel und Kurzweil, die für ein frohes Fest sich gehören. Messer Giannetto aber, hochgemuth wie er war, fieng an seidene Stoffe und andere schöne und kostbare Sachen, die er mitgebracht hatte, zu verschenken, und zeigte sich mannhaft, und war besorgt, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen jeder Art von Volk, und so lebte er ganz in dem Feste und seiner Wonne, und dachte nicht an den unglücklichen Messer Ansaldo, der für die zehntausend Ducaten dem Juden als Pfand zurückgeblieben war.

Nun geschah es eines Tags, daß Messer Giannetto mit seiner Gemahlin am Fenster des Palastes stand, als eben ein Haufen Männer mit brennenden Wachskerzen über die Straße zog. Da sprach er: Was hat dieß zu bedeuten? Die Dame versetzte: Es ist ein Haufen Handwerker, die nach der Kirche des heiligen Johannes opfern gehen, dessen Festtag heute ist. Da gedachte Giannetto des Messer Ansaldo, und hob sich vom Fenster, und seufzte schwer auf, und veränderte die Farbe, und gieng im Zimmer mehre Male auf und ab, schwermüthig und in tiefen Gedanken. Die Dame frug ihn, was ihm wäre? Nichts weiter, versetzte Messer Giannetto. Aber die Dame begann in ihn zu dringen, und sprach: Gewiß, ihr habt etwas, das ihr nicht sagen wollt; und nun ließ sie ihm keine Ruhe bis er ihr erzählte, wie Messer Ansaldo zurückgeblieben sei als Pfand für zehntausend Ducaten; und dieß, fuhr er fort, ist der Zahlungstag, und deshalb hab ich große Furcht, daß mein Vater um meinetwillen den Tod erleide, denn wenn er heute nicht das Geld erstattet, so muß er ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe verlieren. Die Dame versetzte: Lieber Herr, besteigt schleunigst ein Pferd, denn zu Lande

werdet ihr den Weg weit schneller machen als zu Wasser, und wählt zu Begleitern die ihr möget, und versehen euch mit hunderttausend Ducaten, und ruht und rastet nicht bis ihr nach Venedig gelangt, und wenn er noch nicht todt ist, so macht, daß ihr ihn hieher bringt. Sofort ließ Messer Giannetto in die Trompete blasen, und stieg zu Ross mit zwanzig Begleitern, und nahm Geld zur Genüge, und begab sich auf den Weg gen Venedig. Nun geschah es, daß der Jude, als der Zahlungstag gekommen war, Messer Ansaldo festnehmen ließ, und daran gehen wollte, ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Da bat ihn Messer Ansaldo, es möchte ihm gefallen, seinen Tod noch einige Tage zu verschieben, damit, wenn sein Giannetto noch eintreffen sollte, er ihn wenigstens zu sehen bekäme. Ich willige ein, antwortete der Jude, was den Verzug betrifft. Aber wenn er auch hundertmal heimkehren sollte, so besteh ich doch darauf, euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu nehmen wie die Papiere besagen. Messer Ansaldo versetzte, er sei damit zufrieden. Da sprach ganz Venedig von diesem Falle, und ein Jeder hatte Mitleid, und viele Kaufleute vereinigten sich, um die Schuld zu bezahlen; aber der Jude wollte davon nichts wissen, denn er trachtete nach dem Morde, um sich rühmen zu können, daß der größte Kaufmann der Christenheit durch ihn den Tod erlitten habe. Nun müßt ihr wissen, daß jene Dame, da Messer Giannetto kaum aufgebrochen war, als Richter verkleidet mit zwei Dienern eilig ihm nachsetzte. In Venedig angelangt, begab sich Messer Giannetto alsbald in die Wohnung des Juden, und nachdem er Messer Ansaldo mit vieler Freude umarmt, sprach er zum Israeliten, er wolle ihm sein Geld bezahlen und mehr noch als er verlange. Der Jude erwiderte, er möge nun kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe; vielmehr sei es ihm jetzt um das bedungene Pfund Fleisch zu thun. Und so begann denn eine große Verhandlung, und alle Welt gab dem Juden Unrecht; aber in Betracht, daß Venedig das Land des Rechts sein wollte und der Jude seine Ansprüche gerichtlich beurfunden konnte, wagte man

nicht, gegen ihn zu entscheiden. Deshalb erbaten sich alle Kaufleute Venedigs, dem Juden die Summe abzutragen; er aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Nun wollte ihm Messer Giannetto zwanzigtausend Ducaten geben, aber er mochte sie nicht, dann dreißigtausend, dann vierzigtausend, dann funfzigtausend, und so stieg er endlich bis auf hunderttausend Ducaten. Da sprach der Jude: Laß dir sagen, wenn du mir mehr Ducaten geben wolltest als diese ganze Stadt werth ist, so würd ich mich dennoch nicht abfinden lassen; vielmehr verlange ich einzig das, was die Papiere besagen. Und so standen die Verhandlungen, als jene Dame nach Weise eines Richters gekleidet in Venedig ankam, und in einer Herberge abstieg. Da frug der Gastwirth einen der Diener, wer der Edelmann sei, den er begleite. Der Diener, von der Dame unterrichtet, was er zu sagen habe, erwiderte: Dieser Edelmann ist ein Richter, der von Bologna kommt, wo er studiert hat, und jetzt nach Hause zurückkehrt. Als der Gastwirth dieß vernommen hatte, erwies er ihm viel Ehre; und da der Richter bei Tische saß, sprach er zum Wirth: Sagt, wie steht es um die Regierung eurer Stadt? Herr, versetzte der Gastwirth, man übt allzuviel Gerechtigkeit. Der Richter sprach: Wie so? Herr, erwiderte der Gastwirth, das will ich euch sagen. Es kam ein Jüngling hieher von Florenz, Namens Giannetto, und ward von einem Großvater oder Verwandten aufgenommen, Messer Ansaldo geheiß, und bewies sich also artig und wohlgezogen, daß sich bald alle Männer und Frauen des Landes in ihn verliebten. Auch kam noch nie ein Mann in unsre Stadt, so liebenswürdig in allen Dingen wie dieser. Nun geschah es, daß ihm jener sein Großvater zu dreien Malen drei Schiffe rüstete vom größten Werthe, und jedesmal traf ihn Unglück und Verlust, so daß ihm zum letzten Schiffe die Gelder nicht ausreichen wollten, und Messer Ansaldo genöthigt war, zehntausend Ducaten von einem Juden unter der Bedingung zu borgen, daß, wenn er ihm die Schuld nicht bis zum Johannistag im nächstkommenden Juni zurückzahlen würde, der Jude das Recht haben sollte, ein Pfund

Fleisch aus seinem Leibe zu nehmen wo es ihm beliebte. Nun ist jener Jüngling, Gott segne ihn, zurückgekehrt, und hat statt der zehntausend Ducaten hunderttausend zahlen wollen, aber der falsche Jude mag sie nicht nehmen; und es sind alle Viedermänner des Landes bei ihm gewesen, um Fürbitte einzulegen, aber das alles will nicht fruchten. Der Richter sprach: Diese Sache ist leicht beizulegen. Wenn ihr euch der Mühe unterziehen wolltet, erwiderte der Wirth, und sie so beendigen, daß der gute Mann am Leben bliebe, so würdet ihr euch den Dank und die Liebe des trefflichsten Jünglings erwerben, der jemals geboren ward, und zugleich aller Leute dieses Landes. Darauf ließ unser Richter ein Aufgebot durch die Stadt ergehen, daß ein Jeder, der eine Rechtsache zu schlichten hätte, sich an ihn wenden möchte; und sobald Messer Giannetto hievon Kunde erhielt, begab er sich zu dem Juden und sprach: Laß uns gehen und jenen Richter befragen. Gehen wir, versetzte der Jude; aber komme was da wolle, ich werde mich an das halten, was in der Urkunde geschrieben steht. Und als sie vor das Antlitz des Richters gekommen waren, und ihm die schuldige Ehrerbietung erwiesen hatten, erkannte der Richter sogleich den Messer Giannetto; aber Messer Giannetto erkannte ihn nicht, denn er hatte sich mit Farben und Kräutern das Angesicht entstellt. Messer Giannetto und der Jude trugen nun beide ihre Sache vor, und verhandelten förmlich wie vor einem Richter; und dieser nahm die Papiere und las sie, dann wandte er sich zu dem Juden und sprach: Ich rathe Dir, die hunderttausend Ducaten anzunehmen, und jenen guten Mann frei zu geben, der dir darob auf immer verpflichtet sein wird. Daraus wird nichts, erwiderte der Jude. Es ist zu deinem Besten, versetzte der Richter; dagegen der Jude, daß er sich auf keine Weise hiezu verstehen werde.

Darauf gieng sie zu dem Gerichtshause, wo solche Sachen verhandelt wurden, und der Richter redete zu Messer Ansaldo und sprach: Jetzt laß den Kläger kommen; und da er gekommen war, hub der Richter wieder an und sprach: Nun wohlauß, nimm dir ein

Pfund Fleisch, wo du willst, und bringe deine Sache zu Ende. Da hieß ihn der Jude sich entblößen, und nahm ein Scheermesser in die Hand, das er zu diesem Zwecke eigens hatte machen lassen. Und Messer Giannetto wandte sich zu dem Richter und sprach: Herr, darum hab ich euch nicht gebeten. Muth gefaßt, erwiderte der Richter, noch hat er ja nicht das Pfund Fleisch ausgeschnitten. Gleichwohl trat der Jude heran. Da sprach der Richter: Sieh dich vor: denn wenn du nur etwas mehr oder weniger nimmst als ein Pfund, so ist es um deinen Kopf geschehen. Ferner sage ich dir, daß, wenn er dabei nur ein Tröpfchen Blut verliert, du gleichfalls des Todes bist, denn die Papiere besagen nichts von Blutverlust; auch sprechen sie, daß du ein Pfund Fleisch haben sollst, nicht aber etwas mehr oder weniger. Darum, wenn du klug bist, ergreiffst du die Maßregeln, die zu deinem Besten reichen. Und sogleich schickte er nach dem Scharfrichter und hieß ihn Bloß und Beil mitbringen und sprach: So ich nur ein Tröpfchen Blut werde fließen sehen, gehst du deines Kopfes verlustig. Und der Jude bekam Furcht, Messer Giannetto aber fieng an sich zu erholen. Endlich nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: Herr Richter, ihr seid klüger als ich; aber laßt mir jene hunderttausend Ducaten zahlen und ich bin zufrieden. Ich will, versetzte der Richter, daß du hier ein Pfund Fleisch nimmst, wie es die Papiere besagen, denn Geld sollst du nicht einen Stüber erhalten; hättest du die Ducaten damals genommen, als ich sie dir anbot! Der Jude stieg herab zu neunzig, dann zu achtzigtausend Ducaten; aber der Richter ward immer schwieriger. Da sprach Messer Giannetto: Geben wir ihm, was er will, sofern er nur Messer Ansaldo frei läßt. Der Richter erwiderte: Ich sage dir, laß du mich gewähren. Darauf begann aber der Jude: So gebt mir funfzigtausend Ducaten. Wie gesagt, versetzte der Richter, nicht einen schlechten Stüber sollst du nun haben. Verflucht sei dieses Land, hub der Jude wieder an; so gebt mir wenigstens meine zehntausend Ducaten. Sprach der Richter: Verstehst du mich nicht? Nicht einen Stüber sollst du

haben: willst du aber das Pfund Fleisch nehmen, so nimm es; wo nicht, so laß ich deine Papiere aufheben und vernichten. Darüber alle, die zugegen waren, über die Maßen sich freuten, und ein Jeder soppte und verspottete den Juden und sprach: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Als nun der Jude sah, daß er das nicht erreichen konnte, was er wollte, nahm er seine Papiere, und zerriß sie zornig in kleine Stücke; und so war Messer Ansaldo wieder frei, und mit dem größten Jubel führte ihn Messer Giannetto nach Hause. Darauf nahm der Jüngling jene hunderttausend Ducaten, und eilte zu dem Richter, und fand diesen in der Kammer im Begriffe sich zur Abreise anzuschiden. Und Messer Giannetto redete ihn an und sprach: Herr, ihr habt mir den größten Dienst erzeigt, der mir je erzeigt worden ist: darum will ich, daß ihr diese Gelder mit euch nehmt, die ihr mit vollem Rechte verdient habt. Der Richter erwiderte: Lieber Messer Giannetto, ich sag euch großen Dank, aber ich bedarf ihrer nicht; nehmt sie wieder mit euch, damit euch eure Dame nicht zeihet, schlecht gewirthschaftet zu haben. Bei meiner Treue, versetzte Messer Giannetto, die ist so hochherzig und so gut und so bieder, daß, wenn ich viermal so viel verwendet hätte, sie nichts dagegen haben würde; auch wollte sie, daß ich viel mehr zu mir nehmen sollte als ihr hier seht. Da nahm der Richter wieder das Wort und sprach: Wie seid ihr sonst mit ihr zufrieden? Es giebt kein Geschöpf auf der Welt, erwiderte Messer Giannetto, zu dem ich mehr Wohlwollen trüge als zu ihr, denn sie ist so weise und so schön, wie sie die Natur nur zu schaffen vermochte. Und wenn ihr mir die Gunst erzeigen wollt, und mit mir kommen, um sie zu sehen, so sollt ihr euch wundern über die Ehre, die sie euch anthun wird, und mögt euch überzeugen, ob sie nicht das oder noch mehr ist, was ich euch von ihr gesagt habe. Der Richter erwiderte: Aus dem Mitkommen kann nichts werden, denn ich habe noch andere Geschäfte; aber weil ihr mir sagt, daß sie so gutgeartet ist, so mögt ihr sie von mir grüßen, wenn ihr sie seht. Das soll geschehen, sprach Messer Giannetto; aber ich wollte

doch, daß es euch gefiele, etwas von dem Gelde zu nehmen. Während dieser Rede sah der Richter einen Ring an des Jünglings Finger und sprach: Gebt mir diesen Ring, und außerdem verlang ich keinen Stüber. Es sei, erwiderte Messer Giannetto, so ungern ich es auch thue, denn meine Dame hat mir ihn geschenkt und gesagt, ich solle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen, und wenn sie ihn nicht mehr sieht, wird sie glauben, daß ich ihn einem Weibe gegeben habe, und so wird sie sich mit mir erzürnen, und meinen, ich sei ihr untreu geworden, und doch liebe ich sie mehr als mich selber. Der Richter sprach: Ich bin von ihrem Wohlwollen zu euch gewiß, daß sie euch glauben wird, wenn ihr versichert, den Ring mir gegeben zu haben. Aber vielleicht wolltet ihr ihn einer alten Bußscharf hier schenken? Die Liebe und Treue, erwiderte Messer Giannetto, die ich zu ihr trage, ist so groß, daß es in der Welt keine Frau giebt, für die ich sie verlassen könnte, so voller Anmuth ist sie in allen Dingen; und hiemit zog er den Ring von seinem Finger und gab ihn dem Richter. Nun noch eine Gunst, sprach der Richter. Verlangt, erwiderte Messer Giannetto. Daß ihr nicht länger hier verweilt, versetzte jener, und sobald als möglich zu eurer Dame zurückkehrt. Ach, sprach Messer Giannetto, es scheinen mir hunderttausend Jahre ehe ich sie wieder sehe; und somit nahmen sie Abschied. Nun bestieg der Richter eine Barke und reiste mit Gott; Messer Giannetto aber gab Malzeiten und Gastereien, und schenkte Geld und Roffe seinen Gefährten, und hielt Hof und machte Wohlleben viele Tage; dann nahm er Abschied von allen Venezianern, und führte Messer Ansaldo mit sich zurück, und viele von seinen alten Freunden giengen mit ihm; und fast alle Männer und Frauen weinten über seine Abreise, so freundlich und gefällig hatte er während der Zeit, da er in Venedig war, gegen Jedermann sich erwiesen. Nun gelangte seine Dame einige Tage früher nach Belmonte, und stellte sich, als sei sie im Bade gewesen, und nahm wieder weibliches Gewand, und ließ große Zurüstungen treffen, und alle Straßen mit Zendal bedecken, und viele Kleider

unter die Bewaffneten vertheilen. Und da Messer Giannetto mit Messer Ansaldo ankam, giengen alle Barone und der ganze Hof ihm entgegen und riefen: Es lebe unser Herr, es lebe unser Herr! Und da sie ans Land getreten waren, eilte die Dame Messer Ansaldo zu umarmen; auf Giannetto aber that sie ein wenig erzürnt, wiewohl sie ihn mehr liebte als sich selbst. Und es begann ein großes Fest mit Tostieren und Turnieren und Tanzen und Singen von allen Baronen und Frauen und Jungfräulein des Landes. Sobald aber Messer Giannetto sah, daß sich seine Frau ihm nicht so freundlich erwies wie es ihre Gewohnheit war, gieng er in die Kammer, und rief sie und sprach: Was hast du? und wollte sie umarmen. Da sprach die Dame: Erspare dir deine Lieblosungen, denn ich weiß recht gut, daß du in Venedig deine alten Buhlschaften wiedergefunden hast. Messer Giannetto fieng an, sich zu entschuldigen. Da frug die Dame: Wo ist der Ring, den ich dir gegeben habe? Messer Giannetto erwiderte: Nun ist es doch so gekommen wie ich gedacht habe; ich wuste wohl, daß du davon Böses denken würdest. Aber ich schwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, daß ich jenen Ring dem Richter geschenkt habe, dem ich den guten Ausgang des Prozesses verdanke. Und ich schwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, versetzte die Dame, daß du ihn einem Weibe gegeben hast; und du scheust dich nicht, so zu schwören! Wiederum sprach Messer Gianetto: Ich bitte Gott, mich aus der Welt zu tilgen, wenn ich nicht die reine Wahrheit spreche. Die Dame entgegnete: Du konntest immer dort bleiben, und Messer Ansaldo herschicken, und dich mit deinen alten Liebschaften ergehen, die, wie ich höre, bei deiner Abreise sehr geklagt und gejammert haben sollen. Da fieng Messer Giannetto an zu weinen, und sich zu bekümmern und sprach: Du schwörst auf das, was nicht wahr ist, und nie wahr sein kann. Und da die Dame ihn weinen sah, glaubte sie, daß sie ihm einen Stich ins Herz gegeben habe, und eilte, sich ihm in die Arme zu werfen. Und unter großem Gelächter zeigte sie den Ring, und erzählte ihm alles, was er zum

Richter gesagt hatte, und wie der Richter niemand anders gewesen sei als sie selbst, und auf welche Art er ihr den Ring gegeben habe. Das schien Messer Giannetto das größte Wunder von der Welt, und da er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fieng er an über die Maßen fröhlich zu werden; und es wuchs und mehrte sich noch von dem Tage die große Liebe unter ihnen Beiden. Darnach rief Messer Giannetto jene Kammerfrau, die ihn des Abends gewarnt hatte, nicht zu trinken, und gab sie Messer Ansaldo zur Ehe; und so lebten sie lange Zeit miteinander in Lust und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

2. Die drei Kästchen.

Aus den lateinischen Gesta Romanorum.

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiser, Anselmus genannt, der hatte des Königs Tochter von Jerusalem gefreit, ein schönes Weib, die Allen, die sie sahen, gar liebreizend erschien. Es währte aber lange ehe sie dem Kaiser ein Kind gebar. Darum waren die Edeln des Reichs sehr in Sorgen, weil ihr Herr keine Erben hatte, ihn im Alter zu beschützen. Nun begab es sich einmal, daß dieser Anselmus nach dem Abendessen in seinem Garten spazieren gieng und selbst darüber nachsann wie er keinen Erben hatte und der König von Apulien ihn stäts bekriegte, da er nicht einmal einen Sohn besäße, das Land in seiner Abwesenheit zu vertheidigen. Das machte ihm große Sorgen: er gieng in sein Kämmerlein und schlief darüber ein. Da war es ihm als sah er ein Gesicht im Schlafe, wie der Morgen heller war als gewöhnlich und der Mond an Einer Seite blasser als an der andern. Und nachher sah er einen zweifarbigten Vogel, und bei dem standen zwei Thiere, welche diesen kleinen Vogel mit ihrem Athem sättigten, und hinter ihnen kamen noch mehrere Thiere, und wie sie ihre Brust an den Vogel gelegt hatten, giengen sie ihres Weges; dann kamen noch andere Vögel, die süß und lieblich sangen, worüber der Kaiser erwachte. In der Frühe des Morgens überdachte nun Anselmus sein Traumgesicht und wunderte sich was es bedeuten möchte. Darüber berief er die Weisen und Stände seines Reichs und sprach ihnen von seinem Traum und befahl ihnen bei Lebensstrafe, ihm die Bedeutung anzugeben, und versprach dem eine gute Belohnung, der ihm eine richtige zu geben vermöchte. Da sagten sie: Theurer Herr, theilt uns euern

Traum mit und wir wollen euch dann sagen was er bedeutet. Also erzählte ihnen der Kaiser den Traum wie oben geschrieben steht. Wie das die Weisen gehört hatten, antworteten sie ihm frohen Muthes: Herr, das Traumgesicht, welches ihr gesehen habt, bedeutet Gutes für das Land: ihr sollt erfahren was. Der Mond, der auf der einen Seite blasser ist denn auf der andern, bedeutet die Kaiserin, die durch die Empfängniß eines Sohnes, eures künftigen rechtmäßigen Erben, einen Theil ihrer Farbe eingebüßt hat. Der kleine Vogel bedeutet den Sohn, den sie gebären soll. Die zwei Thiere, welche diesen Sohn füttern, gehen auf die weisen Männer dieses Landes, welchen euer Sohn folgen soll. Die andern Thiere, welche mit ihrer Brust diesen Vogel umringen, bedeuten viele andere Nationen, welche ihm ihre Huldigung darbringen sollen. Die Vögel endlich, welche so süß und lieblich diesen Vogel ansaugen, bedeuten die Römer, welche sich über die Geburt desselben freuen und singen werden. Das ist die richtige Auslegung eures Traumes. Wie dieß der Kaiser hörte, ward er gar sehr erfreut; und bald darauf kam auch die Kaiserin nieder und ward von einem Sohn entbunden, bei dessen Geburt große Freude herrschte. Wie der König von Apulien das hörte, dachte er also bei sich: Wahrlich, ich habe mein Lebtag gegen den Kaiser Krieg geführt, und nun hat er einen Sohn: wenn der das Mannesalter erreicht, wird er die Unbilden rächen, die ich seinem Vater zugefügt habe: darum dürfte es besser sein, hin zum Kaiser zu senden und ihn um Waffenstillstand und Frieden zu bitten, damit sein Sohn nichts wider mich haben kann, wenn er das männliche Alter erreicht haben wird. Wie er also bei sich gesprochen hatte, schrieb er an den Kaiser und bat um Frieden. Wie aber der Kaiser sah, daß der König von Apulien mehr aus Furcht denn aus wahrer Zuneigung geschrieben hatte, schrieb er ihm wieder, so er ihm gute und hinreichende Sicherheit für die Erhaltung des Friedens geben wolle und sich verbindlich mache, ihm sein Lebtag Dienst und Huldigung zu weihen, sei er geneigt ihm Frieden zu gewähren. Wie der König den Inhalt

des kaiserlichen Schreibens gelesen hatte, berief er seine Rätthe und forderte sie auf, ihm hiebei so gut als möglich zu rathen. Da sprachen sie: Es dürfte gut sein, dem Willen des Kaisers in allen Stücken nachzukommen. Und fürs Erste, da er wünscht Sicherheit für den Frieden zu erlangen, antwortet ihm: Ich habe eine einzige Tochter und der Kaiser nur einen Sohn: darum soll eine Heirath zwischen beiden zu Stande gebracht werden: das wird eine ewigdauernde Bürgschaft des Friedens sein. Endlich fordert er noch Huldigung und Tribut und es wird gut sein, ihm auch hierin zu genügen. Also sendete der König dem Kaiser Boten und ließ ihm sagen, so es seiner Hoheit gefalle, daß sein Sohn und des Königs Tochter ehelich verbunden würden, sei er bereit seinen Wünschen in allen Dingen nachzukommen. Das gefiel dem Kaiser wohl, und er sendete dem König die Antwort zurück, wenn seine Tochter eine reine Jungfrau geblieben sei bis auf diesen Tag, so wolle er in die Heirath willigen. Darüber freute sich der König sehr, denn seine Tochter war eine reine Jungfrau. Darum als das schriftliche Schutz- und Trutzbündniß unterschrieben war, rüstete der König ein feines Schiff aus, in welchem er seine Tochter mit vielen edeln Rittern und Frauen und großen Schätzen an den Kaiser schickte, um seinen Sohn zu ehlichen. Und als sie in die See gestochen waren, gen Rom zu, da erhob sich auf einmal ein so fürchterlicher und erstaunlicher Sturm, daß das Schiff an einem Felsen scheiterte und alle bis auf die junge Prinzessin ertranken, welche ihre Hoffnung und Zuversicht so fest auf Gott gesetzt hatte, daß sie gerettet ward. Wie nun das Ungewitter aufgehört hatte, da schwamm die junge Königin in dem zerbrochenen, umgestürzten Schiff fort über die Wellen bis sie auf einmal ein ungeheurer Wallfisch verfolgte, bereit sie und das Schiff zu verschlingen. Allein das junge Fräulein schlug, als die Nacht kam, mit einem Steine Feuer an, wodurch das Schiff gänzlich erleuchtet ward, und darnach wagte sich der Wallfisch aus Furcht vor dem Lichte nicht an dasselbe. Als aber der Hahn zu krähen anfing, da war die Prinzessin so ermüdet von dem greulichen Un-

gewitter und Seesturm, daß sie einschlief, und nach einer kleinen Weile losch das Feuer aus. Da kam der Wallfisch und verschlang die Jungfrau. Wie sie aber aufwachte und sich im Wallfischbauch eingeschluckt fand, da schlug sie Feuer an und verwundete mit einem Meßer den Wallfisch an vielen Stellen, der, als er sich verwundet fühlte, nach der Gewohnheit dieser Thiere, dem Lande zuzuschwimmen begann. Es wohnte aber zur selbigen Zeit in der Nähe der Küste ein edler Graf, Namens Pirris, der gerade zu seiner Erholung am Meeresufer lustwandelte. Der sah, wie der Wallfisch ans Land kam, kehrte schnell nach Hause zurück und versammelte eine große Menge Männer und Frauen, begab sich wieder an den Ort und kämpfte mit dem Wallfisch und verwundete ihn sehr gefährlich. Und als er ihn getödtet hatte, da schrie das Mägdlein in seinem Bauche mit lauter Stimme und sprach: O ihr edeln Freunde, habt Erbarmen und Mitleid mit mir, denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt bis auf den heutigen. Wie das der Graf hörte, da verwunderte er sich sehr, öffnete aber die Seite des Wallfisches und fand darin die junge Prinzessin und nahm sie heraus: und wie sie in Freiheit gesetzt worden war, da erzählte sie ihm, wessen Tochter sie sei und wie sie all ihr Gut im Meere verloren und daß sie an eines Kaisers Sohn verheirathet werden sollte. Wie das der Graf hörte, ward er sehr vergnügt, tröstete sie und behielt sie bei sich bis sie sich ganz erholt hatte. Unterdessen aber sendete er Boten an den Kaiser und ließ ihn wissen, auf welche Weise die junge Königin gerettet worden sei. Da ward der Kaiser hoch erfreut über ihre Erhaltung, hatte großes Mitleid mit ihr, und begab sich selbst zu ihr hin und sprach: Ach du gutes Mägdlein, aus Liebe zu meinem Sohne hast du vieles Weh erdulden müssen! Nichtsdestoweniger will ich dich auf die Probe stellen, ob du verdienst dein Weib zu werden. Wie er das gesagt hatte, ließ er drei Kästchen vor sie hin stellen: das erste war von gediegenem Golde gemacht und rings mit kostbaren Edelsteinen besetzt, aber mit Totenknochen angefüllt und äußerlich mit der

Aufschrift: Wer mich erwählt, gewinnt was er verdient. Das zweite war von Silber, mit Edelsteinen verziert, mit Erde angefüllt und mit der Aufschrift: Wer mich erwählt, der findet wornach die Natur verlangt. Das dritte war von Blei, innen angefüllt mit Gold und den kostbarsten Steinen, und außen der Spruch zu lesen: Wer mich erwählt, findet was Gott verordnet hat. Zwischen diesen drei Kästchen ließ der Kaiser der Jungfrau die Wahl, mit der Bedingung, daß sie seinen Sohn erhalten solle, wenn sie das wählen werde, in welchem was nütze und fromme zu finden sei. Nach reiflicher Ueberlegung wählte die Prinzessin das bleierne Kästchen, mit dem Golde und Edelsteinen angefüllt und der Kaiser rief: Gutes Mädchen, du hast brav gewählt: darum sollst du meinen Sohn bekommen.

3. Die beiden Rasten.

Nach Boccaccio.

Unter den tapfern Rittern, welche vor langer Zeit in Florenz gelebt hatten, war auch einer und vielleicht der Beste von Allen, welcher Ruggieri de Figiovanni hieß. Dieser war reich und edelmüthig und sah wohl, daß er bei der Lebensweise und den Gewohnheiten in Toscana, wenn er daselbst verbliebe, wenig oder gar keine Gelegenheit finden werde, seinen Werth darzuthun: er entschloß sich also einige Zeit bei Alfonso, dem Könige von Spanien, zuzubringen, der durch den Ruhm seiner Größe dazumal alle andern Herrn übertraf. Mit Waffen, Pferden und Gefolge ehrenvoll ausgerüstet, begab er sich daher zu ihm nach Spanien und ward von dem Könige gnädig aufgenommen. Hier verweilte nun Ruggieri, machte großen Aufwand und verrichtete außerordentliche Waffenthaten, so daß er bald als tapfer bekannt wurde. Als er sich eine Zeitlang aufgehalten und das Benehmen des Königs beobachtet hatte, dachte es ihn als ob dieser bald Dem bald Jenem Burgen, Städte und Herrschaften ziemlich ohne Wahl verleihe, indem er sie denen erteilte, die sie nicht verdient hätten; und weil er sah, daß Ihm, der sich seines Werthes doch recht gut bewußt war, nichts geschenkt werde, fürchtete er, sein Ruf möchte darunter leiden: er entschloß sich also, wieder abzureisen und bat den König um seinen Urlaub. Diesen bewilligte der König und gab ihm eins der besten und schönsten Maulthiere, die wohl je geritten worden, welches dem Ruggieri, der langen Reise wegen, die er zu machen hatte, willkommen war. Darauf befahl der König einem seiner vertrauten Diener, es auf die ihm am Schicklichsten scheinende Weise so einzurichten, daß er mit Herrn

Ruggieri reite ohne daß dieser merke, er sei vom Könige dazu beauftragt, unterwegs aber Alles, was dieser von ihm sage, aufzufangen und ihm zu hinterbringen; den andern Morgen solle er ihm dann befehlen zu dem Könige zurückzukehren. Der Diener wartete also bis Ruggieri die Stadt verließ, gesellte sich dann auf eine geschickte Weise zu ihm und gab zu verstehen, er reise auch nach Italien. Messer Ruggieri ritt also auf dem Maulthiere, das ihm der König gegeben hatte, sprach von Diesem und Jenem und etwa um die dritte Stunde sagte er zu seinem Gefährten: Ich glaube, es wird wohl gethan sein, unsere Thiere stallen zu lassen. Als sie hierauf anhielten, stallten die Thiere sämtlich, nur das Maulthier nicht. Da sie hierauf weiter ritten, und der Knappe auf jedes Wort des Ritters Acht hatte, kamen sie an einen Fluß, und als sie hier ihre Pferde tränkten, stallte das Maulthier in den Fluß. Als Ruggieri dieß sah, sprach er: Gott strafe dich, Bestie, du bist wie dein Herr, der dich mir schenkte. Der Knappe merkte sich dieß Wort, und obwohl er noch viele andere auffing, da er den ganzen Tag neben ihm ritt, so hörte er ihn doch nichts als für den König höchst Schmeichelhafte sagen. Den andern Morgen also, da sie zu Pferde gestiegen waren, um weiter nach Toscana zu reiten, machte der Knappe ihm den Befehl des Königs bekannt, worauf Ruggieri sofort umkehrte. Sobald der König erfahren, was er zu seinem Maulthiere gesagt habe, ließ er ihn vor sich rufen und empfing ihn mit heiterer Miene; alsdann fragte er ihn, warum er ihn mit seinem Maulthiere verglichen habe, oder das Maulthier mit ihm. Ruggieri antwortete ihm ganz offen: Mein Gebieter, ich verglich es mit euch, weil, so wie ihr schenkt wo es sich nicht gebührt, und nicht schenkt wo es sich gebührte, so das Maulthier, wo es am Orte war, nicht stallte, sondern da, wo es nicht am Orte war. Hierauf sprach der König: Messer Ruggieri, daß ich euch nicht beschenkt habe wie viele Andere, die im Vergleich mit euch nichts sind, ist nicht deshalb geschehen, weil ich euch nicht als einen sehr tapfern, jedes großen Geschenks würdigen Ritter erkannt

hätte, sondern euer Geschick, das mich daran verhinderte, trägt die Schuld und nicht ich, und daß ich die Wahrheit sagen will ich euch gleich handgreiflich beweisen. Hierauf antwortete Ruggieri: Mein Gebieter, es kränkte mich nicht, daß ich keine Gabe von euch erhielt, denn mich verlangte nicht darnach um noch reicher zu werden, sondern daß ihr meinen Werth in keiner Weise anerkanntet; indes nehm ich eure Entschuldigung für gut und billig an und bin bereit zu sehen was euch beliebt mir zu zeigen, obgleich ich euch auch ohne Zeugniß Glauben schenke.

Der König führte ihn also in einen großen Saal, wo, wie er es vorher angeordnet hatte, zwei große verschlossene Kasten standen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Höflinge: Ruggieri, in einem dieser Kästen ist meine Krone, der königliche Scepter und der Reichsapfel, so wie viele schöne Gürtel, Schläfer, Ringe und andere meiner kostbarsten Kleinode; der zweite ist mit Erde gefüllt: wählt einen davon und welchen ihr wählt, soll euer sein: dann werdet ihr sehen wer gegen euer Verdienst unerkennlich gewesen ist, ich oder euer Glück.

Ruggieri, da er sah, daß es des Königs Wille sei, wählte einen der Kästen: der König befahl ihm zu öffnen und es fand sich, daß es der sei, welcher mit Erde gefüllt war.

Da lachte der König und sprach: Nun könnt ihr sehen, Messer Ruggieri, daß es wahr ist was ich von euerm Glück sagte; allein gewiß verdienen eure Vorzüge, daß ich mich seiner Macht widerseze. Ich weiß, daß ihr nicht gesonnen seid ein Spanier zu werden, und deswegen will ich euch hier weder Burgen noch Städte schenken; aber der Koffer, welchen das Glück euch entzog, soll ihm zum Troß euer Eigenthum sein, damit ihr ihn in eure Heimat mitnehmen, und euch eurer Tugend mit dem Zeugnisse meiner Gaben gebührender Maßen gegen eure Nachbarn rühmen könnt. Ruggieri nahm ihn, sagte dem König den, einem so großen Geschenk gemäßen Dank und lehrte dann fröhlich damit nach Toscana zurück.

+244

252

4. Der Kaufmann von Venedig.

Zur Sagenbergleichung.

Eſchenburg beginnt ſeine Abhandlung über dieſes Stück mit einer Betrachtung über die drei Einheiten und die Vernachläſigung der Einheit der Handlung in den Shakeſpeareſchen Stücken, welche ihm mehr zum Verdienſt als zum Vorwurf gereiche, indem er die Nebenhandlung ſtets ſo mit der Haupthandlung zu verweben wiſſe, daß nicht nur der Hauptgegenſtand nicht darunter leide, vielmehr durch die Nebenhandlung erſt in ihr wahres Licht geſetzt werde. Dieß ſcheine nun, fährt er fort, auch in dieſem Stücke der Fall zu ſein. Beide Handlungen, die Grausamkeit des Juden und Baſſanio's Liebe habe Shakeſpeare höchſt glücklich in eine Begebenheit vereinigt und dieß Verdienſt ſei deſto größer als er aller Wahrſcheinlichkeit nach ſich zweier Erzählungen bedient und den ganz entlegenen Inhalt derſelben zu einem Ganzen verbunden habe.

Dieſer Theil der Eſchenburgſchen Abhandlung muß früher geſchrieben ſein als derjenige, worin er ſelbſt die hier mitgetheilte Novelle des Giovanni Fiorentino für die echte Quelle Shakeſpeare's erklärt, wie es vor ihm ſchon engliſche Kritiker gethan hatten: denn hier ſcheint er vorauszuſehen, erſt Shakeſpeare habe die Geſchichte von Baſſanio's Liebe mit der von dem beklagten Kaufmann verbunden, da dieſe Verbindung doch ſchon im Pecorone, ja wie wir ſehen werden, noch in einer ältern Quelle Statt fand. Shakeſpeare hielt ſich auf das Genauſte an die vorgefundene Novelle und vertauſchte nur das Probeſtück, das Giannetto ablegen muß, um die Frau von Belmonte zu gewinnen, mit einem andern ſchicklichen, welches er ebenfalls einer Novelle, der zweiten der hier

mitgetheilten, entlehnte. Wir sagen dieß nicht, um das Verdienst des Dichters zu schmälern, sondern darauf hinzuweisen, worin es besteht: in der Behandlung, nicht in der Erfindung des Stoffs, der wie wir sehen, ihm überliefert war. Shakspeare hat seine Kunst in der Verbindung entlegener Stoffe oft genug bewährt: wir sind weit entfernt sie zu bezweifeln; aber jene Betrachtung Eschenburgs hätte er besser gethan der Abhandlung über ein anderes seiner Stücke, z. B. den König Lear oder die gezähmte Reiferin, vorauszuschicken als der über den Kaufmann von Venedig.

Der Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino ward 1378 geschrieben, die erste Ausgabe ist zu Mailand 1554 gedruckt. Unsere Novelle ist die erste des vierten Tages. Giovanni schöpft vermuthlich wieder aus dem unter dem Namen *Gesta Romanorum* hinlänglich bekannten Buche, aus dessen englischer Recension auch die mitgetheilte zweite Novelle: „die drei Kästchen“ entlehnt ist. Eschenburg hat die hieher gehörige Erzählung nach einer 1538 gedruckten deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Sie findet sich jetzt auch im Anhang von Gräzes Uebersetzung der lateinischen *Gesta Romanorum* II, 162 nach der Grimmischen Handschrift mitgetheilt. Im deutschen Druck scheint sie zu fehlen. Hier hat sich ein Ritter am Hofe des Kaiser Lucius zu Rom in dessen Tochter verliebt. Für tausend Mart erkauft er sich zweimal die Gunst, ihr beizuliegen, er entschläft aber jedesmal ohne sie genoßen zu haben. Das drittemal muß er das Geld gegen Verpfändung alles seines Fleisches von einem Kaufmann borgen, dem er darüber einen mit seinem Blut geschriebenen Schein ausstellt. Dießmal aber warnt ihn ein weiser Philosophus (*Virgilius* in den engl. *Gest.*) und lehrt ihn den Zauber vernichten, der ihn in den beiden ersten Nächten in Schlaf befangen gehalten. Er solle nämlich, wenn er sich schlafen lege, unter das Kopfkissen greifen und den Brief, den er dort finde, herausziehen und so weit als möglich von sich werfen. Wahrscheinlich ist hiebei an Runenzauber zu denken. Das Weitere stimmt mit Giovanni, dem hienach nicht viel mehr als die Erfindung angehört, daß

ein Freund des Bedürftigen das Geld unter jener schrecklichen Bedingung für ihn aufnimmt, wodurch die Begebenheit freilich sehr an Interesse gewinnt. Sie ward hiedurch in die Freundschaftsfrage aufgenommen, welcher sie ursprünglich nicht angehört, und zwar schließt sie sich zunächst an die griechische Gestalt derselben an, wie sie Schiller in der Bürgschaft behandelt hat. Shakspeare hat auf diesen Umstand großes Gewicht gelegt, und sein Schauspiel ist ein wahrer Coder der Freundschaft in allen ihren Abstufungen.

Wenig verschieden lautet die Erzählung in den deutschen Gestis nach der Mittheilung in Haupt und Hoffmanns Alt-Blättern I, 143 ff. Auch hier ist es noch kein Jude, der das Geld herleiht, sondern ein Untergebener des jungen Ritters, der zugleich sein erbitterter Feind ist, aus erheblichem Grunde, denn Jener hat ihm im Zorne ein Bein abgehauen. Nur einmal wird hier der Jüngling durch Zauberei betrogen, und zwar übt die Jungfrau diesen Zauber *met schryft und met bryven und met den vedern von den wylden ruchen lüten, oder wie es hernach heißt, mit des wylden mannes veddere*. Das zweitemal rüttelt aber der Ritter das Kissen eh er sich niederlegt und verschüttet so den Zauber unter das Bette. Diese abweichenden Züge erscheinen auch in Dolopathos, vgl. Bensfey's Orient II, 315, und schon Svend Grundtvig s. u. hat den Zusammenhang erkannt.

Aus der Erzählung der engl. Gesta Rom. scheint ein Schauspiel geflossen zu sein, das schon vor Shakspeares Zeiten auf der englischen Bühne heimisch war. Stephan Gosson citiert es seiner School of Abuse unter dem Titel: *The Jew shown of the Bull, representing the greedinesse of worldly choosers and the bloody mind of usurers*. Gosson lobt dieß Stück und vermuthet, daß es Shakspeare umgeschrieben oder doch dem seinigen zum Grunde gelegt habe. Aus der Novelle des Giovanni Fiorentino ist dagegen die alte Ballade von Gernutus, dem Juden zu Venedig, geflossen, welche Dr. Percy in seinen Reliques of ancient english poetry aufbewahrt und Eschenburg übersetzt hat,

wenigstens beruft sich die Romanze selbst auf eine italienische Quelle. Sie beschränkt sich auf die eine Begebenheit mit dem verschriebenen Pfund Fleisch und läßt Alles weg was sich auf die Liebshaft des Freundes bezieht, für welchen der Kaufmann das Geld aufgenommen hat. Das Alter dieser Ballade ist nicht mit Bestimmtheit auszumitteln; daß sie Shakspeare gekannt habe, schließt man aus dem schon hier vorkommenden Zuge mit dem Wege des Messers, welcher aber auch in der Sage vom Blaubart und vom armen Heinrich wiederkehrt und also volksmäßig war.

In dem zweiten Briefe Lessings an Eschenburg schreibt sich Ersterer die Entdeckung zu, daß Shakspeare aus dem Pecorone des Giovanni Fiorentino und dieser wieder aus den *Gestis Romanorum* geschöpft habe; ohne Zweifel hat Lessing beide Entdeckungen für sich gemacht, aber die Engländer waren ihm in der ersten schon zuvorgekommen. Zwar hatte unsere Vorgängerin in der Zusammenstellung der Quellen Shakspeares, *Mistress Arabella Lennox, Fieldings unholde Schwester*, in ihrem *Shakspeare illustrated, or the novels, on which the plays of Shakspeare are founded*, Lond. 1754. 3 voll. beides übersehen; aber schon 1755 erschien zu London eine kleine Schrift, welche die Quellen des Kaufmanns von Venedig zu liefern versprach und eine Uebersetzung der Novelle des Giovanni und der unter 3 mitgetheilten des Boccaccio enthielt. Die englischen Ausleger des Dichters, Farmer und Tyrwhitt, machten die zweite Entdeckung später als Lessing, aber unabhängig von ihm. Rückfichtlich der erstern versäumen sie nicht, auch hier wieder zu bemerken, daß eine Uebersetzung der Novelle des Giovanni zu Shakspeares Zeiten vorhanden gewesen und seitdem wieder verloren gegangen sein müsse, was ihnen Eschenburg leider nachschreibt. Indessen hat es nicht gelingen wollen, die Existenz einer solchen nachzuweisen. Außer der schon erwähnten Volksballade hat man keine Darstellung dieser Sage in englischer Sprache auffinden können als die, welche in dem alten Buche vorkommt, das den Titel führt: *The orator: handling a hundred several discourses, in form of declama-*

tions: some of the arguments being drawn from Titus Livius and other ancient Writers, Written in French by Alexander ilvayn and englished by L. P. London, printed by Adam Islip. 1596. Der Verfasser, der sich Lazarus Pyot nannte, hieß nach Ritson Anthony Mundy. Dieß Buch konnte Shakspeare bekannt sein, denn sein Schauspiel erschien erst zwei Jahre später 1598. Es enthält aber nur einen ganz kurzen Bericht des Hergangs und zwei Reden, worin erst der Jude und dann der Kaufmann ihr Recht vor dem zweiten Richter ausführen, wie denn der Zweck dieses Buches nur war, Beispiele praktischer Beredsamkeit aufzustellen und zu zeigen, wie man das Für und Wider bei jeder Sache auffinden müsse. Es scheint mir nicht, daß Shakspeare von einer dieser Reden Gebrauch gemacht habe.

Steigen wir nun zu den Quellen hinauf, woraus die Gesta Romanorum ihre oben erwähnte Erzählung schöpften, so müssen wir dabei zwei Begebenheiten unterscheiden, die schon hier verbunden sind. Nämlich zuerst den Rechtsstreit um das verschriebene Fleisch und dessen Entscheidung; zweitens das Verhältniß des Ritters zu der Kaiserin, oder bei Giovanni des Gianetto zu der Dame von Belmonte: beides sind selbständige, ursprünglich nicht zusammengehörige Sagen. M. Abel Gerichtshandel 1684 c. 39 kennt wie die Ballade nur den Rechtsstreit.

1) Ueber diesen Rechtsstreit um das Fleisch hat der englische Uebersetzer von Gregorio Letis Leben des Pabstes Sixtus des Fünften (Ellis Farnsworth, 1754) die Vermuthung aufgestellt, daß wohl ein historisches Ereigniß, welches Leti erzählt, unserer Sage zum Grunde liegen möge. Dieser berichtet nämlich einen ganz ähnlichen Vorfall, der sich bei Gelegenheit der Einnahme von St. Domingo in Hispaniola durch Drake (also im Jahre 1585) zwischen dem Kaufmann Paul Secchi und dem Juden Samsen Geneda zugetragen haben soll, doch so, daß hier die Rollen vertauscht sind und der Jude es ist, der ein Pfund seines Fleisches gegen tausend Kronen verwettet, wenn die Nachricht von jener Einnahme sich bestätiget. Aber bereits Percy hat bemerkt, daß das

eben citierte ältere Stück *The Jew* schon vor dem Jahre 1579 zur Aufführung gekommen ist, folglich jene jüngere Begebenheit in Rom auf die damals schon entwickelte Sage keinen Einfluß haben konnte. Für uns ist dieß um so gewisser als wir die beiden weit ältern Darstellungen derselben im *Pecorone* und den engl. *Gestis Rom.* kennen gelernt haben. Wenn dem *Veti* überhaupt zu trauen ist, was schon *Douce* I. p. 276 billig bezweifelt hat, so giengen jene Kaufleute, von welchen er erzählt, wohl von der Sage aus und lehrten die Wette absichtlich um.

Nach *Malones* Bericht kommt in einem Persischen Manuscript, das sich im Besitz des *Thomas Munro* befand, eine völlig übereinstimmende Erzählung von einem Juden und einem Muselman vor. Leider hat jenes Manuscript am Anfang und am Ende Lücken, so daß sein schwerlich hohes Alter *) nicht mit Gewißheit bestimmt werden konnte. Folgendes ist der verkürzte Inhalt dieser Erzählung:

In einer Stadt in *Syrien* wohnt ein armer Muselman neben einem reichen Juden. Jener bittet diesen um ein Darlehn von 100 *Dinaren* gegen einen Antheil an dem Gewinne. Der Muselman hat ein schönes Weib, das der Jude liebt und deshalb auf den Antrag eingeht, weil er ihn für eine glückliche Gelegenheit hält, seine Wünsche zu befriedigen. Der Muselman muß ihm aber einen Schein ausstellen, daß er das Geld binnen sechs Monaten zurückzahlen wolle, und wenn er nur einen Tag über diesen Zeitpunkt verstreichen laße, solle er ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden, gleichviel von welchem Theile. Der

*) Schon daß hier ein Jude mit einem Muselman den Vertrag schließt, weckt Verdacht gegen das Alter und deutet auf abendländischen Ursprung. In den *Gestis Romanorum*, der ältesten nachweisbaren Quelle der Erzählung, ist es ein Kaufmann schlechtweg, der das Geld einem Ritter leiht, und erst im *Pecorone* ein Jude. Auch verpfändet der Ritter all sein Fleisch.

Muselman begiebt sich nun mit dem entliehenen Gelde auf die Reise und macht so gute Geschäfte, daß er noch vor Ablauf der Frist die hundert Goldstücke durch einen zuverlässigen Boten dem Juden übersenden kann. Dieß Gold geräth aber in die Hände seiner bedürftigen Familie, welche es zu ihrem Unterhalt verwendet. Als der Muselman daher von der Reise zurückkehrt, verlangt der Jude die hundert Goldstücke und das Pfund Fleisch. Der erste Richter, vor den sie kommen, entscheidet für den Juden; da der Muselman hiegegen Einspruch thut, gehen sie vor einen andern und zuletzt vor einen dritten, welches der Cadi von Emessa war. Als dieser die Klage vernommen hat, befiehlt er ein scharfes Meßer herbeizubringen. Der Muselman erschrickt, aber nun wendet sich der Cadi zu dem Juden und befiehlt ihm, nicht mehr und nicht weniger als ein Pfund auszuschnneiden, widrigenfalls er es mit dem Leben entgelten müsse u. s. w.

Diese Erzählung, eine ähnliche in Gladwins *Persian Moonshes* st. 13., und eine dritte, ebenfalls orientalische, in dem *British magazine for 1800* p. 159, begründet bei den Engländern, z. B. Douce und Dunlop, die Meinung, daß unsere Sage orientalischen Ursprungs sein müsse. Allein dieser Schluß ist nicht bündig, denn auch der Occident hat vielfältig auf den Orient zurückgewirkt und die Sagen, die er von dorthin empfing, reichlich durch andere vergolten, die er dahin verpflanzte. Die Völker des Morgenlandes waren schon früh mit denen des Abendlandes durch Handel und Verkehr verbunden. Wie sollten sie nur ihre Waaren, nicht auch ihre Geschichten und Mythen ausgetauscht haben? Die innere Gestalt der Sage muß über ihre Abkunft entscheiden.

Die Brüder Grimm haben über den Ursprung unserer Sage zweierlei Vermuthungen ausgesprochen, von welchen die jüngere der ältern zu widersprechen scheint. In der Ausgabe des armen Heinrich (Berl. Realschulbuchhandl. 1815) heißt es S. 174: Der Jude habe wohl nach der ursprünglichen Sage Herzblut kaufen wollen, um sich von einer schmutzigen Krankheit zu

befreien, die nur so geheilt werden konnte. Hiernach würde die Sage mit denen vom armen Heinrich und vom Blaubart zusammenhängen, mit welchen sie überdieß, wie wir gesehen haben, das Meßerwezen gemein hat. Daß der arme Heinrich durch das Blut einer reinen Jungfrau vom Ausfaß geheilt werden sollte, ist bekannt; weniger daß die Brüder Grimm auch bei dem Blaubart die Absicht voraussetzen, sich durch das Blut seiner Weiber von der Krankheit zu befreien, die sein blauer Bart andeuten soll. Wenn ferner nach dem Volksglauben die Juden den Christenkindern nachstellen, um ihr Blut zu erlangen, wobei man freilich auch erst die Absicht, sich damit zu heilen, hinzudenken muß, so hat jene Vermuthung viel Ansprechendes um so mehr als wir nachweisen können, daß man noch zu Shakespeares Zeiten an einen solchen Gebrauch des erlausten Fleisches dachte. In der schon erwähnten 95sten Declamation des Buchs *The orator* (1596) führt der Jude in seiner Rede mancherlei Zwecke an, die er möglicherweise mit dem Fleische haben könne; unter Andern sagt er: *I might also say, that I have need of this flesh to cure a friend of mine of a certaine malady (Mißelsucht oder Ausfaß), which is otherwise incurable. Allein wenn es auch nahe lag, an eine solche Bestimmung des Fleisches zu denken, so ist doch der Grund der Sage wohl tiefer zu suchen: höchstens möchte dieser Nebengedanke die Wirkung gehabt haben, daß man einem Juden das Gelüste nach dem Christenfleische zuschrieb, weil man bei dieser Nation solche schmutzige Krankheiten am ehesten voraussetzte, wie sie es denn auch gewesen sein mag, welche den Ausfaß im Abendlande verbreitete.*) Aber eben so gut können dieß andre Gründe bewirkt haben, z. B. der den Juden Schuld gegebene* **Enghaß, zu welchem ein so graujames Gelüste nach dem Fleische** **Wischen Kaufmanns wohl stimmte. Nicht in allen Gestal-**

Im dem Volksbuch von der Hirlanda giebt ein Jude dem König den Rath, sich durch das Blut eines neugebornen Kindes.

tungen der Sage ist es auch ein Jude, der diese Bedingung stellt: wir haben gesehen, daß in der ältesten Darstellung dieser Sage in den Gest. Rom. ein christlicher Kaufmann mit einem Ritter den Vertrag eingeht.

Eine andere Ansicht findet sich in Jacob Grimms deutschen Rechtsalterth. S. 616. Nach dem römischen Gesetz der zwölf Tafeln hatte bekanntlich der Gläubiger das Recht, den ihm zugesprochenen Schuldner (*addictus*), wenn nach Verlauf von sechszig Tagen und dreimaligem Ausruf der Schuld keine Zahlung beschafft wurde, zu tödten oder jenseits der Tiber zu verkaufen (*postea de capite addicti poenas sumito aut si volet uls Tiberim venum dato.*) War er mehreren Gläubigern zugesprochen, so durften sie ihn nach dem Uncialverhältniß ihrer Schuld zerschneiden ohne daß sie, wie Sphloch, eine Strafe zu fürchten hatten, wenn sie dieß Maß nicht genau beobachteten. (*Si pluribus addictus sit, partes secanto, si plus minusve secuerint se (sine) frande esto.* Vgl. Niebuhrs Röm. Gesch., erste Aufl., II. S. 314.) „Diesem grausamen Recht,“ meint nun Grimm, „begegneten alte, bis ins Mittelalter fortgepflanzte, aber so verschieden davon gestaltete Sagen, daß sie nothwendig aus anderer Quelle hergefloßen sein müssen.“ Weil nämlich die zwölf Tafeln die *sectio corporis* ohne vorgängige Stipulation, und nur für den Fall mehrerer Gläubiger gestatten und das Mehr- oder Minderhauen für unsträflich erklären, glaubt Grimm dem deutschen Recht, welches auch dem einzelnen Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners gestattete, einen Einfluß auf die Ausbildung der Sage beilegen zu müssen. Allein das Röm. Recht gab ja jedem einzelnen Gläubiger Recht über Tod und Leben des Schuldners, folglich durfte er ihn auch verstümmeln: das deutsche Recht, welches dieß ausdrücklich bestimmte, weicht also hierin vom römischen nicht ab. Daß ferner die *sectio corporis* in unserer Sage nur nach ausdrücklicher Stipulation geschieht, ist natürlich, weil das alte gemeine Recht, zu der Zeit, wo die Sage auftritt, schon vergessen war und es daher der Annahme eines besondern Abkommens be-

durfte, um es in seiner ganzen Strenge wieder zu erwecken. Doch konnte ein solches Abkommen auch zur Zeit der zwölf Tafeln getroffen werden. Wenn endlich in der Sage das Mehr- oder Minderhauen sträflich wird, so macht sich hier eine spätere, mildere Rechtsansicht gegen das alte strenge Recht geltend.

Hier erst nähern wir uns dem Verständniß der Sage. Sie ist eine rechtshistorische und stellt den Sieg der *Aequitas* über das *Jus strictum*, also den wesentlichen Inhalt der ganzen Röm. Rechtsgeschichte dar. Diese *Aequitas*, das mildere Rechtsprincip, beruht hier auf dem Grundsatz, daß Menschenblut nicht vergossen werden darf, welche Rücksicht das *jus strictum*, das dem Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners erlaubte, mit beispielloser Grausamkeit vernachlässigt hatte. Dieses alte, strenge Recht fordert der Gläubiger, hier der Jude, der mit der Starrheit, die seiner Nation eigen ist, seinen Schein will. Der Richter kann auch das strenge Recht nicht beugen: ihm soll werden was der Schein besagt, jedoch nicht mehr nicht minder. Hier wird seiner Starrheit eine andere Starrheit entgegengesetzt: er will keine *Aequitas* gelten lassen und verlangt sein *jus strictum*: der Richter bindet ihn aber an ein *jus strictissimum* und zwar zu Gunsten dieser *Aequitas*, welche sich wie jedes jüngere Rechtsprincip in Form einer *Exceptio* geltend macht, die den Inhalt des alten Rechts vernichtet ohne es formell aufzuheben. Wirklich wird auch das alte Recht, in der dem Juden erteilten Erlaubniß so viel zu schneiden als der Schein besagt der Form nach erhalten, während die *Exceptio*: Jedoch nicht mehr und nicht minder seinen ganzen Inhalt absorbiert und zugleich den Sieg der *Aequitas* und des Menschenrechts entscheidet.

Man wird mir ohne Zweifel einwenden, dem alten Recht geschehe hienach allerdings Gewalt, indem die ausdrückliche Clausel der zwölf Tafeln: *si plus minusve secuerint, se fraude esto*, vom Prätor unbeachtet bleibe, wenn er dem Beklagten eine solche *Exceptio* erteile. Allein der Prätor konnte diese Clausel umgehen, wenn er statt der *Exceptio* nicht mehr und nicht

minder die gab, welche bei Shakspeare zuerst und in den Gestis allein vorkommt; jedoch ohne Blutvergießen. Auch nahm die Sage jene Clausel der zwölf Tafeln in den dem Juden ausgestellten Schein, der das strenge Recht repräsentiert, nicht auf, sondern stellte beide Principien in ihrer Ganzheit einander gegenüber. Denn im Grunde war jene Clausel dem Geiste des strengen Rechts nicht gemäß, welches vielmehr jeden Gläubiger genau auf das Uncialverhältniß der Schuld hätte beschränken müssen. Nur zum Vortheil der Ausführbarkeit war diese Clausel dem Gesetz angehängt. Wer mit der römischen Rechtsgeschichte ein wenig vertraut ist, wird gestehen müssen, daß die Sage den Entwicklungsgang des römischen Rechts aus dem Gegensatz des strengern und mildern Principis an einem einzelnen Vorgang sehr anschaulich darstellt. Daß dieser Vorgang sich eben auf das Recht der Schuldnachlässigkeit bezieht, ist nicht bedeutungslos, indem wohl keine Bestimmung der zwölf Tafeln empörender und unmenschlicher war als diese. Eben hiedurch eignete sie sich dazu, das gesamte strenge Recht in der Sage zu repräsentiren.

Wegen dieses Bezugs auf die römische Rechtsgeschichte, den die innere Gestalt der Sage kund giebt, können wir weder an einen orientalischen Ursprung derselben glauben, noch mit Grimm ein einheimisches deutsches Volksmärchen in ihr erkennen. Im deutschen Recht würde das alte strenge Recht auch nicht einmal formell beibehalten, sondern von einem andern *jus strictum* verdrängt worden sein. Der Richter hätte also zu dem Juden nicht gesagt: Schneide, aber hüte dich kein Blut zu vergießen, sondern: Der Schein ist ungültig, schneide nicht, sonst kostet es dein Leben. In jenen Worten des römischen Prätors liegt aber der ganze Sinn und Witz der Sage.

Auch können wir das *Factum* nicht zugestehen, worauf Grimm sich stützt, daß nämlich die Sage zuerst in Deutschland und der Lombardei auftauche. Die *Gesta Rom.*, welche sie zuerst darstellen, gehören dem südlichen Frankreich an, wo sie, wie Grimm selbst (*Kinder- und Hausmärchen* III. 371) berichtet und Douce

ohne zureichende Gründe bestreitet, um das Jahr 1340 von Bercheur aus Poitou verfaßt wurden. *) Zwar bemerkt Grimm (R. A. S. 616 Note **), daß der lateinische Text diese Erzählung nicht enthalte; allein bekanntlich weichen die Ausgaben sowie die Handschriften sehr von einander ab und da die Geschichte in den deutschen und englischen Uebersetzungen vorkommt, so möchte sie sich wohl auch im lateinischen Original finden. Dieß versichert auch Lessing in dem schon erwähnten zweiten Brief an Eschenburg, ja Tyrwhitt hat sich einer alten lateinischen Handschrift (MS. Harl. n. 2270) bedient, die er als die vollständigste rühmt, die er je gesehen habe, in welcher Cap. 48 diese Erzählung enthielt, aus der er mehrere Stellen wörtlich anführt. Auch das Exemplar, dessen sich Douce in seiner Dissertation über die Gesta Rom. bediente, muß die Geschichte enthalten haben. (Vgl. Illustrations of Shakspeare II. p. 385 cf. I. p. 281.) Freilich könnte dieß Capitel aus dem Deutschen übersetzt und ein Zusatz eines spätern deutschen Bearbeiters der Sammlung sein; wer aber bürgt dafür, daß diesem deutschen Text nicht wieder ein lateinisches Original zum Grunde lag? **) Doch was hier die zwölf Tafeln verordneten war wohl auf einer frühern Culturstufe allgemein gültiges Recht.

Für unsere Ansicht, daß die Sage eine alte Rechtsanekdote enthalte, freilich eine der vielsagendsten und inhaltreichsten, die es

*) Ernst Dronke Beiträge zur Bibliographie und Literaturgesch. I. G. p. 114 ff. hält mit Douce und John Dunlop Hist. of fiction Edinb. 1826 2 160—181 den Verfasser für einen Deutschen, und zwar weil die jüngsten der von dem Verfasser bearbeiteten Sagen deutschen Ursprungs sind und in Deutschland spielen. Vgl. Gräze Uebersetzung dritter Anhang.

**) Schon Douce I. p. 290 wäre geneigt, den Rechtsstreit über das verschriebene Fleisch aus dem Gesetz der zwölf Tafeln herzuleiten, wenn er nicht schon in orientalischen Erzählungen vorkäme. Uebrigens findet man bei Douce p. 279 ein langes Verzeichniß von Stellen, worin dieses Rechtsstreits gedacht wird.

geben mag, spricht auch die Gestaltung der Fabel in dem alten zu Bamberg 1493 gedruckten Meistergesang von Kaiser Karls Recht, dessen Inhalt Docen im altd. Museum II. S. 279—283 berichtet:

„Ein reicher Kaufmann hinterließ seinem Sohn sein ganzes Vermögen, das dieser im ersten Jahre verschwendet. Nun borgt er tausend Gulden von einem Juden, um sein Glück außer Landes zu versuchen. Die Bedingung ist die bekannte. Mit großem Gewinn kehrt er zurück, findet aber den Juden nicht daheim und versäumt so die Frist; wenigstens behauptet der Jude, er habe den Contract nicht erfüllt, weil das Ziel verstrichen sei. Sie beschließen zum Kaiser Karl (doch wohl dem Großen) zu reiten, damit dieser den Zwist entscheide. Unterwegs schläft der Kaufmann auf dem Pferde ein und reitet ein Kind zum Tode, das ihm unvorsichtig in den Weg lief. Der Vater desselben schreit ihn für den Mörder an und folgt nun, sein Recht geltend zu machen, den Reisenden an den Hof des Kaisers. Hier wird der Kaufmann festgenommen, fällt aber durch ein neues unverschuldetes Unglück aus dem Fenster und tödtet einen alten Ritter, der unten auf einer Bank saß. Auch der Sohn dieses Ritters tritt jetzt als Kläger wider den Kaufmann auf und der Kaiser hat nun drei Rechtshändel zugleich zu schlichten. Den Streit mit dem Juden entscheidet er auf die bekannte Weise; den Anspruch wegen des überrittenen Kindes beseitigt er weniger befriedigend:

„Leg ihn zu deinem Weibe,

Daß er ein ander Kind dir macht“ —

„Nein,“ sprach der Mann, „das Kind laß ich eh fahren.“ —

Dem Sohn des alten Ritters aber rath er, um auf die genuthuendste Art seinen Vater zu rächen, solle er auf das Zimmer gehen; den Beklagten werde man unten auf die Bank hinsehen: er möge dann aus dem Fenster ihn gleichfalls zu Tode fallen. Aber der Ritter fürchtet, er möchte daneben fallen und läßt die Sache bewenden.“ Hier sind also noch einige andere Rechtsanekdoten hinzugefügt, die aber jener an Tiefe weit nachstehen. Die letzte derselben ist ein noch jetzt im Volke gangbarer Scherz gegen

das jus talionis, der auch in Bidermanns Utopia, Dilingae 1691. p. 310 begegnet.

Vorstehendes ward aus der ersten Auflage unverändert wiederholt, um Andersmeinenden wie Bensley (Pantschatantra I. 392 ff.), der unsern Versuch, den Ursprung dieser Sage zu erklären, höchst unwahrscheinlich gefunden hat, den Gegenstand ihrer Angriffe nicht zu entziehen. Worin die Unwahrscheinlichkeit liege sagt Bensley nicht, vermuthlich eben darin, daß es eine Rechts- sage sein soll, die bis auf die zwölf Tafeln zurückdatiert, während er sie aus einem orientalischen Opfergebrauch ableiten will. „Der buddhistische Ursprung dieses Märchens konnte weder Grimm noch Simrod zu der Zeit, als sie ihre Untersuchungen führten, bekannt sein, und ich möchte fast glauben, daß, wenn dieß der Fall gewesen wäre, sie ebenso wie ich geurtheilt haben würden.“ So weit ich hier im Spiele bin, so gestehe ich jetzt gerne zu, daß die Sage nicht gerade in Rom entstanden sein muß: sie konnte auf der Kulturstufe, wo sich der Gläubiger wie nach dem Zwölftafelgesetz an Fleisch und Leben des Schuldners halten durfte, überall, also auch im Orient entstehen; davon aber, daß es eine Rechts- sage ist, die hier vorliegt, brauch ich um so weniger abzugehen als die von Bensley angeführten buddhistischen Märchen den Charakter der Rechts- sagen, wie sich der Leser überzeugen wird, gleichfalls unzweifelhaft an sich tragen. Was aber den von Bensley behaupteten mythischen oder eigentlich gottesdienstlichen Ursprung betrifft, so gestehe ich meinerseits, daß dieser mir nicht wahrscheinlich ist. Jene buddhistische Selbstaufopferung, die sich das Fleisch stückweise vom Leibe schneidet, dieses „Fleischabwägen, gewissermaßen Bezahlen mit abgeschnittenem und zugewogenem Fleisch, während der prüfende Gott wie ein hartherziger Gläubiger daneben steht,“ hat allerdings etwas Abscheuliches, Abstoßendes, und es mag dem wohl verziehen werden, der hierin den Ursprung unserer Sage zu finden Bedenken trägt. Auch war in Sphyloa oder dem Juden der Novelle von der ursprünglichen Gottesnatur des Gläubigers gar wenig übrig geblieben. Im Grunde hat aber auch jene Selbst-

opferung mit Schuldverhältnissen nichts zu schaffen: der Gott ist kein Gläubiger, er fordert das Opfer nicht, es wird ihm freiwillig dargebracht: eher wird er selbst dadurch dem Opferer gegenüber zum Schuldner, wenn einmal durchaus dabei von Rechtsverhältnissen die Rede sein soll.

Aber Bensley beruft sich auf ein buddhistisches Märchen, das er in verschiedenen Fassungen mittheilt, die wir betrachten müssen, weil sie dem oben besprochenen Meistergesang von Kaiser Karls Recht verwandt sind, und dessen Herkunft darthun sollen. Die tibetanische Gestalt dieses Märchens lautet nach Bensley a. a. O. S. 394 wie folgt:

Ein ganz armer Brahmane, der nichts zu essen hat, borgt sich von einem Hausbesitzer ein Kind. Als er es zurückführt, ist der Eigenthümer mit Ehen beschäftigt; er führt es daher in den Hof. Das Kind geht aber zum andern Thor wieder hinaus und verläuft sich. Der Hausbesitzer verlangt es nun von dem Entleiher zurück, und da dieser es nicht schaffen kann, geht er mit ihm vor Gericht zu dem König. Unterwegs begegnen sie einem Manne, dem eine Stute entlaufen ist: dieser ruft dem Brahmanen zu, sie zurückzutreiben. Er wirft einen Stein nach ihr, der ihr ein Bein zerschmettert. Der Eigenthümer fordert nun die Stute von ihm und geht ebenfalls mit ihm, ihn zu verklagen. Auf dem weitem Wege will der Brahmane fliehen, er springt auf eine Mauer, auf deren anderer Seite ein Weber mit Weben beschäftigt ist; er schlägt auf ihn und erschlägt ihn; dessen Frau fordert von ihm ihren Mann zurück und geht ebenfalls mit ihm vor Gericht. Auf dem Wege kommen sie durch einen Fluß; durch diesen kommt ihnen ein Holzhauer mit einem kleinen Beile im Munde entgegen. Der Brahmane fragt ihn: Wie tief ist das Wasser? Jener antwortet: Das Wasser ist tief. Dabei fällt ihm das Beil aus dem Munde ins Wasser: er fordert dieß nun von dem Frager und geht ebenfalls mit, um ihn zu verklagen. Der Brahmane ist müde und geht in eine Weinschenke, um sich zu erquiden. Die Weinverkäuferin hat einen Sohn geboren.

Während dieser mit Kleidern zugebedt schläft, setzt sich der Brahmane auf ihn, wodurch er stirbt. Die Mutter fordert ihren Sohn zurück und geht ebenfalls mit vor Gericht. Während sie sämtlich weiter gehen, kommen sie an einen Ort, wo ein Rabe auf einem Baume sitzt. Als dieser den Brahmanen erblickt, ruft er ihm zu: Wo gehst du hin? Der Brahmane antwortet: Ich gehe nicht freiwillig, diese führen mich zu dem König. Da antwortete der Rabe: Ueberbring ihm von mir die Botschaft: Wenn ich auf einem andern Baume sitze, ist meine Stimme übellautend; sitz ich aber auf diesem, so wird meine Stimme wunderbar schön. Wie ist das? Weiter finden sie eine Schlange; auch sie trägt ihm eine Botschaft an den König auf: Wenn ich aus meinem Loch krieche, befind ich mich wohl; kriech ich aber wieder hinein, so macht es mir Qual. Woher kommt das? Weiter treffen sie ein junges Weib; auch dieses giebt eine Frage mit: Wenn ich in meiner Eltern Hause bin, verlangt es mich nach dem Hause meines Schwiegervaters; bin ich aber im Hause meines Schwiegervaters, so hab ich Verlangen nach dem der Eltern. Sie kommen nun zum Könige. Dieser entscheidet in Bezug auf das Kind: Da der Brahmane, als er das Kind zurückbrachte, dieses dem Eigenthümer nicht gesagt hat, so soll ihm die Zunge ausgeschnitten; dem Eigenthümer aber, da er es sah und nicht angebunden hat, soll ein Auge ausgestochen werden. Der Eigenthümer sagte: Erst hat mich der Brahmane um mein Kind gebracht, und jetzt soll mir noch ein Auge ausgestochen werden! Lieber mag er den Proceß gewinnen. Das Urtheil bezüglich der Stute lautet: „Weil der Eigenthümer gerufen hat: Treib die Stute her! soll ihm die Zunge ausgeschnitten; weil der Brahmane mit einem Steine warf, soll ihm die Hand abgehauen werden.“ Natürlich steht auch hier der Eigenthümer von seinem Proceße ab. Bezüglich des Beils entscheidet der weise König: Weil der Holzarbeiter Gegenstände, die sonst auf der Schulter getragen werden, im Munde getragen hat, sollen ihm zwei Schneidezähne ausgebrochen; dem Brahmanen aber, weil er gefragt hat, soll die Zunge ausgeschnitten

werden. Auch dieser läßt sein Beil fahren. Bezüglich des getödteten Kindes lautet der Spruch: Die Frau hat gefehlt, daß sie das Kind so verhüllt hat, daß man es nicht sehen konnte, der Brahmane aber, weil er sich gesetzt hat ohne zu untersuchen. Das Urtheil ist demnach: er soll ihr Mann werden und ihr ein anderes Kind zeugen. Die Frau spricht: „Nicht genug, daß er mein Kind getödtet hat, nun soll er gar mein Mann werden: lieber mag er gewinnen.“ Bezüglich des getödteten Webers entscheidet der König ganz analog, daß er die Wittwe heirathen soll; doch verweigert auch sie sich diesem Urtheil zu unterwerfen. — Die Antworten auf die Räthselfragen lauten bezüglich des Raben: Weil unter dem Baume, auf dem seine Stimme wohlklingt, Gold sei; bezüglich der Schlange: „Weil sie beim Auskriechen nicht erhitzt und hungrig sei, beim Einkriechen aber dickegefressen und von den Angriffen der Vögel erhitzt,“ bezüglich des Weibes: „In dem Hause der Eltern habe sie einen Freund, deshalb sehne sie sich dahin; wenn sie aber dort des Freundes überdrüssig geworden, so sehne sie sich nach ihrem Mann: er rath ihr den einen Aufenthaltsort aufzugeben und sich an den andern zu halten, so werde sie die Qual los werden.“

Hierzu bemerke ich zunächst, daß die „Räthselfragen“ zu der Geschichte, die wieder deutlich Rechtsfrage ist, nicht gehören; sie wurden aus einem andern Märchen nur angefügt, weil doch einmal Entscheidungen einzuholen waren. Dieses andere Märchen ist in Deutschland wohlbekannt und geht in vielfachen Gestalten um. Bei Saxo ist es *Utgarthilocus*, bei Grimm *RHM.* bald der Teufel (Nr. 29), bald der Vogel Greif (Nr. 165), in meinen Deutschen Märchen Nr. 5 gar der Pabst, der die mitgegebenen oder von Mitziehenden vorgelegten Fragen beantworten soll. Ob die deutschen oder die orientalischen Fassungen, welche Bensley S. 305 bespricht, älter seien, darf nicht nach der Voraussetzung, daß alle Geschichten aus dem Orient stammten, sondern nach ihrer innern Structur beantwortet werden. Nun aber ergiebt die Vergleichung der deutschen Märchen solchen Inhalts, daß diese Fragen (*oracula expetenda* bei

Sago s. oben S. 126 und Handbuch der d. Myth. S. 248) in der Unterwelt ihre Lösung finden sollten, was zu der Vermuthung berechtigt, daß der König, welcher hier sowohl richtet als Fragen beantwortet, wohl einmal als Unterweltsgott oder Todtenrichter gedacht war. Die deutsche Fassung, die mit Thors Herabsteigen in die Unterwelt zusammenhängt, wie sich Handb. a. a. O. S. 249 ergibt, hat also hier das Alterthümlichere bewahrt, auch darin, daß statt des Todtenschiffers ein Riese wie Christophorus über den Todtenfluß trägt, was auf eine frühere Culturstufe vor Erfindung der Schifffahrt deutet. Diese Beachtung der Culturstufen und die Erkenntniß, daß in den Märchen der Völker Glauben und Sitten der fernsten Urzeit Spuren hinterlassen haben, scheint mir wichtiger als die Frage nach abendländischem oder morgenländischem Ursprung, zumal sich letzterer gewissermaßen von selbst versteht.

2) Die mongolisch-russische Fassung des Märchens (Benfey 398) ist folgende: Es waren zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Letzterer bat erstern, ihm sein Pferd zu leihen, um damit Holz aus dem Walde zu führen. Der Reiche wollte anfänglich nicht daran, endlich aber gab er es ihm; doch schlug er ihm das Geschirr dazu ab. Dem Armen blieb nichts übrig als den Schlitten an den Schweif des Pferdes zu binden, und so fuhr er in den Wald. Er lud so viel Holz auf, daß es das Pferd kaum fortschleppen konnte; indessen kam er damit glücklich nach Hause. Als aber das Pferd mit dem Fuder über die hohe Schwelle am Thorweg setzen wollte, riß es sich den Schwanz aus. Mit diesem Pferde ohne Schweif kam er jetzt zu seinem Bruder. Er bat ihn auf den Knien darüber nicht böse zu sein; das half nichts. Jener gerieth in Zorn und verklagte ihn bei dem Richter Schemala. Dahin eilte der Beklagte, damit man nicht nach ihm schiden möchte, denn er hatte nicht einmal so viel, daß er die Gerichtshoten hätte bezahlen können. Unterwegs zu dem Richter mußten die Entzweiten in einer kleinen Stadt übernachten. Sie trafen von Ohn- gefähr in dem Hause eines wohlhabenden Mannes im Nachtquar-

tier zusammen. Der Wirth setzte sich mit dem reichen Bruder an den Tisch, aß, trank und war fröhlich mit ihm; von dem armen nahm er keine Notiz. Dieser stieg mit schwerem Herzen und leichtem Magen auf die Schlafbank über dem Ofen. Von da schielte er hinab, kam aber dem Rand zu nah und fiel hinunter. Zum Unglück stand darunter die Wiege, worin ein kleines Kind lag: dieß erdrückte er. Sogleich machte sich der um sein Kind gebrachte Wirth mit auf den Weg, um den Mörder bei Schemäka zu verklagen. Gleich vor der Stadt war eine hohe Brücke: der Arme sah jetzt voraus, daß ihn Schemäka zum Tode verurtheilen werde: dem zuvorzukommen stürzte er sich von der Brücke herab. Gerade da führte unten ein Sohn seinen kranken Vater vorbei in die Badstube. Der Arme fiel auf den Kranken und zerquetschte ihn. Nun gesellte sich der vaterlose Sohn ebenfalls zu den Klägern. Jetzt traten alle zusammen vor den Richter. Zuerst sprach der reiche Bruder und trug den Fall mit dem Pferde vor, das den Schweiß verloren hatte. Der Beklagte stand hinter ihm und hob, daß es Schemäka wohl sehen konnte, ein Tuch, worin ein großer Stein lag, in die Höhe. Dieser meinte, daß darin ein hübsches Sümmdchen liegen möchte, welches ihm zugebracht wäre. Er entschied daher, Beklagter solle das Pferd behalten und gebrauchen, und nicht eher an Kläger zurückgeben bis ihm der Schweiß wieder gewachsen sei. Nun zeigte der Vater den Mord seines geliebten Kindes an. Beklagter hob wieder sein Tuch; Zulage, Zulage, dachte Schemäka und urtheilte von Rechtswegen: Beklagter soll so lange mit der Mutter des erdrückten Kindes zusammenseben bis er ihr wieder ein Kind an Stelle des verlorenen gezeugt hat. Zuletzt trat der seines Vaters beraubte Sohn auf. Das Tuch blißte in Schemäkas Augen. Er erkannte für Recht: Beklagter solle sich an den Ort stellen, wo der Zerquetschte lag, als er auf ihn fiel; Kläger müsse sich von der Brücke herab auf ihn stürzen und ihn dabei billigerweise wieder erdrücken. Nach geschlichtetem Proceß zeigte der arme Bruder dem reichen an, er werde also das Pferd vor der Hand behalten. Der reiche wollte

es nicht gerne missen und gab ihm dafür fünf Rubel, sechs Schef-
 fel Korn und eine milchgebende Ziege. Dabei wurden sie wieder
 Freunde auf Lebenslang. Bei dem Vater des erdrückten Kindes
 bestand Beklagter nicht weniger auf der Sentenz. Es wollte jedoch
 dem Manne gar nicht in den Kopf, daß er seine Frau einem
 Andern zum Kinderzeugen hingeben sollte. Er bot daher funfzig
 Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit einem Füllen
 und zehn Scheffel Getreide zum Aequivalent. Der Handel ward
 richtig. Nun kam er zu dem Sohne, der durch ihn seinen Vater
 verloren, und lud ihn höflichst ein, sich von der Brücke auf ihn
 herabzustürzen. Dieser hatte doch eine Besorgniß, ob er auch
 gerade auf den Mörder fallen und ob nicht gar dieser Schelm
 auf die Seite springen würde. Er suchte sich also durch zwei-
 hundert Rubel, ein Pferd und acht Scheffel Getreide mit ihm ab-
 zufinden, womit beide Theile höchst zufrieden auseinander giengen.
 Damit war aber Schemäkas Rechnung noch nicht geschlossen. Er
 schickte seinen Bedienten zu dem, den seine wohlwollende Billigkeit
 losgesprochen hatte, und ließ ihn um dreihundert Rubel ersuchen.
 Hätte mich der Herr Richter nicht losgesprochen, erklärte dieser, so
 wäre ihm der Stein im Luche an den Kopf geflogen. Nun so sei
 Gott gelobt, sagte Schemäka, daß ich mich so klug aus der Sache zog.

Hiezu bemerkte ich: Theile dieses Märchens sind auch in
 Deutschland bekannt. Als in Bonn das Eckhaus von Brücke und
 Markt, das vor dem jetzigen Bachschen an dieser Stelle stand,
 gebaut wurde, geschah es, daß der Schieferdecker vom Dache fiel
 und einen Vorübergehenden erschlug, selber aber unbeschädigt blieb.
 Die Kinder des Erschlagenen erhoben nun Klage gegen den Un-
 versehrten, und verlangten, daß er ihnen den Nährvater ersetze.
 Die Sache kam zum Proceß und gieng durch mehrere Instanzen
 bis in letzter der Kurfürst entschied, die Kläger sollten sich auf das
 Dach setzen und Beklagter unten stehen und dann Kläger den
 Beklagten von oben herab zu Tode stürzen. Kläger wollten aber
 von dem zuerkannten Rechte keinen Gebrauch machen und so gieng
 Beklagter frei aus.

Eine Rechtsfrage, die mit der Russischen noch mehr gemein hat, steht in meinen Deutschen Märchen, Stuttg. 1864 S. 322. Dieses Märchen ist in der Gegend um den Tomberg aufgeschrieben. Allerdings scheint es modernisiert; doch würde es sich vielleicht aus dem Munde anderer Erzähler in älterer Gestalt antreffen lassen. Die Brücke, von der Beklagter sich nicht herabstürzt, sondern herabfällt, muß man sich ohne Lehne denken. Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher. Da gieng der arme zu dem reichen und bat, damit er sein Feld umackern könne, ihm doch ein Pferd zu leihen. Der reiche ließ ihm das Pferd, gab ihm aber kein Geschirre dazu. Da band der arme den Pflug an des Pferdes Schweif; als er aber einigemal auf und abgepflügt hatte, gieng dem Pferde der Schweif aus. Er brachte es seinem Bruder wieder; dieser wollte es aber nicht annehmen, sondern verlangte ein anderes von gleichem Werthe dafür. Wenn er ihm das nicht schaffe, werde er ihn verklagen. Der arme Mann gieng traurig hinweg und kam an ein Wirthshaus. Er hatte Hunger, aber kein Geld; indes zog ihn der Geruch der Speisen so stark an, daß er hinein gieng, sich daran zu laben. Als er in die Wirthsstube kam, stürzte er vor Erschöpfung nieder und fiel des Wirthes Kind, das am Boden spielte, zu Tode. Der Wirth drohte ihn deshalb zu verklagen. Traurig und mit leerem Magen verließ der arme Mann das Haus. Sein Weg führte ihn über eine Brücke, unter welcher zwei Fischer, Vater und Sohn, ihre Neze auswarfen. Indem er ihnen zusah, sank er von Neuem in Ohnmacht, fiel von der Brücke herab und schlug den alten Mann zu Tode. Sogleich gieng der Sohn und verklagte ihn. Als er nun vor Gericht kam, nahm er drei Tücher und band in jedes einen Stein. Als die erste Sache zur Verhandlung kam, und der Richter ihn fragte, was er auf seines Bruders Klage zu erwidern hätte, zeigte er dem Richter das erste Tuch und erzählte dann wie es gekommen sei, daß er den Pflug dem Pferde an den Schwanz gebunden hatte. Der Richter meinte, der Verklagte habe ihm einen Beutel Geld gezeigt: da entschied er den Handel dahin, der reiche Bruder solle dem armen das

Pferd so lange leihen bis ihm der Schwanz wieder gewachsen wäre. Als er von wegen des Kindes verhört wurde, zeigte er dem Richter das andere Tuch und erzählte, wie er vor Hunger umgefallen sei und das Kind erschlagen habe. Da entschied der Richter, der Wirth solle ihn in die Koft nehmen, damit er nicht wieder vor Hunger umfalle. Nun kam die Sache wegen des alten Fischers an die Reihe. Da zeigte er dem Richter das dritte Tuch und erzählte, wie er ohnmächtig von der Brücke gefallen sei, und den alten Fischer erschlagen habe. Da fiel das Urtheil dahin aus, der Verklagte habe sich unter die Brücke in den Rachen zu legen und der Sohn des Fischers möge ihn dann von der Brücke zu Tode fallen. Als die Sitzung aufgehoben war, rief der Richter den Armen bei Seite und verlangte das Geld, das er ihm gezeigt hatte. Da band er die Tücher auf und zeigte, daß kein Geld darin sei, sondern ein Stein. Da fragte der Richter, ob er ihm denn habe drohen wollen, ihn mit dem Steine zu werfen, wenn er nicht zu seinen Gunsten entschiede. Nein, sagte der Arme; aber er leide seit einiger Zeit am Stein und da hätte er nur sein Mitleid in Anspruch nehmen wollen. Der Richter lachte und ließ ihn nach Hause gehen.

3) In den bisher betrachteten Märchen kam der Rechtshandel mit dem Juden wegen des verschriebenen Fleisches noch nicht vor; wir finden ihn aber eingereiht in einem erst neuerdings aufgezeichneten mohamedanisch-indischen Märchen, das Bensley a. a. O. S. 402 mittheilt. Ein Soldat borgt von einem Juden Geld und verschreibt ihm ein Pfund Fleisch. Als er nicht bezahlen kann, will ihn der Jude vor Gericht schleppen; doch er entflieht. Auf der Flucht begegnet ihm eine schwangere Frau, welche er umstößt, so daß sie eine Fehlgeburt macht; weiter trifft er einen Reiter; er giebt dem Pferde einen Stoß, so daß es ein Auge verliert; er flieht weiter und springt in einen Steinbruch; da stürzt er auf einen Mann, den er dadurch tödtet. Der Jude, der Vetter der Frau, der Reiter und der Sohn des Getödteten führen ihn nun zu dem Richter. Vor dessen Hause sieht er einen

alten, gegen das Gesetz des Islam betrunkenen Mann, und einen Menschen lebendig begraben. Der Richter entscheidet nun gegen den Juden in der uns bekannten Weise, in Bezug auf die Frau wie im Tibetanischen und Russischen; was den Reiter betrifft, so fordert dieser die Hälfte des Werths seines Pferdes, welchen er zu 200 Goldstücken angiebt: der Richter entscheidet, daß das Pferd in der Mitte durchgefägt werden soll; den unverletzten Theil solle der Kläger behalten, den verletzten dagegen der Verklagte nehmen und dafür die Hälfte des angegebenen Werths, 100 Goldstücke, zahlen. In Bezug auf den Sohn urtheilt er wie im Tibetanischen und Russischen. Alle stehen natürlich von der Verfolgung ihres Rechts ab, müssen aber eine Buße bezahlen. Nach Beendigung des Proceßverfahrens fragt der Verklagte den Richter wegen der beiden auffallenden Erscheinungen vor seiner Thür. Der Richter erklärt ihm, daß der betrunkene Alte als Vorkoster gebraucht sei, weil die geistigen Getränke oft mit Giften versetzt seien; was den lebendig Begrabenen betreffe, so hatten früher zwei Zeugen bezeugt, daß er gestorben sei, jetzt sei er trotzdem zurückgekehrt; durch die Zeugenaussagen stelle sich jedoch heraus, daß er wirklich gestorben sei, und es könne also der Zurückgekehrte nicht der wirkliche sein, sondern nur ein Geist: um allen Streit zu schlichten, habe er daher befohlen, ihn zu begraben.

Hiezu bemerke ich: Die beiden Zusätze, den Betrunkenen und den lebendig Begrabenen betreffend, sind ganz schlecht: sie wollen den Richter nur lächerlich machen, dessen Entscheidungen doch, wie die Vergleichung ergiebt, nur scheinbar lächerlich sein, im Erfolge aber den vernünftigen Rechtszustand herstellen sollen; nur muß man hier wie auch im mongolisch-russischen hinwegdenken was im Orient erst hinzukommt, in Deutschland unbekannt ist, daß das ersrittene Recht des Klägers wie eine Pflicht behandelt wird, von der er sich erst loskaufen muß, wodurch denn zuletzt der Verklagte, der doch aus Unvorsichtigkeit Viele getödtet hat, zuletzt noch gar zum reichen Manne wird. Was aber den lebendig Begrabenen anbetrifft, so könnte sich hier eine

freilich schwache Spur des alten Schuldrechts erhalten haben, wonach der gestorbene Schuldner von den unbefriedigten Gläubigern geprügelt wird, aber unbegraben bleibt.

Auch an diesen Theil des alten Schuldrechts knüpft sich eine Reihe von Märchen, welchen ich unter dem Titel: Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde, Bonn bei Marcus 1856, eine eigene Schrift gewidmet habe. Vgl. auch Reinhold Köhler Germania Bd. III., 179—209 und Orient und Occident II, 322 III, 93. Der von mir vermuthete Zusammenhang mit dem Buch Tobias bestätigt sich nun aus dem armenischen Märchen, welches Benfey a. a. O. 219 aus Harthausens Transkaukasien anführt. „Einst reitet ein wohlhabender Mann durch einen Wald; da findet er einige Männer, welche einen bereits verstorbenen Mann an einen Baum aufgehängt haben und den Leichnam entseßlich schlagen. Als er sie fragt, was sie zu einer solchen Entweihung des Todten treibe, antworteten sie: „er sei ihnen Geld schuldig geblieben und habe sie ihnen nicht bezahlt.“ Da berichtigt er die Schuld und begräbt den Todten. Jahre vergehen, er wird allmählich arm. In seiner Vaterstadt wohnt aber ein reicher Mann, der eine einzige Tochter hat, der er gern einen Mann geben möchte. Allein schon fünf Männer waren in der Hochzeitsnacht gestorben, und keiner wagte mehr um sie zu freien. Nun wirft der Vater sein Auge auf diesen arm gewordenen Mann und bietet ihm die Tochter an. Der ist aber zweifelhaft, ob er sein Leben wagen soll, und bittet um Bedenkzeit. Nun kommt eines Tages ein Mann zu ihm und bietet sich ihm zum Diener an. „Wie sollt ich Dich in Dienst nehmen, da ich so arm bin, daß ich mich kaum selbst ernähren kann?“ „Ich verlange von Dir keinen Lohn, keine Kost, sondern nur die Hälfte von Deinem künftigen Hab und Gut.“ Sie werden darum einig, und rath ihm der Diener zu jener ihm angebotenen Heirath. In der Hochzeitsnacht stellt sich der Diener mit einem Schwerte ans Brautgemach. „Was willst Du?“ „Du weißt, nach unserer Uebereinkunft gehört mir die Hälfte von Deinem

künftigen Hab und Gut: ich will das Weib jetzt noch nicht; aber ich will hier stehen bleiben. Als nun die Neuvermählten einschlafen, kriecht eine Schlange aus dem Munde der Braut hervor, um den Bräutigam zu Tode zu stechen; allein der Diener haut ihr den Kopf ab und zieht sie heraus. Nach einiger Zeit verlangt der Diener die Theilung von Hof und Gut: es wird Alles getheilt; nun fordert er auch die Hälfte des Weibes. „Sie soll, den Kopf nach unten aufgehängt werden: ich werde sie mitten durchspalten.“ Da gleitet ihr die zweite Schlange zum Munde heraus. Es war die letzte: „Von nun an kannst Du ohne Gefahr und glücklich mit Deinem Weibe leben! Ich aber fordere von Dir nichts. Ich bin der Geist des Mannes, dessen Leichnam Du einst von der Schande und Qual des Schlagens errettet und fromm begraben hast.“ Damit verschwand er. — Wer nun hiemit das Buch Tobias vergleicht, wird an dem vermutheten Zusammenhang nicht mehr zweifeln; eine weitere Vergleichung der von mir im Guten Gerhard zusammengestellten, und von Reinhold Köhler nachgetragenen Märchen und Sagen wird ihn aber zugleich überzeugen, daß sich auch dieses Märchen im Abendlande vollständiger als im Buch Tobias erhalten hat, wo es nicht mehr der Geist des Begrabenen ist, der, die Braut zu gewinnen hilft.

Bensley schreibt Pantſchatantra I, 221 auch dem Märchen von den dankbaren Todten orientalischen Ursprung zu und giebt dafür den gewichtigen Grund an, daß die Forderung des Geistes, auch die Frau müsse getheilt werden, in den europäischen Fassungen eigentlich keinen Zweck habe, wohl aber in den orientalischen, wo durch die wirkliche Theilung der Frau ihr die letzte Schlange aus dem Munde kriecht und so erst alle Gefahr beseitigt wird. Ich habe aber wohl schon Guter Gerhard, wo ich S. 131 den Inhalt des Buchs Tobias ausführlich angab, gezeigt, daß ich dem Orient auch diese Sage nicht absprechen will. Worauf es mir bei der Sagenvergleichung ankommt, ist die Entstehungsgeschichte der Sage, welche ich diesmal nicht wie bei Romeo und Julie aus der Idee allein (vgl. S. 96 oben) herleiten kann: ich muß dabei

von einer bestimmten in ihr vorausgesetzten Culturstufe ausgehen, welche durch die in der Sage lebende Idee als unhaltbar darge-
 than und so die Menschheit auf eine höhere gehoben wird. Das
 Märchen von den dankbaren Todten setzt ganz dieselbe Culturstufe
 voraus wie das andere von dem den Gläubigern verpfändeten
 Fleische der Schuldner. Die Schuldknechtschaft gab dem Gläubiger
 nicht bloß das Recht über Leben und Tod des Schuldners; auch
 nach seinem Tode hatte er über seinen Leichnam zu verfügen. Für
 diese Schuldknechtschaft zeugt das römische Zwölfstafelgesetz nicht
 allein, beide so weit verbreitete Märchenkreise beweisen, daß sie
 auf einer frühern Culturstufe als allgemeines Recht galt; sie
 zeigen aber auch zugleich, wie diese Culturstufe verlassen und durch
 die Idee eine höhere erstiegen war. Wo sich dieß zuerst begab,
 ob im Orient oder im Occident, ist mir nicht von gleichem Belang;
 ich glaube aber dem von Venseny geltend gemachten, allerdings ein-
 leuchtenden Grunde gegenüber geltend machen zu dürfen, daß sich
 in den europäischen Fassungen beider Sagen die Idee deutlicher
 ausdrückt. Uebrigens hat ja schon Svend Grundtvig a. a. O. auf
 Lotis Wette mit dem Zwerge (Brod) in der jüngern Edda D. 61
 hingewiesen, wo Loki sein Haupt gegen den Zwerg verwettet und
 als er es verloren hatte, sich mit dem Einwand behalf, der Zwerg
 habe zwar sein Haupt gewonnen, aber den Hals nicht mit, was
 im Wesentlichen dieselbe Einrede ist.

Hier hab ich diesen Gegenstand auch darum zur Sprache
 gebracht, um durch Vergleichung der besprochenen Sagen, der
 vom Fleische des Schuldners und der nach dem Tode an
 seinem Leichnam vorgenommenen Mißhandlung, zu zeigen, daß
 sie beide nicht mythischen oder gottesdienstlichen, sondern cultur-
 historischen Inhalt haben, indem sie von dem alten Schuldrecht
 und seiner Beseitigung Zeugniß ablegen. Schon Liebrecht hat es
 (Orient und Occident II 269) ausgesprochen, welche ergiebige
 Fundgrube der Culturgeschichte Sagen und Märchen darbieten; auch
 hat er schon selbst Hand ans Werk gelegt diesen noch ungehobenen
 Schatz zu verwerthen; ich verweise nur auf seine Aufsätze über Argei,

über Baumwohnungen u. s. w. Von einigen der zuletzt besprochenen Märchen läßt sich sagen, daß sie jüngern Culturstufen angehören. Der Verlagte stürzt sich von einer Brücke; Brücken sind aber späte Erfindungen: im deutschen Norden stürzen sich lebensmüde Greise vom Felsen, um bei Odin zu gasten, Handbuch der deutschen Myth. 233, vgl. Etmüller Sagenschatz, VIII. Buch. Als es noch keine Brücken, ja keine Schiffe gab, durchwatete man die Flüsse in Furten und bei hohem Wasser trugen hochgewachsene Männer kleinere auf den Schultern hinüber, wie jener Christophorus den Heiland, der Riese Wate seinen Sohn Wieland. Schon als man sich den Charon als Todtenschiffer dachte, war die Culturstufe, wo Flüsse durchwatet werden mußten, überwunden. In den oben besprochenen deutschen Märchen, wo die Unterwelt befragt wird, wird aber über den Todtenfluß getragen, folglich die Culturstufe vor Erfindung des Bootes vorausgesetzt. Diese Märchen sind demnach älter als die entsprechenden orientalischen, welchen wir gelegentlich solche Räthselfragen angehängt fanden, ja um zwei Culturstufen älter als jene, worin der Brücke Erwähnung geschieht; das tibetanische selbst läßt zwar auch noch den Fluß durchwaten, weiß aber noch nichts von dem auszuscheidenden Pfunde Fleisch. Warum in der indisch-mohammedanischen Fassung der Gläubiger ein Jude ist, begreift sich nicht, während wir in den ältesten abendländischen Darstellungen den Gläubiger noch nicht als Juden gedacht fanden, was erst in den spätern hinzutrat, weil im Abendlande die Juden in Verdacht kamen, nach Christenblut zu trachten, um sich damit von einer schmutzigen Krankheit zu heilen. Vgl. oben S. 220. Daß alle diese Erzählungen Rechtsjagen enthalten, davon wird sich der Leser schon selber überzeugt haben; ich will zum Ueberfluß noch ein anderes den obigen verwandtes Beispiel ausheben, wobei König Salomon sich als Richter durch seinen Hofnarren vertreten läßt, der so an die Stelle Schemäfas getreten ist. Es findet sich in Bishop Percys Folio-Manuscript (vgl. Liebrecht G. G. D. 1868 St. 48 S. 1908). Vor König Salomon wird ein armer Mann angeklagt, einem Kaufmann in

dem verlorenen Beutel bloß hundert Pfund wiedergegeben zu haben, während der Kaufmann vorgiebt, es seien hundertzwanzig Pfund darin gewesen; ferner daß er den Sturz einer Dame vom Pferde und den Verlust ihres Auges verursacht, weil jenes durch das Klagen seiner Lederhosen scheu geworden; endlich war er voll Verzweiflung über die ihm drohenden Prozesse ins Meer gesprungen, aber auf einen Fischer gefallen und hatte diesem den Hals gebrochen. Marcolf oder Morolf, dem Salomon die Aburtheilung dieser Streitsachen überläßt, entscheidet nun, daß der Beutel mit hundert Pfund nicht der vom Kaufmann verlorene sein könne und daher dem armen Manne verbleiben müsse, ferner daß der Ritter, der Mann jener Dame, seine Frau gegen die des Armen austauschen solle, was er aber nicht thut und lieber letzterm hundert Pfund Abstandsgeld zahlt; endlich solle der Bruder des getödteten Fischers vom Ufer auf den Armen herabspringen, was jener gleichfalls ablehnt und sich lieber mit zwanzig Mark loskauft. Mit Morolfs Urtheil in Betreff des gefundenen Beutels vgl. Osterleys Ausgabe von Paulis Schimpf und Ernst c. 115 und die Note S. 485.

Die Geschichte von dem verschriebenen Fleische geht noch in vielfachen Gestalten um und Wright theilt aus einem in England geschriebenen lateinischen Manuscripte des vierzehnten Jahrhunderts, Geschichten für Prediger enthaltend, folgende Erzählung mit: Ein Mann in Dänemark hatte zwei Söhne, der eine böse und karg, der andere freigebig bis zur Verschwendung. Als letzterer durch Gastfreiheit sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, geschah es, daß zwei Fremde Herberge bei ihm nachsuchten. Wiewohl ihm nun die Mittel fehlten, sie anständig zu bewirthen, nahm er sie aus Schamgefühl gleichwohl auf. Weil er aber nichts hatte, ihnen Kost zu bereiten, tödtete er seine einzige Kuh. Aber noch fehlte Brot und Wein: da gieng er zu seinem Bruder und nahm dessen Hülfe in Anspruch. Der antwortete aber, er gebe ihm nichts, wenn er es nicht kaufe. Der jüngere antwortete, er habe nichts; der ältere aber versetzte: Freilich hast du, du hast dein Fleisch: das

verkaufe mir, wo ich es in der Breite meiner Hand dir ausschneiden will. Der jüngere legte darauf kein Gewicht und gieng den Vertrag in Beisein von Zeugen ein: denn es war in jenem Lande möglicher Verfälschung der Urkunden wegen Gebrauch, daß man nur in Gegenwart von Zeugen kaufte und verkaufte. Als nun die Gäste wieder abgereist und die Speisen verzehrt waren, verlangte der ältere die Erfüllung des Vertrags. Der jüngere verweigerte sie; aber vor den König geführt ward er verurtheilt, daß am Hochgericht der ältere von seinem Fleische so viel nehme als verabredet war, sei es vom Herzen oder vom Haupte. Seiner Milde wegen aber erbarmte sich das Volk seiner, und benachrichtigte den Königssohn von dem ganzen Vorgang. Als der dieß hörte, wappnete er sich, von Mitleid ergriffen, sofort, bestieg sein Ross und folgte dem armen Verurtheilten, und als er das Hochgericht erreichte, wich das Volk, das zuzuschauen herbeigeströmt war, sogleich vor ihm und machte ihm Platz. Der Königssohn redete nun jenen grausamen ältern Bruder an und fragte: Welches Recht behauptest du an diesem? Dieser antwortete: Unser Vertrag ist, daß er mir für die überlassenen Fleischspeisen ebensoviel von seinem Leibe gebe, und der König, dein Vater, hat ihn dazu verurtheilt. Weiter nichts begehrst du, fragte der Königssohn, als das Fleisch? Nichts weiter, war die Antwort. Der Königssohn sprach: Es ist aber Blut in seinem Fleisch. Dann wandte er sich an den Verurtheilten und sprach: Gieb mir dein Blut. Der Verurtheilte gab es ihm und leistete ihm überdieß Huldigung. Nach diesem Vertrage sprach der Königssohn zu dem ältern Bruder: Nimm nun dein Fleisch wo es dir gefällt; da aber das Blut mir gehört, so wisse, daß du des Todes bist, wenn du nur den geringsten Theil davon vergießest. Als er dieß hörte, schlich sich der ältere beschämt hinweg; den jüngern aber hatte der Königssohn befreit."

Hier ist wieder, wie in den Gestis, der Gläubiger kein Jude; auch sonst ist die Erzählung alterthümlich, da der Königssohn das Blut des Schuldners erst durch eine Schenkung an sich

bringt, daß zu schützen der König nach späterer Rechtsanschauung an sich schon befugt ist. Uebrigens scheint der lateinische Text, wie ihn Halliwell in einem Zusatz zu der Uebersetzung meiner Abhandlung mittheilt, gelitten zu haben.

4) Der andere Theil der Erzählung Giovanni's und der *Gesta Romanorum*, die Werbung um die Kaiserstochter oder die Frau von Belmonte, erinnert zunächst an die deutsche Brunhild, die auch in ähnlicher Weise erworben sein will; noch mehr aber an eine ganze Reihe deutscher und italienischer Volksmärchen, wo durch kostbare Kleinode die Gunst erkaufte wird, nur eine Nacht in dem Schlafgemach der Geliebten zubringen zu dürfen, jedesmal aber ein Schlaftrunk den Zweck vereitelt bis zuletzt der Rath ertheilt wird, das Getränk heimlich zu vergießen, z. B. Grimms Hausmärchen II. 88. III. S. 159.

In der Erzählung der *Gesta Romanorum* bewirkt dieß kein Schlaftrunk, sondern ein Zauberbrief, den die Jungfrau unter das Kopfkissen gelegt hat, und den der Ritter herausziehen und von sich werfen muß, um wach zu bleiben. Vermuthlich waren es ursprünglich Schlafrunen in eine Tafel oder einen Stab geritzt, die diesen Zauber bewirkten: daß solche Runen unter das Kopfkissen gelegt werden, kommt öfter vor, z. B. in der Egilsage. (Vgl. Regis Fundgruben des Nordens I. Bd. S. 17.) Im *Tristan* ist es gar das Kopfkissen selbst, das den guten Raedin in Schlaf versenkt, da er bei der schönen Kamele liegt. (Heinrich's Fortf. B. 4910—20. Ulrich's Fortf. B. 1690—9.) Viviane, Merlins Geliebte, läßt sich von ihm die Kunst lehren jeden einschlafen zu machen und als er dann bei ihr schläft, ist er der Erste, bei welchem sie Gebrauch davon macht und so ihre Keuschheit erhält. *Le grand I.* p. 9. Im *Wolfdietrich* hat der Heide Belligan eine wunderschöne Tochter, Margilia genannt, welche jeden Gast zur Nacht in ihre Kammer nahm und dort mit einem Trank einschläferte, worauf Belligan ihm den Kopf mit einer Diele (*Guillotine*) abstieß.

Die obige Vermuthung über die Schlafrunen bestätigt sich

aus einem bei Svend Grundvig Danmarks gamle Folkewiser II, 337 (vgl. die Abhandlung II, 844) mitgetheilten Volksliede, das wieder an ein noch lebendes deutsches (M. Samml. 192) von dem verschlafenen Jäger erinnert.

„Wohl auf, mein Jäger, es ist schon Tag,
Du hast geschlafen, ich habe gewacht,
Ein Mägdlein bin ich noch.“

Das thät den Jäger verdrießen,
Er wollt das Mädchen erschießen
Wohl um das einzige Wort u. s. w.

An der Stelle der Schlafrunen in dem dänisch-schwedischen Liede finden wir in der Sage von Helgi und der Königin Olov noch den Schlafdorn, mit dem Odin in der Göttersage die Brynhild stach; doch mochte die Zauberkraft dieses Schlafdorns wohl eben in den Runen bestehen, die ihm eingericht waren. Freilich war der Schlafdorn, wie schon Grundvig bemerkte, hier eigentlich überflüssig, da ausdrücklich gesagt wird, Helgi sei betrunken ins Bett gekommen. Was es mit des wilden Mannes Feder s. o. für eine Bewandniß hat, steht noch dahin.

Daß die erst spröde, ja grausame Königstochter, nachdem die Bedingung erfüllt und die Ehe vollzogen ist, ihre Gesinnung ändert und den Gatten liebgewinnt, liegt ganz in der Sage und ist von der tiefsten Bedeutung. Vortrefflich ist daher die Anknüpfung, daß sie es ist, die durch die Uebernahme des Richteramts den Gemahl und dessen Freund von den Pflichten befreit, die sie um ihretwillen übernommen haben.

Selbständig kommt übrigens diese Sage in dem Roman von Abdallah, dem Sohn des Hanif, vor, welchen Sandisson angeblich nach einem zu Batavia gefundenen arabischen Manuscript ins Französische übersehte. Ein Auszug davon in der Bibl. des Rom. Janv. 1778. A. p. 104. Die Königstochter ist hier durch das Testament ihrer Tante, welche ihr Reich und Krone hinterließ, gebunden, ihre Freier einer solchen Prüfung zu unterwerfen. Dieß ist aber dem Zusammenhang der Sage fremd: nur die eigene

Sprödigkeit der Jungfrau stellt diese Bedingung und erfindet die List mit dem Schlaftrunk oder Zauberbrieff, und erst wenn diese besiegt ist „verkehrt sich der Jungfrauen Gemüthe, daß sie ihm gar hold ward,“ u. s. w. Wenn aber bei Shakespeare Portia durch den Willen ihres Vaters gezwungen ist, ihre Freier der Prüfung durch die Kästchen zu unterwerfen, so können wir dagegen nichts haben, denn hier hat er die Bedingung des Märchens mit einer ganz andern vertauscht, deren Zweck nicht war, die Freier der Spröden zu täuschen, sondern ihr den würdigsten Gemahl auszufinden, was auch schon in den orientalischen Gestaltungen der Sage und einigen Abendländischen wie z. B. bei der Brunhild die Absicht ist. Vgl. Landau Quellen des Decam. S. 160. Mit Recht zieht Landau hier wieder das obenerwähnte Buch Tobias hierher, wo Sara, die Tochter Raguel, schon sieben Männern vermählt worden war, welche alle der Teufel Asmodeus getödtet hatte. Dem jungen Tobias gelingt es als dem Würdigern, durch Hülfe des Engels, sich mit Sara zu vermählen und den bösen Geist zu vertreiben. Hiemit haben wir schon oben S. 236 ein theilweise auch hierher gehöriges armenisches Märchen verglichen. Ein anderes orientalisches, das Landau anzieht, steht bei Somadeva III, 18.

5) Die Novelle, welcher die Prüfung durch die drei Kästchen entlehnt ward, ist ohne Zweifel die zweite hier mitgetheilte, welche nur die englischen Gesta Rom. enthalten. Eine andere findet sich in den lateinischen Gestis cap. 109. Wir theilen sie nach Gräfers Uebersetzung (I, 216) mit:

Es lebte einst ein Schmied in einer Stadt am Meer: der war sehr geizig und schlecht. Er hatte aber viel Geld zusammengebracht und einen Stamm damit angefüllt, welchen er vor Aller Augen ans Feuer stellte, so daß Niemand vermuthen konnte, daß derselbe Geld enthielte. Nun begab es sich aber einmal, daß während Alle im Schlafe lagen, das Meer ins Haus trat und der Stamm mit dem Gelde ins Schwimmen kam. Wie das Meer zurücktrat, schwamm derselbe auf dem Meere viele Meilen

weit bis an eine Stadt, wo ein Mann wohnte, der eine Herberge hielt. Nun war aber dieser Mann sehr freigebig und wohlthätig gegen Arme und Fremde: es begab sich daher, daß Reisende in seinem Hause einkehrten als es gerade sehr kalt war. Der Wirth zerhieb also mit seiner Axt das Holz und vernahm nach zwei oder drei Hieben einen Klang, und als er darauf den Stamm gespalten hatte, fand er das Geld und freute sich sehr, legte es aber in Verwahrung ob nicht vielleicht Wer komme, dem es gehörte, und welchem er es zurückgeben könnte. Der Schmied zog aber von Stadt zu Stadt um sein Geld zu suchen und kam auch zu der Herberge des Wirths, der den Stamm gefunden hatte. Als der Wirth hörte, daß er einen Stamm verloren habe, merkte er, daß diesem das Geld gehöre, und dachte bei sich: Ich will eine Probe machen, ob es der Wille Gottes ist, daß ich ihm das Geld zurückgebe. Er ließ also drei Pasteten von Brotteig machen und füllte die eine mit Erde, die zweite mit Todtengebein, die dritte aber mit dem Gelde, das er in dem Stamm gefunden hatte. Dann sprach er zu dem Schmied: Wir wollen drei gute Pasteten verzehren, die aus dem besten Fleisch bereitet sind; du kannst nehmen welche du willst, immer wirst du genug haben. Der Schmied hob eine nach der andern auf und fand, daß die mit Erde gefüllte schwerer war und wählte sie, indem er zum Wirth sprach: Wenn ich mehr bedarf, werd ich mir noch jene zweite auserlesen, dabei legte er seine Hand auf die mit Todtengebein gefüllte; die dritte magst du für dich behalten. Wie das der Wirth hörte, sprach er in seinem Herzen: Jetzt seh ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht ist, daß dieser Elende sein Geld bekommt. Als bald rief er Arme und Kranke, Blinde und Lahme zu sich herein, öffnete in Gegenwart des Schmiedes die Pastete und sprach: Sieh, du Elender, hier ist dein Geld, welches ich deinen Händen überlieferte: du hast aber lieber die Pasteten mit Erde und Todtengebein gewählt, und das ist gut, weil es Gott nicht gefällt, daß du jenes Geld wiederbekommst. Sogleich vertheilte er vor seinen Augen das ganze Geld unter die Armen

und so gieng der Schmied wieder mit großer Bestürzung seiner Wege.

Hiemit ist die Erzählung von den beiden Broten verwandt, welche die Lehre einschärft, daß „der Mensch denkt und Gott lenkt“. Sie kommt auch in Deutschland vor, findet sich aber am Besten erzählt in den *Cento novelle antiche*, Nr. 65. „Der König von Frankreich kriegte lange mit dem Grafen von Flandern, wobei auf beiden Seiten viel gute Cavaliere fielen, meist aber der König den Kürzern zog. Zu diesen Zeiten standen zwei Blinde vor dem Palast und bettelten. Diese lagen miteinander im Streit und thaten den ganzen Tag nichts als sich über den König von Frankreich und den Grafen von Flandern zanken, indem der eine zum andern sprach: Was sagst du? Ich sage, der König wird siegen; worauf der andere versetzte, nein der Graf, und dann hinzufügte: es wird geschehen was Gott gefällt, und dabei blieb er; der erste aber hielt sich daran, der König müsse siegen. Ein Edelmann vom Hofe, der mit seinen Leuten vorbei gieng, blieb stehen und hörte eine Weile ihrem Hader zu, worauf er an den Hof gieng und dem König zu dessen großer Belustigung von diesen beiden Blinden erzählte, die sich den ganzen Tag über ihn und den Grafen stritten. Der König lachte und da eben einer der Edelnaben dabei stand, befahl er diesem, dem Streit der beiden Blinden zuzuhören, und acht zu haben, daß er den Einen von dem Andern unterscheiden und wissen möge, was Jeder von ihnen behauptete. Der Junker gieng, horchte wohl auf und kam zurück und brachte dem König genauen Bericht. Als den der König vernommen hatte, schickte er nach seinem Seneschall und befahl ihm, zwei große und schön weiße Brote backen zu lassen: in das eine solle er nichts, in das andere aber zehn Goldstücke im Teig verwirken und im Brote vertheilen lassen: wenn sie dann gebacken seien, solle sie der Junker zu den Blinden tragen und ihnen Gott zu Liebe schenken; dem aber, der sage, der König werde siegen, solle er das Brot mit den Goldstücken geben, und das andere, in das nichts verbacken sei, dem, der da sage es werde nach Gottes

Willen ergehen. Der Junker that nach des Königs Befehl. Als nun der Abend kam, giengen die beiden Blinden nach Hause, und der, welcher das Brot ohne die Goldstücke erhalten hatte, sagte zu seinem Weibe: Frau, da uns Gott die Wohlthat erzeigt hat, so laß uns sie genießen; worauf sie das Brot verzehrten und sehr wohlschmeckend fanden. Der andere Blinde sagte zu seiner Frau: Dieses Brot wollen wir aufheben und nicht essen, sondern morgen früh verkaufen, damit wir etwas Geld bekommen; wir können heut von dem übrigen zehren, das wir erbettelt haben. Am Morgen standen sie auf und kamen beide an den Ort, wo sie Almosen zu heischen pflegten. Unterwegs hatte der Blinde, der sein Brot verzehrt hatte, zu seinem Weibe gesagt: Frau, hat jener unser Gefährte, der wie wir Almosen heischt, und immer mit mir streitet, nicht auch wie wir von des Königs Diener ein Brot bekommen? Freilich hat er, sagte sie. Ach, sagte er, so geh doch hin zu seiner Frau und höre ob sie's geessen haben; wo nicht, so kauf es von ihnen und scheue das Geld nicht, denn das, welches wir erhalten haben, hat mir gar zu gut geschmeckt. Meinst du denn, sagte sie, sie würden es nicht so gut als wir sich zu Gemüth geführt haben? Vielleicht doch nicht, versetzte er: möglich, daß sie's, etwas Geld dafür zu lösen, verwahrt und es nicht wie wir zu essen gewagt haben, weil es so groß und so schön und weiß war. Als die Frau ihres Mannes Willen hörte, gieng sie zu der des Andern und fragte, ob sie das Brot geessen hätten, das gestern des Königs Diener ihnen gegeben, und wenn sie's noch hätten, ob sie's nicht verkaufen wollten? Ja, wir haben es noch, sagte sie, ich will fragen gehen ob mein Mann es verkaufen will, wie er gestern gesagt hat. Er antwortete ja, er wolle es verkaufen; aber nicht unter vier Pariser Groschen, die es wohl werth sei. Nun kam jene zurück und hatte das Brot gekauft und zeigte es ihrem Manne, der sich freute und sprach: Das ist gut: nun werden wir diesen Abend wieder so gut zu Nacht speisen wie gestern. Darüber gieng der Tag dahin und am Abend giengen sie heim und der, welcher das Brot gekauft hatte, sprach: Frau, laß uns

zu Nacht eßen. Und als sie das Brot mit dem Messer zerschneiden wollte, fiel ihr beim ersten Schnitt ein Goldstück auf den Tisch und wie sie fortfuhr zu schneiden, fiel wieder eins bei jedem Schnitt. Als der Blinde das hörte, fragte er was das sei, was er klingen höre? und sie sagte ihm Bescheid. Da sprach er: So schneide nur zu so lange es so guten Erfolg hat. Und als das ganze Brot zerschnitten war, hatten sie die zehn Goldstücke beisammen, welche der König hinein hatte verbauden lassen. Darüber ward er der glücklichste Mensch von der Welt und sprach: Frau, ich habe die Wahrheit gesagt, daß Gottes Wille geschehen wird. Du weißt wie jener unser Gefährte den ganzen Tag mit mir streitet und sagt, der König werde siegen; ich aber sage, Gottes Wille werde geschehen. Dieses Brot mit diesen Goldstücken sollte unser werden und die ganze Welt konnte es uns nicht nehmen und es geschah nach Gottes Willen. Darauf giengen sie zur Ruhe; am andern Morgen aber standen sie auf und giengen hin ihrem Gefährten zu erzählen was sich begeben habe. Auch der König schickte am Morgen zeitig nachzufragen, welchem von Beiden das Brot mit den Goldstücken zu Gute gekommen sei: denn am Tage vorher hatte er das nicht erfahren können, weil sie das Brot noch nicht beide verzehrt hatten. Nun stand jener Junker in des Königs Diensten heimlich an einer Seite, damit ihn die Frauen der Blinden nicht sähen. Da trafen sich die beiden Blinden wo sie zu stehen gewohnt waren, und der Eine, welcher des Andern Brot gekauft hatte, begann mit jenem zu sprechen und nannte ihn beim Namen und sprach: Noch sage ich wie früher, Gottes Wille werde geschehen. Ich kaufte gestern ein Brot, das mich vier Pariser Groschen kostete, und fand darin zehn schwere Goldstücke, und so hatte ich ein gutes Abendbrot und werde auch ein gutes Jahr haben. Als sein Gefährte das hörte, der zuerst dieses Brot gehabt und es nicht zu eßen gewagt, sondern für vier Groschen verkauft hatte, war er vor Schreck fast des Todes und sagte, er wolle nicht mehr mit ihm streiten, denn Jener habe Recht und Gottes Wille müsse geschehen. Als des Königs Diener

das hörte, lief er sogleich zurück an den Hof und erzählte dem König den Erfolg seiner Sendung, und was die beiden Blinden miteinander gesprochen hätten. Da schickte der König nach ihnen und ließ sich den Hergang selbst von den beiden Blinden erzählen, wie jeder von ihnen sein Brot von dem Diener erhalten habe, und wie es der eine seinem Gefährten verkauft, und wie sie früher den ganzen Tag miteinander gestritten hätten, und derjenige, der gesagt, der König werde siegen, das Geld zuletzt nicht erhalten habe, sondern der, welcher gesagt habe, Gottes Wille werde geschehen. Und als der König diese Erzählung aus dem Munde der beiden Blinden vernommen hatte, erregte er sich mit seinen Baronen und Cavalieren sehr daran und sprach: Wahrlich, dieser Blinde hat Recht: es wird geschehen wie Gott will und die ganze Welt wird nichts daran ändern können.“ Vgl. meinen Novellenschatz der Italiener, Berlin 1832 S. 24 ff. und Franz Pfeiffer Aitd. Übungsbuch zum Gebrauch der Hochschulen, Wien 1866, wo aber in dem Märe von zweien Blinden der eine das goldbeschwerte Brot, der andere einen Capaunen erhält. Näher stimmt eine profaische Fassung der Erzählung von den zwei Blinden, welche ebendasselbst mitgetheilt ist.

Wie die Geschichte oben erzählt ist, leuchtet die Verwandtschaft mit der von den drei Kästchen nicht gleich ein; vergleicht man aber ihre Gestalt in Paulis Schimpf und Ernst (Oesterlei cap. 326), so verschwindet jeder Zweifel, denn hier ist in jedes der beiden Brote etwas verboden, in das eine Gold, in das andere Todtengeweib. Sehr entfernt ist allerdings die Verwandtschaft mit den beiden Broten im Rudlieb, bei welchen weder Wahl noch Tausch Statt findet: aber auch sie sind mit Gold, Edelsteinen u. s. w. angefüllt und die ganze Erzählung zielt zuletzt dahin, daß Weisheit besser sei als alle Schätze der Welt, und dem, der die Weisheit besitze, der Reichthum in den Kauf beschert werde, was sich der Moral der andern Erzählung, daß der Mensch denke und Gott lenke, wohl vergleichen läßt.

Lange hat unsere dritte Erzählung (Doc. X. 1) für die Quelle

Shakespeares gegolten; doch sind beide unter sich verwandt und lehren in vielen Gestalten wieder. Daß Shakespeare diese dritte erkannt hat, wird nach Val. Schmidts Bemerkung (Beitr. S. 101) aus einer Stelle in *Wie es euch gefällt* (A. 2 Sc. 1) wahrscheinlich, denn hier ist deutlich auf die Worte angespielt, die Ruggieri an sein Pferd richtete, als es dem Fluß noch Wasser dazu gab. Wir verweisen überhaupt auf die am ang. Ort von Valentin Schmidt angestellte Vergleichung der hieher gehörigen Sagen und fügen nur noch in Betreff der Novelle *Voccaccios* hinzu, daß es im Mittelalter eine gewöhnliche Ausflucht larger Herren gewesen zu sein scheint, es liege an dem wenigen Glück des Dienenden, wenn er keine Gabe davon trage, nicht an der Kargheit des Hofes. Darüber ereifert sich Walthar von der Vogelweide (Vachm. 70, 13). Ich gebe die Stelle nach meiner Uebersetzung:

Eine Rede sollst du lassen,
 Herrin, ich versehe mich zu deinem Werth;
 Sprachst du so, ich müßt es haßen:
 Wie die Kargen sprechen, wenn man Lohn begehrt:
 „Hätt er Glück, ich macht ihn froh.“
 Sie sind selbst unglücklich, die das gerne sprechen:
 Handeln wollen sie ja doch nicht so.

Um dieser Ausflucht: *Heto er sælde, ich tæto im guot, Kraft zu geben, macht der König bei Voccaccio die Probe mit den beiden Kästchen: es gelingt ihm zu zeigen, daß das Glück dem Ritter nicht wohl will, weil es ihn den goldgefüllten Kasten verfehlen ließ: dann aber verbessert er das Glück durch seine Milde, um den Beweis seiner Freigebigkeit auch positiv zu führen. In Lehmanns Chronik von Speier (S. 788) wird derselbe Vorgang von einem Einspännigen am Hofe Kaiser Sigismunds erzählt. Hier überbietet aber der Kaiser das Glück nicht, sondern begnügt sich dargethan zu haben, daß dem Einspännigen das Glück, nicht ihm der gute Wille gemangelt. (Vgl. Gräters *Bragur*, Bd. 5, Abth. 2, S. 50.) Bei Straparola XII. 5*

dieselbe Geschichte von Sixtus dem Fünften, mit einem neuen Schluß.

Auf eine merkwürdige Weise spielt diese Idee in eine orientalische Freundschaftsgeschichte hinein. (Vgl. Tausend und ein Tag. Bd. 4, S. 184—186.) Von zwei Freunden, die sich gegenseitig die größten Opfer bringen, welche die Freundschaft bieten kann, wird der Eine landflüchtig und kommt an den Hof des Andern, welcher König von Mussel ist. Hier hofft er eine sichere Zuflucht zu finden, wird aber zu seinem größten Erstaunen abgewiesen und mit zweihundert Goldzeckinen abgefunden, welche er im Handel anlegen und vor sechs Monaten nicht wiederkehren soll. Nach Ablauf dieser Frist hat er aber nichts gewonnen und nur noch hundert fünfzig Zeckinen übrig. Als er nun an den Hof seines Freundes zurückgekehrt und auf Befragen erzählt, wie es ihm ergangen sei, wird er abermals nicht vorgelassen und erhält nur fünfzig Zeckinen, um die Summe vollständig zu machen, nebst der Weisung, nach andern sechs Monaten wieder zurückzukehren. Da diese verstrichen sind, hat er beinahe hundert Zeckinen gewonnen: er kehrt an den Hof zurück und nun empfängt ihn der König liebevoll und entschuldigt sein früheres Benehmen mit den Worten: Du weißt, das Unglück ist ansteckend. Ich hatte dein Unglück erfahren und wagte es nicht, dir in meinem Palast eine Zuflucht einzuräumen, ja nicht einmal, dich zu sehen, aus Furcht, dein Unglück möchte sich mir mittheilen und mich außer Stand setzen, dir Gutes zu erweisen, wenn dein Mißgeschick aufgehört hätte. Gegenwärtig, da das Unglück von dir gewichen ist, hindert mich nichts mehr, den Antrieben der Freundschaft zu folgen. Und von dieser Freundschaft giebt er ihm nun die untrüglichen Beweise, indem er ihm sogar seine Liebe zum Opfer bringt. Hieraus erhellt deutlich, daß auch jene frühere Abweisung im Unglück nur zum Besten des Freundes gemeint war. Diese Vorstellung von der ansteckenden Kraft des Unglücks, die auch den Gastfreund des allzuglücklichen Polykrates bewog, diesem die Freundschaft aufzukündigen, mag wohl auch bei

unserer Novelle im Hintergrund liegen und großen Herren nicht selten zur Entschuldigung ihres Geizes gedient haben.

Boccaccio entlehnte den ersten Theil der Erzählung vom schlecht belohnten Ritter dem von Landau (Quellen des Decamerone S. 60—68) ausführlich besprochenen Roman *L'avventuroso Ciciliano* des Busone de Rafaelli aus Gubbio (1311), den Boccaccio unter andern auch noch bei der Novelle von den drei Ringen benutzen konnte, welche wieder Lessings Quelle zum Nathan wurde. Bei Busone hält der unzufriedene Junker eine lange Rede an das geschenkte Maulthier, in welcher er es dem Könige vergleicht, der auch am unrichtigen Ort freigebig sei, und tödtet es dann mit den Worten: O könnt ich mich ebenso an dem Könige rächen! Dieses wird dann dem König hinterbracht, worauf er den Junker zurückberuft und zum reichen Ritter macht. Der Kästchen geschieht hier noch keine Meldung. Offenbar erzählt Boccaccio besser, denn in Busones Darstellung war die schließliche Milde des Königs gegen den Junker, der ihn wie das Maulthier hatte tödten wollen, sehr unverdient.

In Bezug auf die Kästchen gilt jetzt als Boccaccios nächste Quelle die Legende von Barlaam und Josaphat des Johannes Damascenus, welche auch Rudolf von Ems (ed. Köpfe, Königsberg 1818 und Franz Pfeiffer, Stuttgart 1843) in kurzen Reimpaaren erzählt hat. Hier werden aber vier Schreine gemacht, zwei von Gold mit Edelsteinen besetzt, aber mit stinkendem Todtengebein angefüllt, zwei von Holz, aber köstliche Specereien, Gold und Edelsteine enthaltend. Bensley *Pantschatantra* I, 407 hat auch hier wieder auf eine indische Quelle zurückgehen wollen, indem er ein Märchen folgendes Inhalts anzieht: Ein reicher Kaufmann hat vier Söhne: als sein Tod herannaht, sagt er zu ihnen: Seit einig, trennt euch nicht! Könnt ihr euch aber nicht vertragen, so werdet ihr unter meinem Bette vier Gefäße mit euern Namen bezeichnet finden, welche eines Jeden Erbtheil enthalten. Bald nach seinem Tode fangen sie an sich zu streiten: da holen sie die Gefäße hervor, und finden in dem des ältesten

Erde, in dem des zweiten Kohlen, in dem des dritten Knochen, in dem des vierten Stroh. Der das Gefäß mit Erde hat, erbt demnach die Ländereien, der das mit den Kohlen hat, alle acht Metalle, Gold, Silber u. s. w., der das mit den Knochen hat, alles Lebende, Elephanten, Pferde, Büffel, Ziegen, Widder und Slaven, der das mit dem Stroh hat, alle Frucht, Getreide u. s. w. Ich habe keinen Grund, den orientalischen Ursprung gerade der Novelle von den Kästchen zu bezweifeln; gestehe aber, wenn einmal Alles, was im Abendlande ebensowohl entstehen konnte, solchen Ursprung haben soll, hier eher einen Zusammenhang mit Boccaccio VI, 10, die Reliquien des Frate Cipollo, als mit X, 1 (die drei Kästchen), wahrscheinlich zu finden. Daß sich der Orient gern mit Kästchen zu schaffen machte, gestehen wir zu; aber thun das nicht auch die Sagen anderer Völker von Pandoras Büchse bis zum Kasten Noes? Hat doch Liebrecht (Jahrb. für rom. und engl. Literatur V, 135) ein Kästchen sogar in einer Schöpfungsgage der Aschantis nachgewiesen. Nur eine solche Vorliebe für Kästchen beweist auch wieder die tamilische Gestalt der Erzählung, welche Bensley noch anführt: Die Königin des Pandhareichs hatte sich gewundert, daß ihr Gemahl seinem Staatsminister tausend Goldstücke gebe, der ihm doch bloß mit Sprechen beistehe, während Diejenigen, welche Tag und Nacht zu zu Arbeiten verwendet würden, monatlich nur zwei bis drei Goldstücke erhielten. Um ihr dieß an einem Beispiele zu erklären, nahm der König zwei kleine Juwelenkästchen: in jedes legte er etwas Haar und Asche und verschloß dann den Deckel. Darauf rief er seinen Minister und einen Soldaten, welchen ihm die Königin dazu empfohlen hatte, übergab jedem eins der Kästchen und sprach zu ihm: Geh und bringe dieß Kästchen dem und dem König, und wenn du es abgegeben hast, so komm wieder. Beide reisten demgemäß ab. Demzufolge kam der Minister zu dem König von Sera und sprach: Der Pandhakönig schickt dir dieß Kästchen. Der König öffnet es und da er nichts als Haar und Asche sieht, ruft er ärgerlich: Was soll das bedeuten? Der Minister, ob-

wohl er den Inhalt des Kästchens erst in diesem Augenblick kennen lernte, antwortete sogleich mit großer Geistesgegenwart: Majestät, unser König hat kürzlich ein Opfer gebracht, aus welchem ein Geist hervorkam und etwas Asche und Haar aus seinem Zopfe gab. Davon sendet euch der König ein Theil, denn es ist ein heilbringendes Geschenk für Könige. Hebt es recht sorgfältig auf! Ich bitte euch darum. Als der König diese Erzählung hörte, war er sehr erfreut und schickte auch dem Pandyakönig kostbare Gegenstände durch den Minister. Der Soldat aber war zu dem Sarenkönig entsandt, dem er ebenfalls sein Kästchen ehrfurchtsvoll überreichte. Als dieser es öffnete, war er ebenfalls erzürnt und fragte was das bedeuten solle. Der Soldat stand aber stumm da, als er den Inhalt erblickte, und wußte nichts zu antworten. Da ward der König wüthend und sprach: Wagt es der Pandyakönig mich so schimpflich zu behandeln? und befahl den Soldaten zu fassen, durchzuprügeln und fortzujagen. Als der Minister und der Soldat an den Hof des Pandyakönigs zurückgekehrt waren, erzählte dieser seiner Gemahlin die verschiedenen Erfolge und fragte sie selbst: welcher verdient den höchsten Sold? Die Königin war beschämt und zog sich schweigend zurück.

Richtig bemerkt hiezu Landau, als Moral ergebe sich hier der Satz der Nationalökonomie, daß geistige Arbeit besser bezahlt werde als körperliche; unsere Socialisten und Arbeiterverführer könnten hier in die Schule gehen. Dabei hier ist weder von Wahl noch Tausch die Rede, und wenn der Scharfsinn sich an dem Inhalt dieser Kästchen übt, so thut er es an einem bekannten Inhalt, nicht an einem solchen, der erst errathen werden soll. Die Kästchen selbst sind hier nichts als anständige Emballage. Man wird nicht glauben, Shakspeare könne diese Erzählung gekannt haben, weil auch bei ihm der Scharfsinn auf die Probe gestellt werde, denn bei ihm soll zugleich der als der würdigste Freier erkannt werden, welchen Goldgier nicht zu falscher Wahl verleiten mag.



VI.

Zu

Cymbeline.



1. Weibliche Treue.

Nach Boccaccio.

In einem Gasthose zu Paris befanden sich einige reiche italienische Kaufleute, der eine um dieses, der andere um jenes Geschäfts willen wie man es an ihrem Stande gewohnt ist, und nachdem sie eines Abends fröhlich mit einander zu Nacht gespeist hatten, begannen sie von verschiedenen Dingen zu sprechen, und da ein Gegenstand auf den andern führte, kamen sie auf ihre Frauen zu reden, welche sie zu Haus gelassen, und Einer sagte im Scherz: Ich weiß nicht wie die Meine es damit hält, aber das weiß ich wohl, wenn mir hier ein hübsches Mädchen in den Wurf kommt, so laß ich die Liebe zu meiner Frau bei Seite und unterhalte mich mit der Gegenwärtigen so gut ich kann. Ein Anderer entgegnete: Und ich thue desgleichen: denn wenn ich glaube, daß meine Frau auch ihr Vergnügen nicht von der Hand weist so thut sie es, und wenn ich es nicht glaube so thut sie es doch. Darum denk ich Wurst wider Wurst; wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus. Des Dritten Meinung lief fast auf dasselbe hinaus, und bald schienen Alle darüber einig daß ihre Frauen daheim ihre Zeit nicht verlieren würden. Ein Einziger, Namens Bernabo Lomellin aus Genua, sagte das Gegentheil und versicherte, daß er durch Gottes besondere Gnade eine Frau besitze so vollkommen durch den Verein aller Tugenden, welche Frauen und selbst Männer oder Jünglinge besitzen sollten, daß vielleicht in ganz Italien ihres Gleichen nicht gefunden werde: denn sie sei schön von Körperbildung, jung von Jahren und reizend und anmuthig von Erscheinung; auch gebe es keine Geschicklichkeit, die einem Frauenzimmer gezieme, als Seidenwirken u. dgl.,

welche sie nicht besser als irgend eine verstünde. Ueberdieß, sagte er, könne kein Edelknaube oder Kämmerling gefunden werden, der eine Herrentafel besser und geschickter bediene als sie: denn sie sei wohlherzogen, klug und bescheiden. Ferner, rühmte er, könne sie ein Pferd zureiten, einen Falken abrichten, und lesen, schreiben und rechnen trotz dem geschicktesten Kaufmann, und nach diesen und vielen andern Lobsprüchen kam er zuletzt auf den Gegenstand des Gesprächs, indem er durch einen Eid betheuerte, daß keine ehrbarere und keuschere Ehefrau auf der Welt sei als sie: daher er auch gewiß überzeugt sei, wenn er auch zehn Jahre, oder sein Lebenlang von Hause bliebe, es nie ein Mann wagen würde, ihr auch nur eine Silbe von solchen Dingen zu sagen.

Unter den Kaufleuten, welche diese Gespräche führten, befand sich ein junger Mann, Namens Ambrogioolo aus Piacenza, der über das letzte Lob, welches Bernabo seiner Frau gegeben hatte, ein unmäßiges Gelächter ausschlug und ihn spöttisch fragte, ob ihm etwa der Kaiser dieses Vorrecht vor allen andern Ehemännern zugestanden habe? Etwas gereizt antwortete Bernabo, nicht der Kaiser, sondern Gott, der wohl noch ein wenig mehr vermöge, hab ihm dieß Vorrecht verliehen. Darauf erwiderte Ambrogioolo: Ich zweifle keineswegs, Bernabo, daß du glaubst die Wahrheit zu reden; aber nach meiner Meinung hast du die Natur der Dinge wenig erwogen, denn hättest du das gethan, so halt ich dich nicht für so beschränkten Geistes, daß du dabei nicht solltest Wahrnehmungen gemacht haben, welche dich veranlassen würden, über diesen Gegenstand etwas gemäßigter zu urtheilen. Und damit du nicht glaubest, daß wir, die so frei von unsern Frauen gesprochen haben, uns vorstellten, die unsrigen seien von anderer Art und aus anderm Stoff gebildet als die deinige, da wir vielmehr nur aus natürlichen Beweggründen solche Reden führten, so wollen wir über diesen Gegenstand ein wenig mit dir plaudern. Ich hab immer gehört, der Mann sei das edelste unter allen sterblichen Geschöpfen Gottes, und nach ihm das Weib, denn der Mann, wie man allgemein glaubt und sich täglich erweist, ist viel

vollkommener, und da er mehr Vollkommenheit besitzt, so muß er unfehlbar auch mehr Stärke und Standhaftigkeit haben, und hat sie auch; die Weiber sind dagegen im Durchschnitt viel unbeständiger und das Warum ließe sich durch viele natürliche Gründe darthun, welche ich für jetzt bei Seite lassen will. Wenn also der Mann mehr Standhaftigkeit besitzt und nichts desto weniger sich nicht enthalten kann, nicht nur der zu willfahren, die ihn ins Garn lockt, sondern die zu begehren, die ihm gefällt, und nicht zufrieden mit dem Wunsche, alles aufzubieten um ihn zu befriedigen, und ihm dieß nicht etwa einmal des Monats, sondern jeden Tag tausendmal begegnet: was denkst du, daß eine Frau bei ihrer natürlichen Schwäche den Bitten, Schmeicheleien und Geschenken und tausend andern Verführungskünsten entgegenzusetzen habe, die ein kluger Liebhaber gebrauchen wird? Glaubst du, daß sie sich halten werde? Wahrhaftig, wie sehr du das auch betheuern möchtest, ich kann nicht glauben daß du es glaubst. Und du selbst sagst, daß deine Frau ein Weib ist, und zwar von Fleisch und Blut so gut als die andern: wenn dem so ist, so muß sie auch dieselben Begierden haben und dieselben Kräfte, welche die Andern besitzen um diesen natürlichen Gelüsten zu widerstehen, und daraus folgt, daß sie ohngeachtet ihrer großen Ehrbarkeit dieselben Fehltritte begehen könne, welche die andern begehen, und keine Sache, die in der Möglichkeit liegt, darf man mit solcher Bestimmtheit wegläugnen oder bestreiten wollen wie du gethan hast.

Hierauf antwortete Bernabo und sprach: Ich bin Kaufmann und nicht Philosoph, und als Kaufmann will ich dir antworten, daß ich wohl weiß, daß dergleichen, wovon du sprichst, den thörichten Weibern, die von aller Scham verlassen sind, wohl begegnen könne; die verständigen aber bewachen ihre Ehre mit solcher ängstlicher Sorgfalt, daß sie weit mehr Kraft gewinnen sie zu hüten als die Männer, welche sich wenig darum kümmern, und zu diesen gehört die Meinige. Ambrogiuolo versetzte: Wahrhaftig, wenn ihnen jedesmal, daß sie solchen Anträgen Gehör schenken, ein Horn vor der Stirn wüchse, das von

ihrer Schwäche Zeugniß ablegte, so glaub ich selber, daß Wenige sein würden, die darauf achteten; aber es wächst nicht nur kein Horn, sondern wenn sie klug sind, bleibt auch nicht die leiseste Spur zurück, und die Schande und der Verlust der Ehre kann doch nur Folge solcher Handlungen sein, welche bekannt werden; was sie aber heimlich thun können, das thun sie, sie müßten es denn aus Dummheit unterlassen. Du kannst also überzeugt sein, daß nur diejenige keusch ist, die entweder niemals in Versuchung geführt worden, oder wenn sie selbst in Versuchung führte, kein Gehör gefunden hat. Und obwohl ich durch natürliche und einleuchtende Gründe überzeugt bin, daß es so sein müsse, so würde ich es doch nicht mit solcher Gewißheit behaupten, wenn ich nicht oftmals und bei vielen die Erfahrung gemacht hätte. Und dazu sag ich dir, wenn ich bei dieser deiner Frau wäre, die bei dir so sehr im Geruch der Heiligkeit steht, so würd ich nicht verzweifeln in kurzer Zeit von ihr das zu erlangen, was ich schon von den andern erlangt habe.

Bernabo gab ihm gereizt zur Antwort: Der Streit mit Worten zöge sich zu sehr in die Länge: du sagtest, ich sagte, und zuletzt wäre nichts entschieden; aber weil du sie alle für so geschmeidig und deine Kunst für so mächtig hältst, so bin ich, dir den Beweis von der Ehrbarkeit meines Weibes zu liefern, bereit mir den Kopf abschlagen zu lassen, wenn es dir jemals gelingt, sie zu deinem Willen zu bereden, wogegen du, wenn es dir nicht gelingt, nicht mehr als tausend Goldgülden verlieren sollst. Ambrogiuolo, den der Streit schon in Hitze brachte, versetzte: Bernabo, ich bin der Mann nicht, den nach deinem Blute gelüsten sollte, wenn ich gewänne; aber wenn du den Beweis meiner Behauptungen sehen willst, so setze fünftausend Goldgülden, die dir doch weniger werth sein müssen als dein Kopf, gegen tausend von meiner Seite, und obwohl du mir keinen Zeitraum bestimmt hast, so will ich mich doch anheischig machen, nach Genua zu reisen und in drei Monaten, vom Tage meiner Abreise zu rechnen, deine Frau zu meinem Willen zu bereden, und zum Beweise dessen

einige ihrer liebsten Sachen und solche und so viele Wahrzeichen mitzubringen, daß du selber nicht umhin kannst, mir den Sieg zuzugestehen, mit dem Vorbehalt, daß du mir auf Ehre versprichst, innerhalb jenes Zeitraums nicht nach Genua zu kommen, noch deiner Frau über diesen Gegenstand zu schreiben.

Bernabo erklärte sich hiemit einverstanden, und obgleich die andern Kaufleute, welche zugegen waren, sich bemühten, die Wette zu hintertreiben, weil sie wohl einsahen, daß großes Unglück dadurch entstehen könne, so waren doch die Gemüther der Streitenden so erhitzt, daß sie wider den Willen der Uebrigen durch einen schriftlichen Vertrag sich einander verpflichteten. Und als die Verschreibung ausgestellt war, blieb Bernabo zurück, Ambrogiuolo aber begab sich so schnell als möglich nach Genua. Als er sich hier einige Tage aufgehalten und mit großer Vorsicht nach der Wohnung und dem Lebenswandel der Dame umgehört, überall aber nichts anders vernommen hatte als was Bernabo von ihr gerühmt, ja noch Rühmlicheres, da dachte er bei sich, er habe sich doch an ein schlimmes Unternehmen gewagt.

Indessen machte er doch die Bekanntschaft einer armen Frau, die viel in dem Hause verkehrte, und welcher die Dame sehr wohl wollte, und da er sie sonst durch nichts bereeden konnte, bestach er sie durch Geld und ließ sich durch sie in einem Kasten, den er nach seiner Angabe hatte machen lassen, nicht nur in das Haus, sondern in die Kammer der Dame schaffen und dort, unter dem Vorwande auf einige Tage verreisen zu müssen, empfahl das gute Weib den Kasten ihrer Gönnerin, wie Ambrogiuolo sie unterrichtet hatte. So blieb also der Kasten in der Kammer, und als die Nacht gekommen war und Ambrogiuolo bemerkt hatte, daß die Dame schlafe, öffnete er ihn durch gewisse Handgriffe, und schlüpfte leise heraus in die Kammer, wo ein Licht brannte, und begann sich die Lage des Gemachs, die Gemälde und alle andern bemerkenswerthen Gegenstände in demselben zu betrachten und seinem Gedächtnisse einzuprägen. Dann näherte er sich dem Bette, und als er bemerkte, daß die Dame und eine kleine Zofe, die

bei ihr war, fest schliefen, enthüllte er sie ganz und sah, daß sie nackt eben so schön sei als gekleidet, konnte aber kein Wahrzeichen entdecken, auf das er sich hätte berufen können, außer einem Muttermal, das sie unter der linken Brust hatte und das einige goldgelbe Härchen umgaben. Als er dieß gesehen, bedeckte er sie wieder mit Vorsicht, denn wie sehr er auch, da er sie so schön erblickte, das Gelüste empfand, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich ihr zur Seite zu legen, so hatte er doch genug von ihrer Sprödigkeit und Strenge in diesem Punkte vernommen, um es nicht zu wagen. Er vertrieb sich also den größten Theil der Nacht die Zeit nach Belieben in der Kammer, und als er in seine Kiste zurückkehrte, nahm er eine Börse, einen Ring und einen Gürtel mit sich und verschloß das Behältniß wieder wie es zuvor gewesen, und so trieb er es zwei Nächte ohne daß es die Dame gewahr wurde. Am dritten Tage kam die gute Alte, der Verabredung gemäß ihre Kiste wieder abzuholen und sie dahin zu bringen, von wo sie gekommen war; alsdann stieg Ambrogioolo hervor und befriedigte die Alte, wie er versprochen hatte, worauf er so schnell er vermochte mit jenen Wahrzeichen noch vor dem festgesetzten Termin nach Paris zurückkehrte.

Hier rief er die Kaufleute zusammen, welche bei jenem Gespräch und der Wette zugegen gewesen, und sagte in Gegenwart des Bernabo zu ihnen, er habe die Wette gewonnen, indem er das vollbracht habe wozu er sich anheischig gemacht, und zum Beweise der Wahrheit gab er zuerst eine Beschreibung des Zimmers und seiner Gemälde, und zeigte die Sachen, die er mit sich gebracht, unter dem Vorgeben, sie von ihr erhalten zu haben. Bernabo gestand, daß die Kammer nach seiner Angabe beschaffen sei und überdieß erkenne er an, daß jene Gegenstände wirklich von seiner Gemahlin herrührten, sagte aber, er könne von einem der Diener des Hauses die Beschaffenheit des Zimmers erfahren und auf gleiche Weise den Besitz der Sachen erlangt haben, und deshalb halte er dieß, wenn nichts weiter hinzukomme, nicht für hinreichend, um seine Wette verloren zu geben. Darauf antwortete

Ambrogiuolo: In der That sollte dieß genügen; weil du aber darauf bestehst, daß ich noch mehr sagen soll, so wiße denn, daß Madonna Ginevra, deine Frau, unter der linken Brust ein ziemlich großes Muttermal hat, welches etwa sechs goldgelbe Härchen umgeben. Als Bernabo dieß hörte, war ihm als führ ein Dolchstich durch seine Brust, so großen Schmerz empfand er; sein Gesicht verwandelte sich völlig, und wenn er auch kein Wort gesprochen hätte, so gab doch sein Betragen untrügliche Merkmale genug, daß Ambrogiuolo die Wahrheit gesagt habe. Nach einer Pause sagte er: Ihr Herren, was Ambrogiuolo sagte, ist richtig, und darum, da er Sieger ist, mag er kommen wann ihm beliebt die Zahlung zu empfangen, und so wurde Ambrogiuolo am folgenden Tage völlig ausbezahlt.

Aber Bernabo verließ Paris mit einem Herzen voll Wuth gegen sein Weib, und reiste gen Genua, und da er sich ihm näherte, wollte er es nicht betreten, sondern blieb auf einem seiner Landgüter, das etwa zwanzig Meilen davon entfernt war, schickte aber einen seiner Diener, dem er sehr vertraute, mit zwei Pferden und einem Brief an sein Weib, worin er ihr seine Rückkehr anzeigte und ihr befahl, zu ihm zu kommen; dem Diener aber gab er heimlich den Auftrag, sobald er mit ihr unterwegs an einen Ort komme, der ihm dazu geeignet scheine, sie ohne Barmherzigkeit umzubringen und zu ihm zurückzukehren.

Der Diener kam also nach Genua und übergab den Brief der Dame, welche ihn mit vielen Freuden empfing. Am andern Morgen bestieg sie mit dem Diener ein Pferd, und nahm den Weg nach jenem Landgute, und wie sie so zusammen hinritten und von verschiedenen Dingen sprachen, kamen sie an ein tiefes und einsames Thal, von hohen Felsen und Bäumen umschlossen, welches dem Diener zur sichern Vollziehung der Befehle seines Herrn sehr geeignet schien. Er zog also den Dolch hervor, nahm die Dame beim Arm und sprach: Madonna, empfiehlt Gott eure Seele, denn ihr müßt hier ohne Weiteres sterben. Die Dame erschrak sehr, als sie den Dolch sah und diese Worte hörte. Ums

Himmels willen, rief sie, ehe du mich tödtest sage mir womit ich dich beleidigt habe, daß du mich umbringen willst. Madonna, versetzte der Diener, mich habt ihr durch nichts beleidigt, aber wodurch ihr euern Gemahl beleidigt habt, weiß ich nicht; jedoch befahl er mir, euch ohne alle Barmherzigkeit auf dieser Reise aus der Welt zu schaffen, und wenn ich es nicht thue, drohte er mir, mich an den Galgen hängen zu lassen. Ihr wißt selbst, welche Verpflichtungen ich gegen ihn habe, und daß ich ihm nichts abschlagen darf, was er von mir verlangt. Gott weiß es, wie leid ihr mir thut, aber ich kann nicht anders. Ums Himmelswillen, sagte die Dame unter Thränen, werde nicht einem Andern zu Liebe zum Mörder an der, die dich nie beleidigt hat. Gott, der alles kennt, weiß auch, daß ich nie das Geringste begangen habe, wodurch ich von meinem Gemahl einen solchen Lohn verdient hätte. Aber setzen wir das bei Seite, so kannst du, wenn du nur willst, zugleich Gott, deinem Herrn und mir gefällig sein und zwar in dieser Weise: du nimmst diese meine Kleider und giebst mir nur dein Wams und einen Mantel, und kehrst mit jenen zu deinem Herrn zurück und sagst, du habest mich umgebracht, und ich schwöre dir bei dem Leben, das ich dir verdanke, mich von hier zu entfernen und an einen Ort zu begeben, von welchem weder zu ihm noch zu dir, noch in diese Gegend je die geringste Nachricht von mir gelangen soll.

Der Diener, der sie ungern getödtet hätte, war leicht zum Mitleid zu bewegen: er nahm also ihre Kleider für eins seiner Wämje und einen Ueberrock, und ließ ihr das wenige Geld, das sie besaß, und nachdem er sie gebeten hatte, sich sobald als möglich aus jener Gegend zu entfernen, ließ er sie in dem Thale zu Fuß zurück, worauf er sich zu seinem Herrn begab und ihm sagte, er habe nicht nur seinen Befehl vollzogen, sondern auch gesehen, daß die Wölfe über ihren Leichnam hergefallen seien. Nicht lange darauf kehrte Bernabo nach Genua zurück, und da seine That bekannt wurde tadelte ihn Jedermann.

Die Dame blieb trostlos und verlassen zurück und bei

einbrechender Nacht begab sie sich, nachdem sie sich so gut sie konnte, entstellt hatte, in ein benachbartes Dorf, wo sie von einer alten Frau das Nothwendige einkaufte. Dann nahm sie das Wams und machte es sich maß, schnitt sich aus dem Ueberrock ein Paar Beinkleider zurecht, kürzte sich die Haare und verwandelte sich ganz in die Gestalt eines Matrosen, in welcher sie sich nach der Seeküste begab. Hier fand sie durch Zufall einen catalonischen Edelmann, Namens Encarache, der sein Schiff, das in der Nähe vor Anker lag, verlassen hatte um sich in einem kühlen Brunnen zu baden; mit diesem ließ sie sich in ein Gespräch ein und trat in seine Dienste, worauf sie sein Schiff bestieg und den Namen Sicurano aus Finale annahm. Hier erhielt sie von dem Edelmann bessere Kleider und bediente ihn fortan so sorgsam und pünktlich, daß sie seine Gunst in hohem Grade erwarb. Nicht lange darauf geschah es, daß dieser Catalonier mit einer Schiffsladung nach Alexandria fuhr und dem Sultan einige ausländische Falken mitbrachte, die er ihm überreichte. Der Sultan lud ihn einige Male zur Tafel, und wie er das Benehmen des Sicurano, der ihn immer bediente, mit Wohlgefallen bemerkt hatte, bat er den Catalonier, ihm den Diener abzutreten, und dieser, so hart es ihm ankam, überließ ihn ihm. In kurzer Zeit hatte Sicurano die Gunst und Neigung des Sultans durch sein gutes Betragen nicht weniger erworben als vorher die des Cataloniers. Nun geschah es im Laufe der Zeit, als in Acri, welches der Herrschaft des Sultans unterworfen war, ein großer Jahrmarkt gehalten werden sollte, auf welchem sich christliche und sarazenische Kaufleute versammelten (daher der Sultan zur Sicherheit der Kaufleute und der Waaren gewohnt war, außer andern seiner Beamten einen seiner ersten Hofleute mit Gefolge dahin zu schicken um die Aufsicht zu führen), daß der Sultan den Sicurano zu diesem Behuf dahin zu schicken beschloß, indem dieser die Landessprache schon völlig inne hatte, und so geschah es.

Da nun Sicurano als Befehlshaber und Anführer der zur Sicherheit der Kaufleute und Waaren bestimmten Bedeckung nach

Acri kam und hier Alles was zu seinem Amte gehörte, mit großer Sorgfalt verrichtete, und, indem er überall die Aufsicht führte, eine große Menge sicilianische, genuessische, pisanische und andere italienische Kaufleute vorfand, so machte es ihm Vergnügen, sich mit ihnen zu unterhalten; weil er Gelegenheit hatte, sich seines Vaterlandes zu erinnern.

Eines Tages, da er auch in das Gewölbe eines Venetianers gerathen war, kamen ihm unter andern Kostbarkeiten auch ein Gürtel und eine Börse zu Gesicht, welche er sofort als die seinigen erkannte, worüber er sich sehr verwunderte, sich aber nichts merken ließ, sondern nur höflich nachfragte, wem sie gehörten und ob sie zu Kaufe wären. Ambrogiuolo von Piacenza war mit vielen Waaren auf einem venezianischen Schiffe auch dahin gekommen, und als er hörte, daß der Hauptmann der Wache nach dem Eigenthümer der Waaren fragte, trat er hervor und sagte lachend: Mein Herr, die Sachen sind mein, aber nicht zu Kauf; wenn sie euch indessen gefallen, so mache ich sie euch gern zum Geschenk. Da Sicurano ihn lachen sah, fürchtete er, jener möchte sein Geschlecht errathen haben, nahm aber eine ernste Miene an und sprach: Du lachst vielleicht, daß ein Mann von der Klinge wie ich nach solchen Weiberzierrathen fragt? Ambrogiuolo antwortete: Nein, mein Herr, darüber lachte ich nicht, sondern über die Weise, wie ich diese Sachen erlangt habe. Sicurano versetzte: Wohl an denn, beim Himmel, wenn es sich anders erzählen läßt, so erzähle mir wie du sie gewannst. Mein Herr, sagte Ambrogiuolo, ich erhielt sie einst nebst andern Sachen von einer schönen Frau aus Genua zum Geschenk, welche Madonna Ginevra hieß, die Frau des Bernabo Somellin, nachdem ich eine Nacht bei ihr zugebracht hatte, und sie bat mich, sie aus Liebe zu ihr zu behalten. Und nun lachte ich, weil ich mich der Narrheit des Bernabo erinnert, welcher thöricht genug war, fünftausend Goldgülden gegen zehn zu setzen, daß ich bei seiner Frau mein Glück nicht machen würde; aber ich machte es doch und gewann die Wette, und er, der sich lieber selbst für seine Dummheit hätte bestrafen sollen

als sie, die nichts gethan hatte als was alle Frauen thun, lehrte von Paris nach Genua zurück, und ließ sie, wie ich gehört habe, ums Leben bringen.

Als Sicurano dieß hörte, war ihr der Zorn des Bernabo gegen sie nicht länger ein Räthsel, denn sie erkannte sogleich, daß dieser der Urheber alles ihres Unglücks sei, weshalb sie bei sich beschloß, ihn nicht ungestraft entrichten zu lassen. Er stellte sich also als ob ihm die Erzählung sehr gefallen habe, und schloß sich seinem Umgange so nahe an, daß Ambrogiuolo am Ende der Messe mit ihm und allen seinen Waarenvorräthen nach Alexandria zog, wo ihm Sicurano ein Gewölbe einräumte und eine Summe Geldes überließ, weshalb er in der Aussicht auf große Vortheile, gerne verweilte.

Sicurano war nun sehr begierig, den Bernabo über die Unschuld seiner Frau aufzuklären, und ruhte nicht eher bis er durch Hülfe einiger reichen genuesischen Kaufleute, die zu Alexandria verkehrten, ein Mittel fand, ihn dahin zu locken, wo er denn auch endlich in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte und ihn Sicurano so lange von einem seiner vertrauten Freunde heimlich beherbergen ließ bis es ihm Zeit schien, sein Vorhaben auszuführen. Er hatte schon dem Ambrogiuolo Gelegenheit gegeben, dem Sultan jene Geschichte zu erzählen, und der Sultan hatte Vergnügen daran gefunden; da er aber Bernabo gegenwärtig sah und es nicht länger für nöthig hielt, Ausstand zu geben, bat er den Sultan gelegentlich, den Ambrogiuolo nebst dem Bernabo vor sich kommen zu lassen, und den erstern in Gegenwart des letztern, im Nothfall durch Gewalt zu zwingen, die reine Wahrheit über die Gunstbezeugungen zu bekennen, die er von dessen Frau erlangt zu haben sich rühmte.

Als daher Ambrogiuolo und Bernabo sich einstellten, befahl der Sultan in Gegenwart vieler Höflinge mit gebieterischem Wesen dem Ambrogiuolo, die reine Wahrheit zu sagen, wie er die fünftausend Goldgülden von dem Bernabo gewonnen habe, wobei auch Sicurano gegenwärtig war, auf den er sein ganzes Ver-

trauen gesetzt hatte, der ihn aber ebenfalls in großem Zorn mit den schrecklichsten Martern bedrohte, wenn er die Wahrheit nicht sagte, daher Ambrogiuolo, der sich von beiden Seiten bedrängt sah, und wirklich schon einige Zwangsmittel fühlen mußte, in Gegenwart des Bernabo und vieler andern, und in Erwartung, daß er keine andere Strafe als die Zurückgabe der fünftausend Goldgülden und der Kostbarkeiten zu befahren habe, den ganzen Hergang der Sache haarklein erzählte.

Als Ambrogiuolo seine Erzählung geendigt hatte, wandte sich Sicurano, als des Sultans Wortführer, zu dem Bernabo und fragte: Und du, was thatest du, auf diese Lüge, mit deiner Frau? Bernabo antwortete: Der Zorn über den Verlust meines Geldes und die Schande, welche, wie ich glaubte, mein Weib mir zugefügt hatte, verleiteten mich, mein Weib umbringen zu lassen, und nach dem, was man mir erzählt hat, ward sie auch sogleich von einer Schar von Wölfen zerrißen.

Als alle diese Geschichten in Gegenwart des Sultans erzählt und von ihm vernommen wurden ohne daß er noch wußte, wohin Sicurano, der dieß alles verlangt und eingerichtet hatte, damit hinaus wolle, sagte ihm Sicurano: Mein Gebieter, ihr seht nun klar genug, wie sehr sich diese gute Frau glücklich zu preisen hatte, einen solchen Gemahl und solchen Liebhaber zu besitzen, indem der Liebhaber ihr in einer Stunde die Ehre raubt, dann ihren Ruf durch Lügen bestecht und ihr die Liebe ihres Mannes entwendet; und der Gemahl, der fremden Lügen mehr Glauben schenkt als der Wahrheit, die ihm aus langer Erfahrung bekannt sein mußte, sie umbringen läßt und den Wölfen vorwirft, und überdieß geht noch die Liebe und Zuneigung des Gemahls wie des Liebhabers so weit, daß sie lange mit ihr verkehren, und keiner von beiden sie wiedererkennt. Weil ihr aber am Besten wißt was Jeder von diesen verdient hat, so will ich, wenn ihr mir die besondere Gnade erweisen wollt, den Betrüger zu bestrafen und dem Betrogenen zu verzeihen, die Dame selbst hieher vor euer und ihr Angesicht kommen lassen. Der Sultan, welcher in diejer ganzen

Angelegenheit dem Sicurano zu willfahren entschloßen war, sagte, er sei es zufrieden und er solle die Dame nur vorführen lassen. Bernabo, der ihren Tod für gewiß hielt, wunderte sich nicht wenig, und Ambrogiuolo, der sein Schicksal ahnte, fieng schon an, Schlimmeres zu befürchten als die Rückzahlung des Geldes, und wußte nicht ob er die Ankunft der Dame hoffen oder fürchten sollte: er sah also mit ängstlicher Erwartung ihrem Erscheinen entgegen.

Als Sicurano nun die Erlaubniß des Sultans besaß, warf er sich weinend vor ihm auf die Kniee, ließ auf einmal die männliche Stimme und das angenommene männliche Wesen fahren und sprach: Gnädiger Herr, ich selbst bin diese arme unglückliche Ginevra, welche sechs Jahre in männlicher Gestalt in der Welt umherschweifte, nachdem dieser Verräther von Ambrogiuolo sie fälschlich und boshaft verleumdet und dieser grausame und ungerechte Mann sie einem Diener zur Hinrichtung und den Wölfen zur Azung übergeben; und zugleich riß sie das Gewand auf und entblößte ihre Brust, um den Sultan und alle Anwesenden von ihrem wahren Geschlecht zu überzeugen, worauf sie sich zu dem Ambrogiuolo wandte und ihn heftig fragte, wann er jemals, wie er sich gerühmt, ihre Günstbezeugungen genoßen habe? Wie er sie jetzt erkannte, verstummte er vor Scham und erwiderte kein Wort.

Der Sultan, der sie immer für einen Mann angesehen hatte, wunderte sich so sehr über das, was er sah und hörte, daß er es eher für einen Traum als für Wahrheit gehalten hätte. Als endlich seine Verwunderung nachließ und die Wahrheit sich geltend machte, war er in dem Lobe des guten Betragens, der Standhaftigkeit, der Sitten und Tugenden der bis dahin Sicurano geheißenen Ginevra ganz uner schöplich, ließ ihr die anständigsten weiblichen Kleider, und Frauen zu ihrer Begleitung kommen, und schenkte auf ihre Bitte dem Bernabo die verdiente Todesstrafe. Dieser hatte sie nicht sobald erkannt, als er sich zu ihren Füßen warf und sie unter Thränen um Verzeihung bat, welche sie ihm,

so wenig er sie auch verdiente, doch liebevoll gewährte, ihn zu sich emporzog und als ihren Gemahl zärtlich umarmte. Hierauf befahl der Sultan, den Ambrogiuolo sofort an einem hohen Ort in der Stadt an einen Pfahl zu binden und mit Honig zu bestreichen, ihn auch nicht eher wieder herabzunehmen bis er von selber wieder herabfiel, und so geschah es. Zugleich befahl er, alles Eigenthum des Ambrogiuolo der Ginevra zu geben, welches nicht weniger als zehntausend Dublonen betrug; auch ließ er ein großes Fest bereiten, an welchem er dem Bernabo als dem Gemahl der Ginevra, und ihr selber als der vortrefflichsten aller Frauen, alle ersinnliche Ehre erwies und ihr an Kostbarkeiten, an Gold- und Silbergeräthen und an baarem Gelde so viel verehrte, daß es wohl noch einmal zehntausend Dublonen betrug. Endlich ließ er ihnen ein Schiff ausrüsten und gab ihnen nach Beendigung der Festlichkeit die Erlaubniß, nach Genua beliebig zurückzukehren, wohin sie denn, mit großen Reichtümern beladen, fröhlich zurückkehrten und mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurden, besonders Madonna Ginevra, welche von allen für todt gehalten worden, und von nun an lebenslang als ein Muster der Frauen verehrt wurde. Ambrogiuolo aber ward noch an demselben Tage, wo man ihn an den Pfahl band und mit Honig beschmierte, unter den schrecklichsten Qualen von Fliegen, Wespen und Hornissen, die in diesem Lande sehr häufig sind, nicht nur ums Leben gebracht, sondern bis auf das Gebein verzehrt, welches noch lange Zeit, weißgebleicht, an dem Pfahl hieng und jedem, der es sah, von seiner Bosheit Zeugniß ablegte. Und so unterlag der Betrüger dem Betrogenen.

2. Gymbeline.

Zur Sagenvergleichung.

Es ist nicht unbestritten, ob die hier mitgetheilte Novelle des Boccaccio (Dec. II. 9) wirklich die nähere oder auch nur entferntere Quelle unseres Schauspiels sei. Grimm (altd. Wälder I. S. 27) verneint es ausdrücklich. Indessen hat man bis jetzt noch keine Erzählung aufgefunden, die mit seinem Gymbeline mehr Züge gemein hätte. Wenn Benda die zweite Erzählung in dem erst 1620 zu London erschienenen Buche Westward for Smelts u. s. w., welche er in den Anmerkungen zu diesem Schauspiel wörtlich übersetzt hat, für die unbezweifelte Quelle Shakespeares ausgiebt, so ist dieß ganz grundlos. Die Mehrzahl der englischen Kritiker entscheidet sich auch für unsere Novelle und schon Malone bemerkte, daß hier weit mehr Umstände mit Shakespeares Darstellung stimmen als in jener Erzählung, die überdieß nichts als eine den englischen Sitten gerechte Nachahmung der boccaccischen Novelle ist. Hiemit stimmt auch Dunlop II. p. 225 sqq. Sie weiß nichts von dem Kasten, durch den sich der Betrüger zur Nachtzeit in das Schlafgemach der treuen Gattin zu schaffen versteht,*) nichts von den Gemälden in demselben, nichts von dem Muttermal: statt dieser entscheidenden Wahrzeichen reicht ein entwendetes Crucifix hin, den leichtgläubigen Mann von der Schuld der Gattin zu überzeugen. Dieser Mangel wird auch nicht durch andere Züge ausgewogen, die bei Boccaccio fehlen und beweisen

*) Ganz in derselben Weise wird ein Kasten gebraucht in Tausend und Eine Nacht, Bd. 15, S. 164 ff.; im Uebrigen stimmt dieß Märchen aber nicht.

könnten, daß Shakspeare diese Erzählung auch nur gekannt habe. Vielleicht ist sein Schauspiel sogar vor ihrer Bekanntmachung geschrieben: denn wenn Malone vermuthet, es sei zwischen den Trauerspielen Lear und Macbeth im Jahre 1605 gedichtet, weil die Geschichte Lears und Cymbelinens in Holinsheds Chronik nahe bei einander stehen, so bemerkt Wenda sehr richtig, wie unzureichend diese Angabe sei, um das Alter dieses Stücks zu bestimmen; allein es ist um nichts besser, wenn er selbst mit Bestimmtheit behauptet, das Stück sei nicht vor dem Jahre 1603 gedichtet, weil in diesem Jahre die Erzählung erst herauskam. Tied nimmt an, dieß Stück sei eine später wieder aufgenommene Jugendarbeit des Dichters.

Daß sich auch von dieser Novelle keine englische Uebersetzung zu Shakspeares Zeiten nachweisen läßt, kann nichts entscheiden, mag man nun mit uns annehmen, daß Shakspeare sie im Original lesen konnte, oder mit den Engländern vermuthen, die Uebersetzung sei wieder verloren gegangen. Die italienischen Namen Philario, Pisanio und Jachimo sprechen für die Entlehnung aus einer italienischen Quelle, obwohl die Episode von den geraubten Söhnen des Königs, Guiderius und Arviragus, und ein großer Theil der Schicksale des Leonatus Posthumus die Vermuthung begründen, daß er noch eine andere Erzählung vorgefunden und mit jener verschmolzen habe. Vielleicht war diese Verschmelzung der Schicksale Imogens mit der altbrittanischen Sagen-geschichte, wie sie Holinshed und vor ihm Galfred von Monmouth und Andere berichten, in einem damals gangbaren Volksroman, den Shakspeare benutzte, bereits vorgenommen; dann würde auch der Vorwurf wegfallen, auf welchen englische Kritiker so viel Gewicht legen, daß Shakspeare das alte Rom mit modernen Italienern bevölkert habe, denn fand er jene italienischen Namen schon in einer volksmäßigen Erzählung vor, so konnte er sie ohne Nachtheil für die Popularität seines Stücks nicht mit andern vertauschen. Douce (Illustr. II. p. 199) will in dem Roman des Xenophon Ephesius von Abrocamas und Anthia, welchen er auch

für die entfernteste Quelle von Romeo und Julie hält, zwei Züge finden, die in Cymbeline wieder begegnen. Der erste soll folgender sein: Als Anthia die Slavinn Mantos und ihres Ehemannes geworden ist, verliebt sich dieser in sie, und als die eifersüchtige Manto dieß erfährt, giebt sie einem vertrauten Diener Befehl, Anthia in den Wald zu führen und dort zu tödten. Dieser erbarmt sich aber wie der Diener bei Boccaccio und Pisanio bei Shakspeare der unglücklichen Anthia und verschont ihr Leben. Dieser Zug, der unendlich oft in den Märcen aller Zeiten und Völker wiederkehrt, kann nichts entscheiden, um so weniger als er sich auch bei Boccaccio in viel genauerer Verbindung mit den Schicksalen Imogens findet. Der andere Zug soll der Schlaftrunk sein, welchen Imogen wie Anthia (s. oben S. 83 ff.) und Julie trinkt, nach dessen Genuß sie von Guiderius und Arviragus für todt bestattet wird und dann erwacht, um in die Dienste des römischen Feldherrn zu treten. Es ist nicht zu läugnen, daß hier der Schlaftrunk seiner Wirkung nach mehr Aehnlichkeit mit Cymbeline als mit Romeo und Julie hat und wäre daher nicht unmöglich, daß in der volksmäßigen Erzählung, die Shakspeare nach unserer obigen Vermuthung benützt haben soll, der Roman des Xenophon mit der Erzählung Boccaccios verschmolzen war, wenn Shakspeare nicht selbst diese Verschmelzung vorgenommen hat.

In der Erzählung Galfreds von Monmouth von Cymbeline und seinen beiden Söhnen erinnern nur wenige Züge an Shakspeare. „Als Cymbeline zehn Jahre über die Brittannier geherrscht hatte, zeugte er zwei Söhne, Guiderius und Arviragus; dem erstern hinterließ er bei seinem Tode das Reich. Dieser verweigerte den Römern den Tribut, worauf Claudius mit einem Heere in Brittannien landete und Porthester belagerte. Mit ihm war Einer, Namens Levis Hamo, auf dessen Rath er in Kriegssachen vertraute. Als es zur Schlacht kam, that Guiderius Wunder der Tapferkeit und schon flüchtete Claudius zu den Schiffen, als der schlaue Hamo seine Waffen von sich warf, sich als ein Brittannier waffnete und rüstete, und so gegen die Römer kämpfte.

Er ermahnte die Britannier, den Feinden nachzusetzen und einen vollen Sieg zu ersechten. Er hatte nämlich ihre Sprache und Sitten gelernt, weil er unter den Geiseln der Britannier zu Rom aufgewachsen war. Auf diese Weise näherte er sich dem König Guiderius, der sich keines Args zu ihm versah und tödtete ihn unversehens durch einen Schwertthieb. Hierauf flüchtete er wieder zu den Römern. Als Arviragus seinen Bruder erschlagen sah, legte er dessen Rüstung an und führte die Britten gegen die Römer, als ob er selbst 'Guiderius wäre.' So wechselt bei Shakspeare Leonatus Posthumus zweimal die Rüstung, einmal um mit den Britten zu sechten, da er mit den Römern gekommen war, das zweitemal um als ein Römer von den Britten gefangen zu werden. Doch sind es gerade seine Schicksale, welche am Meisten die Vermuthung begründen, daß zwischen Monmouths Bericht und Shakspeares Darstellung noch eine volksmäßige Erzählung in der Mitte lag.*)

Es mag unentschieden bleiben, ob schon diese volksmäßige Erzählung oder erst Shakspeare auch das Märchen von Sneewittchen benutzte, von dem Karl Schenk Germ. IX, 458 nachwies, daß es im dritten und vierten Acte vorgeschwebt habe, seit Imogen in Mannskleidern in die Höhle des Belarius und ihrer unerkannten Brüder Guiderius und Arviragus trat. Die übereinstimmenden Züge, auf welchen dabei Gewicht liegt, sind folgende:

1) Im Märchen wie bei Shakspeare finden wir die böse Königin, welche ihre Stieftochter haßt und sogar mit Gift aus dem Wege zu räumen sucht.

2) Im dritten und vierten Act sehen wir Imogen in der Höhle bei jenem herrlichen Brüderpaar, wie Sneewittchen im Hause der Zwerge Schutz und Zuflucht findet.

*) Auch der Name Imogens kommt bei Holinshed und Monmouth vor, aber nicht bei Gelegenheit Cymbelines und seiner Söhne, sondern am Anfang der Chronik, bei der Geschichte des Brutus und Locrin. (S. unten XVIII.)

3) Als Sneewittchen durch die List der bösen Stiefmutter berückt wie todt daliegt, doch von dem Tode nicht entstellt, sondern wie ein schlummerndes Kind, da weinen die Zwerge drei Tage lang und legen es endlich, weil sie es nicht in die schwarze Erde versenken wollen, in einen Sarg von hellem Krystall. Ganz ähnlich wird Imogen in einen todesähnlichen Schlaf versenkt und von den Jünglingen bestattet; sie bergen sie aber nicht in der Erde, sondern bestreuen den Leib mit Blumen. In beiden Fällen ist es nur ein Scheintod, aus dem ein Erwachen Statt findet. Die Parallele wird von Schenk, auf den ich verweise, noch weiter fortgeführt.

Gewiß ist es indes, daß die Erzählung Cassibelan, welche die *Bibl. univ. des romans* 1781. Janv. A. p. 21 ohne Angabe der Quelle mittheilt, von Shakspeare in keiner Weise benutzt worden ist, denn obgleich dieselbe bis in die kleinsten Einzelheiten mit seiner Darstellung übereinstimmt, so ist doch diese Ähnlichkeit viel zu groß als daß man nicht glauben sollte, der Verfasser habe vielmehr aus Shakspeare geschöpft. In einigen dieser Erzählung beigefügten Notizen werden sogar die englischen Commentare zum Shakspeare benutzt, z. B. p. 64, wo die angeführte Stelle des Erasmus aus einer Note des Warburton entlehnt ist. Man darf also nicht zweifeln, daß die Herausgeber der *Bibl. Shakspeares* Cymbeline ausgeschrieben und die Quelle gegen ihren sonstigen Gebrauch verschwiegen haben um die Abweichung vom Plane ihres Werks, das nur aus Romanen nicht aus Schauspielen Auszüge liefern sollte, zu verbergen. Deshalb scheinen sie auch die Namen mit andern vertauscht zu haben.

Collier giebt den Inhalt zweier altfranzösischen Romanzen an: in der einen bemerkt der Verräther durch ein geheimes Loch in der Mauer der Kammer, wo die Frau ein Bad nimmt, daß sie ein Muttermal hat; in der andern werden die Beweisstücke durch einen treulosen Diensthofen gestohlen. Diese Romanzen, bemerkt Halliwell, beweisen für die Volksmäßigkeit der Erzählung, ohne auf Shakspeares Behandlung Licht zu werfen.

Die Erzählung des Boccaccio ist vermuthlich aus einem lateinischen Original entsprungen, dem auch das deutsche Volksbuch seinen Ursprung verdanken mag, das zuerst ohne Jahreszahl und Druckort unter dem Titel: „Ein liebliche history und Warheit von vier kaufmendern. 4.“, dann später zu Nürnberg unter dem Titel: „Ein lipliche historie von fier kaufleuten“ erschien. In Schweden und Dänemark lebt dieß Volksbuch noch fort; in Deutschland ist es ausgestorben, neuerdings aber durch ein ganz modernes ersetzt worden, das aus Boccaccios Novelle entstanden ist. Es führt den Titel: „Die schöne Caroline als Husarenoberst oder die edel denkende Kaufmannsrau. 1826. 8. Ueber jenes ältere vgl. Grimms altd. Wälder I. S. 68.

Noch jetzt beschäftigt sich die lebendige Volkserzählung mit diesem Stoff und ich selbst habe in meinen deutschen Märchen, Stuttgart 1864, unter der Ueberschrift „Der Handschuh“ eine Ueberslieferung dieser Art aufgezeichnet. Sie stammt aus der Gegend von Xanten; der Inhalt ist kürzlich folgender: Ein Graf hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Bei seinem Tode ermahnt er sie nicht von einander zu lassen, was sie ihm feierlich zusagen. Nach des Vaters Tode redet ihm aber die Schwester selber zu, am Hof des Königs Dienste zu suchen: sie wäre schon beruhigt, wenn sie nur wüßte wo er wäre. Er folgte diesem Rath und erhielt bald einen bedeutenden Posten am Hofe. Der Minister aber haßte ihn, weil er des Königs Gunst nicht mit ihm theilen wollte. Einst hatte er in des Königs Geschäften eine Reise zu thun; da sagte er zu dem Grafen, er komme auch nach seiner Heimat: da gedächte er seine Schwester zu verführen. Der junge Graf, der nicht glaubte, daß ihm das gelingen werde, gieng eine Wette mit ihm ein und setzte seine Grafschaft und sein Leben zu Pfande. Diese Wette ward vor Gericht niedergeschrieben und obrigkeitlich bestätigt. Der Minister reiste ab, versuchte es aber vergebens, im Schloße der Schwester Zutritt zu erlangen. Da sah er einst einen ältlichen Herrn aus dem Schloße kommen und in einem Goldschmiedsladen verschwinden. Am andern Morgen gieng er

selber hinein, kaufte einige Kleinigkeiten und bemerkte, daß der Meister an einem kostbaren Ring arbeite. Er fragte nach dem Preise, erhielt aber zur Antwort, der Ring sei nicht feil, er gehöre einer jungen Gräfin, die ihn von ihrem Bruder zum Geschenk erhalten habe. Wenn er durchaus nicht zu Kauf sei, sagte der Minister, so wünsche er wenigstens einen ganz ähnlichen zu haben. Der Goldschmied versprach ihn so ähnlich als möglich zu machen; nach drei Tagen solle er fertig sein. In der Zwischenzeit gieng der Minister zu der ersten Hebamme in der Stadt und gab vor, seine Tochter habe ein Muttermal unter dem Kinn; ob sie nicht wisse wie das zu vertreiben sei? Im weitern Gespräch erfuhr er, jene junge Gräfin habe ein Muttermal wie ein Weilschen zwischen den Brüsten mit auf die Welt gebracht. Mit dieser Nachricht und dem nachgemachten Ring kehrte er nach der Hauptstadt zurück und behauptete nun, die Wette gewonnen zu haben. Das Gericht, dem er den Ring vorlegte und dann mit dem Muttermal herausrückte, das er zwischen den Brüsten der jungen Gräfin gesehen zu haben vorgab, that den Ausspruch, daß der Graf die Wette verloren habe. Als ihm dieß eröffnet wurde, erklärte er, sich in sein Schicksal fügen zu wollen; nur halte er um die Gnade an, noch einmal um sein väterliches Schloß fahren zu dürfen. Als ihm das bewilligt wurde, schrieb er einen Brief an seine Schwester, worin er sie von Allem in Kenntniß setzte. Wie er nun im Wagen um das Schloß fuhr, erkannte ihn seine Schwester, die im Fenster lag, schon aus der Ferne und freute sich sehr, daß er sie zu besuchen komme. Als er aber vorbeifuhr, wußte sie nicht was sie denken sollte. Es war ihr jedoch nicht entgangen, daß er einen Brief hervorgezogen und über die Mauer ihres Gartens geworfen hatte. Den ließ sie sogleich hervorholen und ersah daraus die große Gefahr, in der ihr Bruder schwebte. Es galt nun einen Rath zu erfinden, wie sie sein Leben und die eigene Ehre retten möchte. Da ließ sie alle Goldschmiede aus der Stadt berufen und trug ihnen auf einen kostbaren Handschuh mit Perlen und Edelsteinen noch in derselben Nacht anzufertigen. Die

Aug. Wilh. v. Schlegel giebt die Idee von Ende gut Alles gut dahin an, daß weibliche Treue und Ergebenheit den Mißbrauch der männlichen Obergewalt überwindet. So allgemein ausgesprochen liegt dieser Gedanke auch dem gegenwärtigen Schauspiel und mehreren andern Stücken des Dichters zu Grunde. Dahin rechnen wir König Lear, das Wintermärchen, die beiden Veroneser, Viel Lärmens um Nichts, Prinz Perikles von Tyrus und Othello, obgleich in diesem Stück der Triumph der reinen Weiblichkeit eine tragische Wendung nimmt. In Gleiches mit Gleichem fand Shakspeare diese Idee kaum vor; aber durch seine oben betrachteten Veränderungen wußte er den Stoff ebenfalls ganz in ihren Kreis zu ziehen, ja sie an Isabella und Mariannen doppelt zur Erscheinung zu bringen. Im Londoner Verschwender, einem dem Dichter mit Unrecht abgesprochenen Stück, ist es die wundervolle Treue und Anhänglichkeit der Frau, welche den Bösewicht befehrt. Wir würden kein Ende finden, wollten wir alle Sagen und Märchen dieses Inhalts hier aufzählen: wir beschränken uns also auf die vornehmsten. Schon Schlegel führt beispielweise die Geschichte der Griseldis an, die unter dem Namen von Markgraf Walter auch deutsches Volksbuch geworden ist; aber eben so gut gehören die Sagen von Lucretia im Livius, von Bertha mit dem breiten Fuß, der Gemahlin Pipins (Vgl. Valentin Schmidt über die italienischen Heldengedichte S. 1—42, Grimm altd. Wälder III. 43 und meine Bertha die Spinnerin, Frankf. 1853), von Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (Schreibers rhein. Sagen S. 63), welche mit der von der Crescentia (Koloczaer Codex, herausgegeben von dem Grafen Mailath. Pesth 1817, S. 241, und Schade Crescentia. Berlin 1853) fast in allen Zügen übereinstimmt, in diesen Kreis. Die beiden letzten Sagen sind ganz das orientalische Märchen von dem Rasi und seiner Frau, Tausend und Eine Nacht Bd. II. S. 243 ff. Selbst die Beichte kommt hier vor, doch fehlt der Auszug. (Vgl. Cap. 101 der englischen Gesta Rom. nach dem Auszug in Douce Illustrations of Shak-

siebente Erzählung: Die beiden Fürstenkinder von Monteleone, weicht nämlich fast nur darin von unserer Kantener ab, daß statt des Handschuhs, dem Costüm der Landschaft gemäß, eine Sandale die Katastrophe herbeiführt.

Marcus Landau a. a. O. läßt die Erzählung des Boccaccio nicht aus dem von uns angenommenen lateinischen Original, sondern aus dem französischen Roman *De la violette ou de Gerard de Nevers* des Gybert de Montreuil, der Quelle der Curyanthe, aus dem dreizehnten Jahrhundert, entsprungen sein: „Graf Gerard auf die Treue seiner Frau Curyanthe bauend geht mit dem Grafen Vissard von Forez die gefährliche Wette ein; diesem gelingt es aber nur die Frau zu belauschen (vgl. die oben erwähnte altfranzösische Volksromanze) und zu erfahren, daß sie unter der rechten Brust ein Muttermal habe wie ein Weischen. Er benutzt diese so erworbene Kenntniß um die Wette zu gewinnen, und Gerard, an die Untreue seiner Frau glaubend, will sie tödten, begnügt sich aber damit sie zu verstoßen, da er einen schönen Zug von ihr sieht. Nachdem er seine Frau verlassen, erfährt er durch Belauschung Vissards ihre Unschuld und wird nach vielen Abenteuern und Zweikämpfen wieder mit ihr vereinigt und in den Besitz des Wettpreises gesetzt. (Vgl. Von d. Hagen III. S. XCVI—XCIX.)

In einem andern, ebenfalls von Fr. Michel in Paris (1834. 1838) herausgegebenen, aber profaischen Romane folgt die verleumdete und verstoßene Frau, die schöne Johanna, verkleidet ihrem Gatten Robin, der in Marseille ein Hotel errichtet hat, und tritt in seine Dienste. Ritter Raoul, der auf seiner Reise nach dem heiligen Lande in dieses Hotel kommt und die schöne Johanna nicht erkennt, erzählt ihr, wie er ihren Mann betrogen hat, um die Wette zu gewinnen. Nach sieben Jahren kehrt der reich gewordene Gastwirth in seine Heimat zurück und besiegt den Betrüger im Zweikampf, worauf die Frau sich zu erkennen giebt und sie beide dann noch zehn Jahre in glücklicher Ehe zusammen leben.

sein ganzes Vermögen auf die Tugend seines Weibes verwettet, dennoch im Glauben und Vertrauen an dieselbe nicht fest genug befunden wird, indem er sich durch erschlichene Beweise und Wahrzeichen täuschen und zu Grausamkeiten hinreißen läßt, die den Triumph der weiblichen Treue und Duldung herbeiführen. Der scheinbare Sieg, den jene unwürdige Denkungsart von dem weiblichen Geschlechte auf eine Weise davon trägt, dient zuletzt nur dazu, die Reinheit und Hoheit der Frauen desto herrlicher zu verkären, zu der auch der beste Mann noch zu wenig Zuversicht bewiesen hat.

Darum mag auch wohl diese Einleitung so beliebt geworden sein, obgleich sie zuweilen auch in solchen Darstellungen vorkommt, wo sie jene Wirkung nicht hervorbringen kann, weil die Sage eine andere Wendung nimmt. Dahin gehört das beliebte Volkslied:

Es saßen drei Gesellen,
 Die thäten sich was verzällen;
 Sie hielten unter sich
 Wohl einen weisen Rath,
 Wer unter ihnen wohl
 Das schönste Mädchen hat.
 Da war auch Einer drunter
 Der nichts verschweigen konnte u. s. w.

wo sich das Ausplaudern der Geheimnisse der Liebe unmittelbar an dem Verräther bestraft: denn seine Geliebte, welche die Gesellen belauscht hat, verschließt ihm nun die Thüre und fertigt ihn mit den bekannten Worten ab:

Geh du nur immer hin
 Wo du gewesen hast,
 Und binde deinen Gaul
 An einen grünen Ast.

Cfr. Cento novelle antiche nov. 61.

Vergleichen wir dieß mit unserer Novelle, so erscheint es

schon tadelnswerth, daß Bernabo nur der Vorzüge seiner Gemahlin vor jenen lockern fremden Kaufleuten gedenkt, und in der That läßt sich seine Ruhmredigkeit als der erste Anlaß alles spätern Unglücks betrachten.

Die Sage von der Lucretia beginnt ebenfalls mit einer solchen Wette obgleich es Livius zweifelhaft läßt, ob sie den Vorzug der Frau überhaupt oder zunächst ihre Keuschheit betraf. Hier bricht zwar auch Tarquinius Sextus das Gesetz der Wette, indem er sich mit Gewalt zueignet was Ambrogiuolos List erworben zu haben nur vorspiegelt; aber die Beschämung des Gemahls wegen seines wankenden Vertrauens tritt nicht ein. Dagegen läßt sich der Tod Lucretiens in Bezug auf den Collatinus als eine Strafe seiner Ruhmredigkeit oder auch seiner Schuld fassen, die Tugend seiner Gemahlin nur in Frage gestellt zu haben.

Eine andere Wendung nimmt auch die Sage in dem mittelhochdeutschen Gedicht von zwein Kaufmann (abgedruckt in den altd. Wälder I. S. 35—66 und bei Von der Hagen Gesamt-Abenteuer Nr. 68, dessen Inhalt wir hier im gedrängten Auszuge mittheilen, weil es sich nicht nur auf unsere Novelle, sondern auch auf Boccaccios Giletta von Narbonne (Vgl. IX) und die Veränderungen bezieht, die Shakspeare in Gleiches mit Gleichem mit dem aus Cinthio entlehnten Stoffe vorgenommen hat.

Zu Verdün in Frankreich lebten zwei nahe befreundete Kaufleute, Gilot und Gillam: der eine war reich, der andere arm. Der Reiche hatte eine Tochter, Namens Irmengart, der Arme einen Sohn, Bertram genannt. Die Freundschaft bewegt den Gilot, seine Tochter dem Sohn seines armen Freundes zum Weibe zu geben. Als die Hochzeit vollzogen und die Braut heimgeführt wird, muß Bertram der Kaufmannschaft wegen den Jahrmarkt zu Provins beziehen. Er nimmt zärtlichen Abschied von seinem jungen Weibe und kommt glücklich in Provins an, wo er bei dem besten Wirth einkehrt. Bei Tiſche trifft er mit vielen andern Kaufleuten zusammen, welche auf ihre daheim gebliebenen Weiber zu sprechen kommen. Der Eine meinte, er sei sicher:

seine Frau sei ein Teufel und kein Weib: der dürfe keiner zu nahe kommen. Der Andere rühmt dagegen die seinige als fromm und mitleidig, sie erbarme sich gern ihrer Nächsten: deshalb müße er auch zwei Rebskinder ernähren. Der Dritte hat gar ein Weib, die „trinket, daß ihr die Zunge hinket“ u. s. w. Der Wirth fordert dann den Bertram auf, auch von seiner Hausfrau Kunde zu geben, die er nun als die Blume aller Frauen rühmt. Der Wirth bietet ihm aber die Wette, daß er binnen Kurzem mit ihr zu Bette gehen wolle. Bertram nimmt sie an und beide setzen all ihr Hab und Gut zum Pfande. Bertram läßt nun seiner Frau sagen, er reise noch nach Venedig und komme sobald nicht zurück. Der Wirth aber begiebt sich nach Verdün und nimmt dem Hause Irmengarts gegenüber Herberge. Er versucht es erst durch Grüße, dann durch Geschenke, Bestechung der Dienstboten und zuletzt durch große Anerbietungen, sie zu verführen. Da er zuletzt für eine Nacht tausend Mark bietet, reden ihr alle Leute im Hause zu, eine so große Summe nicht fahren zu lassen. Sie sucht bei ihren nächsten Verwandten, zuletzt sogar bei ihren Eltern und Schwiegereltern Schutz, aber auch diese verblendet das viele Geld: sie befehlen ihr, den Antrag anzunehmen und drohen mit dem Zorn ihres Gemahls, wenn dieser zurückkehre und höre, daß ihm ein solcher Gewinn einer Grille wegen entgangen sei. Irmengart geräth über diese Rathschläge und Drohungen in die äußerste Verzweiflung. In dieser Noth wendet sie sich zu Gott, der sich ihrer Güte erbarmt und ihr einen guten Rath sendet. Demzufolge läßt sie dem Hogier, so hieß der Wirth, entbieten, sie sei bereit, seinen Willen zu thun: er solle das Geld senden und dann in der Nacht heimlich zu ihr kommen. Sie vertauscht aber die Kleider mit ihrer Magd Frau Amelin, die nun statt ihrer dem Hogier untergeschoben wird. Als die Nacht vorüber ist und Hogier aufbrechen will, verlangt er ein Andenken und da Frau Amelin, die er für Irmengart hält, dieß verweigert, schneidet er ihr einen Finger ab, den er mit nach Provins nimmt. Bertram will sich aber nicht von der Untreue seiner Gattin überreden lassen,

und beide reisen zusammen nach Verdün zurück, wo Hogier den Beweis der gewonnenen Wette zu führen verspricht. Als sie hier anlangen, läßt Bertram ein großes Fest bereiten, zu dem er alle seine Verwandten ladet. Irmengart bemerkt seine Trauer und fragt nach der Ursache: er vertraut ihr die Wette, sie aber tröstet ihn und spricht: seine List soll ihm nicht frommen: all sein Gut ist unser. Als das Festmal vorüber ist, trägt Hogier den versammelten Gästen den Fall vor und behauptet die Wette gewonnen zu haben: zum Beweise zeigt er den abgeschnittenen Finger vor. Irmengart gesteht jetzt ihren Fehltritt ein, entschuldigt sich aber damit, daß alle ihre Verwandten ihr gerathen hätten, das Geld zu verdienen. Als sie diese hiedurch beschämt hat, zeigt sie beide Hände vor, an welchen kein Finger fehlt; zugleich kommt Frau Amelin gegangen und klagt ihr Ungemach. Hogier bekennt nun, sein Gut mit der Wette verloren zu haben. Doch wird ihm Frau Amelin mit einer Aussteuer von hundert Mark zum Weibe gegeben. Am Schluß nennt sich der Dichter Ruprecht von Würzburg.

Ein neugriechisches Volkslied in Bartholdys Bruchstücken zur Kenntniß Griechenlands (Berlin 1805, S. 430—440, wiederabgedruckt altd. Wälder II. S. 181) erzählt dieselbe Sage; doch wettet hier der Bruder über die Keuschheit der Schwester mit dem Könige, der am Schluß nach dem Sprichwort: „Trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn“, von der Schwester als ihr Knecht in Anspruch genommen wird:

„So öffnet eure Augen doch, ihr Herrn und ihr des Volks,
Schaut meiner Finger volle Zahl, mein unbeschornes Haupt:
Mit meiner Magd hat er geruht, drum ist er jetzt mein Knecht:
So stecke Brot in deinen Sack, füll Wasser in den Krug,
Zieh mit dem Esel in den Wald und holze für den Heerd.“

Endlich erhält die schon öfter erwähnte altwalliische Sage von Taliesin (Altd. Wälder I, S. 70) dieselben Grundzüge.

Man wird leicht bemerken, daß in dem altdeutschen Ge-

dachte die Wette keine Beschämung des Gatten zur Folge hat, denn dieser verläugnet das Vertrauen auf die Treue der Gemahlin nicht ganz, dafür aber werden die Eltern und Verwandten beschämt, welche der Irmengart gerathen haben, das Geld zu verdienen, so daß die Sage auch hier durch den Gegensatz zwischen den habfüchtigen Verwandten und der hohen Gesinnung der Frau die Idee zur klarsten Anschauung bringt. Nur geschieht dieß nicht unmittelbar durch die Wette, die also nicht so gut in das Ganze der Begebenheit eingreift als in der boccaccischen Darstellung, die wir deshalb vorziehen möchten.

Uebrigens zeigt sich die Verwandtschaft mit der Giletta von Narbonne (s. IX) auch an den Namen. Der Vater Irmengarts heißt Gilot, ihr Schwiegervater Gillam: beides ist nicht weit von Giletta. Ihr Mann heißt Bertram, Giletens Gemahl Beltram, was derselbe Namen ist. Andererseits erinnert auch Bernabo, Ginevras Gemahl, wie schon Grimm bemerkt, wieder an Bertram und Ambrogio an den Ambrosius des deutschen Volksbuchs. Nur aus der Verwandtschaft beider Sagen läßt sich diese Vermischung erklären. Jene beschränkt sich aber nicht auf die gemeinsame Idee, sondern diese gestaltet sich auch auf ähnliche Weise, da beiden Darstellungen die Täuschung durch Unterschiebung einer falschen Braut gemein ist. In Shakespeares Gleichem mit Gleichem ähnelt die Unterschiebung der Marianna an der Stelle Isabellens, wenn wir dabei auf das Verhältniß der Letztern zu Angelo sehen, der Vertauschung der Frau Amelin mit Irmengart in dem altdeutschen Gedicht; sehen wir aber auf das Verhältniß des Angelo zu Mariannen, welcher er die Ehe versprochen hat, so ist es ganz die Verwechslung der Giletta von Narbonne mit der Tochter der Edelfrau.

Zum Schluß ist die Novelle I, 21 des Bandello zu erwähnen, welche ebenfalls mit jener Wette beginnt, dann aber eine ganz andere Wendung nimmt. Die Frau lockt nämlich die beiden falschen Liebhaber, welche mit ihrem Manne gewettet haben, in einen Thurm und zwingt den einen zu spinnen, den andern

zu haspeln, wenn sie nicht verhungern wollen. Der Mann hat eine Art von Zauberspiegel, der ihm in der Ferne von dem Betragen seines Weibes Nachricht giebt. Damit verwandt ist eine Erzählung in den deutschen *Gestis Romanorum*, wo des Mannes Hemde so lange weiß bleibt als sein Weib ihm die Treue nicht bricht. Der übrige Hergang stimmt genau mit der Novelle *Bandellos*. Vgl. meine *Deutschen Märchen* Nr. 4. Jene hat übrigens dem Massinger den Stoff zu seinem Drama: *The picture* gegeben. Vgl. *Bal. Schmidts Beitr. zur Gesch. d. romant. Poesie*, S. 14, wo auch die spätern Bearbeitungen der *Boccaccischen* Novelle angegeben sind.

Das Bestreichen mit Honig, um in brennender Luft den Stichen der Fliegen und Wespen preisgegeben zu werden, ist eine alte Strafe. Vgl. *Grimms deutsche Rechtsalterth.* S. 701. Den dort angeführten Stellen ist aber noch hinzuzufügen: *Apulejus* (im goldenen Esel) lib. VIII, p. 180 ed. bip.

Zum Schluß ist noch das von Reinhold Köhler (*Orient u. Occid.* II, 313) aus J. Campbells Sammlung unter dem Namen die Kiste mitgetheilte gälische Märchen zu erwähnen, in welchem er schon selbst eine eigenthümliche Verbindung der bei dem Kaufmann von Venedig besprochenen Märchen von dem verschriebenen Fleische und der hier einschlägigen von der in Folge einer Wette mit Unrecht der Untreue geziehenen Ehefrau erkannte. „Ein Königssohn zieht aus, sich eine Frau zu suchen. Er findet ein Mädchen, das ihm gefällt; ihr Vater verlangt aber hundert Pfund für sie. Er hat jedoch nur noch funfzig; sein Wirth borgt ihm aber die andern funfzig unter der Bedingung, daß er sich, wenn er binnen Jahr und Tag nicht bezahle, einen Streifen Haut von Kopf bis zu Fuß ausschneiden laße. Der Königssohn zieht nun mit seinem Weibe nach Hause. Nicht lange ist er in ihrem Besitz, als er einen Schiffskapitän trifft und mit ihm sein Reich verwettet um die Treue seiner Frau. Der Capitän besticht eine Magd und gelangt in einer Kiste in das Schlafzimmer der Königin und entwendet der Schlafenden Ring und Kette und bringt

sie dem König. Der glaubt die Wette verloren zu haben und geht ins Weite; der Capitän aber zieht ins Königshaus. Die Königin zieht Mannskleider an und sucht ihren Mann. Sie tritt bei einem Herrn als Stallknecht in Dienst und trifft dort auf ihren Mann, der sie aber nicht erkennt. Er trieb sich als wilder Mann herum, wird gefangen und dient nun als Stallknecht. Sie erbittet sich einmal Urlaub, nach Hause zu reisen und nimmt ihren Mann mit. Sie kommen zu jenem Wirthshaus, das dem Haus ihres Vaters gegenüber lag. Der Wirth will nun sein Recht und ihm den Streifen aus der Haut schneiden. Sie erklärt' aber, daß er das nur thun dürfe ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, und befreit ihn so. Nun nimmt sie ihn am andern Morgen mit in das Haus ihres Vaters, der sie natürlich nicht erkennt, wohl aber ihren Mann, und ihn hängen lassen will, weil er nichts von seiner Frau weiß. Sie errettet ihn aber vom Tode, indem sie sagt, daß er sie gekauft habe, also alles mit ihr machen könne, ebenso wie sie ein fünfmal theureres Ross so eben erkaufte und dann erschossen habe. Nachher giebt sie sich dem Vater, der Schwester und ihrem Manne zu erkennen und kehrt mit letzterm in seine Heimat zurück. Dort entlockt sie dem Capitän das Geheimniß mit der Kiste. Er wird gehängt und sie kommen wieder in den alten Besitz.



VII.

Zu

den lustigen Weibern von Windsor.



1. Die Kunst zu lieben.

Nach Giovanni Fiorentini.

In Rom lebten in dem Hause Savelli zwei Freunde und Gefährten, wovon der eine Bucciuolo und der andere Pietro Paolo hieß, beide von guter Herkunft und reich an zeitlichen Gütern. Diese beschloßen, der Studien wegen nach Bologna zu ziehen, wo der eine römische, der andere kanonische Recht hören wollte, und so nahmen sie Abschied von ihren Verwandten, kamen nach Bologna und studierten dort eine ganze Zeit, ihrem Vor-
sage gemäß, der eine weltliches, der andere geistliches Recht. Und wie ihr wißt, hat das kanonische nicht den Umfang wie das römische, weshalb Bucciuolo, der das geistliche Recht studierte, früher fertig war als sein Freund Pietro Paolo. Da er nun den Grad eines Licentiaten erlangt hatte, beschloß er, nach Rom zurückzukehren, und sprach zu Pietro Paolo: Bruder, da ich nun meinen Zweck erlangt habe, so bin ich Willens nach Hause zu reisen. Paolo antwortete: Ich bitte dich, laß mich hier nicht allein, sondern erwarte mich diesen Winter über: dann reisen wir nächsten Frühling zusammen. Du kannst inzwischen irgend eine andere Wissenschaft lernen: so verlierst du deine Zeit nicht. Bucciuolo war dieß zufrieden und versprach, ihn abzuwarten. Die Zeit nicht zu verlieren, gieng also Bucciuolo zu seinem Meister und sprach: Ich habe mich entschloßen, auf meinen Freund und Verwandten zu warten, und bitte euch, mich unterdessen irgend eine andere schöne Wissenschaft zu lehren. Der Meister versetzte, er sei es zufrieden, und sprach: Suche dir eine Wissenschaft aus, und ich will sie dich gern lehren. Da sprach Bucciuolo: Lieber Meister, ich möchte lernen wie man liebt, und wie man sich dabei

was wollt ihr damit sagen? Die Alte fieng an zu weinen und sprach: Hört mich an: Ich muß euch nur gestehen, daß ein junger Mann, Namens Bucciuolo, mich hergeschickt hat, welcher euch mehr liebt und höher schätzt als irgend ein Wesen unter der Sonne. Es ist nichts auf der Welt, wenn es in seinen Kräften steht, das er nicht gern für euch thäte, und Gott, sagte er mir, könne ihm keine größere Gnade erzeigen als wenn ihr geruhen wolltet, ihm irgend etwas zu befehlen. Und wahrhaftig, mir scheint als verzehrte er sich ganz vor Verlangen euch zu sprechen, und ich habe wohl noch keinen redlichern jungen Menschen gesehen als ihn. Als die Frau diese Worte vernahm, ward sie über und über roth, wandte sich zu der Alten und sprach: Wenn ich euch nicht schonen müßte um meiner Ehre willen, so wollt ich euch so regieren, daß es ein Erbarmen wäre. Schämst du dich nicht, abschauliche Hexe, einer ehrbaren Frau mit solchen Anträgen zu kommen? Daß dich Gott strafe! Mit diesen Worten griff das junge Weib nach der Sperrstange der Thüre und wollte sie schlagen. Kommst du noch einmal, rief sie, ich will dich bedienen, daß dich nicht wieder her gelüftet. Da war die Alte nicht faul, griff schnell nach ihren Sachen, trollte sich und gieng ihres Weges, immer noch sehr in Furcht, die Bekanntschaft jener Stange zu machen, und nicht eher beruhigt bis sie zu Bucciuolo kam. Als dieser sie sah, frug er, was sie Neues bringe, und wie die Sache stehe? Schlecht stehts, versetzte die Alte, mein Lebtag hab ich solchen Schreck nicht gehabt, und das Ende vom Liede ist, daß sie euch weder sehen noch sprechen will. Und wär ich nicht so rasch gewesen mit Davonlaufen, so hätt ich eine Stange versuchen müssen, die sie in der Hand hatte. Was mich betrifft, so gedenk ich nicht wieder hin, und rathe auch euch, diesen Gedanken fahren zu lassen.

Bucciuolo blieb ganz trostlos zurück, dann begab er sich zu seinem Meister und erzählte ihm was ihm begegnet sei. Der Meister tröstete ihn und sprach: Beruhige dich, Bucciuolo, kein Baum fällt auf den ersten Streich. Geh heute Abend noch ein-

mal vorbei und gieb Acht, was sie dir für ein Gesicht macht, und ob sie aufgebracht scheint oder nicht; dann komm wieder und sag es mir. Bucciuolo machte sich auf und gieng nach der Wohnung der Frau. Diese hatte ihn nicht sobald erblickt als sie geschwind ihrem Mädchen rief und sprach: Geh unbemerkt dem jungen Menschen dort nach und sag ihm in meinem Namen, daß er mich heut Abend besuche, und ja nicht ausbleibe. Das Mädchen kam also zu ihm und sprach: Herr, Madonna Giovanna bittet euch, sie heute Abend zu besuchen, denn sie wünscht euch zu sprechen. Bucciuolo war betroffen, doch antwortete er und sprach: Sag ihr, ich würde mit Freuden kommen; alsdann gieng er zu seinem Meister und hinterbrachte ihm Alles. Der Meister wunderte sich und fieng an heimlich zu argwöhnen, ob dieß nicht gar seine eigene Frau sei, wie sie es in der That war. Schön, sprach er zu Bucciuolo, und wirst du hingehen? Freilich, versetzte Bucciuolo. Da sprach der Meister: Wenn du dann zu ihr gehst, so ruf doch erst bei mir an. Bucciuolo sagte, es solle geschehen, und gieng. Jene Dame war die Frau des Meisters: Bucciuolo wußte es nicht; aber der Meister fieng schon an, Eifersucht zu empfinden, denn er schloß den Winter über im Schulgebäude, um den Studierenden noch spät lesen zu können, und die Frau wohnte allein mit ihrem Mädchen. Der Meister dachte: Ich möchte doch nicht, daß Der auf meine Kosten studierte: ich muß sehen, dahinter zu kommen. Am Abend kam Bucciuolo und sagte: Meister, ich gehe jetzt. Der Meister sprach: Geh und sei klug. Laß mich nur machen, versetzte Bucciuolo und verließ den Meister. Er hatte sich einen dichten Panzer umgeschnallt; ein scharfes Schwert unter dem Arm, einen guten Dolch an der Seite gieng er nicht wie ein Unbedachtamer. Als er weg war, folgte ihm der Meister auf dem Fuß. Bucciuolo, der kein Wort hievon wußte, kam an die Thüre der Frau, und kaum hatte er angeklopft, so schloß sie ihm auf und ließ ihn ein. Als der Meister sah, daß es seine Frau war, gerieth er außer sich und sprach: Nun seh ich wohl, der studiert auf meine Kosten. Gleich beschloß er,

ihn zu ermorden, lief nach der Schule zurück, ergriff ein Schwert und einen Dolch und kam in großer Wuth wieder an das Wohnhaus mit dem Vorsatz sich an Bucciuolo zu vergreifen. Vor der Thüre angelangt, begann er mit Ungestüm zu klopfen. Die Dame saß mit Bucciuolo am Feuer, und da sie an die Thüre klopfen hörte, dachte sie gleich, es sei der Meister, nahm den Bucciuolo und versteckte ihn unter einem Haufen ungetrodneteter Wäsche, der auf einem Tische neben dem Fenster lag. Dann lief sie zur Thüre und fragte: wer da sei? Der Meister rief: Schließ auf, du könntest es wohl denken, schlechtes Weib, das du bist. Die Frau schloß auf und da sie ihn gewaffnet sah, rief sie: O Himmel, Herr, was soll das? Der Meister sprach: Du weißt wohl wen du im Hause hast. Ich Unglückliche, rief sie, was sagt ihr? Seid ihr von Sinnen? Sucht nach und wenn ihr Jemand findet, so viertheilt mich. Wie werd ich jetzt anfangen zu thun was ich mein Leben nicht gethan? Habt acht, Herr, daß euch der böse Feind nicht etwas vorspiegelt, daß ihr der Seele verlustig geht. Der Meister ließ eine Fackel anzünden und durchsuchte den Keller zwischen den Fässern, stieg dann wieder herauf und suchte in der Kammer unter dem Bette und stieß den Degen durch den Strohsack, den er ganz durchbohrte, und hatte bald das ganze Haus durchlaufen und nichts zu finden gewußt.

Die Frau war ihm immer zur Seite mit dem Lichte in der Hand und redete ihm zu: Herr, segnet euch mit dem Zeichen des Kreuzes, denn gewiß, der böse Feind will euch versuchen, und führt euch her, das zu sehen was nimmer sein kann. Denn stände mir der Sinn nach dem was ihr denkt, ich wollte mich selber umbringen. Darum bitt ich euch um Gotteswillen, laßt euch nicht versuchen. Als der Meister sah, daß Niemand da sei, und die Frau reden hörte als ob es ihr Ernst sei, stand er eine Weile unschlüßig, löschte dann das Licht aus und gieng nach der Schule. Sogleich verschloß die Frau die Thüre und zog Bucciuolo unter der Wäsche hervor, dann machte sie ein helles Feuer an, und trug einen großen fetten Kapaun auf, nebst mehrern

Sorten Wein, worauf sie sich hinsetzten und vortrefflich zu Nacht speisten. Die Frau sagte mehrmals: Siehst du, mein guter Mann hat sich nichts weiß machen lassen. Und da die ersehnte Nacht vorüber war und der Morgen anbrach, stand Bucciuolo auf und sagte: Madonna, ich will gehen; habt ihr mir nichts zu befehlen? Sie sprach: Doch; daß du heute Abend wieder kommst. Das soll geschehen, sprach Bucciuolo, nahm Abschied und trat aus dem Hause. Nun begab er sich nach der Schule und sprach zu dem Meister: Ich bringe lustige Nachricht. Wie so? frug der Meister. Bucciuolo versetzte: Gestern Abend, als ich bei ihr im Hause war, sieh, da kommt der Mann und durchsucht das ganze Haus und weiß mich nicht zu finden, denn sie hatte mich unter einem Haufen ungetrockneter Wäsche verborgen. Und die Frau wußte ihm so gut was vorzureden, daß er bald wieder gieng; darauf speisten wir zu Nacht einen großen Kapaun und tranken mehrere feine Weine mit dem festlichsten Jubel, den ihr jemals saht, und so lebten wir in lauter Lust bis diesen Augenblick, und weil ich die Nacht nicht viel geschlafen habe, so will ich gehen und mich niederlegen, denn ich versprach, den Abend wieder zu kommen. Der Meister versetzte: Ruf doch hier an, wenn du hingehst. Recht gern, sprach Bucciuolo und entfernte sich und der Meister blieb zurück, so entbrannt in Zorn, daß er sich vor Pein nicht zu fassen wußte, und den ganzen Tag konnte er keine Vorlesung halten, so quälte ihn die Eifersucht; aber am Abend gedachte er sich zu rächen, wozu er sich noch Helm und Panzer verschaffte. Als es Zeit ward, begab sich Bucciuolo, der hievon noch immer nichts ahnte, ganz harmlos zu seinem Meister und sprach: Ich gehe. Der Meister versetzte: Geh, und komm mir morgen früh sagen wie es dir ergangen ist. Das soll geschehen, sprach Bucciuolo und begab sich alsbald nach dem Hause jener Frau. Sogleich nahm der Meister seine Waffen, gieng dicht hinter Bucciuolo her und gedachte ihn auf der Schwelle einzuholen. Die Frau stand auf der Lauer, schloß ihm gleich auf und ließ ihn ein, und als die Thüre wieder verschlossen war, kam

der Meister heran und begann zu klopfen und einen großen Lärm zu machen. Da löschte die Frau schnell das Licht aus, schob den Bucciuolo hinter sich, schloß die Thür auf und umarmte auch gleich ihren eintretenden Gemahl, während sie mit dem andern Arm den Bucciuolo hinausshob ohne daß es jener bemerkte; dann fieng sie an zu schreien: Herbei Leute, herbei, der Meister ist toll geworden, und dazu hielt sie ihn fest umschlungen. Die Nachbarn liefen auf den Lärm herbei, und da sie den Meister so bewaffnet sahen und die Frau rufen hörten: Haltet ihn, er ist übergeschnappt vom vielen Studieren, redeten sie sich gegenseitig ein, daß er von Sinnen sei, und sprachen ihm zu: Aber Meister, was soll dieß bedeuten? Geht zu Bette, euch auszuruhen; strengt euch doch weiter nicht an. Der Meister sagte: Wie soll ich mich zur Ruhe begeben, wenn das schlechte Weib einen Mann bei sich im Hause hat, den ich selbst herein schleichen sah? Da rief die Frau: Ich unglückliches Weib! fragt alle diese Nachbarn, ob sie mir den geringsten Fehltritt nachsagen können. Da antworteten Männer und Frauen aus einem Munde: Meister, habt doch nicht solche Gedanken: es ward ja nie eine bessere Frau geboren als diese, von reinern Sitten und unbeflecktem Ruf. Was, rief der Meister, wenn ich nun selbst Einen hereinschleichen sah? und ich weiß, daß er hier ist. Darüber kamen zwei Brüder der Frau; da fieng sie gleich an zu weinen und sprach: Lieben Brüder, seht her, mein Mann ist übergeschnappt und will mich ums Leben bringen, und ihr wißt wohl, daß ich das Weib nicht bin zu solchen Dingen. Die Brüder sprachen: Wir wundern uns sehr, wie ihr unsere Schwester hier ein schlechtes Weib nennen dürft. Und was bringt euch heute plötzlich so sehr wider sie auf, da ihr sie doch schon so lange zum Weibe habt? Der Meister erwiderte: Ich sag euch, es ist Einer hier im Hause und ich hab ihn selbst gesehen. Wohlان, sagten die Brüder, laßt uns ihn suchen, und finden wir ihn, so wollen wir so bei ihr aufräumen und sie dergestalt bestrafen, daß ihr zufrieden sein sollt. Einer der Beiden rief die Schwester bei Seite und sprach: Sage mir die Wahr-

heit, hast du Einen im Hause? Sie erwiderte: Weh mir, was sagst du? Der Himmel behüte mich und gebe mir eher den Tod eh ich mich solcher Dinge gelüsten ließe. Weh, sollte ich jezt begehen was nie eine begieng aus unserm Hause? Schämt ihr euch nicht, mich nur darnach zu fragen? Dieß schien den Bruder sehr zu beruhigen, worauf sie mit dem Meister Hausfuchung zu halten begannen. Plötzlich stürzte der Meister auf jenen Haufen Wäsche los und durchbohrte ihn, als sechte er mit Bucciuolo, denn er glaubte, da sei er verborgen. Hab ich euch nicht gesagt, rief die Frau, daß der Meister übergeschnappt ist? Diese Wascheleinwand zu verderben, die ihm nichts zu Leide gethan! Da sahen die Brüder, daß der Meister von Sinnen sei, und nachdem sie alles durchsucht und nichts gefunden hatten, sagte der Eine: Er ist verrückt! und der Andere sprach: Meister, ihr habt in der That sehr Unrecht, unsere Schwester so zu beschimpfen. Darüber gerieth der Meister in die äußerste Wuth, weil er wuste was er gesehen hatte, und begann sich mit höchst leidenschaftlichen Worten gegen sie auszulassen, wobei er immer das bloße Schwert in der Hand hielt. Da nahmen die Brüder jeder einen derben Stock in die Hand, und schlugen dem Meister so manchen Schlag bis sie ihm die beiden Stöcke auf dem Rücken zerbrachen. Dann knebelten sie ihn als einen Sinnlosen, der, wie sie sagten, vom vielen Studieren übergeschnappt sei, und hielten ihn die ganze Nacht gebunden, während sie sich nebst der Schwester zur Ruhe begeben hatten. Den andern Morgen schickten sie zum Arzt, welcher verordnete, ihn neben den Ofen zu betten und Niemand mit ihm sprechen zu lassen, auf keine seiner Fragen zu antworten, und so sollten sie ihn fasten lassen bis er wieder zur Besinnung käme, und also geschah es. Nun lief das Gerücht durch ganz Bologna, wie dieser Meister übergeschnappt sei, und Alle bedauerten ihn, und Einer sprach zu dem Andern: Wahrhaftig, ich merkte es schon gestern, da er uns die Stunde nicht lesen konnte. Ein Anderer sagte: Der Mann hat sich ganz verändert. So hieß es überall, er sei irre, und es vereinigten sich Viele ihn zu besuchen.

Bucciolo, der von dem Allen nichts wußte, gieng nach der Schule, um dem Meister zu berichten was ihm begegnet sei, und als er dahin kam, ward ihm gesagt, der Meister sei toll geworden. Bucciolo wunderte sich, und weil es ihm leid that, gieng er mit den Andern zusammen ihn zu besuchen. Und als sie an das Haus des Meisters kamen, gerieth Bucciolo außer sich vor Erstaunen und wäre fast versunken, da er sah wie sich die Sache verhielt. Damit aber Niemand Argwohn schöpfe, trat er mit den Andern herein, und als er in den Saal kam, fand er den Meister gefesselt und ganz verstört auf dem Bette neben dem Ofen liegen, weshalb alle die Studierenden ihren Meister betrauertem und sagten, sein Unfall sei ihnen sehr schmerzhaft. Nun war an Bucciolo die Reihe mit ihm zu sprechen. Er sagte also: Lieber Meister, ihr geht mir so nahe wie ein leiblicher Vater, und wenn ich irgend etwas für euch thun kann, so verfügt über mich wie über euern Sohn. Der Meister antwortete: Bucciolo, Bucciolo, geh mit Gott, du hast nun genug gelernt auf meine Kosten. Die Frau fiel ein: Achtet nicht auf seine Worte, denn er faselt, und weiß selbst nicht was er spricht. Bucciolo nahm Abschied und gieng zu Pietro Paolo und sprach: Bruder, gehabe dich wohl, denn ich habe nun so viel gelernt, daß ich nichts mehr lernen will; und somit reiste er ab und traf glücklich in Rom ein.

2. Die Nacht.

Nach Straparola.

In Bologna, der edeln Stadt in der Lombardei, der Mutter der Gelehrsamkeit, die Alles im Ueberfluß besitzt, was ihre Pflege begünstigt, lebte ein Student, Namens Filenio Sifterna, aus Creta gebürtig, von edelm Geschlecht, ein schöner, freundlicher Jüngling. Eines Tages begieng man in Bologna ein großes und glänzendes Fest, zu dem viele Frauen der Stadt geladen waren und woran unter vielen andern Bolognesischen Edelleuten und Studierenden auch Filenio Antheil nahm. Nach der Sitte junger Leute warf er seine Blicke bald auf diese, bald auf jene Schöne, und da sie ihm sämmtlich wohlgefielen, wollte er sich mit einer derselben dem Ringeltanz anschließen. Er trat also zu der Einen, mit Namen Emerentia, der Gattin des Lamberto Bentivoglio, und forderte sie zum Tanz auf. Sie war artig und nicht minder aufgeräumt als schön und schlug den Antrag nicht aus. Mit zögerndem Schritt führte sie Filenio zum Tanz, drückte verstoßen ihre Hand und flüsterte ihr leise die Worte zu: Edle Frau, eure Schönheit ist so groß, daß sie ohne Zweifel Alle weit überstrahlt, die je mein Auge gesehen. Auf der Welt ist kein Weib, zu der ich so glühende Liebe empfinde wie zu euer Gnaden, und wenn ihr meine Liebe erwidertet, so würde ich mich den glücklichsten, seligsten Menschen erachten, der auf der Welt zu finden wäre; wo nicht, so muß ich mich bald des Lebens beraubt sehen und Ihr die Schuld meines Todes tragen. Da ich euch, hohe Herrin, nun liebe wie ich thue und wie es meine Pflicht ist, so nehmt mich zu euerm Diener an und verfügt über mich und das Meinige, wie geringfügig es sein mag, wie über euer Eigen-

thum. Keine höhere Gnade wüßt ich vom Himmel zu ersehen als einer so hohen Herrin unterthan zu werden, die mich durch den süßen Leim der Minne wie einen Vogel gefangen hat. Emerentia, welche die holden, lieblichen Worte mit Aufmerksamkeit angehört hatte, war klug genug sich taub zu stellen, und antwortete nichts. Als der Tanz beendigt war und Emerentia ihren Sitz wieder eingenommen hatte, ergriff Filenio die Hand einer andern Frau und trat den Tanz mit ihr an; aber kaum hatte er ihn begonnen, so redete er sie mit folgenden Worten an: Gewiß, allerschönste Frau, hab ich nicht nöthig, euch mit Worten auszudrücken, wie groß und heftig die heiße Liebe ist, die ich zu euch trage und tragen werde so lange mein Geist diese vergänglichen Glieder, diesen unseligen Leib beherrscht. Aber glücklich, überselig müßt ich mich achten, wenn ich euch zu meiner Herrin und Schutzheiligen erwürbe. Da ich euch nun so liebe wie ich thue, euch so ganz ergeben bin, wie ihr leicht selber bemerken werdet, so verschmäht es nicht, mich zu euerm unterwürfigsten Diener anzunehmen, da all mein Glück, mein Leben selbst von euch und von Niemand anders abhängig ist. Die junge Frau, welche Panthemia hieß, so gut sie Alles verstanden hatte, erwiderte doch nichts, sondern setzte den Tanz mit vielem Anstande fort, und nahm, als er zu Ende war, halblächelnd neben andern Frauen ihren Platz ein. Es währte nicht lange, so ergriff der verliebte Filenio die Hand einer Dritten, welches die artigste, anmuthigste und schönste Frau war, die man dazumal in ganz Bologna finden mochte, und begann sich mit dieser im Tanze zu schwingen, indem er sich eine Gasse durch diejenigen bahnte, welche sich herzudrängten, um sie zu bewundern. Ehe sie aber den Tanz beschloßen, redete er sie in folgender Art an: Vielleicht werdet ihr mich, meine hochgeschätzteste Frau, für sehr unbescheiden halten, wenn ich euch so lange verhehlte Liebe entbede, die mein Herz für euch empfunden hat; aber beschuldigt mich nicht meiner eurer Schönheit, die euch über mich ewig zu euern Gefangenen

macht. Ich geschweige eurer untadlichen Sitten, ich geschweige eurer ausgesuchten und bewunderungswürdigen Tugenden, die so groß und zahlreich sind, daß sie Macht hätten, die höchsten Güter vom Himmel hernieder zu locken. Wenn denn eure natürlichen, kunstlosen Reize den Göttern gefallen, was Wunder, daß sie mich zwingen euch zu lieben und euer Bild in den Tiefen meines Herzens zu tragen. Darum bitt ich euch, edle Herrin, einziger Balsam meiner Seele, Den werth zu halten, der des Tages tausendmal für euch stirbt. Dann werd ich das Leben euch zu verdanken glauben, um deren Gunst ich werbe. Die Schöne, welche Sinforosia hieß, hatte die süßen und holden Worte wohl verstanden, die aus dem glühenden Herzen Filenios hervordrangen, auch konnte sie einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken; jedoch bedachte sie ihre Ehre und daß sie vermählt sei, und antwortete ihm nichts, sondern ließ sich nach geendigtem Tanz wieder auf ihrem Platze nieder. Nun saßen die Drei fast in einem Kreise beisammen und unterhielten sich mit angenehmen Gesprächen, als Emerentia, Messer Lambertos Gemahlin, nicht in böser Absicht, sondern scherzweise zu ihren Gefährtinnen sprach: Meine lieben Freundinnen, soll ich euch nicht einen Spaß erzählen, der mir heute begegnet ist? Nun was denn für einen? fragten die Freundinnen. Ich habe, fuhr Emerentia fort, unterm Tanz einen Liebhaber gefunden, und zwar den schönsten, artigsten und gebildetsten, der zu finden ist. Er sagt, er sei so entbrannt für mich, meiner Schönheit wegen, daß er Tag und Nacht keine Ruhe finde, und so erzählte sie ihnen Wort für Wort was er ihr gesagt hatte. Als dieß Panthemia und Sinforosia hörten, sagten sie, ganz dasselbe sei ihnen begegnet, und sie verließen das Fest nicht ohne es herausgebracht zu haben, daß es Einer und Derselbe gewesen, der allen dreien zugleich den Hof gemacht. Hieraus entnahmen sie die Gewissheit, daß alle jene Worte des Verliebten nicht aus seinem Herzen, sondern aus Verstellung und Arglist geflossen seien, und maßen ihnen daher denselben Glauben bei, welchen man den Fieberträumen der Kranken oder den Possen der Bänkelsänger zu schen-

ten pflegt. Sie schieden auch nicht eher von einander bis sie sich alle drei das Wort gegeben, eine jede von ihnen wolle ihn auf eine Weise zum Besten haben, daß der verliebte Jüngling sich zeitlebens erinnern solle, wie auch den Frauen die Gabe, die Leute zu foppen, nicht versagt sei. Filenio fuhr fort, bald dieser bald jener schön zu thun, und da er sah, daß sie ihm alle wohlzuwollen schienen, so setzte er sich vor, wenn es möglich wäre, von Jeglicher den letzten Sold der Liebe zu empfangen; aber es gelang ihm nicht wie er wünschte und hoffte, sondern es ward ihm ein Strich durch seine ganze Rechnung gemacht. Emerentia, der geheuchelten Leidenschaft des thörichten Studenten überdrüssig, rief ein vertrautes Dienstmädchen von hübschem und anmuthigem Wesen herbei und trug ihm auf, zur gelegenen Zeit mit Filenio zu sprechen und ihm die Liebe zu vertrauen, die ihre Herrin für ihn fühle, und daß sie wünsche, wenn es ihm beliebe, eine Nacht in ihrem Hause mit ihm zuzubringen. Als das Filenio hörte, ward er froh und sprach zu dem Mädchen: Geh, eile nach Hause, empfehl mich deiner Herrin und sag ihr von mir, sie solle mich heute Abend erwarten, wenn ihr Mann nicht zu Hause sei. Inzwischen ließ Emerentia viele Bündel scharfer Dornen zusammenlesen und legte sie unter die Bettstelle, worin sie des Nachts schlief, und so erwartete sie die Ankunft ihres Liebhabers. Als die Nacht herankam, griff Filenio zu seinem Degen und schlich sich heimlich zu dem Hause seiner Feindin, wo ihm beim ersten Zeichen geöffnet wurde. Nachdem sie sich eine Weile mit Gespräch unterhalten und festlich miteinander zu Nacht gespeist hatten, gingen sie zusammen in die Kammer, um sich schlafen zu legen. Aber kaum hatte sich Filenio entkleidet, um zu Bette zu gehen, so kam Messer Lamberto, ihr Gemahl, nach Hause. Als die Frau dieß hörte, stellte sie sich sehr erschrocken, und in der Angst, wo sie ihren Liebhaber verbergen sollte, befahl sie ihm, sich unter das Bette zu verkriechen. Als Filenio die Gefahr sah, worin er und die Frau schwebte, kroch er nackt und im bloßen Hemde, wie er war, unter die Bettstelle, und zertrakte sich so entsetzlich, daß an

seinem ganzen Leibe vom Kopf bis zu den Füßen, keine Stelle war, die nicht Blut geschwitzt hätte. Und je mehr er sich in der Dunkelheit der Dornen erwehren wollte, desto ärger zerstückelte er sich, und doch durfte er nicht schreien, denn sonst hätte es Messer Lamberto gehört und ihn umgebracht. Ich überlasse es einem Jeden sich vorzustellen, in welchem Zustande der Elende die Nacht verbrachte. Als der Morgen kam und der Ehemann das Haus verließ, kleidete sich der arme Schüler so gut er konnte wieder an und begab sich blutrünstig nach Hause zurück, wo er noch lange Zeit Todesangst zu leiden hatte. Doch unter der Pflege eines sorgsamten Arztes erholte er sich bald und ward wieder so gesund als vorher. Auch währte es nicht lange, so verfiel er von Neuem auf seine verliebten Neigungen, und fuhr fort, jenen beiden andern, Panthemien und Sinforosien, den Hof zu machen, so lange bis er eines Abends Gelegenheit fand, Panthemien zu sprechen, welcher er seinen langen Kummer und stäte Schmerzen klagte und sie bat, doch Mitleid mit ihm haben zu wollen. Die schlaue Panthemia stellte sich als bedauere sie ihn, entschuldigte sich daß sie keine Gelegenheit wiße ihn zufrieden zu stellen, zuletzt aber, wie von seinen süßen Bitten und heißen Seufzern besiegt, ließ sie ihn ins Haus. Schon war er entkleidet, um mit ihr zu Bette zu gehen, als ihm Panthemia befahl in die Nebenkammer zu gehen, wo sie ihr wohlriechendes Waßer und Räucherwerk habe, um sich erst zu parfümieren und dann zu Bett zu begeben. Der Student, der sich keiner Arglist bei der boshafsten Frau versah, trat in die Kammer; aber kaum hatte er den Fuß auf die Planke gesetzt, deren Trageballen weggerückt worden war, so stürzte er, ohne sich halten zu können, mitsamt der Planke in ein unterirdisches Gewölbe hinunter, in welchem einige Kaufleute baumwollene und leinene Zeuge gelagert hielten. Obwohl er ziemlich tief herabgefallen war, so hatte er sich doch keinen Schaden gethan. Als er sich nun an diesem dunkeln Orte fand, begann er umherzutappen, ob er eine Treppe oder eine Thüre fände; da ihm aber dieß fehschlug, versuchte er tausendmal den Tag und die Stunde, wo er

Panthemien kennen gelernt. Als der Morgen kam und der gute Jüngling allgemach zur Einsicht des Betrugs dieser Frau gelangte, bemerkte er an einer Seite des Waarenlagers einige Ritzen in der alten und feuchten Mauer, durch welche ein Lichtschimmer eindrang. Mit ungeheurer Anstrengung gelang es ihm mehrere Steine herauszubrechen, und brach so lange bis er ein so großes Loch hineingearbeitet hatte, daß er hindurchschlüpfen konnte. Hier fand er einen Pfad, der nicht weit von der öffentlichen Straße entlegen war, und schlug barfuß und im Hemde den Weg nach seiner Herberge ein, wo er auch ohne von Jemand erkannt zu werden glücklich anlangte. Sinfrosia, die schon von den beiden Streichen vernommen hatte, welche dem Filenio gespielt worden, entschloß sich einen dritten hinzuzufügen, der jenen nichts nachließ. Sie blinzelte ihm also so oft sie ihn sah mit den Augenwimpern zu als wolle sie ihm zu verstehen geben, wie sie sich um ihn verzehre. Der Jüngling, der die ausgestandenen Leiden schon vergessen hatte, fieng bald an, vor ihrem Hause Fensterspaziergänge anzustellen, und den Verliebten zu spielen. Als Sinfrosia sah, daß er sich schon über und über in ihren Netzen verfangen habe, schickte sie ihm durch eine Alte einen Brief, worin sie ihm sagte, sie sei von seiner Schönheit und edelm Betragen so eingenommen und bezauert, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe finde, und wünsche daher über Alles in der Welt, ihn, wenn es ihm beliebe, zu sprechen. Als Filenio den Brief empfangen und den Inhalt ersehen hatte, dachte er an keinen Betrug, vergaß alle früher empfangenen Beleidigungen und war der fröhlichste und zufriedenste Mensch, der jemals gefunden ward. Sogleich ergriff er die Feder und antwortete, wenn sie ihn liebe und nach ihm schmachte, so seien ihre Schmerzen wohl vergolten, denn er liebe sie mehr als sie ihn, und zu jeder Stunde wo sie befehle sei er zu ihren Diensten bereit. Sobald sie die Antwort gelesen und den günstigen Augenblick gefunden hatte, ließ ihn Sinfrosia ins Haus und nach vielen erheuchelten Seufzern sprach sie zu ihm: Mein Filenio, zu diesem Schritt hätte mich in der ganzen Welt wohl Niemand als

du vermocht, denn deine Schönheit, deine Anmuth und der Reiz deiner Rede haben ein solches Feuer in meiner Seele entzündet, daß ich wie trockenes Holz zu lodern glaube. Als der Student sie so sprechen hörte, zweifelte er keinen Augenblick, daß sie vor Liebe zu ihm zerschmelzen wolle. So ergieng sich der lose Vogel eine Weile mit Sinforosien in süßen und ergeßlichen Liebesreden und schon schien es ihm Zeit zu Bette zu gehen und sich an ihre Seite zu schmiegen, als Sinforosia sprach: Bevor wir schlafen gehen, mein süßes Herz, scheint es mir rätlich uns ein wenig zu stärken; dann ergriff sie ihn bei der Hand und führte ihn in ein Seitengemach, wo ein Tisch mit köstlichem Zuckerwerk und trefflichen Weinen bereit stand. Die Vereschlagene hatte den Wein mit Kräutersaft gemischt, damit er zu einem gewissen Zeitpunkt entschlief. Filenio ergriff den Becher, füllte ihn mit jenem Weine und trank ihn, ohne einen Betrug zu ahnen, völlig aus. Nachdem er die Lebensgeister erfrischt und sich mit wohlriechenden Wässern gesalbt und durchbalsamt hatte, begab er sich zu Bette. Es währte nicht lange, so that der Trank seine Wirkung und der Jüngling versiel in einen so tiefen Schlaf, daß der stärkste Geschühdonner oder ein anderer noch so heftiger Lärm ihn schwerlich erschreckt hätte. Als Sinforosia sah, daß er fest schlafe und der Saft seine Wirkung vollkommen bewähre, so schlüpfte sie von ihm und berief eine junge muntere Dienerin, die mit einverstanden war, worauf beide den Studenten bei Händen und Füßen ergriffen und ihn gemach vor die Thüre auf die Straße trugen, wo sie ihn etwa einen Steinwurf weit von dem Hause liegen ließen. Etwa eine Stunde vor Tage, als der Trank seine Kraft ausgebraußt hatte, erhob sich der Arme und fand sich, statt an Sinforosiens Seite barfuß und im Hemde und halbtodt vor Kälte auf der bloßen Erde liegen. Kaum konnte sich der Bedauernswürdige, an Armen und Beinen erstarrte, wieder auf die Füße heben. Als es seinen Anstrengungen gelang, sich aufzurichten, die Beine ihn aber noch nicht halten wollten, schleppte er sich, so gut er konnte und mochte, zu seiner Herberge zurück und traf Anstal-

ten zu seinem Heile. Und wäre die Unverwundlichkeit der Jugend ihm nicht zu Hülfe gekommen, so wär er gewiß lebenslang mit Nervenziehen behaftet geblieben. Als er aber seine frühere Gesundheit wieder erlangte, verschloß er die erlittenen Beleidigungen in der Tiefe seines Herzens und ohne sich irgend gekränkt oder erbittert zu zeigen, stellte er sich vielmehr in alle Drei noch weit verliebter als zuvor, indem er bald nach der Einen, bald nach der Andern liebäugelte. Jene versahen sich seiner Arglist nicht, sondern hatten ihre Freude an seinem Betragen, und nahmen seine Huldigungen mit der freundlichen, wohlwollenden und gnädigen Miene auf, die man wahrhaft Liebenden nicht versagt. Manchmal war es dem gereizten Jüngling als müße er Hand an sie legen und ihnen das Antlitz zeichnen, aber er bedachte klüglich den hohen Stand der Frauen und wie schimpflich es für ihn wäre, drei schwache Weiber zu schlagen und bezwang seinen Ingrimm. Lange sann er hin und her, wie er sich rächen möge, und da er es durchaus nicht anzustellen wußte, gerieth er außer sich vor Betrübniß. Nach geraumer Zeit fiel es ihm ein, was er thun müße um seinen Wunsch zu befriedigen, und das Glück begünstigte ihn, den entworfenen Plan ins Werk zu rufen. Filenio hatte in Bologna ein schönes Lusthaus mit einem geräumigen Saale und geschmackvollen Nebengemächern gemiethet, und hier beschloß er ein prachtvolles und glänzendes Fest zu geben, und außer andern Frauen auch Emerentia, Panthemia und Sinforosien dazu einzuladen. Die Einladung wurde angenommen, und als der Tag des glänzenden Festes erschien, begaben sich die Frauen, die in ihrem Leichtsinn nichts Arges ahnten, alle drei dahin. Als es Zeit war, die Frauen mit kühlen Weinen und köstlichem Zuckerwerk zu erquicken, ergriff der verschlagene Jüngling seine drei Liebsten bei der Hand und führte sie mit vielem Anstand in ein Nebengemach, sie höflich bittend, sich ein wenig zu erfrischen. Kaum aber waren die thörichten, unvorsichtigen Frauen in der Kammer angelangt, so verschloß er die Thür derselben, wandte sich zu ihnen und sprach: Jetzt, ihr boshaften Weiber, ist die Stunde gekommen

mich zu rächen und euch für die Beleidigungen zu strafen, wodurch ihr meine heiße Liebe vergaltet. Als sie diese Worte hörten, waren sie vor Schreck mehr todt als lebendig, bereuten es im Stillen ihn beleidigt zu haben, und machten sich die größten Vorwürfe, daß sie dem vertraut hatten, den sie hätten haßen sollen. Mit drohender, zornglühender Miene befahl ihnen der Jüngling, wosern ihnen das Leben lieb sei, sich alle drei nackt auszukleiden. Als dieß die guten Frauen vernahmen, sahen sie sich betroffen an, ergoßen sich in Thränen und Wehklagen und baten flehentlich, wenn nicht um ihrer Liebe willen, doch bei seiner Zucht und angeborenen Menschlichkeit, mindestens ihrer Ehre zu schonen. In der Freude über das Gelingen seines Anschlags versprach es ihnen der Jüngling, bestand aber darauf, daß sie sich in seinem Beisein entkleiden sollten. Da warfen sie sich alle drei zu den Füßen des Studenten und beschworen ihn unter tausend Thränen, ihnen dieß zu erlassen und so unendliche Schmach nicht zuzufügen. Aber er hatte sein Herz zum Diamant verhärtet und sagte, er sei in einer gerechten Rache begriffen. So mußten sich denn die Frauen ausziehen, daß sie dastanden wie sie aus Mutterleibe gekommen, und doch waren sie nackt nicht minder schön als bekleidet. Der Jüngling betrachtete sie von dem Kopf bis zu den Füßen, und als er sie so schön und zart erblickte, daß die Weiße ihrer Haut den Schnee übertraf, begann sich doch einiges Mitleid in ihm zu regen; aber die Erinnerung der erlittenen Beleidigung und ausgestandenen Todesgefahr kehrte in sein Gedächtniß zurück und verscheuchte alles Erbarmen, so daß er bei seinem grausamen und herzlosen Vorsatz beharrte.

Alsdann nahm der listige Jüngling die Kleider und alles Zeug, das sie an sich gehabt hatten, verschloß es in einem Seitenzimmer und befahl ihnen eben nicht allzuhöflich, sich alle drei in ein Bett zu legen. Ganz bestürzt und bebend vor Schrecken riefen sie aus: O wir Unseligen, was werden unsere Männer, was unsere Eltern sagen, wenn sie erfahren, daß man uns hier so nackt wie wir sind ermordet gefunden! Besser wären wir in den

Windeln gestorben, als daß die Welt diese Schmach und Schande von uns erfahren soll. Als der Student sie wie Mann und Weib beisammen liegen sah, nahm er ein weißes Leintuch, das aber nicht allzufein war, damit ihre Gesichtszüge nicht durchschimmern und sie verrathen sollten, und bedeckte sie damit vom Kopf bis zu den Füßen, dann verließ er das Gemach, verschloß die Thüre und suchte ihre Männer auf, die sich in dem Saale eben beim Tanz vergnügten. Als die Musik schwieg, führte er sie in das Nebengemach, wo die drei Frauen im Bette lagen, und sprach zu ihnen: Ihr Herrn, ich hab euch hieher geführt, um euch ein kleines Vergnügen zu machen, und euch den schönsten Anblick zu verschaffen, der euch in euerm Leben zu Theil geworden. Hierauf näherte er sich mit einer Fackel dem Bette, hob das Leintuch von den Füßen empor und wickelte es auf, indem er die Frauen bis zu den Knien bloßdeckte, daß die Männer die runden, weißen Beine mit dem zierlichen Füßchen sehen mochten, was ein wundervoller Anblick war. Dann enthüllte er sie bis zur Brust und zeigte ihnen die blendenden Schenkel, die zwei Säulen des reinsten Marmors schienen, und den gerundeten Leib, dem feinsten Alabaster ähnlich. Hierauf enthüllte er sie noch weiter und zeigte ihnen den zarten, schön gewölbten Busen mit den zwei prallen, köstlichen runden Brüsten, die den erhabenen Jupiter selbst gezwungen hätten sie zu küssen und liebzukosen. Dieß gewährte den drei Ehemännern das größte Vergnügen und Ergehen, das sich denken läßt. Ich überlasse es Jedem, sich ein Bild der Angst und Verlegenheit zu machen, worin die armen unglücklichen Frauen sich befanden, als sie hörten, daß ihre Männer es seien, die sich an ihrem Anblick weideten. Sie hielten sich ruhig und wagten kaum Athem zu holen, um nicht erkannt zu werden. Die Ehemänner ersuchten den Jüngling, auch von dem Antlitz den Vorhang wegzuziehen; er aber, in fremden Angelegenheiten vorsichtiger als in den eigenen, wollte nicht einwilligen. Aber dennoch begnügte er sich nicht hiemit, sondern nahm die Kleider der drei Frauen und zeigte sie ihren Männern. Diese erblickten sie mit

einer gewissen Betroffenheit, die ihnen am Herzen nagte. Mit steigendem Erstaunen betrachteten sie dieselben näher und sprachen bei sich selbst: Ist dieß nicht das Kleid, das ich meiner Frau machen ließ? Ist das nicht die Haube, die ich ihr kaufte? Ist dieß nicht das Halsgehänge, das ihr vom Halse bis zur Brust niederging? Sind dieß nicht die Ringe, die sie am Finger trug? Um das Fest nicht zu stören, verließen sie das Gemach, entfernten sich aber nicht, sondern blieben zur Tafel. Als der Jüngling vernahm, daß das Abendmal fertig sei, und sein kluger Haushofmeister Alles bereitet habe, forderte er die Gesellschaft auf, sich zu Tische zu setzen. Während es die Gäste sich wohlschmecken ließen, begab sich unser Student in das Nebengemach zurück, wo die drei Frauen im Bette lagen, enthüllte sie und sprach: Guten Morgen, meine Damen, habt ihr eure Männer nicht gehört? Sie harren eurer draußen mit dem heißesten Verlangen: worauf wartet ihr? Steht auf, ihr Siebenschläfer, gähnt nicht lange, laßt ab euch die Augen zu reiben, nehmt eure Kleider und schlüpf eilig hinein: es ist Zeit in den Saal zurückzukehren, wo euch die andern Damen erwarten. Also foppte er sie und weidete sich an ihrer Rathlosigkeit. Die trostlosen Frauen fürchteten, ihr Abenteuer werde ein grausames Ende nehmen, sie weinten und verzweifelten an ihrem Heil. So geängstet und von Schmerzen durchbohrt, erhoben sie sich auf die Füße, mehr den Tod als etwas Anderes erwartend. Filenio, sprachen sie zu dem Jüngling, du hast vollkommene Rache an uns genommen, es bleibt nichts mehr übrig als daß du dein scharfes Schwert nimmst und uns den Tod damit giebst, welchen wir über Alles in der Welt wünschen und willkommen heißen. Willst du uns diese Gnade aber nicht erzeigen, so laß uns wenigstens unerkannt nach Hause gelangen, damit unsere Ehre unbescholten bleibe. Filenio glaubte nun genug gesehen zu haben, gab ihnen ihre Kleider zurück und gebot ihnen, sich eiligst anzuziehen. Als dieß geschehen war, ließ er sie durch ein geheimes Hinterspörtchen hinaus, und so kamen sie beschämt, ohne von jemand erkannt zu werden, nach Hause. Sogleich zogen

sie die Kleider wieder aus, die sie getragen hatten, verschloßen sie in ihre Schränke, begaben sich aber klüglich noch nicht zu Bette, sondern setzten sich hin zu arbeiten. Nach der Malzeit dankten die Männer dem Studenten für die gute Aufnahme, die sie bei ihm gefunden, noch mehr aber für das Vergnügen, das er ihnen gewährt, indem er sie die köstlichen Glieder habe sehen lassen, deren Schönheit die Sonne überstrahlt habe, nahmen Abschied von ihm und lehrten zurück in ihre Wohnungen. Zu Hause fanden sie ihre Frauen in ihrem Kämmerlein neben dem Feuer sitzen, eifrig mit Nähen beschäftigt. Weil ihnen aber die Kleider, Ringe und andere Kostbarkeiten, welche sie in Filenios Kammer gesehen hatten, noch einigen Verdacht erregten, fragten sie, um auch diesen zu beseitigen, Jeder die Seinige, wo sie den Abend zugebracht hätten, und wo ihre Kleider seien? Ganz unbefangen antworteten ihnen die Frauen, sie hätten heute Abend das Haus nicht verlassen, nahmen die Schlüssel ihrer Schränke, wo die Kleider verwahrt wurden, und zeigten ihnen Röcke, Ringe und Alles, was sie an Schmuck von ihren Männern erhalten hatten. Als die Männer dieß sahen wußten sie nicht was sie sagen sollten und verhielten sich ruhig, erzählten aber doch ihren Frauen Alles haarklein, was ihnen jenen Abend begegnet sei. Als dieß die Frauen angehört hatten, stellten sie sich als wüßten sie von nichts, und nachdem sie das Abenteuer eine Weile belacht hatten, entkleideten sie sich und begaben sich zu Bette. Wenige Tage vergiengen, so begegnete Fileno seinen holden Damen mehrmals auf der Straße und flüsterte ihnen zu: Wer von uns hat mehr Angst ausgestanden? Wer von uns ward übler behandelt? Sie aber schlugen die Augen nieder und antworteten nichts. Und so rächte sich unser Student ohne alle Gewaltthätigkeit, wie es einem Manne geziemt und so gut als er wußte und konnte für die erlittenen Beleidigungen.

3. Der Ring.

Nach Straparola.

Galleje, König von Portugal, hatte einen Sohn Namens Nerino, welchen er dergestalt erziehen ließ, daß er bis zu seinem achtzehnten Jahre keine andere Frau zu sehen bekam als seine Mutter und die Amme, welche ihn säugte. Als aber Nerino jetzt zur Volljährigkeit gelangt war, beschloß der König, ihn auf die Universität zu Padua zu schicken, um dort die lateinische Sprache und die Sitten Italiens kennen zu lernen. Gedacht, gethan. Als Nerino in Padua angelangt war, lernte er viele Studierende kennen, die ihm täglich den Hof machten, und unter welchen ein Arzt war, der Meister Raimondo Brunello genannt wurde. Da sie täglich sich über allerlei Dinge unterhielten, geschah es eines Tages, wie es unter jungen Leuten zu geschehen pflegt, daß die Rede auf schöne Frauen fiel, und dieser die eine, jener die andere rühmte. Aber Nerino, der wie gesagt nie eine andere gesehen hatte als seine Mutter und seine Amme, behauptete mit großer Entschiedenheit, daß seinem Urtheile nach in der ganzen Welt keine schönere, anmuthigere und stattlichere Frau zu finden sei als seine Mutter, und alle die man ihm nannte, behandelte er im Vergleich mit seiner Mutter wie Gefindel. Meister Raimondo, der eine Frau hatte, welche zu den schönsten gehörte, die je die Natur geschaffen hatte, rückte sich über diese Bosse die Halskrause zurecht und sprach: Herr Nerino, ich kenne ein Weib von so großer Schönheit, sähet ihr sie, ihr würdet sie nicht für minder schön, ja für schöner als eure Mutter erachten.

Nerino antwortete, er könne nicht glauben, daß sie schöner sei als seine Mutter, aber es werde ihm Vergnügen machen, sie

zu sehen; worauf Raimondo versetzte: Wenn es euch gefällig ist sie zu sehen, so bin ich erbötig sie euch zu zeigen. Das wird mir sehr lieb sein, entgegnete Nerino, ich werde euch dafür verbunden sein. Wenn es euch also beliebt sie zu sehen, begann hierauf Meister Raimondo, so kommt morgen früh in die Domkirche, und ich verspreche sie euch zu zeigen. Alsdann gieng er nach Hause und sprach zu seiner Frau: Steh morgen zeitig auf, ordne dein Haar, mache dich schön und kleide dich sorgfältig, denn ich will, daß du zur Messezeit in den Dom gehst, das Hochamt zu hören. Genobbia (so hieß die Gattin des Meister Raimondo) war nicht gewohnt viel hin und her zu laufen, sondern brachte fast den ganzen Tag mit Nähen und Sticken zu Hause zu: sie verwunderte sich also nicht wenig über diesen Einfall ihres Gatten; weil es aber sein Wille war, so ergab sie sich drein, und kleidete sich des andern Morgens schon in der Frühe so herrlich, daß sie mehr eine Göttin als eine Frau zu sein schien. Als Genobbia nun nach ihres Gatten Befehl den heiligen Tempel betrat und Nerino, der Königssohn, kam und ihrer anständig ward, gestand er sich, daß sie in der That außerordentlich schön sei. Als Genobbia sich entfernt hatte, kam Meister Raimondo zu Nerino und sprach: Nun, was dünkt euch von der Frau, die so eben aus der Kirche gieng? Meint ihr, daß sie mit irgend Einer den Vergleich zu scheuen habe? Ist sie nicht schöner als eure Mutter? In der That, sprach Nerino, sie ist schön, die Natur hätte keine schönere schaffen können. Aber seid so gut und sagt mir, wessen Frau sie ist, und wo sie wohnt? Darauf antwortete Meister Raimondo mit keiner Silbe, denn er wollte es ihm nicht sagen. Nun Meister Raimondo, sprach da Nerino, wenn ihr es mir nicht sagen wollt, wer sie ist und wo sie wohnt, so versprecht mir wenigstens, daß ich sie noch einmal zu sehen bekomme. Von Herzen gern, antwortete Raimondo. Kommt morgen wieder her in die Kirche, so will ich machen, daß ihr sie wie heute sehen könnt. Darauf begab sich Raimondo nach Hause und sprach zu seiner Frau: Genobbia, morgen früh halt dich bereit, denn ich will, daß du die Messe im

Dom hörst, und wenn du dich jemals schön gemacht und prachtvoll gekleidet hast, so thu es morgen. Darüber verwunderte sich Genobbia von Neuem, weil sie aber dem Befehl ihres Mannes Gehorsam schuldig war, so that sie was er verlangte.

Als der Morgen kam, begab sich Genobbia in reichen Gewändern und mehr als gewöhnlich geschmückt nach der Kirche. Es währte nicht lange, so kam auch Nerino und als er sie von Schönheit strahlen sah, entglühte er so mächtig in Liebe zu ihr als nur je ein Mann für ein Weib geglüht hat. Meister Raimondo kam nun auch hinzu und Nerino bat ihn, er möge ihm sagen wie sie heiße, die in seinen Augen so viel Reize besitze. Aber Raimondo, der sich stellte als habe er seiner Praxis wegen große Eil, wollte es ihm jetzt nicht sagen, sondern ließ den Jüngling sich in seinem Fette braten und gieng lachend davon. Nerino gerieth in großen Zorn wegen des Mangels an Achtung, womit ihn Raimondo zu behandeln scheine, und sprach zu sich selbst: Du willst nicht, daß ich es wissen soll, wer sie ist; aber ich werde es dir zum Troß schon erfahren. Er verließ die Kirche und wartete draußen so lange bis die Schöne ebenfalls aus dem Dome kam, worauf er sie eben so bescheiden als freundlich grüßte und bis zu ihrem Hause begleitete. Da nun Nerino die Wohnung der Frau ermittelt hatte, begann er ihr den Hof zu machen und ließ selten einen Tag verstreichen, wo er nicht zehnmal vor ihrem Hause vorüber gegangen wäre.

Er wünschte eine Unterredung mit ihr zu haben, und versank unaufhörlich in Gedanken wie er es einrichten könne, daß er seinen Zweck erreiche und die Ehre der Frau unverletzt bleibe. Nach langem Hin- und Hersinnen wollte ihm kein Mittel einfallen, das ihm heilsam wäre; er gerieth aber nun so lange auf die abenteuerlichsten Einfälle bis er die Bekanntschaft einer Alten machte, die dem Hause Genobbians gegenüber wohnte. Diese gewann er durch Geschenke zu seiner Vertrauten und schließlich in ihr Haus. In dem Hause dieser Alten war ein Fenster, das nach dem Saale in Genobbians Hause blickte, von wo aus sie

Nerino sehen konnte, wie sie sich in ihrem Hause hin und her bewegte; jedoch vermied er es selbst gesehen zu werden, damit sie keinen Anlaß nehme, sich künftig vor seinen Blicken zu verbergen. Als Nerino nun alle Tage auf seinem geheimen Lauschörtchen zu brachte und der heißen Flamme nicht widerstehen konnte, die ihm das Herz verzehrte, beschloß er, ihr einen Brief zu schreiben und zu einer Zeit ins Haus zu werfen, wo er ihren Mann nicht daheim glaubte. Und also that er, ja er wiederholte es mehrmals, aber Genobbia warf sie ungelesen und ohne weiteres Nachdenken ins Feuer. Doch als sie dieß mehrmals gethan hatte, fiel es ihr ein, doch einmal einen zu eröffnen und zu sehen was darin stehe. Als sie ihn aufgemacht, sah sie, daß der Brieffsteller Nerino, des Königs von Portugal Sohn sei, der sich heftig in sie verliebt habe, worüber sie erst eine Weile in Nachdenken versank, dann aber in Betracht des übeln Lebens, das sie bei ihrem Manne führe, guten Muth schöpfte und Nerino freundliche Blicke zuwarf, ja ihn sogar auf geschickte Weise ins Haus schaffte, wo ihr der Jüngling denn die heiße Liebe erklärte, die er zu ihr trage; und die Qualen, die er um ihretwillen stündlich erdulden müsse, endlich die Weise, wie er sich in sie verliebt habe. Und sie, die nicht minder mitleidig als schön und liebreizend war, versagte ihm ihre Liebe nicht. Während sie nun beide, durch gegenseitige Gunst vereinigt, sich verliebten Gesprächen hingaben, klopfte plötzlich Meister Raimondo an die Hausthür. Als dieß Genobbia hörte, ließ sie den Nerino sich auf das Bette strecken, zog die Vorhänge zu und wies ihn an, die Entfernung ihres Mannes hier abzuwarten. Raimondo trat ins Haus, steckte irgend eine seiner Sachen zu sich, und entfernte sich wieder ohne etwas zu merken. Ein Gleiches that auch Nerino. Des andern Tages, als Nerino sich auf dem Marktplatz ergieng, kam zufällig Meister Raimondo vorüber, welchem er durch Zeichen andeutete, daß er ihn zu sprechen wünschte, dann auf ihn zugien und sprach: Nun, Meister, hab ich euch nicht gute Botschaft zu bringen? Und welche? fragte Meister Raimondo. Kenne ich nicht jezt, fuhr Nerino fort, die Wohnung jener wunderschönen Dame?

Hatte ich nicht eine verliebte Unterredung mit ihr? Und als der Mann nach Hause kam, verbarg sie mich auf dem Bette und zog den Vorhang zu, daß er mich nicht sehen sollte, worauf er sich auch gleich wieder entfernte. Ist dieß möglich? rief Meister Raimondo aus. Möglich und wirklich, versetzte Nerino, und in meinem Leben hab ich kein herrlicheres, holdseligeres Weib gesehen. Solltet ihr sie vielleicht nächstens besuchen, Meister Raimondo, so empfiehlt mich ihr doch und bittet sie, mich in gutem Andenken zu behalten. Dieß versprach Meister Raimondo zu thun und nahm unwillig Abschied; doch erst fragte er Nerino, ob er wohl wieder hingehen werde? Das könnt ihr euch denken, antwortete Nerino. Meister Raimondo begab sich nach Hause, entschloß sich aber, seiner Frau nichts zu sagen, sondern abzuwarten bis er sie zusammen fände. Am andern Tage besuchte Nerino Genobbien wieder, und während sie sich den Freuden der Liebe und ergeßlichen Gesprächen hingaben, kam plötzlich der Mann nach Hause. Da verbarg sie den Nerino geschwinde in einen Koffer und warf eine Menge Kleider darüber, welche sie abscheren wollte, um sie vor den Motten zu wahren. Raimondo stellte sich als könne er eine seiner Sachen nicht finden, durchstöberte das ganze Haus, steckte den Kopf sogar durch die Bettvorhänge, und als er nichts fand, gieng er beruhigter hinweg und besuchte seine Kunden. Auch Nerino entfernte sich bald, und als er dem Meister Raimondo wieder begegnete, sprach er zu ihm: Herr Doctor, da komm ich eben von der schönen Frau; aber das neidische Glück hat uns die beste Freude verkümmert, denn der Mann kam hinzu und verdarb Alles. Und wie entkamt ihr? fragte Meister Raimondo. Sie schloß einen Koffer auf, antwortete Nerino, und verbarg mich darin, und über die Kiste warf sie eine Menge Kleidungsstücke, welche sie bearbeitete, damit sie nicht schäbicht würden. Er aber lehrte das Bett um und um, und als er da nichts fand, gieng er seiner Wege. Wie verdrießlich dieß Meister Raimondo gewesen sein muß, mag sich leicht denken, der weiß wie die Liebe thut. Inzwischen hatte Nerino Genobbien einen schönen, kostbaren Diamant geschenkt, in dessen goldener Faßung

sein Kopf und sein Name eingegraben stand. Des andern Tags, als Meister Raimondo ausgegangen war, seine Kranken zu besuchen, ließ die Dame den Nerino wieder ins Haus und kaum hatten sie ihr Herz den Freuden der Liebe und süßen Wechselreden erschlossen, so lehrte ihr Mann schon wieder nach Hause zurück. Aber die verschlagene Genobbia hatte kaum die Rückkehr ihres Mannes wahrgenommen, so eröffnete sie einen großen Schrank, der in ihrer Kammer stand und verbarg ihren Liebsten darin. Meister Raimondo trat ins Haus, stellte sich als suche er eine seiner Sachen und lehrte in der ganzen Stube das Unterste zu oberst, und als er nichts im Bette noch in dem Koffer fand, nahm er wie ein Rasender einen Brand von dem Feuer und hielt ihn, fest entschlossen, die ganze Kammer mit Allem was darinnen war zu verbrennen, an die vier Pfähle des Gemachs. Schon hatten die Wände und Querbalken Feuer gefangen, als Genobbia sich zu ihrem Manne wandte und sprach: Was soll das heißen, mein Gemahl? Seid ihr etwa toll geworden? Wollt ihr das Haus einäschern, so äschert darauf los; aber äschert mir diesen Schrank nicht ein, worin sich die Papiere befinden, die zu meinem Heirathsgute gehören. Hierauf ließ sie vier starke Kerle kommen, und den Schrank hinweg in das Haus der Alten tragen, wo sie ihn heimlich ohne daß es Jemand gewahr wurde eröffnete und sich zurück nach Hause begab. Der sinnlose Meister Raimondo hatte nur sehen wollen, ob Jemand hervorkäme, der ihm nicht angenehm wäre; aber er sah Niemand als einen erstickenden Rauch und das glühende Feuer, welches das Haus verzehrte. Inzwischen liefen die Nachbarn herbei, um die Feuersbrunst zu ersticken, und arbeiteten so lange bis sie endlich sie bemeisterten. Des folgenden Tages, als Nerino sich vor der Stadt ergieng, stieß er auf Meister Raimondo, grüßte ihn und sprach: Lieber Meister, ich muß euch wieder eine Geschichte erzählen, die euch behagen wird. Und welche? fragte Meister Raimondo. Nerino fuhr fort: Ich bin der schrecklichsten Gefahr entronnen, der jemals ein Mensch entronnen sein mag. Ich gieng wieder in das Haus jener Dame und ergehte

mich mit ihr in den süßesten Vertraulichkeiten, als plötzlich ihr Mann hinzukam, das ganze Haus um und um lehrte, endlich einen Brand ergriff und ihn an die vier Pfähle der Stube hielt, daß Alles verbrannte was drinnen war. Und ihr, sprach Meister Raimondo, wo stecktet ihr? Ich war in einem Schranke verborgen, versetzte Nerino, welchen sie aus dem Hause tragen ließ. Als dieß Meister Raimondo vernahm und an der Wahrheit der Erzählung nicht zweifeln konnte, meinte er vor Schmerz und Aerger zu sterben; aber er durfte sich nicht verrathen, weil er hoffte, ihn auf der That zu betreffen. Nun, Herr Nerino, fragte er ihn, werdet ihr euch noch einmal zu ihr wagen? Da ich dem Verbrennen entgangen bin, antwortete Nerino, wovor soll ich mich noch fürchten? Meister Raimondo brach nun das Gespräch ab und ersuchte Nerino, morgen beim Mittagßmal sein Gast zu sein, und der Jüngling nahm die Einladung mit Freuden an. Am folgenden Tage bat Meister Raimondo alle seine Verwandten, und die seiner Frau zu sich ein, und bereitete ein pomphaftes, prächtiges Mal, nicht in seinem Hause, welches halb abgebrannt war, sondern anderwärts, und wies auch seine Frau an, sich dahin zu begeben, jedoch nicht bei der Tafel zu erscheinen, sondern sich verborgen zu halten, und das Nöthige zu besorgen.

Als nun die Verwandten, so wie auch Nerino, versammelt waren, und man sich zu Tische setzte, suchte Meister Raimondo durch erkünstelte Lustigkeit den Nerino betrunken zu machen, um hernach seinen Anschlag ausführen zu können. Nachdem ihm Raimondo den mit Malvasier gefüllten Becher zum Oestern gereicht und ihn Nerino immer redlich geleert hatte, sprach Meister Raimondo: Ach Herr Nerino, erzählt doch diesen unsern Verwandten eine von euern drolligen Geschichten, damit sie etwas zu lachen haben. Der arme Nerino wußte nicht, daß Genobbia Meister Raimondos Frau sei, und hub an, sein Abenteuer mit derselben zu erzählen; jedoch ohne irgend einen Namen zu nennen. Es geschah, daß einer der Aufwärter in die Kammer gieng, wo sich Genobbia befand und zu ihr sprach: Ach, Frau Genobbia, wärt ihr

irgendwo in einer Ecke versteckt, so könntet ihr die schönste Geschichte erzählen hören, die ihr in euerm Leben gehört habt: ich bitt euch, kommt mit mir. Sie versteckte sich also in einem Winkel und erkannte bald die Stimme ihres Nerino und daß die Geschichte, welche er erzähle, die ihrige sei. Hierauf nahm die listige, verschlagene Frau den Diamant, welchen ihr Nerino geschenkt hatte, warf ihn in eine silberne Schale, die sie mit dem köstlichsten Trank füllte und sprach zu dem Aufwärter: Bringe diese Schale Nerino und sage ihm, er solle sie trinken, damit er desto besser erzählen könne. Der Diener nahm die Schale und trug sie zur Tafel und als Nerino trinken wollte, sprach er zu ihm: Herr, trinkt diese Schale, daß ihr besser erzählen könnt. Nerino nahm sie und trank den Wein aus: da sah er und erkannte den Diamant, welchen er sich in den Mund gleiten ließ, und dann, als sei ihm etwas Unreines in den Mund gekommen, hervor zog und an den Finger schob. Nun erkannte Nerino, daß die Frau, deren Geschichte er erzählte, Meister Raimondos Gattin sei, und wollte nicht weiter gehen, sondern als Raimondo und die Verwandten ihn aufforderten, die Geschichte auszuerzählen, beschloß er sie mit den Worten: Und wieder und wieder krähte der Hahn, und plötzlich ward es Tag, ich erwachte und sah, daß ich geträumt hatte. Als die Verwandten des Meister Raimondo, welche Alles was Nerino von der Frau erzählte, für wahr gehalten hatten, diese Wendung vernahmen, behandelten sie den Einen wie den Andern als die größten Trunkenbolde. Nach einigen Tagen traf Nerino den Meister Raimondo, stellte sich als wiße er nicht, daß er der Mann Genobbien's sei und jagte ihm, daß er in einigen Tagen abreisen werde, indem ihm sein Vater geschrieben habe, daß er unverzüglich nach Hause kommen solle. Meister Raimondo wünschte ihm Glück zur Reise; aber Nerino schickte heimlich zu Genobbien, entfloß mit ihr und brachte sie nach Portugal, wo er lange in Freuden mit ihr lebte. Als aber Meister Raimondo nach Hause kam, war seine Frau verschwunden, worüber er nach wenigen Tagen vor Verzweiflung den Geist aufgab.

4. Die lustigen Weiber von Windsor.

Zur Sagenvergleichung.

Der erste Entwurf der lustigen Weiber erschien 1602. Bald darauf schrieb der Dichter dieß Stück so um wie wir es jetzt besitzen; ist Malones Vermuthung richtig, daß dieß schon 1603 geschah, ob es gleich in dieser erneuerten Gestalt erst 1623 gedruckt ward, so kann Shakespeare die erste Erzählung in dem erst 1603 erschienenen *Westward for smelts etc.* nicht benutzt haben. Doch bedauern wir, daß uns dieß Buch unzugänglich geblieben ist: es würde uns über die Heye von Brentfort Aufschluß gegeben haben, von welcher diese erste Erzählung handeln soll.

Die englischen Erklärer Shakespeares nehmen an, er habe aus folgenden Erzählungen geschöpft:

1) *The two Lovers of Pisa*, in *Tartletons Newes out of Purgatorie*. 1590. Diese ist in der Johnson = Steevens'schen Ausgabe abgedruckt und offenbar aus der dritten der von uns mitgetheilten Novellen (der Ring, nach Straparola) geschöpft.

2) Die erste Erzählung in *The fortunate, the deceived and unfortunato lovers*. Steevens hat zwar keine ältere Ausgabe dieses Buchs als die von 1632. 4. gesehen; Malone versichert aber, daß die Novellen, welche es enthält, schon bei Shakespeares Zeiten herausgekommen seien. Diese Erzählung ist nun, wie der Auszug bei Malone beweist, nichts als eine Nachbildung der Novelle des Giovanni, welche wir unter 1. mitgetheilt haben.

Ueberdieß hat schon Steevens bemerkt, daß Novelle I, 2 des Giovanni und IV, 4 in den *Notti piacevoli* des Straparola

mit Shakespeares Lustspiel große Aehnlichkeit haben, und dieß sind die unter 1 und 3 mitgetheilten Novellen. Beide behandeln unstreitig denselben Vorfall, ja man muß glauben, Straparola, dessen Novellino 1550 zu Venedig zum erstenmal herauskam, habe aus dem weit ältern Pecorone geborgt.

In Giovannis Novelle erklärt sich das Verhältniß des Schülers zu dem Lehrer, der letztern bittet, ihm nach beendigtem Rechtsstudium noch andere Wissenschaften beizubringen, aus der Sitte der italienischen Universitäten, wonach sich jeder Schüler in der Regel an einen einzigen Lehrer angeschlossen, welcher auch die Gerichtsbarkeit über ihn ausübte. Savigny Gesch. d. Röm. Rk. im Mittelalter, Bd. III, S. 154, Note 28.

Unsere zweite Novelle nun bildet den Uebergang zwischen Shakespeares Darstellung und der jener andern Novellen, indem sich hier die drei Frauen nur einen Spaß mit dem Studenten machen, wie Shakespeares lustige Weiber mit Fallstaf, während in jenen Novellen und den daraus gefloßenen englischen Erzählungen vielmehr die Ehemänner geprellt werden. Auch macht Filenio allen drei Frauen zugleich Liebesanträge, welche diese einander vertrauen und sich an ihm zu rächen beschließen, ganz wie Fallstaf der Frau Ford und Frau Page denselben Liebesbrief schickt, weshalb sich diese wider ihn verbinden.

An der Mittheilung dieser zweiten Novelle hätte es aber nicht genügt, indem Shakespeare aus den beiden andern das Verhältniß Fallstafs zu Ford entlehnte, welcher in seiner Verkleidung als Brooke von Fallstaf Alles erfährt, was diesem bei seiner Frau begegnet ist, ein Zug, der offenbar aus der ersten und dritten unserer Novellen stammt.

In dem von Dr. Max Habicht aus einer tunesischen Handschrift übersehten Märchen ist die Geschichte des Sängers und des Gewürzkrämers (Tausend und eine Nacht. Breslau 1827. 14ter Bd. S. 18) entweder die Quelle Giovannis und Straparolas oder das arabische Märchen ist aus einer unserer Novellen gefloßen. Die Uebereinstimmung beider ist schlagend; nur scheint in

dem arabischen Märchen die Einleitung entstellt zu sein. Der Gewürzkrämer rath nämlich dem Sänger, durch die Straßen der Stadt zu gehen und wo er den Geruch von Speisen und Getränken spüre, sich als Sänger anzumelden. Der Sänger folgt dem Rath und wird von der eigenen Frau des Gewürzkrämers aufgenommen und bewirthet. Das Uebrige stimmt überein. Weit besser ist es, wenn bei Giovanni der Professor dem Studenten Unterricht in der Kunst der Liebe erteilt und dieser an dessen Frau geräth.

Aus dem Pecorone des Giovanni Fiorentino scheint die Erzählung von einem Goldschmied und armen Studenten geflossen, welche Michael Lindener, der Verfasser des *Kahiporus*, in sein Raftbüchlein (1558 oder 1559) aufnahm; nur sind deutsche Verhältnisse an die Stelle der Bologneser gerückt. Ein Goldschmied in einer weitberühmten Stadt hatte seine schöne Frau im Verdacht der Untreue, konnte aber nie auf den rechten Grund kommen. Eines Tags, als der Goldschmied fern von seiner Behausung in seinem Laden steht, bittet ihn ein armer Schüler oder Student um einen Zehrpennig. Der Student, ein schöner Jüngling von geradem Leibe, scheint dem Goldschmied tauglich des Weibes Lücke zu erforschen. Indem er vorgiebt kein Geld bei sich zu haben, weist er ihn an einen Ort, wo er Kurzweil und Freudenpiel mit einem schönen Weibe haben solle und wo man ihm noch Gelds genug dazu geben werde; er dürfe ihn aber nicht vermelden. Der Student gelobt Verschwiegenheit und wird nach der Frau gezeigt, die, während der Goldschmied in seinen Laden geht und arbeitet, den schönen und wohlgestalten Jüngling sieht, ihn einläßt und ihres Willens mit ihm pflegt. Als bald kommt der Goldschmied heim: die erschrockene Frau stellt den Studenten vor den Laden hinaus auf ein Brett, darauf man Blumentöpfe und dergleichen zu setzen pflegte. Der Mann durchsucht das Haus vergeblich, läßt ab und geht wieder an seine Arbeit. Darauf bringt die Frau mit dem Studenten ihr Ding ganz zu Ende, labt sich und ihn mit gutem Confect, giebt ihm Geld und entläßt ihn mit

der Bitte, er möge bald wiederkehren. Der Student erzählt Alles dem Goldschmied, der ihn überredet, noch zum andernmal hinzugehen. Er thut es, wird wie beim erstenmal empfangen und geht mit ihr zu Bette. Eh er fortgeht, kommt der Mann wieder, forscht nach dem Studenten, den die Frau über eine Stange gehängt, und altes Zeug und Leinwand über ihn geschlagen hatte. Er zieht wieder ab in seinen Laden. Der Student geht wieder zu ihm, erzählt was sich begeben und wird, wenn auch mit Mühe, überredet, noch zum drittenmal zu gehen. Die Frau empfängt ihn freundlicher denn je. Wie sie miteinander fertig sind, klopft der Mann wieder an. Die Frau verbirgt den Studenten in einer großen Kiste. Der Mann sucht vergebens und droht das Haus niederzubrennen: da bittet ihn die Frau, die Kiste zuvor aus dem Hause zu tragen, damit, „wenn alles verbrennt, wir doch ein Hemd anzulegen haben“. Darauf nehmen Mann und Frau die Kiste auf die Achseln, tragen sie auf die Gasse und gehen wieder ins Haus. Der Student entspringt und läuft in des Nachbarns Laden, während der Goldschmied, dem es nicht recht Ernst war, sein Haus zu verbrennen, zurück in seinen Laden geht. Der Student kommt wieder zu ihm und erzählt was vorgefallen. Da spricht der Goldschmied: Lieber Junge, die Frau, mit der du also gehandelt hast, ist meine Ehefrau, und ich bin der, der alle drei Mal ins Haus gekommen ist und nach dir gefragt hat. Aber ob ich dich gleich gefunden hätte, so wär dir doch darum nichts Arges widerfahren, denn was ich gethan habe, hab ich gethan um zu erfahren mit was für Dingen meine Frau umgehe. Er ermahnt ihn, verschwiegen zu sein und die Stadt zu verlassen.“ Dieser Erzählung legte dann wie es scheint Herzog Heinrich Julius von Braunschweig seiner „Tragedia Hibalbeha von einer Ehebrecherin, wie die ihren Mann dreimal betrogen, aber zuletzt ein schrecklich Ende genommen habe“, Wolfenbüttel 1594, zu Grunde. Der Herzog hat nämlich einen andern Schluß hinzu gedichtet, und die Ehebrecherin, damit sie nicht ungestraft ausgehe, in des Teufels Küche gerathen lassen. Derselbe Schluß findet sich dann

auch in der bekannten Bearbeitung dieses Stücks: Tragödie Hibaldaha von geschwinder Weiberlist einer Ehebrecherin, durch Johannem Olorinum Bariscum, Magdeburg bey Johan Franken. Vgl. Dr. Wilhelm Ludwig Holland die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Stuttgart, auf Kosten des Litterarischen Vereins, S. 401 ff. 555 ff. 874—876.

Auch Moliere hat in seiner école des femmes so wie in der école des maris eine dieser Novellen benutzt, wie dieß schon mehrmals von Franzosen bemerkt worden ist. S. Eschenburgs Uebersetzung, Zürich 1789, S. 561. Doch vgl. man Valentin Schmidts Beiträge S. 22, welcher Boccaccios Novelle III, 3 für Moliere's Quelle hält. Damit stimmt auch die Bibl. univ. des romans Juni 1777. p. 160. Ferner ist Lafontaines Maitre en droit aus unserer ersten Novelle entlehnt und ein Lustspiel gleichen Inhalts und Titels hat auf der französischen Bühne Glück gemacht. Biblioth. des Romans. Sept. 1777. p. 99. Endlich ist noch der 30sten Novelle des Masuccio Salernitano zu gedenken, die indes der boccacci'schen Erzählung näher steht. Vgl. Dunlop II, 371, welcher auch ein Abenteuer des Gil Blas aus unserer ersten Novelle ableitet.

In unserer zweiten Novelle ist die Rache, welche der Student an den Frauen nimmt, ein Gemeingut fast aller italienischen Novellisten. Sie begegnet unter Andern auch bei Giovanni Fiorentino II, 2.

In der dritten Novelle giebt sich Genobbia dem Nerino als Raimondos Frau durch einen Ring zu erkennen, den sie als Nerinos Geschenk in dessen Trinkschale wirft. Dieß ist die Art, wie in der Sage fast alle Erkennungsscenen eingeleitet werden. Vgl. die Sage von Amicus und Amelius in meiner Uebersetzung des armen Heinrich von Hartmann von Aue. Berlin bei Laue. 1830.



1. Die gezähmte Keiserin.

Nach Straparola.

In Cornetto, einem römischen Kastell im Gebiet Sr. päpstlichen Heiligkeit, lebten zwei geschworene Brüder, Namens Bisardo und Silverio, welche sich mit nicht geringerer Liebe zugethan waren als hätte sie dieselbe Mutter geboren. Beide hatten das Kriegshandwerk ergriffen und standen im Solde des Papstes. So groß indessen ihre Liebe zu einander war, so wohnten sie doch nicht zusammen. Der jüngere, Silverio, dem es an Wartung fehlte, heirathete die Tochter eines Schneiders, mit Namen Spinella, ein schönes, reizendes Mädchen, doch von sehr hitzigem Geblüt. Als die Hochzeit gefeiert und die Frau ihm ins Haus geführt wurde, nahm ihn ihre Schönheit, die ihm über allen Vergleich erhaben schien, so sehr ein, daß er sich ihr in Allem, was sie von ihm verlangte, gefällig erwies. Dadurch wurde Spinella so übermüthig und herrschsüchtig, daß sie ihres Gatten wenig oder gar nicht achtete. Schon hatte er es durch seine Schwäche dahin gebracht, daß wenn er ihr befehl thu dieses, so that sie jenes, und wenn er sagte komm her, so gieng sie weg und lachte ihn aus, und weil der Laffe nicht durch fremde, sondern durch seine eigene Augen sah, wagte er es nicht, sie zurechtzuweisen, noch auf Heilung des Uebels zu denken, sondern ließ sie thun was ihr einfiel und beliebte. Ehe das Jahr um war, nahm Bisardo die zweite Tochter des Schneiders, mit Namen Fiorella, welche nicht minder schön von Angesicht und auch nicht minder hitzköpfig war als ihre Schwester Spinella. Nach der Hochzeit, als die Frau ihm ins Haus geführt wurde, ergriff Bisardo ein Paar Mannsbeinkleider und zwei Prügel und sprach: Fiorella, faße du dieses Ende, ich werde

das andere faßen. Wir wollen um die Hosen ringen, wer sie tragen soll, und wer Sieger bleibt, der soll sie anziehen; wer aber unterliegt, der muß dem Andern gehorchen. Fiorella hatte kaum die Worte ihres Mannes gehört, so antwortete sie mit vieler Mäßigung: Ach mein Gemahl, was sind das für Reden, die ihr führt? Seid ihr nicht der Mann, und ich bin die Frau? Muß die Frau nicht dem Manne gehorchen? Wie sollte ich denn solche Thorheit beginnen? Tragt ihr also die Hosen, sie schicken sich besser für euch als für mich. Gut, sprach Bisardo, ich werde also die Hosen tragen und du wirst als mein liebes Weib mir Gehorsam leisten. Aber hüte dich, nicht anderes Sinnes zu werden, daß ich die Frau sein soll und du der Mann, damit du dich hernach nicht über mich zu beklagen hast. Fiorella war klug, bestätigte nochmals was sie gesagt hatte, und der Mann übergab ihr unter diesem Vorbehalt das Regiment des ganzen Hauses, überwies ihr den Vorrath an Geräthen und Kleidungsstücken, und belehrte sie über die Art und Weise wie er zu leben gewohnt sei. Darauf sprach er: Komm mit mir, Fiorella, ich will dir meine Pferde zeigen und dich lehren wie du sie behandeln mußt, wenn es Noth thut. Als sie in den Stall kamen, sprach er: Was sagst du, Fiorella, von meinen Pferden? Sind sie nicht schön? Werden sie nicht gut gehalten? Gewiß, Herr, antwortete Fiorella. Aber gieb Acht, sprach Bisardo, wie lenksam und geschmeidig sie sind; nahm eine Peitsche zur Hand, und schlug erst dieses dann jenes, und trieb sie bald rechts bald links. Und die Pferde nahmen den Schwanz zwischen die Beine, stellten sich alle in eine Reihe und gehorchten ihrem Herrn. Bisardo hatte unter andern ein Pferd, das zwar von zientlich gutem Ansehen, aber träge und widerpenstig war, und worauf er dieses Fehlers wegen nicht viel hielt. Zu diesem gieng er mit der Peitsche, ließ es sich rechts und links wenden und züchtigte es. Aber das von Natur störrische Pferd ließ sich schlagen und that nichts von Alle dem, was sein Herr verlangte, sondern schlug bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, bald mit beiden aus. Wie Bisardo sah, daß das Pferd so hart sei,

nahm er einen derben Knüttel und gerbte ihm das Fell dermaßen durch, daß er selbst davon ermüdete. Aber das Pferd ward nur eigenjünniger als vorher, ließ sich schlagen und rührte sich nicht. Ueber diese Hartnäckigkeit des Pferdes ergrimmte Bisardo vor Zorn, legte die Hand an sein Schwert und erstach es. Fiorella, die dieß mit ansah, hatte Mitleid mit dem Pferde und sprach: Ach, mein Gemahl, warum habt ihr das Pferd getödtet? Es war ein schönes Thier: es ist ewig Schade, daß ihr es umgebracht habt. Aber Bisardo versetzte mit zornglühendem Antlitz: Wiße, daß ich Alle, die mein Brot essen und meinen Willen nicht thun, mit dieser Münze bezahle. Bei diesen Worten erschrak Fiorella und sprach zu sich selbst: Weh mir Armen, mir Elenden, wie übel bin ich mit Diesem angekommen! Ich glaubte, ich hätte einen besonnenen Mann zum Gemahl und bin an einen Wütherich gerathen. Wie hat er das schöne Pferd um Nichts und wieder Nichts umgebracht! So beklagte sie sich bei sich selbst ohne zu ahnen, mit welcher Absicht ihr Mann so spreche und handle. Dieser Vorfall hatte Fiorellen solche Furcht vor ihrem Manne eingesflößt, daß er sich nur zu rühren brauchte, so zitterte sie an allen Gliedern. Wenn er es etwas befahl, so that sie es auf der Stelle; kaum hatte er den Mund geöffnet, so verstand sie was sein Wille war, und niemals fiel ein unfreundliches Wörtchen zwischen ihnen vor. Silverio, welcher den Bisardo sehr liebte, besuchte sie oft, und aß zu Mittag und Abend bei ihnen; als er aber Fiorellens Betragen und Aufführung kennen lernte, wunderte er sich sehr, und sprach zu sich selbst: O Gott, warum mußte ich nicht das Glück haben, Fiorellen zum Weibe zu bekommen, wie mein Bruder Bisardo? Wie gut sie das Haus in der Ordnung hält und ihn ohne das geringste Widerstreben bedient! Wie sie ihrem Manne gehorcht und Alles thut was er befiehlt! Aber die Meine, ich Elender, thut just das Gegentheil und behandelt mich so übel als nur möglich. Eines Tages war Silverio bei Bisardo und nach allerlei Gesprächen sagte er zu ihm: Lieber Bruder Bisardo, du weißt wie sehr wir uns lieben: ich möchte von dir hören, wie du es

das andere faßen. Wir wollen um die Hosen ringen, wer sie tragen soll, und wer Sieger bleibt, der soll sie anziehen; wer aber unterliegt, der muß dem Andern gehorchen. Fiorella hatte kaum die Worte ihres Mannes gehört, so antwortete sie mit vieler Mäßigung: Ach mein Gemahl, was sind das für Reden, die ihr führt? Seid ihr nicht der Mann, und ich bin die Frau? Muß die Frau nicht dem Manne gehorchen? Wie sollte ich denn solche Thorheit beginnen? Tragt ihr also die Hosen, sie schicken sich besser für euch als für mich. Gut, sprach Bisardo, ich werde also die Hosen tragen und du wirst als mein liebes Weib mir Gehorsam leisten. Aber hüte dich, nicht anderes Sinnes zu werden, daß ich die Frau sein soll und du der Mann, damit du dich hernach nicht über mich zu beklagen hast. Fiorella war klug, bestätigte nochmals was sie gesagt hatte, und der Mann übergab ihr unter diesem Vorbehalt das Regiment des ganzen Hauses, überwies ihr den Vorrath an Geräthen und Kleidungsstücken, und belehrte sie über die Art und Weise wie er zu leben gewohnt sei. Darauf sprach er: Komm mit mir, Fiorella, ich will dir meine Pferde zeigen und dich lehren wie du sie behandeln mußt, wenn es Noth thut. Als sie in den Stall kamen, sprach er: Was sagst du, Fiorella, von meinen Pferden? Sind sie nicht schön? Werden sie nicht gut gehalten? Gewiß, Herr, antwortete Fiorella. Aber gieb Acht, sprach Bisardo, wie lenksam und geschmeidig sie sind; nahm eine Peitsche zur Hand, und schlug erst dieses dann jenes, und trieb sie bald rechts bald links. Und die Pferde nahmen den Schwanz zwischen die Beine, stellten sich alle in eine Reihe und gehorchten ihrem Herrn. Bisardo hatte unter andern ein Pferd, das zwar von ziemlich gutem Ansehen, aber träge und widerspenstig war, und worauf er dieses Fehlers wegen nicht viel hielt. Zu diesem gieng er mit der Peitsche, ließ es sich rechts und links wenden und züchtigte es. Aber das von Natur störrische Pferd ließ sich schlagen und that nichts von Alle dem, was sein Herr verlangte, sondern schlug bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, bald mit beiden aus. Wie Bisardo sah, daß das Pferd so hart sei,

nahm er einen derben Knüttel und gerbte ihm das Fell dermaßen durch, daß er selbst davon ermüdete. Aber das Pferd ward nur eigensinniger als vorher, ließ sich schlagen und rührte sich nicht. Ueber diese Hartnäckigkeit des Pferdes ergrimmete Bisardo vor Zorn, legte die Hand an sein Schwert und erstach es. Fiorella, die dieß mit ansah, hatte Mitleid mit dem Pferde und sprach: Ach, mein Gemahl, warum habt ihr das Pferd getödtet? Es war ein schönes Thier: es ist ewig Schade, daß ihr es umgebracht habt. Aber Bisardo versetzte mit zornglühendem Antlitz: Wiße, daß ich Alle, die mein Brot essen und meinen Willen nicht thun, mit dieser Münze bezahle. Bei diesen Worten erschrak Fiorella und sprach zu sich selbst: Weh mir Armen, mir Elenden, wie übel bin ich mit Diesem angekommen! Ich glaubte, ich hätte einen besonnenen Mann zum Gemahl und bin an einen Wütherich gerathen. Wie hat er das schöne Pferd um Nichts und wieder Nichts umgebracht! So beklagte sie sich bei sich selbst ohne zu ahnen, mit welcher Absicht ihr Mann so spreche und handle. Dieser Vorfall hatte Fiorellen solche Furcht vor ihrem Manne eingeflößt, daß er sich nur zu rühren brauchte, so zitterte sie an allen Gliedern. Wenn er es etwas befahl, so that sie es auf der Stelle; kaum hatte er den Mund geöffnet, so verstand sie was sein Wille war, und niemals fiel ein unfreundliches Wörtchen zwischen ihnen vor. Silverio, welcher den Bisardo sehr liebte, besuchte sie oft, und aß zu Mittag und Abend bei ihnen; als er aber Fiorellens Betragen und Aufführung kennen lernte, wunderte er sich sehr, und sprach zu sich selbst: O Gott, warum mußte ich nicht das Glück haben, Fiorellen zum Weibe zu bekommen, wie mein Bruder Bisardo? Wie gut sie das Haus in der Ordnung hält und ihn ohne das geringste Widerstreben bedient! Wie sie ihrem Manne gehorcht und Alles thut was er befiehlt! Aber die Meine, ich Elender, thut just das Gegentheil und behandelt mich so übel als nur möglich. Eines Tages war Silverio bei Bisardo und nach allerlei Gesprächen sagte er zu ihm: Lieber Bruder Bisardo, du weißt wie sehr wir uns lieben: ich möchte von dir hören, wie du es

gemacht hast, deine Frau so zu ziehen, daß sie dir so unbedingt gehorcht und dir so viel schmeichelt und liebkost. Ich mag Spinellen eine Sache noch so liebevoll befehlen, so giebt sie mir eine barsche Antwort und thut dann grade das Gegentheil von dem, was ich befehl. Bisardo lächelte und erzählte ihm von Wort zu Wort wie er es gehalten, als er sein Weib heimgeführt habe, rieth ihm auch ein Gleiches zu thun und zu sehen ob es anschlage: denn wenn es nicht anschlage, so wisse er nicht, was er ihm weiter rathen solle. Neuester wohl gefiel dieser Rath dem Silverio: er beurlaubte sich von ihm, nahm ein Paar Beinkleider und zwei Stöcke und that was ihm Bisardo gerathen hatte. Als die Spinella sah, sprach sie: Was macht ihr da für Streiche, Silverio? Was für Grillen sind euch in den Kopf gefahren? Solltet ihr etwa närrisch geworden sein? Glaubt ihr, ich wisse nicht, daß die Männer und nicht die Frauen Hosen tragen? Wozu jetzt ohne allen Anlaß dergleichen Zeug machen? Aber Silverio antwortete nichts, sondern verfolgte nun einmal die begonnene Ordnung und gab ihr jetzt die Regeln über die Führung des Hauswesens. Spinella, deren Verwunderung immer stieg, versetzte mit spöttischem Lächeln: Glaubt ihr vielleicht, Silverio, ich wisse noch nicht eure Sachen in der Ordnung zu halten, daß ihr mich so ernstlich darüber belehrt? Aber der Ehemann schwieg und begab sich jetzt mit der Gattin nach dem Stalle, wo er mit den Pferden ganz so verfuhr wie Bisardo gethan hatte, auch eins davon tödtete. Als Spinella diese Thörichtheit erblickte, dachte sie bei sich, ihr Mann müsse in Wahrheit den Verstand verloren haben und sprach: Was wollen diese Narrheiten sagen, die ihr so unbesonnen vollführt? Solltet ihr etwa zu euerm Unstern verrückt geworden sein? Silverio antwortete: Ich bin nicht verrückt, aber alle, die mein Brot essen und meinen Willen nicht thun, bestrafe ich so wie du gesehen hast. Nun merkte Spinella den thörichten Voratz ihres einfältigen Gatten, und sprach: O du Tropf, man sieht wohl, daß euer Pferd ein dummes Thier war, weil es sich so jämmerlich umbringen ließ. Aber wo denkt ihr hin? Meint ihr vielleicht,

mit mir zu verfahren wie mit diesem Pferde? Wahrhaftig, wenn ihr das glaubt, so irrt ihr euch gewaltig, und viel zu spät versucht ihr jetzt dafür zu sorgen, wofür ihr viel früher hättet sorgen sollen. Aus Knorpel ist Knochen geworden, die Wunde ist in Krebs übergegangen, es giebt kein Mittel mehr für einen so alten Schaden: hättet ihr doch früher euerm Unfall zu helfen gesucht. O Narr, hirnloser Narr, seht ihr denn nicht zu welchem Schaden, welchem Spott euch eure zahllosen Thorheiten gereichen? Und was hat euch dieß Alles geholfen? Nichts und wieder Nichts! Diese Worte des klugen Weibes belehrten Silverio wohl, daß er mit seiner allzugroßen Zärtlichkeit wenig Gutes gestiftet habe: er entschloß sich daher, so schwer es ihm auch fiel, sein trauriges Loos lebenslänglich in Geduld zu ertragen. Spinella hatte nun gesehen, daß der Rathschlag ihrem Manne wenig gefrommt habe, und wenn sie sonst ihren Willen fingerlang durchsehen wollte, so machte sie ihn jetzt in der ganzen Armslänge geltend, denn es liegt in der Natur halsstarreriger Weiber lieber tausend Tode zu dulden als ihren ernstlichen Beschluß aufzugeben.

2. Die gezähmte Keiferin.

Zur Sagenvergleihung.

Hier müßen wir zu unjerm Zweck dreierlei unterjcheiden :

- 1) Das Vorspiel und die Zwischenspiele, oder die Induction.
- 2) In dem Schauspiel selbst, die Episode von Biancas und Lucentios Liebe, und

3) die Haupthandlung, welche der Titel des Stüds andeutet.

Alle drei finden sich schon in dem alten Stüd, welches Shakspeare bearbeitet haben soll. (Vgl. die Six old Plays, on which Shakspeare founded his etc. vol. I p. 159.) Vielleicht ist aber auch dieß von seiner Erfindung. Wer das nicht annimmt und mithin als Shakspeares Quelle das ältere Stüd betrachtet, möge was wir hienächst anmerken auf den Verfasser desselben beziehen.

1) Wir haben es für schädlicher gehalten, die vermuthliche Quelle der Induction nicht in den Text aufzunehmen, theils weil wir der Erzählung Goularts, die als solche betrachtet wird, keinen künstlerischen Werth beimeßen, theils weil es noch immer zweifelhaft bleibt, welche von den unzähligen Gestalten, in denen diese Geschichte umgeht, dem Dichter zunächst vorjchwebte. Das Letzte gilt zwar auch von der zu der Haupthandlung des Stüds mitgetheilten Novelle; da aber hier der erste Grund wegfiel, so schien uns ihre Aufnahme in den Text weniger bedenklich.

Goulart erzählt in seinem *Thrésor d'histoires admirables et merveilleuses de notre temps* unter der Aufschrift: *Vanité du monde magnifiquement représentée* folgende Begebenheit:

„Als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, zu Brügge Hof hielt, gieng er eines Abends nach Tisch in Begleitung einiger seiner Vertrauten durch die Straßen der Stadt, wo er einen

sehr betrunkenen Handwerker der Länge nach auf dem Pflaster ausgestreckt im tiefsten Schlafe liegen fand. Es gefiel dem Fürsten, an diesem Handwerker einen Beweis von der Eitelkeit unseres Lebens aufzustellen, über welche er so eben mit seinen Vertrauten gesprochen hatte. Er ließ also diesen Schläfer nach seinem Palaste bringen, ihn in eines der prächtigsten fürstlichen Betten legen und mit einer kostbaren Nachtmütze bekleiden. Auch ward ihm sein schmutziges Hemde ausgezogen und ein anderes von der feinsten Leinwand angelegt. Als der Trunkenbold seinen Rausch ausgeschlafen hatte und allmählich erwachte, traten Edelknaben und Kammerdiener des Herzogs an sein Bette, zogen die Vorhänge zurück, machten mehrere tiefe Verbeugungen und frugen mit entblößten Häuptern, ob es ihm gefällig sei aufzustehen und welche Kleider ihm heute anzulegen beliebe? Dabei überreichte man ihm mehrere sehr kostbare Anzüge. Der neugeschaffene Herzog, der über diese Liebkosungen sehr erstaunt war und nicht wußte ob er wache oder träume, ließ sich anziehen und aus dem Zimmer führen. Hier ward er von vielen vornehmen Herrn ehrerbietig empfangen und bewillkommt, dann in die Messe geführt, wo man ihm unter großen Ceremonien das Evangelienbuch zum Küssen darreichte, wie man es täglich dem Herzog zu thun pflegte. Nach der Messe führt man ihn in den Palast zurück, reicht ihm das Wasser zum Händewaschen und setzt ihn an eine reichbestellte Tafel. Nach Aufhebung derselben läßt der Großkämmerer Karten und eine bedeutende Summe Geld bringen. Darauf führt man ihn zum Garten, dann auf die Hasen- und Falkenjagd und endlich wieder zurück in den Palast zu einer glänzenden Abendmalzeit. Bei dem Schein der Kerzen stimmen die Instrumente ein Concert an und nach aufgehobener Tafel beginnen Herrn und Damen sich im Tanz zu vergnügen. Hierauf ließ man die Darstellung einer lustigen Comödie und ein Banket folgen, bei welchem man dem neugeprägten Herzoge so viel seine und köstliche Weine, Zuckerwerk und Confituren aller Art darbot, daß er sich bald übernahm und in den tiefsten Schlaf verfiel. Auf den Be-

fehl des Herzogs, ihn von allen den reichen Gewändern wieder zu entkleiden, legte man ihm seine Lumpen wieder an und trug ihn an den Ort zurück, wo man ihn Tags zuvor gefunden hatte. Hier brachte er die Nacht zu und als er am Morgen erwachte, erinnerte er sich dessen, was gestern mit ihm vorgegangen war, ohne zu wissen ob er es wirklich erlebt oder ob ein Traum ihm den Kopf verdreht habe. Nach mancherlei Selbstgesprächen entschied er sich zuletzt dafür, daß Alles nur ein Traum gewesen sei, und erzählte es seiner Frau, seinen Kindern und Nachbarn, ohne den wahren Zusammenhang zu ahnen.

Goulart hat wahrscheinlich aus Heuterus de rebus burgundicis geschöpft, wo dieser Vorfall (lib. IV) nach einem Briefe des Ludov. Vives als wirklich geschehen erzählt wird. Dem Ludov. Vives soll ihn ein alter Beamter am Hofe des Herzogs selber erzählt haben. Goulart ward aber wohl erst 1607 durch Eduard Grimstone ins Englische übersezt und Malone sezt Shakespeares Bearbeitung schon in das Jahr 1594. Derselbe Vorgang ward jedoch auch unmittelbar nach Heuterus in Burtons Anatomy of Melancholy erzählt, wovon die zweite Ausgabe, nach welcher Percy in den Reliques of ancient Poetry. Vol. I p. 238 die Stelle mittheilt, im Jahre 1624 in Folio erschien. Hier wird aber der lustigen Comödie nicht gedacht, die man vor dem eingebildeten Herzoge aufführen ließ. Die alte Ballade bei Percy a. a. O. The froliksome Duke or the Tinkers good fortune, gedenkt dieses entscheidenden Umstandes, aus dem die Verbindung des Vorspiels mit dem Hauptstücke gefloßen zu sein scheint, ebensowenig; auch ist ihr Alter nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Für diejenigen, welche dem Dichter die Kenntniß der französischen Sprache nicht zutrauen, bliebe also Wartons Vermuthung das Wahrscheinlichste, daß Shakespeare eine alte englische Sammlung lustiger Erzählungen, fortgesetzt von Richard Edwards und schon im Jahre 1570 gedruckt, benutzt habe, denn schon diese enthielt den obigen Vorgang.

Schwerlich war der Herzog von Burgund der erste Erfinder

des Scherzes, welchen er sich mit dem betrunkenen Handwerker erlaubte. Er war ihm, wie schon der Verfasser der Anmerkungen zu Tausend und Eine Nacht (Bd. 13, S. 261) vermuthet, durch die Gesandtschaften der morgenländischen Fürsten an ihn überliefert, welche ihm den Titel eines Großherzogs des Abendlandes zugebracht hatten. Somit folgte er nur dem Beispiel des Chalifen Harun Alraschid, der nach dem anmuthigen Märchen von dem erwachten Schläfer Abuhassan (Tausend und Eine Nacht Bd. 7) diesen schlafend in seinen Palast bringen und einen ganzen Tag lang als den Beherrscher der Gläubigen von seinem Hofstaate verkehrt läßt. Durch einen neuen Schlafrunt in den alten Zustand zurück versetzt, findet er die Befehle vollstreckt, die er als Chalif gegeben hat, und vergebens sucht ihn seine alte Mutter zu überzeugen, daß er nicht wirklich Beherrscher der Gläubigen sei. Man bringt ihn als einen Wahnsinnigen in ein Narrenhaus, wo er so lange auf das Grausamste mißhandelt wird bis er seine Einbildung aufgibt. Kaum ist er aber entlassen, so wird er von Neuem hingezaubert, diesmal jedoch bald enttäuscht und für die ausgestandenen Qualen durch die Freundschaft des Chalifen und die Hand einer Favorit sclavin der Fürstin reichlich entschädigt.

Auch in Tausend und ein Tag (übers. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen. Prenzl. 1827, Bd. 5 S. 64 — 163) kommt in der Geschichte Kailuns, des Blödsinnigen, dieselbe Episode vor, zwar weniger ausgeführt, aber vielleicht noch belustigender.

Durch einen ähnlichen Betrug soll Hassan, der Alte vom Berge, das Reich der Assassinen gestiftet haben. (Vgl. F. v. Hammers Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen. Stuttg. u. Tüb. 1818.) Er benutzte die Begriffe der Mohamedaner von einem sinnlichen Paradiese, wie es der Prophet seinen Tapfern verheißt hatte, von Milch- und Honigbächen durchfloßen, wo himmlische Houris von unvergänglicher Schönheit und Jugend im ewigen Frühling wandeln und durch Gesang und Tanz den seligen Glaubenshelden die höchsten Genüsse bereiten. Nach dem Vorbild dieses Paradieses des Propheten legte sich

Hassan bei der Bergfeste Mamut einen Garten an und gab dann den tapfersten und schönsten Jünglingen zu verstehen, daß er Gewalt habe, sie aller Freuden des Paradieses theilhaftig zu machen. Wenn sie nun Verlangen danach zeigten, brachte er ihnen einen Schlafrunkt bei und ließ sie so in jene glänzenden Gärten versetzen, wo sie sich beim Erwachen von entzückenden Freuden umgeben sahen und nicht Zeit fanden, von dem Erstaunen über diese Herrlichkeit zurück zu kommen: reizende Mädchen ergehten sie durch Gesang, Tanz und Liebkosungen und der Genuß der ausgesuchtesten Speisen und Weine steigerte den Rausch ihrer Sinne, daß sie sich wirklich im Paradiese glaubten und es nie zu verlassen wünschten. Nach einiger Zeit aber entrückte sie ein zweiter Schlafrunkt diesen Freuden: sie fanden sich in ihren alten nüchternen Zustand zurück geschleudert, wo sie sich in Sehnsucht verzehrten bis Hassan ihnen die Bedingungen vorschrieb, unter welchen sie der Prophet noch öfter jener Seligkeiten würdigen wolle. Diese bestanden im unbedingten Gehorjam gegen seine Befehle, in der Bereitwilligkeit zu der entschloßensten Lebensaufopferung auf jeden seiner Winkte. Und so versammelte Hassan seine Fedavie (Aufopfernden), die durch Gift und Dolch ein Reich auf Schrecken gründeten. (S. Leo's Lehrbuch der Gesch. d. Mittelalters I, S. 369.)

Einige Aehnlichkeit hat auch der Versuch des Tyrannen Dionysius von Sicilien mit dem Schmeichler Damocles, dem das Schwert über dem Haupte den Genuß der gepriesenen Freuden verbitterte. Doch sollte dieser mehr das Elend im Königsglänze als die Eitelkeit des menschlichen Lebens überhaupt zeigen. Stevens findet aber den Versuch des Tyrannen dem des Lords bei Shakspeare so ähnlich, daß er glaubt, einige Leser würden vermuthen, der Dichter sei durch Ciceros Worte (*Tusc. disp. lib. V, 21*) zu dieser Erfindung veranlaßt worden, und in der That finden sich die in Stevens Auszuge der Stelle unterstrichenen Worte im Munde des Lords wieder, da er die Jäger anweist, wie sie mit dem Trunkenbold bei seinem Erwachen verfahren sollen.

Daß Calderons Schauspiel: Das Leben ein Traum, auf einer verwandten Idee beruht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Der Darstellung Shakespeares näher steht Holbergs Jeppe vom Berge. Holberg hat aber aus Jac. Bidermanni Utopia geschöpft. Der Verfasser dieses Buchs, von welchem uns die editio tertia, Dilingae 1691 vorliegt, war ein gelehrter Jesuit, der sich durch Belesenheit und Eleganz des lateinischen Stils empfiehlt. Das vierte und fünfte Buch der Utopia ist fast allein mit dieser hier sehr weitläufig ausgesponnenen Episode gefüllt. Eine eigenthümliche Erweiterung ist es, daß der betrunkene Bauer Menalcas, nachdem ein zweiter Schlastrunk ihn seinem Stande zurückgegeben hat, vor Gericht gezogen und der Anmaßung der königlichen Würde angeklagt wird. Er wird auch wirklich zum Scheine verurtheilt, und die Hinrichtung, jedoch wieder nur zum Scheine, an ihm vollzogen. Auch dieser Zusatz findet sich bei Holberg wieder. Aus dessen Lustspiel ist er in ein französisches Melodram übergegangen, das wir unter dem Titel Ein Tag im Lager gesehen haben.

Unser Christian Weise benutzte die Erzählung Goularts zu seiner Comödie: „Von dem träumenden Bauer am Hofe Philippi boni in Burgundien.“ Noch heute erhält sich dieser Stoff in mancherlei Gestalten auf der deutschen Bühne. Erst jüngst (1830) gab das königsstädtische Theater in Berlin unter dem Titel: „Das lebendige Weinsäß, von Stegmeyer“ eine Bearbeitung desselben, die auf der Geschichte: „Von einem in der Hölle und Vorhimmel gewesenen verjoffenen Bauer“ zu beruhen scheint, welche den Anhang zu dem Volksbuche von der Höhle Xaza bildet. Herumziehende Puppenspieler und stabile Käspelertheater oder Henneschen, wie sie am Niederrhein heißen, stellen den Vorgang auf eine Weise dar, die fast auf einen Zusammenhang mit der altenglischen Bühne zu deuten scheint, dessen Annahme nicht bedenklich ist.

2) In dem Schauspiel selbst ist die Episode von Lucentios und Biancas Liebe aus Ariostos Comödie: »I Suppositi« entlehnt,

welche schon 1565 nach George Gascoignes Bearbeitung auf die englische Bühne gekommen war. Niemals hat Shakspeare ein so starkes Plagiat begangen, als indem er den ganzen Inhalt dieses werthvollen Stücks in das seinige aufnahm; doch hat er auch hier viele herrliche Züge von seiner Erfindung eingewebt und das Entlehnte durch Verbindung mit dem Hauptgegenstande des Stücks sich anzueignen gewußt.

3) Wie schon erwähnt, können wir uns nicht dafür verbürgen, daß die von uns mitgetheilte Novelle wirklich die Quelle der Haupthandlung unseres Stüdes ist. Douce in den *Illustrations of Shakspeare* I. p. 345 will in einer altspanischen Novelle *El Conde Lucanor* 1643. 4., deren Verfasser Don Juan Manuel, der Neffe Ferdinand IV. von Castilien war, die Grundzüge des Schauspiels wiedergefunden haben. Leider ist uns dieß seltene Buch unzugänglich geblieben und so können wir es nur bedauern, daß es Douce nicht der Mühe werth gefunden hat, mehr von dem Inhalte desselben zu sagen und zugleich die Zeit zu bestimmen, wo es zuerst erschien, denn wenn die von ihm angegebene Jahreszahl die der ersten Ausgabe ist, so kann es die Quelle Shakspeares nicht sein. — Hiezu hab ich im vierten Band der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, auch unter dem Titel: *Novellenschatz der Italiener*, Berlin 1832, S. 285 folgenden Nachtrag geliefert:

„Seitdem hab ich in der *Bibliothèque des Romans*, 1781, Novemberheft p. 3 hinreichende Auskunft über den *Conde Lucanor* und zugleich eine Uebersetzung der von Douce gemeinten Novelle gefunden, worüber ich hier nachträglich berichten will.

Jener Notiz zufolge erschien also die erste Ausgabe des *Conde Lucanor*, die mithin Shakspeare wohl hätte bekannt sein können, schon 1575 zu Sevilla; die zweite und letzte aber, welche Douce anführt, 1642 zu Madrid. G. Argote de Molina, der diese zweite Ausgabe besorgt hat, giebt an, der Verfasser sei schon 1347 im Alter von 70 Jahren verstorben, obwohl sein Tod nach der Inschrift seines Grabmals zu Pennafiel erst 1362 zu Cordova erfolgte. Don Juan Manuel hinterließ viele Schriften, wo-

runter jedoch der Conde Lucanor die berühmteste ist. Sie enthält funfzig Erzählungen, theils Fabeln, theils Novellen, nach der zu seiner Zeit wie noch jetzt beliebten orientalischen Weise in einen Rahmen gefaßt, der sie zu einem Ganzen verbindet.

Folgendes ist der verkürzte Inhalt der Novelle, welche Douce für die Quelle Shakespeares ausgiebt:

Die nachgiebige Frau.

„Don Alvar Fannez war der Tochter eines Grafen Angures vermählt. Sein Nefse, ein junger Edelmann von vielem Geiste, den er in sein Haus aufgenommen hatte, sagte ihm eines Tages: Was mir bei euch mißfällt, lieber Oheim, ist daß ihr eurer Frau zuviel Herrschaft einräumt. Hierauf gab ihm Don Alvar für heute keine Antwort.

Am andern Morgen ritt er in Begleitung seiner Gemahlin und seines Nefsen auf sein nahegelegenes Landgut. Auf einer Wiese weidete eine Heerde Kühe, die dem Don Alvar gehörte. Was meint ihr, Nefse, fragte der Edelmann, ist das nicht eine prächtige Heerde Stuten?

Was spricht ihr von Stuten, antwortete der Nefse, es sind ja Kühe, und so schöne wie der Schöpfer nicht alle Tage macht. — Seid ihr von Sinnen, Nefse, versetzte der Oheim, seht ihr die Fohlen nicht umherlaufen und hört ihr die Mütter nicht wiehern? — Nein, wahrlich nicht, betheuerte Jener. — So seid ihr taub und blind, fuhr Don Alvar fort; doch damit ihr seht, daß ich Recht habe, so soll meine Frau entscheiden.

Die Dame ward also zur Schiedsrichterin bestellt und entledigte sich dieses Amtes mit den Worten: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß dieß Stuten sind.

Der Nefse staunte und schwieg. Sie ritten weiter und gelangten bald zu einer andern Wiese, auf welcher eine schöne Heerde Stuten weidete. Da sprach der Alvar zu seinem Nefsen: Hier könnt ihr sehen was man Kühe nennt, damit ihr sie künftig nicht wieder mit Stuten verwechselt.

Wie, mein Oheim, schrie der Nefse auf, das gebt ihr für Rüge aus, da es doch ganz offenbar Stuten sind? Seht ihr die schönen Mähnen nicht wallen? hört ihr nicht dieß verliebte Wiehern?

Neuer Streit, den abermals die Dame mit den Worten entschied: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß dieß Rüge sind.

Der Nefse verwunderte sich immer mehr, und sein Erstaunen wuchs noch, als sie ritten und zu einem Bache gelangten, von dem eben Alvar behauptete, sein Wasser fließe ihnen zur Linken hin, da es ihnen doch offenbar zur Rechten hin floß. Aber auch diese Streitfrage entschied die Dame mit der schon bekannten Formel zu Gunsten ihres Gemahls.

Endlich erreichten sie das Ziel ihrer Lustfahrt, das Landgut Don Alvars. Da sprach dieser: Das nenn ich spät anlangen, es ist eben Mitternacht.

Mittag, wollt ihr sagen, versetzte der Nefse: seht ihr die Sonne nicht hoch am Himmel stehen? — Die Sonne? fragte der Oheim; ich glaube, ihr wollt mich zum Besten haben, Nefse, daß ihr den Mond für die Sonne ausgibt. — Was, der Mond? — Nun freilich, und viele Sterne, die ihn umgeben. — Mit euch ist nicht zu streiten, Oheim, ihr sollt Recht behalten. — Nicht doch, Nefse, meine Frau soll entscheiden, damit ich doch erfahre ob ich von Sinnen bin oder ihr.

Ihr habt vollkommen recht, mein Gemahl, entschied die Dame, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß der Mond scheint.

Als sie abgestiegen und eingetreten waren, zog der Oheim den Nefsen bei Seite und sprach: Ihr seid ganz verwirrt, Nefse, doch hört mich an. Was wir gesehen haben, war allerdings erst eine Heerde Rüge, dann eine Heerde Stuten; auch floß der Bach ohne Zweifel rechts hin wie ihr behauptetet, und daß es jetzt Mittag ist und die Sonne scheint, ist ebenso gewiß; weil ihr aber meintet, ich laße meiner Frau zu große Herrschaft, so wollt ich euch nur beweisen wer Herr im Hause ist. Ihr seht jetzt, daß ich immer Recht behalte und wenn ich sagte Schwarz sei Weiß,

oder Weiß sei Schwarz. Bedenkt aber, daß es bei einer Frau schon viel ist, Recht zu behalten, wenn man es wirklich hat, und schließt daraus, ob ich Ursache habe, der meinigen unbedingt zu vertrauen.“

Seit 1831, wo dieß geschrieben wurde, besorgte nun Adalbert Keller eine neue Ausgabe des *Conde Lucanor*, welche den ersten Band der in Stuttgart 1839 erschienenen *Bibliotheca castellana* füllt, und Eichendorff gab eine Uebersetzung des Buchs heraus, von welcher uns eine Ausgabe vom J. 1843 vorliegt. Das fünfte Capitel: Wie es dem Kaiser Friedrich und dem Don Alvar Fannez Minaja mit ihren Frauen ergangen, enthält nun die hier gemeinte Novelle, von der die *Bibl. des Romans* allerdings nur einen verkürzten Auszug giebt; einen Zug aber finden wir bei Eichendorff nicht wieder und gerade den, auf welchen es am meisten ankommt bei der Frage, ob Shakspeare diese Novelle gekannt habe, die Streitfrage nämlich ob es Mitternacht sei oder Mittag, und ob der Mond am Himmel stehe oder die Sonne. Es ist also zu vermuthen, daß Graf Treßan, der Herausgeber der *Bibl. des Romans*, diesen Zug aus Shakspeare hinzugefügt hat, obwohl er dieses Dichters auch nicht mit einer Silbe gedenkt.

Noch eine andere Novelle im *Conde Lucanor* behandelt das Hauptthema unseres Lustspiels und obwohl ich auch sie nicht für Shakspeares Quelle halte, so will ich doch ihren Inhalt kurz angeben, zumal Von der Hagen G. Ab. LXXXVI diese für die von Douce gemeinte hielt. Sie findet sich im 45. Capitel, welches die Ueberschrift führt: Wie es einem jungen Manne an seinem Hochzeitstage ergangen, und erzählt wie ein reicher Maure eine einzige Tochter hatte von so unsanften Sitten, daß kein Menschenkind diesen Teufel heirathen mochte. Gleichwohl faßte der Sohn eines andern minder begüterten, aber angesehenen Mauren den Vorsatz, durch Heirath mit dieser bösen Sieben sein Auskommen zu verbessern. Sein Vater rieth ihm ab, da aber der Sohn auf seinem Willen bestand, gieng er endlich hin, bei seinem Freunde um sie zu werben. Dieser wollte sein Unglück nicht, noch seines

Sohnes Verderben; da aber des Menschen Wille kein Himmelreich ist, gab er endlich nach, und so ward die Heirath geschlossen und die Neuvermählte in das Haus ihres Mannes geführt, wo man den jungen Eheleuten den Tisch deckte und sie dann bis zum folgenden Tage allein ließ. Als der junge Ehemann sich zu Tisch gesetzt hatte, spähte der Ehemann, ehe die junge Frau noch zu Worte kommen konnte, nach seinem Jagdhunde und rief ihm zu: Hund, bring uns Wasser zum Händewaschen! Der Hund that es nicht; darüber gerieth er in Zorn und wiederholte seinen Befehl noch heftiger; der Hund aber that es abermals nicht. Da sprang er wüthend vom Tisch auf, ergriff sein Schwert und gieng auf den Hund los. Dieser entfloh, Er hinter ihm drein über Tisch und Bänke und Kaminsfeuer bis er endlich den Hund erreicht hatte, dem er erst Kopf und Füße abhieb, dann ihn ganz in Stücke zerhackte und Wände und Tisch und alles Hausgeräthe mit seinem Blut besudelte. So kehrte er voll Wuth zur Tafel zurück, ersah ein Schooßhündchen und befahl diesem, Waschwasser zu bringen. Da das Hündchen darauf nicht hörte, rief er: Wie, Herr Duckmäuser, hast du nicht gesehen wie dem Jagdhund geschah, weil er nicht thun wollte was ich befahl? Er wird dir ergehen wie ihm, wenn du dich widerspenstig bezeigst. Und da das Hündchen es dennoch nicht that, ergriff er es bei den Beinen und schlug es wider die Wand, daß es in tausend Stücke zerschmetterte. So wild und ungebärdig setzte er sich wieder zu Tische neben die Frau, die kein Wort sprach, aber nicht anders dachte als er sei unsinnig geworden. Nachdem er wieder umhergeschaut, erblickte er sein Pferd, das einzige, das er hatte, und befahl diesem, Waschwasser zu bringen; aber das Pferd that es nicht, worauf er ihm den Kopf abschlug und in der größten Wuth auch noch den Rumpf in Stücke hieb. Als die Frau sah, wie er sein einziges Pferd umbrachte, meinte sie, das geschehe denn doch nicht zum Spaß, und gerieth in große Angst. Er aber kehrte bluttriefend und wuthschraubend zur Tafel zurück und schwor: Wenn er tausend ungehorjame Kofse, Männer und Weiber hätte, sie sollten alle des

Lodes sein. Und da er wieder umhergeschaut und kein lebendiges Wesen mehr gewahrte, wandte er den Blick furchtbar auf sein Weib und rief ihr, das bloße Schwert noch immer in der Hand, in großem Grimme zu: Steht auf und bringt mir Waschwasser. Die Frau, der es nicht anders war denn als würde sie schon selbst in Stücke gehauen, sprang eiligst auf und holte das Wasser. Da rief er: Ha, wie danke ich Gott, daß ihr meinen Befehl befolgt habt, denn bei der Wuth, in den jene Narren mich veretzt haben, würde es euch ergangen sein wie ihnen. Darauf befahl er ihr, ihm zu essen zu geben, und sie that es; er sagte ihr aber Alles in solchem Tone, daß sie meinte, der Kopf wär ihr schon in Scherben, und so gieng es die ganze Nacht hindurch, und sie mußte nicht, sondern that Alles was er befahl. Nachdem sie aber ein Weilchen geruht hatten, sagte er: Vor dem großen Zorn kann ich nicht ruhig schlafen; sorgt aber ja, daß mich jonst Niemand störe und haltet ein gutes Frühstück bereit.

Am andern Morgen nun versammelten sich die Eltern und Verwandten vor der Thüre, und da drin Alles stille war fürchteten sie, der junge Ehemann sei todt oder verwundet, waren daher sehr erstaunt, als die junge Frau ganz leise und furchtsam heran schlich und ihnen zuflüsterte: Ach, ihr Unglückseligen, was macht ihr da? schweigt, oder ihr seid Kinder des Todes. Als sie aber erfuhren, wie sie die Nacht zugebracht hatten, wurde der junge Mann hochgepriesen, daß er so in seinem Hause aufzuräumen gewußt; und von diesem Tage an war die Frau wie um den Finger zu wickeln, und sie führten mit einander ein glückliches Leben. Ein Paar Tage nachher aber wollte es der Schwiegervater seinem Eidam nachthun und tödtete auf diese Weise ein Pferd; da sagte seine Frau zu ihm: Laß gut sein, Alterchen, du besinnst dich zu spät, wir kennen einander schon.

In Svend Grundtvigs dänischen Volksüberlieferungen I, 88 findet sich ein hieher gehöriges jütisches Märchen, das wir nach Reinhold Köhlers Uebersetzung (Shakespeares Jahrb. III, 397) folgen lassen:

Der gieng bloß an die Thüre, klopfte daran und sagte: Nette, komm heraus! Da kam sie gleich gesprungen und fragte was er wollte. Da sagte er: Bring mir die Gerte, die ich dir im Walde gab. Die hatte sie auch gleich bei der Hand und brachte sie ihm, und die wies er da den andern Männern mit den Worten: Seht ihr wohl: ich bog die Gerte, als sie noch grün war. Das hättet ihr auch thun sollen.

Dies vortrefflich erfundene Märchen kommt auch dem englischen Schauspiel am Nächsten und Eschenburgs Vermuthung, daß eine italienische Quelle zu Grunde liege, verliert immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Sie ruht auf den italienischen Namen der handelnden Personen im Hauptstücke, die allerdings mit den englischen des Vor- und Zwischenspiels nicht zu stimmen brauchten, daher sie Shakspeare unverändert lassen konnte. Erst ein später zu nennendes deutsches, das von Shakspeare ausgieng, vertauschte die Namen mit deutschen. Unter den italienischen Novellen ist aber noch keine nachgewiesen, die mit dem Hauptinhalte des Stücks mehr Verwandtschaft hätte als Straparolas zweite Novelle der achten Nacht. Wie überhaupt Straparolas Novellen, nicht bloß seine Märchen, das von dem gelehrten Uebersetzer der letztern (Vergl. Valentin Schmidts Märchen des Straparola, aus dem Italienischen, mit Anmerkungen, Berlin 1817, bei Dunder und Humblot, und dessen Beiträge zur Geschichte der rom. Poesie, S. 26) und den Brüdern Grimm (Kinder- und Hausmärchen III. S. 272) übergangene Verdienst uralten epischen Gehalts haben, so ist auch die gegenwärtige Novelle nicht seine Erfindung, sondern Gemeingut vieler Zeiten und Völker. Selbst im Orient scheint sie bekannt, obgleich wir daraus ihren morgenländischen Ursprung nicht folgern. In Risseh Khun, der Perjische Erzähler (Berl., bei Nicolai 1829), einer Sammlung orientalischer Erzählungen aus den Sketches of Persia, stimmt die Geschichte von der Kaze, nächst dem Fabliau: La Dame qui fut écolière (cf. Dunlop II. p. 444) am Genauesten mit unserer Novelle. Ihr Inhalt ist kürzlich folgender:

„Sadik-Beg erwirbt sich durch persönliche Vorzüge Husseinis, die stolze Tochter des Nabobs. Nach dem Herkommen bei so ungleichen Heirathen war er nicht viel Besseres als ihr Slave. Seine Freunde bedauerten sein Schicksal; nur ein kleines Mäuschen, Merdel mit Namen, das ganz und gar unter dem Pantoffel stand, freute sich, einen Andern in gleicher Lage zu sehen. Mit heimtückischer Freude wünschte er ihm Glück zu seiner Vermählung. Sadik-Beg nimmt den Glückwunsch an und versichert sich wirklich höchst glücklich zu fühlen. Als dieß Merdel bezweifelt, erzählt er ihm, wie er es nach der Hochzeit mit seiner Frau gehalten habe: „Ich gieng mit dem Schwert an der Seite in das Gemach Husseinis, die mich in einer würdevollen Stellung empfing. Als ich hervortrat kam eine schöne Kaze, offenbar ein großer Liebling, knurrend mir entgegen. Ich zog gelassen mein Schwert, schlug ihr den Kopf ab, und diese in die eine Hand, den Körper in die andere nehmend, warf ich beides zum Fenster hinaus. Dann wandte ich mich ganz unbefangen zu der Frau, welche etwas beunruhigt schien, jedoch nicht die geringste Bemerkung machte, sondern sich bis auf den heutigen Tag als eine sehr gütige und nachgiebige Frau erwies.“ Merdel läßt sich dieß zur Lehre dienen und beschließt bei seiner Xantippe ein Gleiches zu versuchen. Wirklich tödtet er auch die Kaze, wird aber, da er die getrennten Stücke vom Boden aufnehmen will, durch eine derbe Ohrfeige von seiner entrüsteten Ehehälfte niedergeworfen. Späterhin erfuhr Merdels Frau, weissen Beispiel der arme Kleine hatte nachahmen wollen: da sagte sie, ihm noch eine Ohrfeige gebend: Du jämmerlicher Gefelle: du hättest die Kaze tödten sollen am Hochzeitstage.“ Nach Hagen, Gesammtab. I, LXXXV, wäre übrigens das Buch, das mir vorgelegen hat, wie Nachfragen bei der genannten Buchhandlung ergeben hätten, niemals wirklich erschienen.

In dem altdeutschen Gedichte vom Zornbraten (Laßbergs Liederjaal II, S. 499.), womit die zeltende Frau (L. S. I. S. 295) verwandt ist, begegnen die Grundzüge unserer Novelle in Verbindung mit andern, die sich in dem Schauspieler wiederfinden.

(Von der Hagens Gesamtab. I, 8 und S. LXXXIV): „Ein Ritter hatte ein böses Weib, das er nicht meistern konnte. In diesem Sinne erzog sie auch ihre Tochter, die bald alle Freier durch ihre Bosheit abschreckte. Endlich wagt es doch ein junger Ritter um sie zu werben. Der Vater verhehlt ihm keine ihrer bösen Eigenschaften; aber er besteht darauf, sie heimzuführen. Beim Abschied giebt ihr die Mutter Lehren, wie sie sich gegen ihren Mann verhalten solle, und drohte mit ihrem Fluche, wenn sie ihm nicht eben so thue wie sie dem Vater gethan habe. Nun besteigt der Bräutigam sein Ross und nimmt die Braut hinter sich: an einem Riemen führt er einen schönen Windhund und auf der Hand trägt er einen Edelfalken. So reitet er ohne Begleitung abgelegene Wege, um Niemand zu begegnen. Nicht lange so will der Falke nach einem Vogel aufstiegen: zuerst warnt ihn der Ritter; als er es aber noch einmal versucht, drückt er ihm den Kopf ein und sagt: So müsse es Allen ergehen, die gegen meinen Willen thun. Bald darauf findet er Gelegenheit dem Hunde ein Gleiches zu thun, und zuletzt gar dem Pferde, auf dem sie reiten. Jetzt macht er der Braut den Vorschlag, sich satteln zu lassen, damit er sie reiten könne, indem er des Fußgehens ungewohnt sei. Vor Schrecken giebt sie nach und trägt den Ritter wohl eine halbe Meile: dann giebt sie ihm die süßesten Worte und gelobt ihr ganzes Leben hindurch seinem Willen zu gehorchen. Da heißt er sie aufstehen, nimmt sie freundlich bei der Hand und führt sie auf seine nahe Burg, wo seine Freunde ihrer harren und sie in alle Rechte einer Hausfrau eingesetzt wird. So ward aus der schlimmsten Braut das beste Weib. Sechs Wochen darnach kommen die Eltern der Braut sie zu besuchen. Als die böse Mutter ihre Sanftmuth sieht, schilt und schlägt sie die Tochter. Der Vater aber bittet den Schwiegersohn, ihm zu rathen, wie er auch sein Weib zahm machen könne. Da nimmt der Ritter vier Knechte zu sich und erklärt der Xantippe, daß sie zwei Zornbraten über ihren Lenden habe, welche ihr ausge schnitten werden müßten: so werde sie bald das beste Weib werden. Der eine Zornbraten

wird auch wirklich herausgeschnitten: da verspricht sie Besserung und bittet, ihr den andern zu lassen, welcher ganz klein sei und und ihr nicht viel Schaden thue. Dieß wird auch bewilligt, jedoch mit dem Vorbehalt, auch diesen auszuschnneiden, wenn sich ihr Uebel wieder melde. Nun ward sie ein bescheidenes, friedliches Weib, und wenn sie je wieder ein Wort sprach, das ihrem Manne mißfiel, so brauchte er nur an den Zornbraten zu erinnern, um sie zur Ruhe zu verweisen. Zuletzt folgt der Rath:

Wer ein böses Weib habe,
 Der thu sich ihrer bei Zeiten abe,
 Empfehle sie dem Ritten (kalten Fieber)
 Und lege sie auf einen Schlitten,
 Und kaufe ihr ein Bästlein,
 Und hänge sie an ein Nestlein
 Und hänge dabei
 Zwei Wölfe oder drei.
 Wer sah je einen Galgen
 Mit schlimmern Galgen?
 Es wäre denn daß man den Teufel fienge
 Und ihn auch dazu hienge.

Einige Züge in diesem Gedicht stehen der Darstellung Shakespeares näher als unsere Novelle, z. B. daß der Ritter mit der Braut abgelegene Wege reitet, um Niemand zu begegnen, und sie erst heimführt um die Ehe zu vollziehen, als die Zähmung vollbracht ist. Dafür ist aber der Gegensatz der beiden Schwestern in der Novelle Straparolas ein so wichtiges Moment der Shakespeareschen Behandlung, daß es wahrscheinlich wird, der Dichter habe eine dritte, die Novelle und das altdeutsche Gedicht vermittelnde Darstellung vor sich gehabt.

Unter den deutschen Märchen bei Grimm behandelt das vom König Drosselbart (I. 52.) unser Thema. „Eine Königstochter war wunderschön, aber so stolz, daß ihr kein Freier genügen mochte. Der Eine war zu dick: das Weinsäß! sprach sie. Der Andere zu lang: lang und schwank hat keinen Gang. Der Dritte zu kurz: kurz und dick hat kein Geschick u. s. w. Zuletzt

zähmt sie der König Drosselbart, eine Name, dem sie ihm gegeben hat, weil er ein Kinn habe, wie die Drossel einen Schnabel, durch Armut und Entbehrung. Vgl. im Pentamerone des Basile IV. 10. (40.) *La superbia castigata*. Hier aber schon der Uebergang in die Sage von der Grifselbis u. s. w.

Unsere Novelle ist auch die Quelle von Hans Sachsens Fastnachtspiel: „Der böse Rauch,“ abgedruckt in Tiecks deutschem Theater I. S. 19—28. Doch geht hier der Kampf um die Hosen und das Hausregiment wirklich vor sich und das Weib trägt den Sieg davon. Der Mann läßt sie nun nicht bloß im unbestrittenen Besitz der Hosen, sondern gürtet ihr auch noch Meßer und Taschen um.

Noch einmal schärft Straparola die hier gegebene Lehre von der Zähmung der bösen Weiber ein, nämlich in dem Märchen XII. 3. (Vgl. B. Schmidts Märchenjaal S. 188, nebst den Anmerkungen):

Ein Mann, welcher die Sprache der Thiere versteht, lacht, da er eine Stute mit ihrem Füllen reden hört. Die Frau verlangt zu wissen, worüber er lache; er will es ihr aber nicht sagen, weil er sonst sterben muß. Sie besteht aber darauf es wissen zu wollen und droht, sich mit einem Strick die Kehle zuzuschüren, wenn er es nicht sage. Da verspricht es der Mann; doch solle sie warten bis er sein Testament gemacht habe. In der Zwischenzeit hört er den Hund den Haushahn über seine Fröhlichkeit zurechtweisen, da er doch über den Tod des Herrn betrübt sein solle. Der Hahn antwortet aber, der Herr sei selbst Schuld an seinem Unglück, denn nach dem Aristoteles im ersten Buch der Politik solle der Mann des Weibes Haupt sein. Er selbst habe hundert Weiber und wiße sie alle in der Furcht zu halten und sich unterwürfig zu machen: er züchtige bald diese bald jene und laße es an tüchtigen Stößen nicht fehlen; der Herr aber, der nur eine Frau habe, wiße diese nicht einmal zu regieren.“ u. s. w. Vgl. Adalbert Kuhn Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843 S. 268 ff., wonach dieselbe Erzählung in Deutschland noch heute im Volksmunde lebt.

Auch dieß Märchen ist im Orient bekannt, denn es findet sich in Tausend und eine Nacht (I. S. 23) so übereinstimmend wieder, daß wir mit Val. Schmidt einen äußern Zusammenhang annehmen müssen ohne darum seinen orientalischen Ursprung behaupten zu wollen, womit man nicht zu schnell bei der Hand sein darf. Gerade an diesem Märchen hat aber Benfey *Orient und Occident* II. 133 seine Ansicht von dem indischen Ursprung der im Abendland verbreiteten Sagen und Märchen darzuthun versucht und man muß gestehen, daß das Beispiel sehr glücklich gewählt war, obgleich es die Frage zu entscheiden nicht ausreicht. Das gleiche Mittel wird übrigens in unzähligen Schwänken und Novellen empfohlen, unter welchen wir *Giovannis* zweite Novelle des fünften Tags als eine der besten ausheben möchten.

Es bleibt noch übrig von dem verwandten deutschen Schauspiel zu sprechen, das Eschenburg in Gottscheds Sammlung deutscher Schauspiele aufgefunden hat. Er führt den Titel: „Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen. Vormahls von einem italiänischen Cavalier practisiret, jezo aber von einem Teutschen Edelman glücklich nachgeahnet und in einem sehr lustigen possenvollen Freuden-Spiele sürgerstellet“ u. s. w. Es stimmt mit dem Shakspeare'schen Stücke so genau überein, daß Eschenburg sich überzeugt hielt, beide Verfasser müßten entweder einerlei Original genau copiert, oder der deutsche Verfasser das Shakspeare'sche Stück zur Grundlage des seinigen gemacht haben. Eschenburg ist geneigt sich für das Letztere zu entscheiden; doch macht ihn die Angabe des deutschen Verfassers, daß sein Stück von italienischem Ursprunge sei, darin wieder irre, denn diese versteht er so als sei eine alte italienische Comödie vorhanden gewesen, von welcher beide, das englische und das deutsche Schauspiel, freie Nachahmungen und wörtliche Uebersetzungen wären. Allein eben dieser Schlußbericht des deutschen Verfassers läßt keinen Zweifel übrig, daß er nur aus den italienischen Namen, die er mit deutschen vertauschte, auf den italienischen Ursprung dieses ihm von deutschen Comödianten überlieferten Stücks geschlossen habe. Wahrscheinlich war das ebenfalls

in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst erwähnte Schauspiel: „Die wunderbare Heurath Petruvio mit der bösen Catharina“, sein Original, an dem er schwerlich viel mehr als die Namen änderte. Beide Stücke beweisen nur, wie früh Shakespeares gezähmte Reiferin auf der deutschen Bühne heimisch geworden. Der hier ausgesprochenen Vermuthung hat seitdem Reinhold Köhler in seiner Ausgabe der Kunst über alle Künste (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1864 S. XX) beige stimmt.

Im letzten Act hat Shakespeare die deutsche Volksfite des Thierjagens oder des Haberfelltreibens auf die Bühne gebracht, dessen Zusammenhang mit dem deutschen Gottesdienst und den Glauben an die Umzüge des wilden Heeres Handb. der Mythologie III. Aufl. S. 527 ff. (§ 143) besprochen ist, wobei sich auch ergibt, daß der Ausdruck ins Bockshornjagen und das Haberfelltreiben gleichbedeutend sind, wofür der Hauptbeweis gerade aus Shakespeare zu entleihen ist.



IX.

Zu

Ende gut Alles gut.

Vertical line of text on the left margin.

Small mark on the left margin.

Small mark on the left margin.

1. Giletta von Narbonne.

Nach Boccaccio.

In Frankreich lebte ein Edelmann, Namens Isnard Graf von Rouffillon, der seiner Kränklichkeit wegen stäts einen Arzt bei sich hatte, welcher Gerard von Narbonne hieß. Der Graf hatte einen einzigen, kleinen Sohn, der sehr schön und anmuthig war und mit mehrern Kindern seines Alters erzogen wurde, unter welchen sich auch Giletta, die Tochter des erwähnten Arztes befand. Diese fühlte eine grenzenlose und viel glühendere Liebe, als sie bei so zartem Alter gewöhnlich ist, für den jungen Beltram. Nach dem Tode des Grafen, welcher ihn der Pflege des Königs überwiesen hatte, mußte Beltram sich nach Paris begeben, worüber das Mädchen unendlich betrübt wurde, und da bald nachher auch ihr Vater starb, gern nach Paris gereist wäre, um Beltram wiederzusehen, wenn sie einen schicklichen Vorwand gewußt hätte; allein des Reichthums willen, der ihr nun allein zugefallen war, ward sie von zu Vielen beobachtet und wußte keine anständige Auskunft zu finden. Auch als sie zu ihren mannbaren Jahren gelangt war, hatte sie den Beltram noch nicht vergessen können und ohne einen Grund anzugeben schon viele Bewerber ausgeschlagen, welchen ihre Verwandten sie vermählen wollten.

Da sie nun mehr als je zuvor für Beltram entbrannt war, weil sie vernommen hatte, daß er ein sehr schöner Jüngling geworden sei, hörte sie zufällig die Nachricht, daß der König von Frankreich in Folge eines schlecht geheilten Geschwulstes, das er auf der Brust gehabt, an einer Fistel leide, die ihm große Beschwerden und heftige Schmerzen verursache und daß er keinen Arzt finden könne, der ihn davon heile, obgleich sich schon Viele daran

versucht, aber das Uebel nur verschlimmert hätten, worüber der König an der Genesung verzweifelt sei und nun allen Rath und Beistand von sich weise. Das Mädchen war hierüber höchlich erfreut, denn sie glaubte nun, nicht bloß einen schädlichen Vorwand zu der Reise nach Paris gefunden zu haben, sondern auch, wenn es wirklich die Krankheit sei, welche sie vermuthete, ihren Beltram leicht zum Gemahl erwerben zu können. Da sie von ihrem Vater Vieles erlernt hatte, bereitete sie sogleich aus gewissen heilsamen Kräutern ein Pulver für die Krankheit, welche sie bei dem Könige voraussetzte, stieg damit zu Pferde und begab sich nach Paris, wo es ihr erstes Geschäft war, sich den Anblick Beltrams zu verschaffen; dann erschien sie vor dem Könige und bat sich die Gnade aus, daß er ihr sein Uebel zeige.

Da der König ihre Jugend und Anmuth sah, mochte er es nicht abschlagen und zeigte ihr seinen Schaden. Sobald sie ihn gesehen hatte, zweifelte sie nicht mehr, ihn heilen zu können und sprach: Gnädiger Herr, wenn es euch beliebt, so hoffe ich zu Gott euch in acht Tagen, ohne euch irgend Schmerzen oder Beschwerden zu verursachen, von dieser Krankheit zu heilen. Der König machte sich im Stillen über ihre Rede lustig und sprach zu sich selbst: Wie sollte es ein junges Mädchen ausrichten können was die größten Aerzte der Welt nicht vermocht haben? Er dankte ihr also für ihren guten Willen, entgegnete aber, er sei entschlossen, keinem ärztlichen Rathe mehr Folge zu leisten. Darauf versetzte die Jungfrau: Gnädiger Herr, ihr verschmäht meine Kunst, weil ich ein Mädchen und noch so jung bin; aber ich erinnere euch, daß ich nicht durch meine Wissenschaft und Erfahrung, sondern durch Gottes Beistand und die Wissenschaft meines Vaters, des bei seinen Lebzeiten berühmten Arztes Gerard von Narbonne, zu heilen verstehe. Der König sprach bei sich selbst: Vielleicht ist mir diese von Gott gesendet: warum versuche ich nicht was sie vermag, da sie doch verspricht, mich ohne Beschwerden in kurzer Zeit zu heilen. Er bestimmte sich also den Versuch zu machen und sprach: Junges Mädchen, und wenn ihr uns nicht heilt, falls wir

euretwillen von unserm Entschlusse abgiengen, was sollte für euch die Folge sein? Gnädiger Herr, versetzte die Jungfrau, laßt mich bewachen, und wenn ich euch in acht Tagen nicht heile, lebendig verbrennen; aber was soll mein Lohn sein, wenn die Heilung gelingt? Der König antwortete: Da ihr noch unvermählt scheint, so wollen wir euch, wenn ihr euer Wort löst, gut und anständig verheirathen. Gnädiger Herr, erwiderte das Mädchen, ich bin es zufrieden, daß ihr mich verheirathet, ich begehre aber den zum Manne, welchen ich mir wähle; doch werde ich keinen eurer Söhne oder aus dem königlichen Hause verlangen.

Der König sagte ihr dieß zu, worauf sie ihre Kur begann und binnen Kurzem, noch vor der bestimmten Frist, dem König seine Gesundheit wiederschenkte. Da er sich nun geheilt fühlte, sprach er: Jungfrau, ihr habt euern Mann wohl verdient. Wohlau denn, versetzte Giletta, so hab ich denn den Beltram von Rouffillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben begann und seitdem immer von ganzer Seele geliebt habe. Dem König kam es schwer an, ihr diesen zu geben; da er es aber versprochen hatte und nicht wortbrüchig werden wollte, ließ er ihn rufen und sprach zu ihm: Beltram, ihr seid nun erwachsen und ausgebildet: wir wünschen, daß ihr jetzt zurückkehrt, eure Grafschaft selbst zu regieren, und ein Fräulein mit euch führt, das wir zu eurer Gemahlin bestimmt haben. Und wer ist das Fräulein, gnädiger Herr? fragte Beltram. Dieselbe, antwortete der König, welche uns durch ihre Heilmittel die Gesundheit wiedergeschenkt hat.

Beltram, der sie gesehen und wiedererkannt hatte, hielt sie zwar für schön genug, da er aber wußte, daß sie nicht von einem Geschlechte sei, wie es sich für seinen Adel gezieme, versetzte er verächtlich: Gnädiger Herr, ihr wollt mir also eine Quacksalberin zur Frau geben? Gott verhüte es, daß ich je eine Solche zur Gemahlin nehme. So wollt ihr denn, entgegnete der König, daß wir unser Wort brechen, welches wir, um unsre Gesundheit wiederzuerlangen, dem Mädchen verpfänden mußten, das nun zum Lohn eure Hand begehrt? Gnädiger Herr, erwiderte Beltram,

ihr könnt mir nehmen was ich besitze und mich als euern Vasallen an wen ihr wollt verschenken; das aber versichere ich euch, daß ich mit dieser Heirath niemals zufrieden sein werde. Ihr werdet schon, sprach der König, denn das Mädchen ist hübsch und verständig und liebt euch zärtlich; deshalb hoffen wir, daß ihr viel glücklicher mit ihr leben werdet als ihr mit einer Dame höherer Abkunft leben würdet.

Veltram schwieg und der König ließ zur Feier der Hochzeit große Zurüstungen machen. Als nun der festgesetzte Tag herankam, vermählte sich Veltram, so schwer es ihm auch ward, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte, und nahm, als dieß geschehen war, nachdem er sich schon vorher entschlossen hatte was er zu thun habe, unter dem Vorwande, daß er nach seiner Grafschaft zurückkehren und dort das Heilager vollziehen wolle, Urlaub von dem Könige. Dann stieg er zu Pferde, reiste aber nicht nach der Grafschaft, sondern begab sich nach Toscana, wo er hörte, daß die Florentiner mit den Siensern im Krieg begriffen seien, und sich gleich entschloß zu ihren Gunsten am Streite Theil zu nehmen. Er ward mit Freude und großen Ehren empfangen, zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsmacht geordnet und mit einer so ansehnlichen Besoldung begabt, daß er eine geraume Zeit in ihren Diensten verweilte.

Die Keurermacht, die über diese Behandlung wenig erireut war, hoffte ihn durch ihr gutes Betragen noch in seine Grafschaft zurückrufen zu können und reiste nach Neapel, wo sie von Allen als Götterin aufgenommen ward. Weil aber die Grafschaft in so langer Zeit ohne Herrn gewesen, ward sie alle Geschäfte verunordnet und verwirret. Als eine verständige Frau wußte sie indes in kurzer Zeit durch Fleiß und Sorgfalt Alles wieder ins Geleise zu bringen, worüber die Hausväter sehr erfreut waren und ihr viel Liebe und Ehre ergehen wurden. Nachdem sie den Grafen überhandeln, daß er mit einer solchen Gemalin nicht zufrieden

ließ sie den Grafen durch zwei Edelleute davon benachrichtigen und bitten, wenn er um ihretwillen anstehe in seine Grafschaft zurückzulehren, so möge er es ihr anzeigen, und sie werde sich alsdann, ihm zu Gefallen, entfernen. Er aber antwortete ihnen mit großer Härte: Hiemit mag sie es halten wie es ihr beliebt; ich aber werde nicht eher zurückkehren und mit ihr leben bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind von mir auf dem Arme trägt. Auf diesen Ring legte er großen Werth und trennte sich niemals von ihm, wegen einer gewissen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte, ihm bewohnte. Die Edelleute fühlten wohl die Härte der fast in einer doppelten Unmöglichkeit beruhenden Bedingung; da sie aber sahen, daß sie ihn durch Zureden seinem Entschluß nicht abwendig machen könnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und hinterbrachten ihr seine Antwort. Sie ward sehr betrübt darüber, entschloß sich jedoch nach langem Nachdenken den Versuch zu machen, ob sie jene Bedingungen nicht erfüllen könne. Um also in der Folge ihren Gemahl für sich zu gewinnen, versammelte sie, sobald ihr Entschluß gefaßt war, viele der ältesten und angesehensten Männer der Grafschaft und erzählte ihnen ausführlich und in beweglichen Worten, was sie schon Alles aus Liebe zu dem Grafen gethan und welchen Lohn sie dafür empfangen habe, worauf sie hinzufügte, es sei ihre Absicht nicht, den Grafen durch ihre Anwesenheit in ewiger Verbannung zu halten, vielmehr gedente sie den Rest ihres Lebens zum Heil ihrer Seele in Pilgersfahrten und Werken der Barmherzigkeit hinzubringen. Alsdann bat sie die Versammelten, den Schutz und die Regierung der Grafschaft zu übernehmen und dem Grafen anzuzeigen, daß sie die Besizung frei und ledig gelassen habe, und sich in der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, entfernt habe.

Während sie also sprach, vergossen die guten Leute häufige Thränen und baten sie dann inständigst, ihren Vorsatz aufzugeben und bei ihnen zu bleiben; womit sie aber nichts ausrichteten. Siletta empfahl sie dem göttlichen Schutze, machte sich in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin, in Pilgerkleidung und

mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne Jemand von dem Ziel ihrer Reise zu unterrichten, auf den Weg und langte auch bald in Florenz an, wo sie durch Zufall in einen kleinen Gasthof einkehrte, der einer anständigen Wittwe gehörte, und dort, voller Verlangen von ihrem Herrn Nachricht zu hören, als eine arme Pilgerin sehr eingezogen lebte. Schon am andern Tage fügte es sich, daß sie ihren Gemahl mit seinem Gefolge vor dem Gasthause vorbeireiten sah, und obwohl sie ihn sogleich erkannte, fragte sie doch die gute Wirthin, wer er sei? Die Gastwirthin antwortete: Es ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Beltram nennt, ein gefälliger und höflicher Herr, der in dieser Stadt sehr viel gilt und in eine unserer Nachbarinnen, ein armes Edelräulein, sterblich verliebt ist. Es ist in der That ein sehr ehrbares Mädchen, das nur seiner Armut willen noch nicht vermählt ist, und mit seiner Mutter, einer verständigen und achtbaren Frau, zusammen lebt. Und vielleicht hätte sie, wenn die Mutter nicht wäre, schon in die Wünsche des Grafen gewilligt. Die Gräfin faßte die Worte mit Wohlgefallen auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen, und als sie sich von Allem unterrichtet hatte, stand ihr Entschluß fest. Da sie das Haus und den Namen der Dame und ihrer Tochter, welche der Graf liebte, ausgemittelt hatte, begab sie sich eines Tages heimlich in ihrer Pilgertracht zu denselben, fand die Dame und die Tochter in ziemlich ärmlichen Umständen, grüßte sie und sagte der Erstern, sie wünsche, wenn es ihr gefällig sei, eine Unterredung mit ihr. Die Dame stand auf und erklärte sich bereit, sie anzuhören; darauf traten sie in ein Seitengewach, wo die Gräfin, als sie sich niedergelassen hatten, so zu sprechen begann: Madonna, ihr scheint mir nicht minder als ich selbst zu den Stiefkindern Fortunens zu gehören; wenn ihr aber wolltet, so könntet ihr vielleicht euch und mich glücklich machen. Die Dame antwortete, sie wünsche nichts so sehr als ihre Lage auf ehrbarem Wege zu verbessern. Ich bedarf eurer Verschwiegenheit, fuhr die Gräfin fort: wenn ich mich dieser vertraue und ihr verrathet mich dennoch, so schadet ihr euch und

mir. Die Dame versetzte: Ihr dürft mir Alles, was euch gefällt, ruhig vertrauen, denn nie werdet ihr euch von mir hintergangen sehen.

Darauf erzählte ihr die Gräfin auf so bewegliche Weise, wer sie sei und Alles was sich seit dem ersten Aufsteigen ihrer Neigung für den Grafen bis zu dem heutigen Tage mit ihr ereignet hatte, daß die Dame, die ihren Worten um so lieber Glauben schenkte als sie ihre Geschichte zum Theil schon von Andern vernommen hatte, nicht wenig Mitleid für sie empfand. Als die Gräfin ihre Erzählung beendigt hatte, fügte sie hinzu: Ihr habt nun mein Unglück gehört und vernommen, was ich für zwei Dinge besitzen muß, wenn ich meines Gemahls froh werden soll, und ich kenne Niemand anders, der sie mir verschaffen könnte als euch; wenn es nämlich wahr ist was ich höre, daß der Graf, mein Gemahl, sich auf das Heftigste in eure Tochter verliebt hat.

Ob der Graf meine Tochter liebt, versetzte die Dame, weiß ich nicht, aber er giebt sich völlig den Anschein. Allein was kann ich deshalb thun, eure Wünsche zu befriedigen? Madonna, antwortete die Gräfin, ich werde es euch gleich sagen; zuvor aber wünsch ich euch die Vortheile zu zeigen, die euch daraus erwachsen sollen, wenn ihr mir beisteht. Wie ich sehe, ist eure Tochter schön und von mannbaren Jahren; auch scheint es nach dem, was ich gehört habe und selbst zu bemerken glaube, daß ihr sie nur aus Mangel einer anständigen Ausstattung noch im Hause behaltet. Ich denke ihr also zum Lohn des Dienstes, den ihr mir leisten sollt, von meinem Gelde ein solches Heirathsgut auszuwerfen, wie ihr es selbst für erforderlich haltet, um sie ehrenvoll zu vermählen. Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch antwortete sie ihrer edeln Gesinnung gemäß: Madonna, sagt mir was ich für euch thun kann, und wenn es mir nicht unziemlich scheint, so will ich es herzlich gern verrichten: hernach mögt ihr thun was euch belieben wird.

Meine Absichten erfordern, versetzte die Gräfin, daß ihr dem Grafen durch eine zuverlässige Mittelsperson sagen laßt, eure

Tochter sei bereit, allen seinen Willen zu thun, wenn sie Beweise erhalte, daß er sie wirklich so liebe, als er vorgebe. Davon werde sie sich aber nie überzeugen, wenn er ihr nicht den Ring schicke, den er am Finger trage und der ihm, wie sie gehört habe, so werth sei. Schickt er ihr den Ring, so gebt ihr ihn mir und laßt dem Grafen sagen, eure Tochter sei bereit, seine Wünsche zu befriedigen. Alsdann müßt ihr ihn heimlich hieher kommen lassen und mich unvermerkt statt eurer Tochter ihm beilegen. Vielleicht gönnt mir Gott die Gnade von ihm zu empfangen, und so werde ich, seinen Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme, ihn mir erwerben und mit ihm leben können wie es Mann und Frau geziemt, und ihr seid von dem Allen der Urheber gewesen.

Die Dame mochte sich schwer hiezu verstehen: sie fürchtete, es könne dem Rufe ihrer Tochter großen Schaden bringen; indes schien es ihr doch wieder, es sei löblich, der guten Dame ihren Mann wiederzugeben, und auch die Absicht, die sie zu diesem Schritte bewege, sei nicht unehrbar, und so im Vertrauen auf ihre gute und löbliche Gesinnung versprach sie der Gräfin nicht nur, das Gewünschte zu thun, sondern erhielt auch nach ihrer Anweisung in wenig Tagen durch geheime Verhandlung den Ring, obwohl es dem Grafen hart ankam, und schob ihm die Gräfin statt ihrer Tochter mit großer Geschicklichkeit unter. In diesen ersten Zusammenkünften, die der Graf inbrünstig gewünscht hatte, empfing die Gräfin, wie ihre Entbindung nachmals ergab, zwei männliche Kinder. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Umarmungen ihres Gemahls nicht bloß dieß eine Mal, sondern öfter, und wußte dieß so geheim zu bewirken, daß Niemand davon Kunde erhielt und der Graf immer der Meinung war, nicht mit der Gattin, sondern mit der Geliebten zusammen zu kommen. Daher schenkte er ihr auch, wenn ihn der Morgen zum Aufbruch mahnte, viele schöne und kostbare Steine, welche die Gräfin sorgfältig aufbewahrte. Da sie sich nun schwanger fühlte, wollte sie der Dame nicht länger mit diesen Dienstleistungen beschwerlich fallen und sprach: Madonna, Gott und euch sei Dank, ich habe

erlangt was ich wünsche; es ist daher Zeit, daß ich auch eure Wünsche erfülle und dann abreise. Die Edelfrau erwiderte, es sei ihr lieb, wenn sie durch ihre Vermittlung ihre Wünsche erreicht habe; was sie gethan, sei indes nicht in Hoffnung einer Belohnung geschehen, sondern weil sie gemeint habe, so handeln zu müssen um Gutes zu thun. Diese Gesinnung, Madonna, entgegnete die Gräfin, ist gut und löblich und auch ich gedenke euch, was ihr von mir verlangen werdet nicht als Lohn zu schenken, sondern um Gutes zu thun, weil ich meine, so handeln zu müssen. Hierauf bat die Dame nothgedrungen und voller Scham um hundert Gulden zur Ausstattung ihrer Tochter. Da die Gräfin ihre Beschämung bemerkte und diese bescheidene Bitte vernahm, schenkte sie ihr fünfhundert Gulden und viele schöne und kostbare Steine, die wohl das Doppelte werth sein mochten, worüber die Dame höchlich erfreut war und der Gräfin dankte so gut sie nur konnte und wußte. Diese entfernte sich hierauf und begab sich in ihren Gasthof zurück.

Um aber in Zukunft dem Beltram allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu besuchen oder zu beschicken, zog die Dame sofort mit ihrer Tochter zu ihren Verwandten aufs Land, und bald darauf kehrte auch Beltram, da er von den Seinigen zurückberufen ward und hörte, daß die Gräfin sich entfernt habe, in seine Grafschaft zurück. Die Gräfin war über die Nachricht von seiner Abreise von Florenz sehr erfreut: sie wartete indes noch ihre Niederkunft ab und gebar zwei Knaben, die dem Vater äußerst ähnlich sahen. Sie ließ sie sorgfältig stillen, machte sich, da es sie Zeit dauchte, auf den Weg, und kam ohne von Jemand erkannt zu werden, in Montpellier an. Hier ruhte sie sich einige Tage aus, erkundigte sich nach dem Grafen und seinem Aufenthalt und erfuhr, daß er am bevorstehenden Allerheiligentage in Roussillon ein großes Fest für Männer und Frauen veranstalten werde, zu welchem sie sich, noch immer in der gewohnten Pilgertracht, sofort begab. Da sie hier vernahm, die Damen und Ritter seien im Palaste des Grafen versammelt und eben im Begriff zu Tische zu gehen, so trat

sie, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder auf dem Arm, in den Saal, drängte sich durch die Menge zu dem Grafen durch, warf sich ihm zu Füßen und sprach weinend: Mein Gebieter, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich deiner Heimat wieder zu geben und zu erhalten, lange Zeit in der Welt umhergeirrt ist. Ich beschwöre dich bei Gott, mir jetzt die Bedingungen zu halten, die du mir durch die beiden an dich gesandten Edelleute auferlegtest. Sieh hier auf meinen Armen nicht ein, sondern zwei deiner Kinder und sieh hier deinen Ring. Nun ist es wohl Zeit, daß du mich als deine Gattin anerkennst, wie du versprochen hast.

Als der Graf dieß vernahm, erschrak er heftig: er erkannte den Ring, er erkannte auch die Kinder, so ähnlich sahen sie ihm; aber dennoch sprach er: Wie sollte sich denn das ereignet haben? Da erzählte die Gräfin zum größten Erstaunen des Grafen und aller Anwesenden der Ordnung nach den ganzen Hergang der Sache. Wie sich nun der Graf von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugte, und ihre Ausdauer und ihren Verstand und dazu die beiden schönen Kinder bedachte, legte er um seinem Versprechen getreu zu bleiben und auch den Seinigen gefällig zu sein, die ihn Alle, Männer und Frauen, inständigst baten, sie endlich als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen und zu ehren, seinen hartnäckigen Stolz ab, hob die Gräfin zu sich empor, küßte und umarmte sie und erkannte sie für seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder für die Seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern, wie sie ihrem Stande geziemten, bekleiden und veranstaltete zum größten Vergnügen aller Anwesenden, so wie aller übrigen Vasallen, die es erfuhren, nicht nur diesen Tag, sondern viele folgende, ein glänzendes Fest und liebte und ehrte sie von diesem Tage an immer als seine Gattin und Ehefrau mit großer Zärtlichkeit.

2. Ende gut Alles gut.

Zur Sagenvergleichung.

Decam. III. 9. Für die nächste Quelle Shakespeares gilt Painters Giletta of Narbon in seinem Palace of Pleasure 1566 4. p. 88, eine Uebersetzung der mitgetheilten Novelle. Schon früher war dieselbe zu einer Comödie benutzt worden, nemlich von dem Italiener B. Acolti in seiner schon 1513 gedruckten Virginia. Vielleicht war eine Uebersetzung dieses Stücks auf die englische Bühne gekommen und veranlaßte den Dichter zur Behandlung desselben Themas. Farmers Vermuthung, daß sein All's Well that end's Well eine Weile Loves Labour Wonne geheißsen habe, indem alte Verzeichnisse ein solches Stück dem Shakespeare zuschreiben, ist höchst wahrscheinlich.

Boccaccio soll nach Val. Schmidts Vermuthung (Beitr. S. 26) aus dem Altfranzösischen oder Provenzalischen geschöpft haben; doch ist eine solche Quelle noch nicht nachgewiesen. Straparolas Novelle VII. 1 ist verwandt; doch kommen hier statt des Ringes andere Wahrzeichen vor. Dunlops absprechendes Urtheil (II. p. 269) über unsere Novelle ist eben so geistlos als die von A. W. v. Schlegel widerlegte Ansicht Johnsons über Shakespeares Schauspiel. So findet Dunlop die von Beltram gestellten Bedingungen abgeschmackt, da sie doch, wie das Folgende ergeben wird, Alles enthalten, was seine Abneigung gegen die aufgedrungene Heirath zu beseitigen dienen kann.

Wir haben unter VI. (Vgl. III.) von der Sagenfamilie gehandelt, welcher diese Novelle angehört und viele verwandte Erzählungen mit ihr verglichen. Die Idee, welche alle diese Sagen verbindet, der Triumph der weiblichen Treue und Ergebenheit über

die Härte der Männer, wird aber hier durch die besondere Weise, wie sich dieser Sieg entscheidet, näher bestimmt. Wenn in andern Erzählungen dieses Inhalts die Hartherzigkeit der Männer von vorn herein als tadelwürdig erscheint, so ist dagegen Beltram vollkommen berechtigt, eine Gattin zu verschmähen, die ein fremder Wille ihm aufgedrungen hat, und die das Weib seiner Wahl weder ist noch nach den Begriffen seines Standes werden konnte. Die letztere Rücksicht besiegt Giletta nur zum Theil, indem sie sich die Liebe seiner Unterthanen in solchem Maße gewinnt, daß sie den Grafen wegen seiner Härte gegen die Gattin tadeln, und die erstere bleibt noch in ihrer ganzen Stärke zurück und kann nur durch Erfüllung der gestellten Bedingungen beseitigt werden. Diese sind aber nichts Willkürliches, sondern dienen zur Ergänzung aller Mängel in der Person Giletta's. Zwar hat sich der Graf ihr vermählt, aber wider seinen Willen auf den Befehl des Königs, dem er gleich erklärt hatte, daß fremde Willkür zwar seine Hand aber nicht sein Herz verschenken könne, und daß er selbst mit dieser Heirath nie zufrieden sein werde. Besäße aber Giletta den Ring, auf welchen der Graf so viel Werth legte, so hätte er sich ihr freiwillig und aus eigener Wahl verlobt, denn der Ring, welchen ein Mann einem Mädchen schenkt, kann nur als Gelübde und Pfand der Treue verstanden werden. Hiemit wäre also der Forderung freier Wahl, zu welcher der Graf berechtigt ist, Genüge gethan, und man könnte glauben, er hätte es bei dieser Forderung bewenden lassen müssen. Aber noch bliebe sein Eigensinn unbeugt, den die Aufdringung einer unerwünschten Braut einmal geweckt hatte, noch wäre sein Adelsstolz nicht versöhnt und vielleicht würden ihn die ererbten Vorurtheile seines Standes sogar des Gelübdes entbunden haben, das er durch Hingabe des Ringes einer Nichtebenbürtigen geleistet hätte. Darum ist die zweite Bedingung nothwendig: Giletta soll nicht nur den Ring am Finger, sondern auch ein Kind von ihm auf dem Arme tragen, wenn sie hoffen will, seine Abneigung zu überwinden. Dann müßte er sich um des Kindes willen über alle Rücksichten hinwegsetzen, denn das

Kind ist sein anderes Selbst, sein Fleisch und Blut, wie das der Mutter, mit welcher ihn das Kind versöhnen und vermitteln würde. Wunderschön spricht Shakuntala, welche derselben Sagenfamilie angehört, diesen Gedanken im Mahabharat aus (Fr. Schlegels Werke IX. S. 299):

„Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind zu berühren nicht
 So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich ist.
 So berührt umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
 Holder als des Kindes Berührung hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
 Aus deinem Leib erzeugt ward er, von dem Manne ein anderer Mann!
 Wie im Spiegel des klaren Quells siehe den Sohn, ein zweites Selbst.
 Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerde genommen wird,
 So ist von dir erzeugt dieser, du selbst der Eine, ungetheilt. —
 So der Frau ihr Gemahl nahez, wird er wiedergeboren selbst
 Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß spricht.“

Diesem unwiderstehlichen Reize des Kindes für den Vater, der sich in ihm wiedergeboren sieht, muß denn auch Beltrams Adelsstolz weichen, denn die Stimme der Natur bringt alle Rücksichten der Standesehre und des Vorurtheils zum Schweigen. Selbst daß Giletta den Ring auf eine Weise erworben hatte, durch welche er aufhörte, ein Pfand verheißener Treue und ehelicher Liebe zu sein, denn nicht ihr war diese Verheißung geschehen, kommt hiebei nicht weiter in Anschlag, und es wäre nicht nöthig gewesen, daß Vocaccio dem Beltram sogar zwei Kinder statt des Einen von Giletten geboren werden ließ.

Man könnte eine nähere Verwandtschaft der Sage von Sakontala mit der von Giletta vermuthen, indem auch in jener der Ring und das Kind mit gleicher Bedeutung und Wirkung vorkommen. Wir kennen die Sage von der Sakontala in zwei sehr von einander abweichenden Gestalten. In der Episode des Mahabharat, aus welcher wir eben eine Stelle angeführt haben, kommt der Ring nicht vor und es wird aus dem von Schlegel mitgetheilten Bruchstücke nicht klar, warum Duschmanta zuerst die Shakuntala verwirft und verläugnet bis denn endlich nach jener Rede der Verstoßenen die

Wiedererkennung und Veröhnung folgt. Vielleicht geschah es, bemerkt Schlegel, um die Geliebte auf die Probe zu stellen; vielleicht weil Duschmanta fürchtete, es möchte Verdacht gegen die Echtheit des Kindes entstehen, wenn er so leicht in die Anerkennung willige. In dem Schauspiel des Kalidasa, das den Lesern aus G. Forsters und Anderer Uebersetzung bekannt sein wird, hat Sakontala, nachdem sie Duschmanta nach der Ordnung Gandharwa, d. h. durch gegenseitige Einwilligung, ohne alles Ceremoniel, geehlicht, in der Trauer über die Abreise ihres Gemahls den jähornigen Heiligen Durwasas, der als Gast zu ihr eintrat, nicht bemerkt und zur Strafe dieser Verletzung des Gastrechts verwünscht sie dieser:

„Er, den du denkst,
An dem dein Herz so einzig hängt, indes
Das reine Kleinod echter Gottessucht
Umsonst von dir des Gastfreunds Rechte heischt:
Vergeßen wird er dich, wenn du ihn wieder
Erblickst, wie Rückturnwordene vergeßen
Die Worte, die der Kausch aus ihnen sprach.“

Doch mildert er diesen Fluch wieder dahin, daß der Zauber verschwinden soll, wenn ihr Gatte seinen Ring erblickt. Diesen hat ihr Duschmanta, als sie beim Abschied frug: „Wie lange wird mein Herr sich meiner erinnern?“ zum Pfand seiner Treue gegeben; aber Sakontala hat ihn verloren, und als sie schwanger in den Palast des Königs gebracht wird, um in ihre ehelichen Rechte eingesetzt zu werden, kann sie den Zauber nicht entkräften, der Duschmantas Gedächtniß umnebelt. So wird sie verstoßen, aber von ihrer Mutter, der Nymphe Menaka, zu Abitis Palast entführt. Der Ring, den ein Fisch verschlungen hatte, wird aber durch einen Fischer vor Duschmanta gebracht, der sich bei seinem Anblick Sakontalas und seines Gelübdes wieder entsinnt. Hier hat also der Ring dieselbe Bedeutung wie in der Novelle: er ist zwar ein entscheidender Ring (the fatal ring), aber kein Zauberring, obwohl er einen Zauber vernichtet. Der König hat ihn der Sakontala zum Pfande gegeben, daß er sie nicht vergeßen

wolle und diese Bestimmung erfüllt er vollkommen. Indessen erscheint er seiner Wirkung nach zauberkräftig und also ist es nicht störend, wenn man einen Zusammenhang mit der Novelle annehmen will, daß auch bei Boccaz dem Ring des Beltram, seiner Meinung nach, Zauberkräfte bewohnen. Zu vergleichen ist hier das Märchen von den zwölf Jägern bei Grimm Nr. 67 und was unter XII. und XIII. darüber gesagt wird. Bei Kalidasa findet nun Duschmanta nach langer vergeblicher Sehnucht Sakontalan in Aditis Palast wieder, nachdem er vorher seinen gleich nach der Vermählung mit ihr erzeugten Sohn als einen jungen Helden angetroffen hat. Das Kind tritt also bei Kalidasa nicht in der Bedeutung auf wie in der Novelle und wie wir gesehen haben, im Mahabharat, denn es bestimmt den Vater nicht, die Mutter anzuerkennen, sondern kündigt ihm nur das Wiederfinden der ersehnten Verlorenen an. Dürfte man aber beide Darstellungen der Sakontalasage zusammenfassen oder annehmen, daß in ihrer ursprünglichen Gestalt der Ring in derselben Bedeutung wie bei Kalidasa und das Kind in der des Mahabharat erschienen sei, was allerdings wahrscheinlich ist, so würde die Identität dieser Sage mit der von der Giletta keinen Zweifel leiden. Doch werden Andere Landau (a. a. O. 50) beistimmen, wenn er sagt, Boccaccio habe hier eher ein europäisches dramatisches Werk, nämlich die Hecyra des Terenz benutzt: „In diesem Werke entreißt Pamphilus einem von ihm entehrten Mädchen einen Ring, den er dann seiner Buhlerin Bacchis schenkt. Nach dem Wunsche seiner Eltern heirathet er dann jenes Mädchen ohne zu wissen, daß es dieselbe ist, der er Ring und Ehre geraubt. Das Verhältniß in ihrer Ehe ist so wie zwischen Beltram und Giletta bei Boccaccio, wozu noch der Verdacht kommt, in den die Frau geräth. Erst durch den bei Bacchis gefundenen Ring wird Alles aufgeklärt und die Ausöhnung des Ehepaars herbeigeführt.“ Wieder anderer Meinung über die Quelle der Novelle ist Gräffe IV, 377, der den Roman du Comte d'Artois et de sa femme (ed. Barrois, Paris 1837) dafür ausgiebt, indem er in ihm die Bearbeitung eines ältern Romans ver-

muthet, der Begebenheiten enthielt, die sich zu Boccaccios Zeit ereigneten. Vgl. Landau a. a. O. Daß sich die rechtmäßige Ehefrau einer Bühlerin unterschiebt, um Nachkommen von ihrem Gemahl zu gewinnen, begegnet auch in der spanischen Romanze, deren Inhalt die Ueberschrift angiebt: Romance del engaño, que usó la reina doña Maria de Aragon, para qué el rey don Pedro su marido durmiese con ella, in Ferd. Wolfs „Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern“, Wien 1850, S. 52 ff., und dessen Rosa de Romances, Leipzig 1846, S. 14 ff.; vgl. Liebrecht zu Dunlop 539, Zusatz zu S. 229.

L i e s

8.	23	3.	8 v. u. Phymalion.
=	85	=	13 Regialeus.
=	104	=	4 mit der cr.
=	123	=	6 v. u. 418.
=	128	=	16 = = §. 90.
=	149	=	14 zu suchen.
=	156	=	4 v. u. die für.
=	216	=	9 = = in seiner.
=	219	=	13 = = von dorthier.
=	264	=	10 = = ist hier.
=	271	=	7 erst 1603 und 3. 11 v. u. 266.
=	272	=	1 v. u. Habrocomaß.
=	291	=	2 Fiorentino.
=	303	=	3 Götter.
=	319	=	17 zu sich, und
=	331	=	15 v. u. er etwas.
=	340	=	1 schon 1566.
=	343	=	11 v. u. I.
=	344	=	5 das junge Ehepaar und 3. 15 v. u. C8
=	349	=	14 v. u. und S. 350 3. 3 v. u. Xanthippe.
=	360	=	1 I, 3.



Die
Quellen des Shakespears

in

Novellen Märchen und Sagen

mit sagengehistorischen Nachweisungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Bonn

bei **Adolf Marcus**

1870.



Inhalt
des zweiten Theils.

X.	Zu Viel Lärmens um Nichts.	
	1. Viel Lärmens um Nichts. Nach Vandello.	S. 3
	2. Viel Lärmens um Nichts. Zur Sagenverglei- chung.	35
XI.	Zu dem Wintermärchen.	
	1. Das Märchen von Dorastus und Faunia. Nach Ro- bert Greene.	41
	2. Das Wintermärchen. Verhältniß des Schauspiels zum Märchen.	89
XII. und XIII.	Zu den beiden Veronesern und Was ihr wollt.	
	1. Felismene. Nach Montemayor.	95
	2. Die Zwillingsgeschwister. Nach Vandello.	123
	3. Zur Sagenverglei- chung.	154
XIV.	Zu Pericles Fürst von Tyrus.	
	1. Apollonius Fürst von Tyrus. Nach den Gesta Roma- norum und dem Volksbuche.	165
	2. Pericles Fürst von Tyrus. Zur Sagenverglei- chung.	209
XV.	Zu König Lear.	
	1. König Lear. Nach Holinshed.	217
	2. Der Bastard. Nach Sidneys Arcadia.	221
	3. König Lear. Zur Sagenverglei- chung.	228
XVI.	Zu Macbeth.	
	1. Macbeth. Nach Holinshed.	237
	2. Macbeth. Zur Sagenverglei- chung.	255

XVII. Zu Wie es euch gefällt.

- 1. Rosalinde. Nach Thomas Lodge.
- 2. Wie es euch gefällt. Zur Literaturgeschichte. .

XVIII. und XIX. Zu Lothrine und Cromwell.

- 1. Lothrine. Nach Galsfred von Monmouth und Holin
- 2. Cromwell. Nach Bandello.
- 3. Lothrine und Cromwell. Anmerkung.

Der Sturm.

Walpurgisnachtstraum u. s. w.



Reinhold Röhler

gewidmet.

10

11



X.

Zu

Viel Lärmens um Nichts.



1. Viel Lärmens um Nichts.

Nach Bandello.

Im Jahre unseres Heils 1282 geschah es, daß die Sicilianer, welche die Herrschaft der Franzosen nicht länger ertragen zu können glaubten, sie eines Tages zur Vesperzeit alle ermordeten so viel ihrer auf der Insel waren: denn dazu hatten sie sich vorher allenthalben verschworen. Und nicht bloß tödteten sie von der französischen Nation Männer und Weiber, sondern auch alle sicilianische Frauen, welche man von einem Franzosen schwanger meinte, wurden jenes Tages ermordet, und wenn es sich späterhin noch ergab, daß ein Weib von einem Franzosen geschwängert sei, war sie ohne Erbarmen des Todes. Daher entstand der klägliche Name der sicilianischen Vesper. Als König Pedro von Aragonien diese Nachricht vernahm, segelte er sogleich mit der Flotte aus und besetzte die Insel, denn der Pabst Nicolaus III. hatte ihn dazu durch die Behauptung ermuthigt, ihm, als dem Gemahl Constanzens, der Tochter König Manfreds, gebühre das Eigenthum der Insel. König Pedro hielt viele Tage mit königlicher Pracht in Palermo Hof und feierte den Erwerb der Insel durch die glänzendsten Feste. Als er hierauf Kunde erhielt, daß König Karl II., Sohn König Karls I., welcher das Königreich Neapel besaß, mit einer gewaltigen Flotte daher segle, um ihn aus Sicilien zu verjagen, segelte er ihm mit seiner aus Kriegsschiffen und Galeeren bestehenden Flotte entgegen, und als sie zusammenstießen, gab es ein großes blutiges Gefecht, das viele Menschen mit dem Leben entgalt. Doch zuletzt schlug König Pedro die Flotte König Karls und machte ihn selbst zum Gefangenen. Um aber künftig dem Kriegsgeschäfte besser obliegen zu

können, verlegte er den Aufenthalt der Königin und des Hofes nach Messina, weil diese Stadt Italien gegenüber liegt, und von ihr aus die Ueberfahrt nach Calabrien weniger Zeit erfordert. Hier hielt er alsdann ein königliches Hofgelag, wobei um des erkochtenen Sieges willen Alles voller Freude war und der ganze Tag mit Ritterspielen und Tänzen hingebracht wurde. Ein sehr angesehener Ritter und Edelmann, welchem König Pedro seiner persönlichen Verdienste willen und weil er sich in den letzten Feldzügen überaus tapfer gehalten hatte, im höchsten Grade geneigt war, verliebte sich bei dieser Gelegenheit auf das Heftigste in ein Fräulein, die Tochter des Lionato de' Lionati, eines Edelmanns aus Messina, welche vor allen andern im Lande gebildet, anmuthig und schön heißen mochte; und seine Leidenschaft wuchs bald zu solcher Stärke, daß er ohne ihren süßen Anblick weder leben konnte noch wollte. Der Name des Freiherrn war Timbreo di Cardona; das Fräulein hieß Fenicia. Weil er dem König Pedro von Jugend auf zu Wasser und zu Lande gedient hatte, belohnte er ihn jetzt auf das Reichlichste: außer unzähligen andern Geschenken, welche er erhielt, belieh ihn der König in diesen Tagen mit der Grafschaft Collifano nebst andern Ländereien, so daß sein Einkommen, ohne das Jahrgehalt, das er von dem König bezog, mehr als zwölftausend Dukaten betrug. Timbreo begann nun täglich vor dem Hause der Schönen vorüber zu gehen und den Tag glücklich zu preisen, wo er sie gesehen hatte. Fenicien, die ihrer Jugend ungeachtet klug und scharfsinnig war, entgieng die Ursache seines häufigen Vorübergehens nicht. Man hielt Timbreo für einen der Günstlinge des Königs, und es waren Wenige am Hofe, die für so einflußreich galten als er, weshalb er von Allen geehrt wurde. Da Fenicia hievon gehört hatte, und ihn stets in der vornehmsten Tracht und an der Spitze einer ansehnlichen Dienerschaft erscheinen sah, und sich überdies jagen mußte, daß er ein sehr schöner und dem Anscheine nach überaus wohl-erzogener Jüngling sei, so sah sie ihn auch mit freundlichen Blicken an und grüßte ihn ehrenvoll wieder. Die Leidenschaft des Ritters

wuchs von Tag zu Tage; je öfter er sie sah, desto mächtiger fühlte er die Flamme um sich greifen, und als diese nie gekannte Glut zu solcher Stärke in seinem Herzen gediehen war, daß er vor Liebe zu dem schönen Kinde zu vergehen glaubte, beschloß er jedes Mittel zu ergreifen, das zu ihrem Besiz führen könne. Aber Alles war vergebens, denn so viel Briefe, Boten und Gesandtschaften er ihr auch schickte, so erhielt er doch nie eine andere Antwort als daß sie entschlossen sei, ihr Magdthum ihrem künftigen Gatten unverlezt zu überliefern. Dieß verursachte dem schmachtenden Liebhaber großen Kummer um so mehr als sie sich niemals bewegen ließ, Briefe oder Geschenke von ihm anzunehmen. Da er aber ihren Besiz um jeden Preis erkaufen wollte, und wohl sah, daß bei ihrer Standhaftigkeit kein anderes Mittel sei als sie zum Weibe zu nehmen, so entschloß er sich nach vielen innern Kämpfen doch zuletzt, bei ihrem Vater um sie anhalten zu lassen. Denn obgleich er wußte, daß sie von sehr altem und edelm Geblüte sei, glaubte er doch sich durch diesen Schritt sehr zu erniedrigen; allein die Liebe, welche das Fräulein ihm eingestößt hatte, wirkte so mächtig, daß er nicht Willens war, sich durch irgend eine Rücksicht länger abhalten zu lassen. Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, begab er sich zu einem, ihm nah befreundeten messenischen Edelmann, unterrichtete ihn von seiner Absicht und trug ihm auf, mit Messer Lionato deshalb zu unterhandeln. Der Messener gieng und richtete den Auftrag des Ritters gewissenhaft aus. Dem Lionato, der Timbreos Einfluß und Verdienste kannte, war diese Botschaft sehr erfreulich, weshalb er, ohne erst mit Verwandten und Freunden zu Rathe zu gehen, sofort die freundlichste Antwort gab und erklärte, es sei ihm höchst erwünscht, daß der Ritter ihm die Ehre erzeige, seine Schwägerschaft nachzusuchen. Hierauf gieng er nach Hause und unterrichtete Fenicien und ihre Mutter von der dem Timbreo geschenehen Zusage. Diese Nachricht gefiel Fenicien außerordentlich: mit gerührtem Herzen dankte sie Gott, daß er ihre keusche Neigung einem so glorreichen Ziele entgegenführe, und die Heiterkeit ihres Ant-

liches drückte ihre Zufriedenheit aus. Aber das Glück, das nie vergift den Freudenstörer zu spielen, hatte bald Mittel gefunden, einer beiden Theilen so erwünschten Heirath Hindernisse entgegen zu stellen. Schon war es in Messina bekannt geworden, daß Signor Zimbreo Cardona binnen Kurzem Fenicien, Messer Lionatos Tochter, heirathen werde, welche Nachricht bei den Messenern allgemeinen Beifall fand, indem Lionato als ein Viedermann, der Niemand zu Schaden trachtete, sich vielmehr Jedermann nach dem Maß seiner Kräfte hülfreich erwies, in der ganzen Stadt sehr beliebt war, so daß ein Jeder seine Freude über diese Verschönerung zu erkennen gab. Es lebte aber in Messina noch ein anderer junger Edelmann von vornehmer Abkunft, Namens Girondo Olerio Valenziano, der sich auch in den letzten Feldzügen durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan hatte, und dessen Aufwand und Freigebigkeit am Hofe ihres Gleichen suchte. Diesen ergriff bei dieser Nachricht ein endloser Schmerz, denn Feniciens Schönheit hatte erst kurz vorher sein Herz getroffen und es mit so gewaltigen Flammen des Verlangens und der Sehnsucht erfüllt, daß er fest überzeugt war, sterben zu müssen, wenn er Fenicien nicht zum Weibe erwerbe. Schon war er entschlossen, bei ihrem Vater um sie zu werben, als er vernahm, daß sie dem Zimbreo versprochen sei, worüber er vor Schmerz in Krämpfe zu fallen meinte, und da er kein Mittel fand, seinen Schmerz zu beschwichtigen, in solche Wuth gerieth, daß er von Liebe und Leidenschaft bezwungen die Stimme der Vernunft überhörte und sich zu einem Schritt hinreißen ließ, der nicht bloß einem Ritter und Edelmann, wie er war, sondern einem Jeden zur Unehre gereicht hätte. Er war in allen kriegerischen Unternehmungen stets der Gefährte Zimbreos gewesen, und eine brüderliche Freundschaft waltete zwischen ihnen; aber die Liebe zu Fenicien hatten sie (was auch die Ursache sein mochte) einander verschwiegen. Girondo gedachte nun zwischen Zimbreo und seine Geliebte Zwietracht zu säen, damit das Verlöbniß rückgängig würde, in welchem Falle er bei dem Vater um sie anhalten wollte und sie zu erhalten hoffte. Er

säumte nicht lange, seinen thörichten Voratz in Ausführung zu bringen, sondern hatte bald einen Helfershelfer gefunden, wie er sich seinen zügellosen, blinden Begierden eignete, und machte diesen umständlich mit seinen Anschlägen bekannt. Dieser Mensch, welchen Girondo zum Vertrauten und Werkzeug seines Verbrechens erkoren hatte, ein junger Hösling von geringem Stande und mehr Neigung zum Schlechten als zum Guten, war kaum von der Rolle, welche er zu spielen hatte, gehörig unterrichtet als er sich eines Morgens zu Timbreo begab. Dieser war noch nicht ausgewesen, sondern ergieng sich ganz einsam in dem Garten hinter seinem Hause. Als der junge Mann in den Garten trat, wurde er von Timbreo, der ihn auf sich zukommen sah, mit vieler Höflichkeit empfangen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen sprach er zu Timbreo: Mein Herr, ich bin hieher gekommen um euch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen, welche euren Vortheil und eure Ehre gleich sehr berühren. Weil ich aber vielleicht etwas zu sagen habe, was euch beleidigen könnte, so bitt ich euch, mir zu verzeihen und mich mit meiner Dienstfertigkeit zu entschuldigen und zu denken, daß ich in guter Absicht mich aufgemacht habe. Wenigstens weiß ich, wenn ihr noch der ehrliebende Ritter seid, welcher ihr vormals wart, daß meine Entdeckung euch nicht unnütz sein wird. Zur Sache zu kommen, so hörte ich gestern, ihr wärt mit Messer Lionato de' Lionati dahin einig geworden, daß ihr seine Tochter Fenicien zur Frau nähmet. Habt Acht was ihr thut, mein Herr, und bedenkt eure Ehre. Wißt nämlich, daß ein mir befreundeter Edelmann wöchentlich zwei, drei Nächte bei ihr zubringt, und sich ihrer Liebe erfreut: heute Abend soll er sie wieder besuchen, und ich werde ihn, wie ich gewöhnlich thue, bis zu ihrem Hause begleiten. Wollt ihr mir nun euer Ehrenwort geben, weder mir noch meinem Freunde ein Leids zuzufügen, so werde ich es einleiten, daß ihr selbst dort Zeuge des ganzen Vorgangs sein könnt. Noch muß ich erwähnen, daß schon seit vielen Monden mein Freund die Gunst dieser Schönen genießt. Die Verbindlichkeiten, die ich euch habe, und die vielen Gefallen, die ihr

wir schon erwieset, bestimmen mich, euch dieß anzuzeigen: mögt ihr jezt thun was euch räthlich dünkt; mir genügt es, euch in dieser Angelegenheit, wie es meine Pflicht gegen euch erheischte, nützlich geworden zu sein.

Diese Worte hatten den Timbreo so betäubt und außer sich gebracht, daß er fast von Sinnen kam. Nachdem er eine Weile in tausend Gedanken gestanden, und der heftigste, und wie er glaubte, gerechteste Unwille den Sieg über seine heftige, reine Liebe zu der schönen Fenicia davon getragen hatte, sprach er seufzend zu dem Jüngling: Mein Freund, ich darf und kann nicht anders als euch für den liebevollen Antheil ewig verpflichtet bleiben, den ihr an mir und an meiner Ehre nehmt, und ich werde wohl noch Gelegenheit finden, euch durch die That zu beweisen wie sehr ich euch verbunden bin. Einstweilen begnüge ich mich, euch den wärmsten und aufrichtigsten Dank zu sagen. Was euer gefälliges Anerbieten belangt, mich das mit Augen sehen zu lassen, was ich mir nun und nimmer geträumt hätte, so bitt ich euch bei jener Freundschaft, die euch vermocht hat, mich hievon zu benachrichtigen, euern Freund auch heute wieder ungeschont dahin zu begleiten, indem ich euch mein Wort und meine Ritterchre verpfände, weder euch noch euerm Freunde das geringste Leid zuzufügen, vielmehr das tiefste Stillschweigen hierüber zu beobachten, damit euer Freund in Frieden seiner Liebe genießen könne. Ich hätte von Anfang an mehr auf meiner Hut sein und die Augen besser aufthun sollen, um die Lage der Dinge gründlich zu durchschauen. Zulezt sprach der Jüngling zu Timbreo: Begebt euch also, mein Herr, heute Nacht in der dritten Stunde vor das Haus des Lionato und stellt euch in jenen verfallenen Gebäuden, welche Lionatos Garten gegenüber liegen, auf die Lauer. Nach diesen Ruinen sah der eine Flügel von Lionatos Palaste, worin sich ein alter Saal befand, an dessen Tag und Nacht offenstehenden Fenstern sich Fenicia zuweilen zeigte, weil sie von hieraus den schönen Garten überschauen konnte; aber Lionato wohnte in einem andern Flügel, denn der Palast war sehr alt und so groß, daß er für den Hof

eines Fürsten Raum gehabt hätte, wie viel mehr denn für das Gesinde eines Edelmanns. Nach getroffener Abrede beurlaubte sich der tüdtische junge Mann, begab sich zu dem treulosen Girondo und erzählte ihm was er mit Signor Timbreo Cardona verabredet habe. Hierüber freute sich Girondo außerordentlich, denn er sah seinen Anschlag auf das Beste gelingen. Zur verabredeten Stunde kleidete der Verräther Girondo einen seiner Diener, den er schon von seiner Rolle unterrichtet hatte, in prächtige Gewande und durchbalsamte ihn mit süßen Wohlgerüchen, und so machte sich der dufende Diener dann in Begleitung des jungen Mannes, der mit Timbreo gesprochen hatte, und eines Dritten, der eine Leiter trug, auf den Weg. Was unterdessen Timbreos Gemüthsstimmung gewesen und welche Gedanken ihm den Tag über durch den Kopf gehen mochten, wessen Beschreibung könnte das erschöpfen? Ich würde mich vergebens damit abmühen. Der Unglückliche, allzu Leichtgläubige, den der Schleier der Eifersucht blendete, genoß jenes Tages wenig oder nichts, und Alle, die seiner ansichtig wurden, hielten ihn mehr für todt als lebendig. Schon eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit suchte er sich ein Versteck in jenen verfallenen Gebäuden, von welchen aus er jeden Vorübergehenden bemerken konnte. Noch dachte es ihn eine Unmöglichkeit, daß Fenicia sich einem Andern hingegeben habe; aber er sagte sich vor wie veränderlich, leichtsinnig und unbeständig die Mädchen seien, wie schnell sie des Alten überdrüssig und nach Neuem begierig würden, so daß er sie bald verdamnte, bald entschuldigte, während er auf jede Bewegung horchte. Die Nacht war nicht sehr dunkel, aber still, und jetzt glaubte er das Geräusch nahender Fußstritte zu vernehmen, ja selbst einige halblaut geflüsterte Worte zu hören. Gleich darauf sah er jene Drei vorübergehen und erkannte den Jüngling, welcher ihn am Morgen benachrichtigt hatte; aber die beiden andern erinnerte er sich nicht je gesehen zu haben. Als sie an ihm vorübergingen, hörte er den Dufenden, welcher sich als den Liebhaber gekleidet hatte, zu dem Leiterträger sagen: Stelle die Leiter nur behutjam ans Fenster,

daß du keinen Lärm machst und uns verräthst: meine Fenicia sagte mir, du habest sie neulich zu heftig angerückt. Machs geschmeid und ruhig. Diese Worte, welche Timbreo deutlich vernahm, giengen ihm wie eben so viel scharfe Sperstiche ins Herz. Ob er gleich allein und außer seinem Degen ohne alle Waffen war, während die Vorübergehenden außer dem Degen zwei Lanzen bei sich trugen und vielleicht noch gewappnet waren, so war doch die Eifersucht, die sein Herz verzehrte, so gewaltig, und der Unwille, der ihn ergriffen hatte, so groß, daß er nahe daran war, sein Versteck zu verlassen, und in einem leidenschaftlichen Angriff auf die Vorübergehenden den vermeinten Buhlen seiner Fenicia zu morden, oder selbst den Tod davon zu tragen um auf einmal alle die Leiden zu beschließen, die er zur überschwenglichen Qual elendig duldete. Weil er sich aber des gegebenen Versprechens entjann, schien es ihm der schändlichste Verrath, die anzugreifen, welche sich auf sein Ehrenwort verließen: voll Zorn, Grimm und Wuth, die ihm das Herz verzehrten, beschloß er also, den Ausgang der Sache abzuwarten. Jene drei giengen nun vor das Fenster in dem beschriebenen Flügel von Lionatos Hause, setzten die Leiter ganz leise an und der Eine, welcher den Liebhaber vorstellte, stieg hinauf und sprang hinein als wär er guten Empfanges gewiß. Als der arme Timbreo das sah, hielt er es für ausgemacht, daß Jener, welcher die Leiter erstiegen hatte, Fenicias Gunst genieße, und von dem heftigsten Schmerz ergriffen, fühlte er sich einer Ohnmacht nahe. Aber sein, wie er glauben mußte, gerechter Unwille vermochte ihn alle Eifersucht zu verbannen, und die glühende, reine Liebe, die er zu Fenicien getragen, nicht etwa in Kälte, sondern in grausamen Haß zu verwandeln. Er wollte nun die Rückkehr seines Nebenbuhlers in seinem Versteck nicht mehr abwarten, sondern begab sich nach seiner Wohnung zurück. Jener junge Mann, der ihn beim Weggehen wohl erkannte, schloß daraus auf das Gelingen ihrer List, gab bald darauf ein gewisses verabredetes Zeichen, worauf der Diener die Leiter wieder hinabstieg und alle drei nach Girondos Wohnung zurückgiengen. Diesem

gewährte ihre Erzählung von dem Vorgange die äußerste Freude: denn schon träumte er sich in dem Besiz der schönen Fenicia. Limbreo, welcher den Rest der Nacht wenig geschlafen hatte, stand am Morgen zeitig auf, ließ jenen messenischen Bürger zu sich rufen, durch dessen Vermittlung er bei Feniciens Vater um sie angehalten hatte, und gab ihm Aufträge seinen Entschlüssen gemäß. Von Limbreos Willen vollständig unterrichtet, begab sich dieser auf sein Andringen gegen Mittag zu Messer Lionato, der in dem Saale auf- und abgieng und das Anrichten der Malzeit erwartete. Auch die schuldlose Fenicia war zugegen, welche sich in Gesellschaft ihrer beiden jüngern Schwestern und der Mutter mit Steppen gewisser Seidenzeuge beschäftigte. Der Bürger trat herein, ward von Lionato freundlich empfangen und sprach: Messer Lionato, ich hab an euch, eure Gattin und Fenicien einen Auftrag von Seiten Signor Limbreos. Seit willkommen, sprach Jener, und welchen? Frau, und auch du, Fenicia, kommt her und laßt uns hören was Limbreo uns zu wissen thut. Hierauf hob der Bote an: Es ist ein gemeines Sprichwort, daß Abgesandte in keiner Weise für das büßen sollen, was sie zu berichten beauftragt sind. Ich komme im Auftrage eines Andern hieher, und bedaure unendlich, euch eine unwillkommene Botschaft zu bringen. Signor Limbreo von Cardona schickt mich zu euch, Messer Lionato, und zu eurer Gattin. Er läßt euch sagen, ihr möchtet euch nach einem andern Eidam umsehen, indem er nicht gesonnen sei, euch zu seinen Schwiegereltern zu machen, und zwar nicht um eure Schuld, da er euch für bieder und rechtschaffen hält, sondern weil er mit eigenen Augen an Fenicien wahrgenommen was er nimmer geglaubt hätte. Darum überläßt er euch zu thun was ihr für dienlich erachtet. Dir, Fenicia, läßt er sagen, daß die Liebe, welche er zu dir getragen, den Dank nicht verdient habe, der ihm von dir geworden sei; du mögest dir einen andern Mann suchen, wie du dir einen andern Liebhaber erwählt, oder den nehmen, dem du dein Magdthum gegönnt: er verzichte auf alle Gemeinschaft

mit dir, nachdem du ihn eher zum Hahnrei als zum Gemahl gemacht habest.

Fenicia war halb todt vor Schrecken über diese bittere und schmählische Botschaft, desgleichen Lionato und seine Gattin. Bald aber kam dieser wieder zu Muth und Athem, der ihm vor Schreck fast ausgegangen war, und sprach zu dem Boten: Freund, ich zweifelte gleich, als ihr mir von dieser Heirath sprach, daß es Signor Timbreo rechter Ernst sei mit seinem Antrage, denn ich wußte und weiß wohl, daß ich ein armer Edelmann und nicht Seinesgleichen bin. Mich dünkt aber doch, wenn es ihn gereut habe, meine Tochter zu heirathen, so hätte er sich begnügen sollen zu sagen, er wolle sie nicht, statt sie so schändlich als eine Hure zu beschimpfen, wie er thut. Ich weiß wohl, daß in der Welt Vieles möglich ist aber ich weiß auch, wie meine Tochter erzogen worden ist und was ihre Sitten sind. Gott, der gerechte Richter, wird eines Tages die Wahrheit an den Tag bringen. Mit dieser Antwort gieng der Bürger hinweg und ließ Messer Lionato in der Meinung zurück, dem Signor Timbreo sei seine Verwandtschaft leid geworden, weil er sich zu sehr zu erniedrigen und von dem Adel seiner Vorfahren zu entfernen fürchte. Messer Lionatos Geschlecht war in Messina wegen seines Alters und Adels sehr berühmt; aber sein Vermögen war das eines geringen Edelmanns, obwohl man sich noch wohl erinnern konnte, daß seine Voreltern viel Land und Burgen und ausgebreitete Gerichtsbarkeit besaßen hatten; aber durch die Schicksale der Insel und die bürgerlichen Kriege waren sie von ihrer frühern Größe herabgesunken, wie man bei vielen andern Familien ein Gleiches sieht. Der gute Alte, der sich so wenig als seine Tochter den geringsten Vorwurf zu machen hatte, konnte nicht anders glauben, als der Ritter habe sich durch ihre Armut und gegenwärtigen Glücksumstände abschrecken lassen. Fenicia aber, welche vor Schmerz und bitterm Herzeleid über die ungegründete Anklage von Krämpfen befallen worden, denn sie war ein zartes und schwaches Kind und an die Schläge des neidischen Glücks noch nicht gewöhnt, verzweifelte an

sich selbst und wünschte lieber zu sterben als länger zu leben. Von schwerem, herzerreißendem Jammer ergriffen ließ sie sich gehen wie eine Todte, ihre natürliche Farbe verlor sich so plötzlich, daß sie mehr einer Marmorstatue als einem lebenden Wesen ähnlich sah. Man hatte Mühe, sie auf ein Bette zu tragen, und mit warmen Gewändern und andern Heilmitteln ihre erschöpften Lebensgeister nach und nach wieder herzustellen. Da man nach den Ärzten geschickt hatte, so verbreitete sich bald die Nachricht durch Messina, wie Fenicia, Messer Lionatos Tochter, so schwer erkrankt sei, daß man für ihr Leben fürchte. Auf dieses Gerücht kamen viele verwandte und befreundete Edelfrauen, die jammernde Fenicia zu besuchen, welche sich, da sie den Grund ihres Uebels erfuhren, alle Mühe gaben, sie so gut sie konnten zu trösten. Wie es unter so vielen Frauen zu geschehen pflegt, besprachen sie den traurigen Vorfall nach allen Seiten ausführlich, aber Alle stimmten darin überein, den Signor Timbreo mit dem bittersten Tadel zu belegen. Die Meisten saßen im Kreise um das Bette des kranken Fräuleins, als Fenicia, die Alles was gesagt worden, wohl verstanden hatte, ein wenig Athem schöpfte und da sie sah, daß sie fast Alle Thränen des Mitleids vergoßen, sie mit schwacher Stimme sämmtlich zu schweigen bat und dann wie verschmachtend sprach: Verehrte Mütter und Schwestern, trocknet eure Thränen, die euch nichts frommen und meinen Schmerz nur erneuen ohne in der Sache etwas zu bessern. Es hat Gott dem Herrn so gefallen, es ist Pflicht, es in Geduld zu ertragen. Das bittere Leid, das mich betroffen hat und das die Wurzel meines Lebens allmählich untergräbt, ist nicht meine Verschmähung, so unendlich auch diese mich kränkt, sondern die Art derselben ist es, die mir das Herz bis aufs Innerste durchbohrt und mich unheilbarem Kummer Preis giebt. Signor Timbreo konnte sagen, er wolle mich nicht zum Weibe, so war Alles gut; da er mich aber auf diese Weise verflößt, so weiß ich, daß alle Einwohner Messinas mich ewig um einer Sünde willen verdammen werden, die ich nie in meinem Leben gedacht, geschweige denn begangen habe. Wie auf eine feile

Dirne wird man stäts mit Fingern auf mich zeigen. Ich habe immer eingestanden und gestehe es jezt von Neuem ein, daß mein Rang dem eines solchen Ritters und Freiherrn wie Signor Timbreo nicht gleichkommt, und auf eine so vornehme Heirath Anspruch zu machen, das geringe Vermögen der Meinigen mich nicht berechtigt. Was aber den Adel und das Alter des Geblüts betrifft, so kennt man die Lionati als eins der ältesten und edelsten Geschlechter dieser Insel, indem wir, wie alte Urkunden beweisen können, von einer römischen Familie abstammen, die schon vor der Menschwerdung unsers Herrn Jesu Christi zu den angesehensten gehörte. Wiewohl ich aber unseres geringen Vermögens willen gestehe, eines solchen Ritters nicht würdig zu sein, so bin ich doch auf die unwürdigste Weise verschmäht worden, da es klar wie der Tag ist, daß es mir nie in den Sinn kam, an einen Andern das zu verschwenden, was dem Gatten bewahrt werden soll. Gott weiß, daß ich die Wahrheit rede, er dessen heiliger Name ewig gepriesen und gefeiert werde. Und wer weiß, ob seine göttliche Weisheit mir dieß nicht zum Heile gesandt hat? Vielleicht, wenn ich so vornehm geheirathet hätte, wär ich stolz und übermüthig gegen Andere geworden, vielleicht hätt ich auch Gottes Güte gegen mich nicht nach Würden erkannt. Versüße der Herr über mich nach seinem Wohlgefallen, und laße all diese Betrübniß zum Heil meiner Seele gereichen. Von ganzem Herzen bitt ich ihn demüthiglichst, dem Signor Timbreo die Augen zu öffnen, nicht um mich wieder zu seiner Braut anzunehmen, mich, die wohl fühlt, daß sie ihrem Ende zureißt, sondern damit Er, dessen Glauben an mich so schwach gewesen ist, und die ganze Welt mit ihm erkenne, daß ich niemals solche Thorheit und entehrende Sünde begieng, deren er mich ohne allen Grund beschuldigt; auf daß mein Gedächtniß, wenn ich in dieser Schande sterbe, doch einst gereinigt werde. Möge er einer Andern zu Theil werden, welcher ihn Gott bestimmt hat, und lange in Frieden mit ihr leben; für mich werden bald wenige Handvoll Erde genügen. Mein Vater und meine Mutter und alle unsere Verwandten und Freunde mögen

sich dieß zu einigem Troste erreichen lassen, daß ich an der Schande unschuldig bin, die man mir aufgebürdet, und mein Wort zum Pfande nehmen, welches ich ihnen gebe, wie es einer gehorsamen Tochter Pflicht ist, denn ein besseres Pfand, eine höhere Bürgschaft weiß ich ihnen für jetzt in aller Welt nicht zu bieten. Mein Trost ist, daß ich vor dem gerechten Richterstuhl Christi dereinst von dieser Schande freigesprochen werde. Und somit befehle ich dem, der sie mir gab, meine Seele, die ihres irdischen Kerkers sich zu entledigen begierig, den Weg zu ihm antritt.

Bei diesen Worten nahm die Gewalt des Schmerzes, der ihr Herz beklemmte, überhand, und drängte sie so sehr, daß sie bei dem Versuch, ich weiß nicht was noch hinzuzufügen, die Sprache verlor und nur halbe Worte stammelte, die von Allen unverstanden blieben; zugleich übergieß ein kalter Schweiß alle ihre Glieder und mit gefalteten Händen sank sie für todt zurück. Die noch anwesenden Aerzte, die einem so gewaltigen Zufall in keiner Weise zu begegnen wußten, gaben sie als eine Todte auf, meinten die Heftigkeit des Schmerzes habe ihr das Herz gebrochen und giengen hinweg. Kalt und mit gehemmtem Pulschlage blieb nun Fenicia in den Armen ihrer Freundinnen und Verwandten zurück, welche sie einstimmig für todt hielten. Man rief einen der Aerzte zurück, welcher, da er den Puls still stehen fand, sie für todt erklärte. Das jämmerliche Wehklagen, das da begann, die mitleidigen Seufzer und die reichlich vergoßenen Thränen mag sich ein Jeder wohl denken. Der arme in Thränen aufgelöste Vater, die trostlose Mutter, die sich das Haar raufte, hätten einen Stein zum Erbarmen gerührt. Auch die andern Frauen und alle Anwesenden begannen zu jammern und zu heulen. Schon waren fünf bis sechs Stunden verstrichen und das Begräbniß wurde auf den morgenden Tag anberaumt. Als die zum Besuch gekommenen Frauen sich zerstreut hatten, blieb eine Verwandte, die Gattin eines Bruders von Messer Lionato, bei der mehr toden als lebenden Mutter zurück, und diese beiden, welche jeden Dritten von diesem Geschäft ausschloßen, ließen Wasser aufs Feuer setzen, verschloßen

das Gemach und begannen den entkleideten Leichnam Feniciens mit warmem Waſer zu waſchen. Schon ſeit ſieben Stunden hatten die erſchöpften Lebensgeiſter Feniciens geſtockt, als die erſtarrten Glieder bei dem Waſchen mit warmem Waſer zu ihren Verrichtungen zurückkehrten und Fenicia deutliche Lebenszeichen von ſich zu geben und ſelbſt die Augen ein wenig zu öffnen begann. Die Mutter und die Verwandte waren nahe daran, laut aufzuſchreien. Aber bald ermutigten ſie ſich, legten die Hand an ihr Herz, und da ſie hier einige Bewegung zu ſpüren glaubten, ſo zweifelten ſie nicht länger, daß ihr Kind ins Leben zurückgekehrt ſei. Mit warmen Gewändern und andern Reizmitteln, die ſie ihr in aller Stille beibrachten, bewirkten ſie eſ endlich, daß Fenicia zum Bewußtſein zurückkehrte, und mit völlig aufgeſchlagenen Augen nach einem ſchweren Seufzer begann: Weh mir, wo bin ich? Die Mutter antwortete: Du ſiehſt ja, mein Kind, daß du bei mir biſt und bei deiner Ruhme. Du hatteſt eine ſo heftige Ohnmacht, daß wir dich für todt hielten. Aber Gott ſei gelobt, daß du am Leben biſt. Ach, wie viel beſer wär eſ, verſetzte Fenicia, wär ich wirklich geſtorben, und ſo vielem Jammer entgangen. Mein liebes Kind, entgegnete die Mutter und die Ruhme, ſchicke dich ins Leben, da eſ Gottes Wille iſt. Eſ wird noch Alles gut werden. Die Mutter ſuchte die Freude, welche ſie empfand, zu verbergen, öffnete ein wenig die Thüre des Gemachs und ließ ihren Gatten rufen, der ſogleich herbeikam. Ob er ſich freute, die Tochter ins Leben zurückgekehrt zu ſehen, iſt wohl nicht die Frage. Sie trafen nun mancherlei Verabredungen und Meſſer Lionato beſtimmte zuerſt, daß Niemand von dieſem Ereigniſſe etwas erfahren dürfe, da er beſchloſſen hatte, Fenicien außerhalb Meſſina auf das Landgut ſeines Bruders zu ſchicken, deſſen Gattin hier anweſend war. Hierauf ſuchte er ſein Kind durch kräftigende Speiſen und köſtliche Weine zu erquicken, durch deren Genuß ſie ihre frühere Schönheit und Stärke wiedererlangte, dann ließ er ſeinen Bruder berufen und unterrichtete ihn ausführlich von ſeinem Vorhaben. Hiebei wurde folgendes Verfahren beobachtet. Meſſer Girolamo

(so hieß der Bruder Lionatos) führte die folgende Nacht Fenicien in sein Haus und hielt sie hier in Gesellschaft seiner Gattin auf das Strengste verborgen. Auf dem Landgute hatte er inzwischen Alles zu ihrem Empfange bereitet und eines frühen Morgens schickte er seine Frau mit Fenicien und einer etwa vierzehnjährigen Schwester Feniciens (sie selbst war sechzehnjährig) nach der Villa hinaus. Dieß geschah, damit Fenicia, wenn sie älter und vielleicht auch größer würde und mit den Jahren auch die Gesichtsbildung veränderte, unter einem andern Namen verheirathet werden könne. An dem Tage nach jenem Vorfalle, als das Gerücht von Feniciens Tode sich durch ganz Messina verbreitet hatte, ließ Messer Lionato ihr standesgemäße Exequien halten und einen Sarg bereiten, in welchem er, ohne daß es Jemand bemerkte (denn die Mutter schien es nicht zugeben zu wollen, daß sich ein Dritter damit beschwere), ich weiß selber nicht was versenkte und hierauf den zugemachten und wohlvernagelten Sarg verpichen ließ, so daß ein Jeder des festen Glaubens war, daß Feniciens Leiche sich darin befinde. Am Abend begleitete Messer Lionato mit den Verwandten, Alle in Schwarz gekleidet, den Sarg zur Kirche, und Vater und Mutter stellten sich so betrübt und niedergeschlagen als ob sie den wirklichen Leichnam ihres Kindes zur Grabstätte begleiteten. Dieß bewegte Alle, die es sahen, zum Mitleid, denn sobald der Anlaß zu Feniciens Tode bekannt geworden, zweifelten die Messener keinen Augenblick, daß Timbreo den Grund seines Rücktritts erdichtet habe. Nun senkte man die Lade, zur allgemeinen Betrübniß der ganzen Stadt, in die Erde. Ein steinernes Denkmal ward über dem Sarge errichtet und mit dem Wappen der Lionati verziert. Auf Messer Lionatos Anordnung setzte man folgende Grabchrift darauf:

Fenicia hieß ich Arme, von den Meinen
 Verlobt dem Harten, des ich mich muß schämen:
 Da es ihn reute, mich zur Eh zu nehmen,
 Ließ er mich schwerer Sünde schuldig scheinen.

Ich, die ich von den Fleckenlosen, Reinen,
 Wohl muß ich mich des Schimpfes willen grämen,
 Und lieber wollt ich sterben denn vernehmen,
 Man deut auf mich als Eine der Unreinen.

Nicht Stahl noch Eisen braucht es, mich zu morden,
 Mir ward der Schmerz zum hartgestählten Eisen,
 Da ich so ungerecht verlästert worden.

Und sterbend bat ich Gott, der Wahrheit Bronnen,
 Der Welt einst meine Unschuld zu erweisen,
 Und welchen Trug mein Bräutigam gesponnen.

Als die traurige Leichenfeier beendigt war, sprach man allenthalben nur über die Ursache von Feliciens Tod: man erschöpfte den Gegenstand von allen Seiten, aber insgemein stimmte man darin überein, daß man dem armen Kinde aufrichtiges Mitleid zollte, und Timbreos Vorgeben ward für erdichtet gehalten. Auch Timbreo fieng an, in den bittersten Schmerz zu versinken und eine gewisse Beklemmung des Herzens zu fühlen, die ihn selbst so sehr befremdete, daß er nicht wußte was er denken sollte. Dennoch meinte er keinen Tadel zu verdienen, da er einen Menschen die Leiter habe besteigen und ins Haus schlüpfen sehen. Aber bei besonnenem Nachdenken über das Gesehene, und da sein Unwille sich etwas abgekühlt und die Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, mußte er sich sagen, daß Jener wohl auch einer andern Dame willen, oder gar um zu stehlen dort eingestiegen sein könne. Auch fiel ihm ein, daß Lionatos Haus groß und jener Flügel, wo der Unbekannte eingestiegen, unbewohnt sei; daß überdieß Fenicia, welche mit ihrer Schwester hinter dem Gemach ihres Vaters und ihrer Mutter schlief, in jenen Flügel nicht kommen konnte ohne durch das Schlafzimmer ihrer Eltern zu gehen: und so von seinen Gedanken bestürmt und gequält, wußte er nirgends Ruhe zu finden.

Auch dem Gironde, dem bei der Nachricht von Feliciens Tode das Gewissen sagte, daß er ihr Henker und Mörder sei, wollte das Herz im Uebermaße des Schmerzes zerspringen, theils

weil er sie in der That heftig geliebt hatte, theils weil er der Urheber so trauriger Ereignisse gewesen war. Mehr als einmal war er in dieser Verzweiflung nahe daran, sich den Dolch in die Brust zu bohren. Er konnte nicht essen noch schlafen: wie ein Besessener, Bethörter gieng er umher, fuhr dann plötzlich wie aus dem Traume empor und wußte nicht Ruhe noch Raht zu finden.

Am siebenten Tage nach der Bestattung Feniciens glaubte er nicht länger leben zu können, wenn er dem Timbreo die Schandthat nicht entdeckte, die er begangen hatte. Er begab sich also gegen die Mittagsstunde in den Palast des Königs und begegnete dem Timbreo, welcher eben von Hof der Malzeit wegen nach Hause gieng; Girondo redete ihn an: Signor Timbreo, wenn es euch nicht beschwerlich ist, so erzeigt mir den Gefallen, mit mir zu kommen. Timbreo, welcher den Girondo wie einen Gefährten liebte, begleitete ihn unter mancherlei Gesprächen. Sie hatten nur wenige Schritte zu der Kirche, in welcher Feniciens Grabmal war. Vor dem Eingange entließ Girondo seine Diener und bat den Timbreo, auch die Seinigen anzuweisen, nicht in die Kirche zu kommen; worin ihm dieser gerne willfahrte. Beide betraten nun ganz allein die Kirche, in welcher sie auch Niemanden erblickten, und Girondo führte den Timbreo in die Kapelle, worin Feniciens Scheinbegräbniß errichtet war. Hier angelangt, knieete Girondo vor dem Grabmale nieder, entblößte einen Dolch, den er an der Seite trug, und gab den bloßen Stahl dem Timbreo in die Hand. Ganz verwundert und erstaunt erwartete dieser wo das hinaus solle, denn noch hatte er nicht bemerkt, weßsen Begräbniß es sei, auf dem sein Gefährte sich auf die Kniee gelassen hatte.

Girondo wandte sich jetzt unter Thränen und Schluchzen zu Timbreo und sprach: Edler, großmüthiger Ritter, ich habe dich unendlich beleidigt, aber ich bin nicht hieher gekommen, dich um Verzeihung zu bitten, denn mein Vergehen ist von der Art, daß es keine Verzeihung verdient; wenn du aber deiner Ehre würdig handeln, eine ritterliche That vollbringen, ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk verrichten willst, so stoß den Dolch,

den du in der Hand hast, in diese ruchlose, verbrecherische Brust, und bringe der geweihten Asche der unschuldigen und unglücklichen Fenicia mein lasterhaftes, verabscheuungswürdiges Blut zum schuldigen Opfer, denn in diesem Gewölbe ward sie vor wenig Tagen begraben und ich allein war der böshafte Urheber ihres frühen, unverschuldeten Todes. Bist du mitleidiger gegen mich als ich selbst, und versagst mir diese Bitte, so werd ich selbst mit eigener Hand die Rache an mir vollziehen und meinem Leben ein Ende machen. Sofern du aber noch der edle, großherzige Ritter bist, der du immer gewesen, der nie den leisesten Schatten eines Fleckens auf seiner Ehre duldete, so wirst du nicht säumen, für dich und die unglückliche Fenicia die gebührende Rache zu nehmen.

Als Limbreo hörte, daß der Leichnam der schönen Fenicia hier versenkt sei, und die Worte des Girondo vernahm, gerieth er außer sich und wußte nicht was er von der Sache zu denken habe. Von unbekanntem Gefühlen ergriffen hub er bitterlich zu weinen an und bat den Girondo aufzustehen und ihm den Zusammenhang zu erklären; zugleich schleuderte er den Doldh weit von sich und ruhte nicht bis er den Girondo zum Aufstehen brachte, der dann unter einem Strom von Thränen begann:

Wiße denn, daß ich Fenicien über Alles in der Welt und so heftig geliebt habe, daß, wenn ich noch hundert Jahre litte, ich niemals Trost noch Hülfe hoffen dürfte, nachdem meine Leidenschaft den jämmerlichen Tod dieses unglücklichen Kindes verursacht hat. Denn als ich sah, daß ich nie einen freundlichen Blick, noch das geringste meinen Wünschen günstige Zeichen von ihr zu gewärtigen habe, weil ich vernommen hatte, daß sie dir zugesagt worden, so täuschte ich mich, von meiner zügellosen Begierde geblendet, mit der Hoffnung, wenn ich Mittel fände, ihre Vermählung mit dir zu hintertreiben, so könne sie dereinst noch die Meinige werden, wenn ich bei dem Vater um sie anzuhalten käme. Da ich meiner heißen Liebesglut nicht anders zu steuern wußte, und alle andere Rücksichten hintansetzte, so entwarf ich den schändlichsten Plan, der jemals erdacht worden, und brachte es durch

Betrug dahin, daß du zur Nachtzeit einen Mann in das Haus steigen sahst, welcher nichts anders war als einer meiner Diener, so wie auch derjenige, welcher zu dir kam und dir anzeigte, daß Fenicia ihre Liebe einem Dritten zugewandt habe, von mir unterrichtet und bestochen war dir jene Nachricht zu bringen. Dieß vermochte dich, Fenicien zu verschmähen: die Unglückliche grämte sich darüber zu Tode und hier ist ihr Begräbniß. Ich war ihr Mörder, ihr Henker, ihr grausamer Bürger, und für diese Unbilde gegen dich und gegen sie beschwöre ich dich mit gekreuzten Armen (hier warf er sich von Neuem vor ihm auf die Kniee), die meiner Schandthat würdige Rache an mir zu nehmen, denn das Bewußtsein, so vieler Greuel Urheber zu sein, macht mir das Leben zur unerträglichsten Last.

Als Timbreo diese Worte vernahm, weinte er bitterlich; doch sah er wohl ein, daß der begangene Fehler nicht ungeschehen zu machen, da Fenicia todt sei und sie Niemand ins Leben zurückrufen könne: er beschloß darum, sich an Girondo nicht zu vergreifen, sondern ihm alle seine Schuld zu verzeihen und nur darauf zu denken wie Feniciens Ruf wiederhergestellt und ihre Ehre von den Flecken zu reinigen sei, die sie so ungerechterweise betroffen hatten. Er bat also Girondo, aufzustehen und sprach zu ihm nach vielen heißen Seufzern und bittern Thränen: Wie viel besser wär es für mich, mein Bruder, wenn ich nie geboren oder taub zur Welt gekommen wäre, daß ich so Schreckliches, Herzerreißendes nicht gehört hätte, denn nun kann ich nie wieder froh werden, weil ich mir sagen muß, daß meine Leichtgläubigkeit diejenige gemordet hat, deren Liebe, deren seltene Tugenden und bewunderungswürdige Gaben wohl einen andern Lohn von mir verdient hätten als Schimpf, Verleumdung und frühzeitigen Tod. Weil es aber Gott so gefügt hat, gegen dessen Willen kein Blatt an den Bäumen sich rührt, und Geschehenes sich wohl noch tadeln aber nicht mehr ändern läßt, so gedenke ich keinerlei Rache an dir zu nehmen, damit ich nicht, auch den Freund noch verlierend, Schmerz auf Schmerz häufe, zumal da Feniciens seliger Geist darum

nicht in den keuschen Leib zurückkehren würde, der seinen Lauf einmal vollbracht hat. Aber Eins muß ich dir noch verweisen, damit du nicht noch einmal in solchen Irrthum verfällst, nämlich, daß du mir deine Liebe nicht entdeckt hast, da dir meine Neigung bekannt war, mir aber die deinige nicht: denn dann wär ich dir gewichen eh ich noch bei ihrem Vater um sie geworben, und hätte (wie es dem edeln, großdenkenden Geiste geziemt) mich selbst bezwungen und unserer Freundschaft meine Wünsche zum Opfer gebracht; oder du hättest, wenn du meine Gründe gehört, deine Ansprüche aufgegeben, und alle diese Greuel wären nicht geschehen. Doch jetzt ist es geschehen und nichts auf der Welt kann es ungeschehen machen. Darum wünsche ich, daß du mir den Gefallen erzeigtest zu thun was ich dir sagen werde. Befiehl mir, mein Gebieter, sprach Girondo, ich werde dir in Allem und Jedem gehorchen. Ich wünsche, fuhr Timbreo fort, daß wir es unsere erste Aufgabe sein ließen, Fenicien, die wir so ungerecht gelästert haben, ihre Ehre und unbescholtenen Ruf wiederzugeben, zuerst bei ihren trostlosen Verwandten, und dann bei allen Messenern: denn da das Gerücht verbreitet hat was ich ihr sagen ließ, so könnte leicht die ganze Stadt glauben, sie sei eine feile Dirne. Thäten wir dieß nicht, so müßte ich ewig ihren zürnenden Schatten vor mir zu sehen glauben, der zu Gott wider mich um Rache rief.

Girondo antwortete ihm unter Thränen: Du hast zu befehlen, mein Gebieter, ich gehorche. Erst war ich dir durch Freundschaft verbunden, jetzt bin ich es durch die Unbilde, die ich dir zugefügt und deine edle, großmüthige Verzeihung hat mich ewig zu deinem Unterthan und Sklaven gemacht.

Nach diesen Worten knieten sich beide unter den bittersten Thränen vor dem Grabmal nieder und riefen Gott und Fenicien um Verzeihung an, Girondo für seinen Frevel und Timbreo für seine strafbare Leichtgläubigkeit. Dann trockneten sie ihre Thränen und Timbreo bat den Girondo, ihn nach dem Hause Lionatos zu begleiten. Sie giengen also zusammen dahin und

fanden Lionato, der sich eben mit einigen Verwandten, die bei ihm gespeist hatten, von der Tafel erhob und als er hörte, daß diese beiden Ritter ihn zu sprechen wünschten, voller Bewunderung ihnen entgegen gieng und sie willkommen hieß. Da sie aber Messer Lionato und seine Gattin schwarz gekleidet sahen, rührte sie die Erinnerung an Feniciens grausamen Tod von Neuem zu Thränen und ließ sie keine Worte finden. Nachdem man Beiden Stühle gegeben und sich Alle gesetzt hatten, begann Timbreo unter Seufzen und Schluchzen vor allen Anwesenden die jammervolle Geschichte zu erzählen, welche den grausamen und frühzeitigen Tod Feniciens, wie er meinte, verursacht habe. Dann warf er sich zugleich mit Gironde vor beiden Eltern auf die Kniee, sie um Verzeihung ihres Frevels anzuflehen.

Lionato weinte vor Freude und zärtlicher Rührung, umarmte sie beide liebevoll, verzieh ihnen alle Schuld und dankte Gott, daß er die Unschuld seiner Tochter ans Licht gebracht habe. Nach mancherlei Gesprächen wandte sich Timbreo zu Messer Lionato und sprach: Mein Vater, da das Unglück meinen heißen Wunsch, euer Eidam zu werden, vereitelt hat, so bitte und beschwöre ich euch so dringend ich kann, über mich und das Meinige zu verfügen als wär ich wirklich euer Schwiegersohn geworden, denn ich werde euch ewig die Ehrerbietung und den Gehorsam erzeigen, den ein liebevoller Sohn dem Vater schuldig ist. Würdigt mich eurer Befehle, so werdet ihr finden, daß meine Handlungen meinen Worten entsprechen, denn wahrlich, ich weiß in der Welt nichts und wär es auch noch so schwer, das ich um euretwillen nicht thun wollte.

Mit liebevollen Worten dankte der gute Alte dem Timbreo und sprach: Da ihr mir aus gutem Herzen ein so uneigennütziges Anerbieten macht und der Himmel mich eurer Verwandtschaft nicht für würdig hielt, so wage ich es, eine Bitte an euch zu richten, die ihr mir leicht gewähren könnt. Bei dem Edelmuthe, der euch befeelt, und bei aller der Liebe, die ihr je zu der armen Fencia trugt, bitt ich euch nämlich, wenn ihr euch dereinst ver-

mählen wollt, mir es anzuzeigen und wenn ich euch dann eine Gattin gebe, die euch gefällt, sie aus meinen Händen zu nehmen. Zimbreo dachte, der gute Alte verlange eine sehr geringe Entschädigung für einen so großen Verlust als er erlitten habe, reichte ihm also die Hand, umarmte ihn und sprach: Lieber Vater, da ihr mir ein so Geringes auferlegt, während ich euch zu unendlich Höherm verpflichtet bin und nur eine Gelegenheit wünsche, euch zu zeigen wie gern ich euch gefällig sein möchte, so werd ich nicht nur mich nie ohne euer Wissen vermählen, sondern auch die mit Freuden heirathen, die ihr mir wählt und bestimmt. Dieß versprech ich euch bei meiner Ehre vor allen diesen Rittern und Herrn. Auch Gironde wandte sich mit verbindlichen Worten zu Messer Lionato und erbot sich ihm zu allen seinen Befehlen bereit. Hierauf begaben sich die beiden Ritter zu Tisch und die Sache verbreitete sich wie sie war durch ganz Messina, so daß es zur allgemeinen Kunde kam, Fenicia sei unschuldig verleumdet worden. Auch benachrichtigte der Vater Fenicien noch desselben Tages durch einen Boten von dem Vorgange, worüber sie sich unendlich freute und Gott inbrünstig für ihre gereinigte Ehre dankte.

Etwa seit einem Jahre befand sich jetzt Fenicia auf dem Landgute, wo man sie so geheim gehalten hatte, daß Niemand ahnen konnte, sie lebe noch. Inzwischen hatte Zimbreo in dem vertrautesten Verhältniß zu Messer Lionato gelebt und dieser unterrichtete nun Fenicien von seinem Vorhaben und bereitete in der Stille Alles vor, was zur Ausführung desselben gehörte. Fenicia war indessen über allen Glauben schön geworden; sie hatte eben ihr siebzehntes Jahr erreicht und war so groß geworden, daß sie Niemand für Fenicia gehalten hätte, um so mehr als man sie todt glaubte. Ihre Schwester, welche ihr Gesellschaft leistete, war jetzt etwa funfzehn Jahre alt und hieß Belfiore; auch glich sie in der That der schönsten Blume, und gab an Reizen ihrer ältern Schwester wenig nach. Da Lionato, der sie häufig besuchte, dieß sah, beschloß er die Ausführung seines Planes nicht länger hinauszuschieben. Eines Tages sagte er in Gesellschaft jener beiden

Ritter lächelnd zu Timbreo: Es ist nun endlich Zeit, mein Herr, daß ich euch eurer Verbindlichkeit gegen mich entledige. Ich glaube ein edles und reizendes Fräulein zu eurer Gattin gefunden zu haben, von welcher ich hoffe, daß sie euch gefällt, wenn ihr sie sehen werdet. Und wenn ihr sie auch nicht so leidenschaftlich lieben könnt wie ihr einst Fenicien liebte, so darf ich euch doch versichern, daß ihr eine nicht minder edle, schöne, lebenswürdige Gattin an ihr finden werdet. Auch alle andern weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten besitzt sie, dem Herrn sei Dank, in überschwenglicher Fülle. Doch ihr werdet sie sehen und es soll euch unbenommen bleiben zu thun was ihr für dienlich erachtet. Am Sonntag Morgen komm ich mit einer Gesellschaft meiner Verwandten und Freunde, die ich dazu auswählen werde, nach eurer Wohnung, wo ich euch mit Signor Girondo bereit zu finden hoffe, denn wir wollen nach einem Landgute drei Meilen von Messina, wo wir die Messe hören und nachdem ihr das Fräulein gesehen habt, von der ich euch sprach, zusammen zu Mittag speisen werden.

Timbreo nahm die Einladung an, gab die nöthigen Befehle und hielt sich am Sonntag in der Frühe nebst seinem Freunde Girondo bereit, die Fahrt anzutreten. Als bald kam auch Lionato, der schon auf dem Landgute Alles auf das Festlichste hatte anordnen und bereiten lassen, mit einer Schar von Edelleuten vor Timbreos Wohnung. Als Timbreo seine Ankunft erfuhr, stieg er mit Girondo und seinen Dienern zu Pferde, und nach gegenseitigen Begrüßungen setzte sich der ganze Zug vor die Stadt in Bewegung. Unter mancherlei Gesprächen, wie sie bei ähnlichen Lustritten üblich sind, gelangten sie ehe sie es dachten zu der Villa, wo sie ehrenvoll empfangen wurden. Hier wohnten sie in einer nahegelegenen Kirche dem Messsamte bei, und begaben sich dann in den mit Alexandrinischen Teppichen und Vorhängen kostbar verzierten Saal. Kaum waren sie hier angelangt, sieh, da traten aus einem Seitengemache viel Frauen und Edelfräulein, worunter Fenicia und Belfiore, und Fenicia glich dem Monde wenn er

am heitern Himmel alle Sterne überstrahl. Die beiden Ritter und die übrigen Edelleute empfingen die Damen mit Ehrerbietung, wie sie jeder Gebildete Frauen zu beweisen verbunden ist. Messer Lionato nahm hierauf Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicia, welche seit ihrem Aufenthalt auf dem Landgute nur Lucilla genannt worden; hier, Herr Ritter, sprach er, stell ich euch Fräulein Lucilla vor, welche ich zu eurer Gattin bestimmt habe, wenn ihr sie lieben könnt. Wollt ihr meinem Rath folgen, so erklärt sie für eure Braut; es steht euch indes frei, sie zu lassen oder zu nehmen. Als Timbreo das Fräulein sah, das in der That ein Wunder von Schönheit war und ihm schon beim ersten Anblick überaus wohlgefiel, war er sogleich entschlossen, dem Verlangen Lionatos zu genügen, und sprach nach einem kurzen Bedenken: Mein Vater, nicht nur nehm ich das Fräulein, das ihr mir vorstellt und das mir eines Königs würdig scheint, mit Freuden an, sondern ich würde auch jede andere, die ihr mir bestimmt hättet, von eurer Hand angenommen haben, und damit ihr seht wie sehr ich wünsche, euch gefällig zu sein und daß ich euch kein eitles Versprechen geleistet, so erkläre ich dieses Fräulein hiermit zu meiner rechtmäßigen Braut sofern ihr Wille mit dem Meinigen übereinstimmt. Auf die letzten Worte entgegnete das Fräulein: Ich bin bereit Alles zu thun was Messer Lionato befiehlt. Und ich, schönes Fräulein, versetzte Lionato, ersuche euch den Signor Timbreo zum Gemahl zu nehmen. Um die Sache nicht länger zu verzögern, gab sie ein anwesender Geistlicher auf ein gegebenes Zeichen durch die nach dem Gebrauch der Kirche herkömmlichen Worte zusammen. Der Geistliche wußte es so geschickt einzurichten, daß Timbreo durch die Erklärung das gegenwärtige Fräulein zur Ehe zu nehmen, seine Fenicia heirathete indem er Lucillen zu heirathen glaubte. Schon als er das Fräulein aus dem Gemach treten sah, bewegte ein unnennbares Gefühl sein Herz; er glaubte in ihren Zügen eine gewisse Aehnlichkeit mit Fenicien wahrzunehmen, und konnte nicht aufhören sich an ihrem Anblick zu weiden, so daß er alle Liebe, die er zu Fenicien empfün-

den, auf diesen neuen Gegenstand übertragen hatte. Sogleich nach der Feierlichkeit ward das Wasser zum Waschen der Hände gereicht und zu Tisch gegangen. An der Spitze des Tisches setzte man die Braut, zu ihrer Rechten saß Timbreo, ihm gegenüber Belfiore, an ihrer Seite der Ritter Girondo: und so saßen Männer und Frauen in bunter Reihe nebeneinander. Köstliche Speisen wurden in der schönsten Ordnung aufgetragen und das ganze Mal war nicht minder durch Pracht als besonnene und doch rasche Bedienung ausgezeichnet. An unterhaltenden Gesprächen, witzigen Einfällen und tausend andern Ergeßungen fehlte es nicht. Zuletzt als man zur Erfrischung die Früchte der Jahreszeit auftrug, und Feniciens Ruhme, welche den größten Theil des Jahrs auf dem Landgute mit ihr zugebracht und neben Timbreo saß, das Mal enden sah als ob niemals von so viel traurigen Vorfällen die Rede gewesen, sprach sie wie zum Scherze zu Timbreo: Herr Bräutigam, seid ihr denn niemals verlobt gewesen? Bei dieser Frage der ehrwürdigen Matrone fühlte Timbreo wie seine Augen sich mit Thränen füllten, und er mußte abwarten bis sie niederrannen eh er antworten konnte: Frau Ruhme, sprach er, eure geehrte Frage ruft eine Begebenheit in mein Gedächtniß, die ich stäts im Herzen trage und die meinem Leben ein frühes Ziel setzen wird. Denn so sehr Fräulein Lucillas Besitz mich glücklich macht, so fühl ich doch um einer Andern willen, die ich liebte und noch im Tode mehr als mich selbst liebe, beständig einen Wurm an meinem Herzen nagen, der mich nach und nach verzehrt und mit den grausamsten Qualen foltert, denn ich war der einzige Urheber ihres unverschuldeten, schrecklichen Todes. Hierauf bemühte sich Girondo zu entgegnen, aber tausend schluchzende Seufzer und reichlich niederströmende Thränengüße verhinderten ihn; endlich aber sprach er in halb gebrochenen Worten: Ich, Herr, ich Treuloser war der Würger, der Henker des unglückseligen Mädchens, das seiner seltenen Gaben willen ein längeres Leben verdient hätte; ihr hattet keine Schuld an ihrem Tode, nur ich allein. Bei diesem Gespräch füllten sich die Augen der Braut mit heißen Thränen,

bei der lebhaften Erinnerung der vergangenen Trübsale, die ihr so herben Kummer gekostet hatten. Aber die Ruhme fuhr fort, den Neffen zu bestürmen und sprach: Seit doch so gefällig, Herr Ritter, uns die Begebenheit zu erzählen, die euch und diesen andern Ritter noch jetzt zu so zärtlichen Thränen rührt. Ach, erwiderte Timbreo, warum verlangt ihr, Frau Ruhme, daß ich mir den bittersten, grausamsten Schmerz erneue, den ich jemals erduldet, dessen Erinnerung schon genügt, mich zu verzehren und zu vernichten. Aber euch zu gefallen, will ich euch die Ursache meiner ewigen Trauer erzählen, so wenig Ehre mir meine Leichtgläubigkeit auch bringen mag. Er begann also und erzählte von Anfang bis zum Ende unter den heißesten Thränen und zur größten Rührung und Verwunderung aller Anwesenden die ganze traurige Begebenheit.

Hierauf hob die Matrone wieder an: Ihr habt uns eine wunderbare und schreckliche Geschichte erzählt, Herr Ritter, wie sich vielleicht nie eine ähnliche auf der Welt begeben hat. Aber sagt mir, so wahr Gott euch helfe, wenn ihr vor der Vereinigung mit dieser eurer Neuvermählten jene erste Geliebte hättet wiederbeleben können, womit hättet ihr sie wohl erkaufen wollen? Unter neuen Thränen antwortete ihr Timbreo: Ich schwöre euch bei Gott, Herrin, daß diese meine neue Braut mich vollkommen glücklich macht und ich hoffe, sie wird es künftig noch mehr. Aber hätt ich die Todte wieder erwecken können, mit der Hälfte meines Lebens wollt ich sie erkaufte haben, der irdischen Güter nicht zu gedenken, die ich für sie hingegeben hätte, denn ich liebte sie so innig und herzlich als nur irgend ein Mann eine Frau lieben mag, und aus Liebe zu ihr werd ich alle ihre Verwandten Zeit- lebens lieben und ehren.

Der glückliche Vater Feniciens konnte bei diesen Worten seine Freude nicht länger verhehlen; er wandte sich zu dem Schwiegersohn und sprach unter Thränen der Rührung und Zärtlichkeit: Eure Handlungen, lieber Sohn und Eidam, denn so muß ich euch nennen, stimmen schlecht zu euern Worten, denn ihr habt

eure geliebte Fenicia geheirathet und den ganzen Morgen an ihrer Seite verbracht und erkennt sie noch nicht wieder: wo ist eure so glühende Liebe geblieben? Hat sie ihre Gestalt so verändert, sind ihre Züge so entstellt, daß ihr sie nicht erkennt, da sie neben euch sitzt?

Da endlich öffneten diese Worte die Augen des verliebten Ritters, er slog an die Brust seiner Fenicia, küßte sie tausendmal und konnte auf dem Gipfel überschwenglicher Wonne seine Augen von ihrem Anblicke nicht losringen noch unter süßen Thränen der Zärtlichkeit ein Wort hervorstammeln; nur bei sich selber schalt er sich einen Blinden. Alsdann erzählte Messer Lionato die Geschichte von Feniciens Rettung, welche Alle mit dem äußersten Erstaunen erfüllte und eine heitere Stimmung verbreitete. Nun erhob sich Girondo von der Tafel und stürzte sich unter vielen Thränen Fenicien zu Füßen, indem er sie demüthigst um Verzeihung bat. Diese hob ihn sogleich freundlichst auf und verzieh ihm mit liebevollen Worten die erlittenen Unbilden. Darum wandte sie sich zu ihrem Gatten, der sich selbst für schuldig erklärte, und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, jenes Vorfalls nie wieder zu gedenken, noch für eine Schuld um Verzeihung zu bitten, die er nicht begangen habe. Dann küßten sie sich und tranken, vor Freude weinend, ihre heißen Thränen im Uebermaß des Entzückens und der Wonne.

Während sich Alle der allgemeinen Freude hingaben und zu festlichen Tänzen anschickten, nahete sich Ritter Girondo dem Lionato, welcher so vergnügt war, daß er den Himmel mit dem Finger zu berühren wähnte, und bat ihn, ihm eine sehr große Gnade erzeigen zu wollen, wodurch er ihn unendlich glücklich machen werde. Lionato antwortete, er möge nur fordern, denn wenn es in seiner Macht stehe, seine Bitte zu gewähren, so werde er sie gern und freudig erfüllen.

So verlang ich denn, fuhr Girondo fort, euch, Messer Lionato, zum Vater und Schwäher, eure Tochter Fenicia und Ritter Timbreo zu Geschwistern und dieses Fräulein Belfiore zu meiner rechtmäßigen und geliebten Gattin.

Am folgenden Tage schickten sie sich an, nach Messina zurückzukehren, um dort die Hochzeit mit jener Feierlichkeit zu begeben, die sich für den Rang der beiden Ritter geziemte. Die beiden Ehemänner hatten schon durch einen Eilboten einen ihrer Freunde, der das Vertrauen des Königs besaß, von ihren Schicksalen unterrichtet und ihm aufgetragen, was sie wünschten, das er für sie thun möchte. Daher gieng er noch desselben Tages zu König Pedro, ihm im Namen der beiden Ritter aufzuwarten und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer Liebe, und was sich von Anfang bis zu Ende mit ihnen begeben habe. Der König bewies hierüber eine nicht geringe Freude; er ließ die Königin herbeirufen und befahl dem Vermittler, noch einmal in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte zu erzählen. Dieß that er denn auch gewissenhaft und zur größten Erbauung und Verwunderung der Königin, welche, da sie von Feniciens kläglichem Schicksale vernahm, aus Mitleid für das Mädchen zu Thränen gerührt wurde.

Nun war der König Pedro vor allen Fürsten seiner Zeit milde und freigebig und wußte besser als Andere das Verdienst zu belohnen und die Königin war nicht minder hochherzig und edelmüthig. Der König eröffnete ihr also seinen Entschluß und was er zu thun vorhabe. Als die Königin seinen großmüthigen Vorfaß vernahm, billigte und pries sie den Willen ihres Herrn und Gemahls. Es ward also am ganzen Hofe Alles auf das Sorgsamste geordnet, und alle Edelleute und Damen in ganz Messina geladen, worauf der König befahl, daß die angesehensten Hofbeamten in Gesellschaft unzählig viel anderer Ritter und Edelleute, unter der Leitung des Infanten Don Giacomo Dongiavo, seines Erstgeborenen, vor die Stadt den neuvermählten Schwestern entgegengehen sollten. Sogleich schloßen sich Alle in der schönsten Ordnung dem Zuge an und ritten vor die Stadt. Sie waren kaum eine Meile geritten, als sie den beiden Neuvermählten begegneten, welche mit ihren Männern und vielen andern Begleitern fröhlich gen Messina zogen. Als sie einander genahet waren, ließ Don Giacomo die Ritter, welche sie zu empfangen

abgestiegen waren, wieder aufsitzen und ritt zu den beiden Schwestern, welchen er im Namen seines Vaters zu ihrer Vermählung verbindlichst Glück wünschte und von Allen auf das Ehrerbietigste begrüßt wurde. Auch die übrigen Hofbeamten und Edelleute von dem Zuge, der aus Messina gekommen war, empfingen die Neuvermählten und ihre Gatten nicht minder zuvorkommend und höflich. Die beiden Ritter mit ihren Frauen andererseits dankten Allen auf das Schmeichelhafteste und vor Allem sagten sie dem Infanten Don Giacomo den verbindlichsten Dank für die ihnen erwiesene Ehre.

Hierauf setzte sich die ganze Gesellschaft gegen die Stadt in Bewegung unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen, wie es bei dergleichen Lustbarkeiten herzugehen pflegt. Don Giacomo unterhielt sich sehr lange und freundlich bald mit Venicien, bald mit Belfioren. Der König, welcher mehrmals durch Boten von dem Vorrücken des Zuges unterrichtet worden war, stieg, als es ihm Zeit schien, mit der Königin und einer ansehnlichen Gesellschaft von Rittern und Edeldamen zu Pferde und begegnete am Eingange der Stadt dem schönen eben anlangenden Zuge. Alle stiegen sogleich ab, um den König und die Königin zu begrüßen, wofür sie von diesen gnädig empfangen wurden. Der König ließ alsdann Alle wieder aufsitzen und nahm seinen Platz zwischen Lionato und Timbreo ein, während die Königin die schöne Venicia an ihre rechte und Belfioren an die linke Seite nahm. Der Infant Don Giacomo ritt neben Gironde. Ein Gleiches thaten die übrigen Ritter und Edelfrauen, welche gepaart in der schönsten Ordnung einher ritten und nach des Königs Befehl den Weg nach dem königlichen Schlosse nahmen. Nach einem prachtvollen Male mußte Timbreo auf des Königs Wunsch in Gegenwart aller Tischgäste die Geschichte seiner Liebe erzählen. Hierauf folgte ein glänzender Ball. Noch sieben Tage lang hielt der König offenen Hof und Alle mußten während dieser Zeit im königlichen Palaste speisen.

Nach beendigtem Feste ließ der König den Lionato berufen und fragte ihn, welches Heirathsgut er seinen Töchtern versprochen

habe und in welcher Art er es ihnen anzuweisen gedenke. Messer Lionato antwortete, es sei noch nicht zur Sprache gekommen; indessen werde er sie nach seinem Vermögen ausstatten. Da sprach der König: Wir selbst werden euern Töchtern ein Heirathsgut geben wie es ihnen und unsern Ritttern geziemt, und wollen nicht, daß sie euch in Zukunft irgend noch Kosten verursachen. Hierauf ließ der freigebige König, dem dieß nicht nur bei allen Sicilia- nern, sondern bei Jedem, der davon hörte, zur größten Ehre ge- reichte, die beiden jungen Männer und ihre Frauen rufen und feierlich auf Alles Verzicht leisten, was sie aus dem Vermögen des Messer Lionato zu fordern haben könnten, und fügte sogleich den königlichen Befehl hinzu, der diese Verzichtleistung bestätigte. Unverzüglich darauf stattete er sie, nicht wie Bürgerstöchter, son- dern wie seine eigenen, auf das Ehrenvollste aus und erhöhte das Jahrgehalt, das die Ritter von ihm bezogen. Die Königin, nicht minder aufwandliebend, großmüthig und freigebig, ernannte beide Frauen zu ihren Hofdamen, warf ihnen von ihren eigenen Ein- künften ein ansehnliches Gehalt aus und hielt sie immer lieb und werth. Sie, die in der That äußerst liebenswürdig waren, wußten bald durch ihr Benehmen die Hochschätzung aller Hofbeamten zu erwerben. Auch dem Messer Lionato gab der König ein ehren- volles Amt in Messina, das ihm keine geringen Einkünfte brachte. Weil er aber schon bei Jahren war, so brachte er es dahin, daß der König einen seiner Söhne darin bestätigte. So ergieng es mit Timbreos redlicher Liebe: das Böse, das ihm Girondo hatte zufügen wollen, schlug zum Guten aus und beide genoßen noch lange ihrer Frauen und lebten in Glück und Frieden. Noch oft durften sie sich mit Vergnügen der Leiden erinnern, welche die schöne Fenicia überstanden hatte. Dieser Timbreo war der erste, welcher in Italien das Haus der Cardona stiftete, welches noch heute in Sicilien und Neapel viele geachtete Mitglieder zählt. Auch in Spanien blüht dieß hochedle Blut der Cardona und bringt Männer hervor, die von dem Adel ihrer Ahnen nicht aus- arten, weder in den Waffen noch in der Toga.

2. Viel Lärmens um Nichts.

Zur Sagenvergleichung.

Bandello I, 22. *Mistress Lennox* hat in ihrem Shakspeare illustrated eine Episode des fünften Buchs von Ariosts rasendem Roland als die vermeintliche Quelle dieses Stücks übersezt; allein schon Farmer und Steevens haben bemerkt, daß unsere Novelle der Shakspeare'schen Darstellung weit näher steht. Bei Ariost findet sich nämlich nur der erste Theil von Heros Geschichte, ihre falsche Anklage; ihren scheinbaren Tod und endliche Wiederbelebung, bei welcher sie als eine Verwandte der ersten Braut ihrem frühern Bräutigam vorgestellt und vermählt wird, hat wohl Bandello zuerst erfunden. Indes mag Shakspeare Ariosts Darstellung jenes ersten Theils der Geschichte gekannt haben, weil auch bei ihm wie bei Ariost das Kammermädchen die Rolle ihres Fräuleins am Fenster spielen muß, was bei Bandello nicht vorkommt. Doch könnte er diese Abweichung auch selbst erfunden oder aus einer Nachbildung der Ariostischen Darstellung in Spensers *Fairy Queen* II, c. 4 entlehnt haben. Wenn Shakspeare den Ariost nicht im Original lesen konnte, so war er ihm durch die schon im Jahre 1591 herausgekommene Uebersetzung des Harrington zugänglich; auch mochte er gerade diese Episode aus einer besondern poetischen Bearbeitung von George Turberville kennen lernen, die einige Jahre früher erschienen war; überdieß hatte, wie wir sehen werden, schon ein älteres Schauspiel jene Ariostische Episode behandelt.

Wie Dunlop II. 456 vermuthet, hat Ariost, den Bandello benützt haben mag, wieder aus dem Ritterroman von Tyrant dem Weissen geschöpft, wo der Inhalt des ersten Theils unserer



1. Das Märchen von Dorastus und Faunia.

Nach Robert Greene.

Ehe noch das Christenthum in der Welt erschienen war, regierte in Böhmen ein König, Pandoſto genannt, welcher einer Prinzessin von ausgeſuchter Schönheit und Tugend, mit Namen Bellaria, vermählt war, und ſo glücklich mit ihr lebte, daß die Eintracht des königlichen Paares allen ihren Unterthanen zu ſonderlicher Erbauung gereichte. Nach dem erſten Jahre ihrer Ehe wurde Bellaria von einem Sohne entbunden, der den Namen Garrinter erhielt. Die Nachricht von ſeiner Geburt verbreitete Jubel über ganz Böhmen, und der König, ſowohl um ſeine eigene Freude über dieß glückliche Ereigniß auszudrücken als den Wünſchen ſeines Volks zu begegnen, ſchrieb ein großes Turnier zu Ehren des jungen Prinzen aus, zu welchem, außer ſeinen eigenen Mannen und Lehnsleuten, viel benachbarte Könige, Fürſten und Herrn herbeieilten, ihre Tapferkeit und Gewandtheit zu bewähren. Das Feſt währte zwanzig Tage und erfüllte alle Gäſte mit Bewunderung über den prächtigen Hofhalt Pandoſtos. Aber das Glück iſt unbeſtändig und bald verkehrte es ſein Lächeln in Ingrimm gegen den König und ſeine geliebte Bellaria.

Seit ſeiner Jugend war Pandoſto durch die engſte Freundschaft mit Egiftus, dem jungen Könige von Sicilien, verbunden. Dieſer Fürſt wollte dem Freunde beweifen, daß weder Zeit noch räumliche Entfernung ſeine Neigung zu ſchwächen vermocht habe, und beſchloß, ihn in ſeinem Reiche heimzuſuchen und ihm zu ſeiner Vermählung und der Geburt eines Sohnes Glück zu wünſchen. Er ließ alſo ſeine Schiffe bereiten und kam mit einer geringen, aber erleſenen Dienerschar in Böhmen an. Bei ſeiner Landung

ward er von Pandosto, der Königin und einem glänzenden Gefolge feierlich eingeholt und unter festlichem Jubel in den Palast geführt. Pandosto, dessen Herz von diesem Beweise von Freundschaft, den Egistus ihm gab, zärtlich gerührt war, veranlaßte die Königin, diesem Fürsten, den er so sehr liebte und dem er sich so höchlich verpflichtet fühlte, alle erdenklichen Beweise von Freundschaft und Hochachtung zu geben, und Bellaria, die gewohnt war, den Willen ihres Gemahls zu dem ihrigen zu machen, genügte dieser Aufforderung um so lieber als die edeln Eigenschaften ihres Gastes diese Auszeichnung vollkommen verdienten. Sie gab ihm also täglich tausend unschuldige Zeichen ihrer Hochachtung, und Egistus, der die Vorzüge der Königin mit aller Wärme eines uneigennütigen Freundes bewunderte und schätzte, ermangelte nicht, sich dankbar zu beweisen. Diese gegenseitige Werthschätzung veranlaßte eine freundschaftliche Vertraulichkeit zwischen der Königin und ihrem Gaste, die dem Pandosto, welchen Staatsgeschäfte oft verhinderten, ihnen Gesellschaft zu leisten, anfänglich zu großer Freude gereichte. Nach und nach aber begann der unglückliche Fürst, entweder weil er sich der überlegenen Vorzüge des Egistus bewußt war, oder aus einem angeborenen Hang seines Gemüths, den vertraulichen Umgang zwischen seiner Gemahlin und dem Gaste, den er selbst veranlaßt und eingeleitet hatte, mit eifersüchtigen Augen zu betrachten. Zweifel und finstere Gedanken bestürmten ihn, wenn er die unwiderstehlichen Reize Bellariens und die männliche Schönheit und edeln Eigenschaften des Egistus erwog: denn er hielt es für unmöglich, daß zwei Wesen, welche die Natur zum Gefallen geschaffen zu haben schien, für ihre gegenseitigen Vorzüge unempfindlich sein sollten. Da er diesen Zweifeln einmal Raum gegeben, nährte er seine wachsende Eifersucht durch ängstliche Aufmerksamkeit auf jeden Blick und jedes Wort seines Freundes und seiner Gattin, und vorurtheilsvoll, wie er nun schon war, erschien ihm ihre unschuldige Vertraulichkeit als ein gültiger Beweis ihrer strafbaren Neigung. Sein Verdacht verwandelte sich in vollkommene Ueberzeugung: er betrachtete den Egistus nicht

länger als seinen Freund und Gast, sondern als den Zertrümmerer seiner Ehre, als den Verführer seiner Gattin. Ein tödlicher Haß trat an die Stelle der zärtlichen Neigung, die er einst zu Egistus getragen; das Lächeln der Liebe, womit er sonst auf die holde Bellaria geblickt, wich den Stirnrunzeln des Argwohns und nur der Gedanke der Rache konnte seinem gefolterten Herzen eine augenblickliche Erleichterung gewähren. Er beschloß, den Egistus zu vergiften: während er aber auf Mittel bedacht war, seinen grausamen Vorfaß ohne Verdacht auszuführen, wußte er seine Reden und sein Betragen mit einem Anschein von Freundschaft und Hochschätzung zu bekleiden.

Pandosio hatte einen Mundschenken, Namens Franio, welcher stets eine treue Anhänglichkeit an seine Person bewiesen hatte, weshalb er nicht zweifelte, ihn zur Ausführung seiner Rache an dem Könige von Sicilien bereden zu können. Der eifersüchtige König theilte ihm also seinen unköniglichen Vorfaß mit und versprach ihm reichliche Belohnung, wenn er bei der nächsten Gelegenheit, wo Egistus an seiner Tafel zu trinken begehre, ein tödliches Gift in seinen Becher mische. Franio schauderte, als er diesen unmenschlichen Antrag vernahm; mit allem Freimuth eines Biedermanns und treuen Unterthans versuchte er es, dem König seinen grausamen Vorfaß auszureden. Er stellte ihm vor, wie verhaßt dieser unnatürliche Mord ihn bei Göttern und Menschen machen müsse, rief ihm die geheiligten Gesetze der Gastfreundschaft ins Gedächtniß zurück und zählte ihm alle die schrecklichen Folgen auf, die dieser himmelschreiende Verrath über ihn, sein Haus und sein Reich bringen würde. Aber alle diese Gründe vermochten nichts wider die Entschlossenheit Pandosios, der in seinem grausamen Vorfaß beharrend, dem Franio die Wahl ließ, entweder den Egistus zu vergiften, wofür er ihm durch Reichthümer und Ehrenstellen lohnen werde, oder den Tod für seinen Ungehorsam davonzutragen.

Diese Drohungen auf der einen Seite und so große Verheißungen auf der andern, vermochten den Mundschenken, dem

Pandoſto zu verſprechen, er wolle ihm gehorchen und bei der nächſten günſtigen Gelegenheit den Egiftus durch Gift aus dem Wege räumen. Der König war mit dieſem Verſprechen zufrieden und gedachte, ſobald ſeine Rache an Egiftus vollzogen ſei, Belarien ein gleiches Schickſal zu bereiten. Als ſich aber der König entfernt hatte, begann Franio, der nun den Gegenſtand ſeiner Furcht nicht länger vor Augen hatte, welcher ihn mit einem martervollen Tode bedrohte, wenn er den unſchuldigen Fürſten nicht umbrächte, die ſchändliche That, zu der er ſich verpflichtet hatte, reiflicher zu erwägen, und weniger die Furcht vor der Entdeckung der Unthat, als vor den Schreckniſſen eines böſen Gewißens und die Ueberzeugung, daß er den Göttern mehr Gehorſam ſchuldig ſei als dem Könige, und daß alle Schätze der Welt und alle irdiſche Größe dem Werth eines reinen Bewußtſeins nicht gleichkämen, brachten ſeinen Entſchluß zum Wanken. Nach langem innern Kampfe nahm er ſich vor, dem Egiftus den Anſchlag zu entdecken. Zu dieſem Ende begab er ſich nach den Gemächern des Königs von Sicilien, und als er ſich bei demſelben Gehör ausgewirkt, machte er ihm in wenig Worten die ganze Lage der Sache bekannt. Aber Egiftus war ſchwer von der Schuld ſeines Freundes zu überzeugen; er beurtheilte Pandoſtos Herz nach der Reinheit ſeines eigenen und erwiderte dem Mundſchenken mit großer Strenge, daß er nicht fähig ſei, nur mit einem Gedanken, an der Aufrichtigkeit ſeines Gaſtfreundes zu zweifeln. Pandoſto ſprach er, iſt mein Freund und Bundesgenoße, nie hat ein Verdacht unſere gegenseitige Zuneigung getrübt. Ich kam nicht in ſein Land um ſeine Untertanen ihrer Lehnspflicht abwendig zu machen, noch mich mit ſeinen Feinden zu verſchwören. Ich habe ihm nie Urſache gegeben, meinen Tod zu wünſchen und kann ihn eines ſo ungerechten und verrätheriſchen Vorſatzes nicht ſchuldig glauben. Ich muß alſo die Warnung, die ihr mir gebt, für die Wirkung eines Anſchlages der Böhmen halten, die mich mit ihrem Könige zu entzweien ſuchen.

Franio erwiderte ihm: Es ſei gefährlich gegen die Wuth

eines geheimen Feindes zu zaudern. Wenn die Böhmen ihm ein Leid zugebracht hätten, so würde es ihnen nicht schwer geworden sein, ihre Absicht zu erreichen ohne ihren Anschlag zu verrathen. Es sei unbillig, wenn seine Majestät seinen Eifer für die Erhaltung seines Lebens gegen einen böshaftern Verrath mißdeute, denn seine Absicht sei, dem Verrath zu begegnen, nicht den Verräther zu spielen. Er beschwor den König, eiligst nach Sicilien zu entfliehen, wenn er der drohenden Gefahr entgehen wolle, und ihm zu erlauben, daß er ihn in sein Reich begleite, und wenn er alsdann nicht vollgültige Beweise beibringe, daß Pandosto ihn zu vergiften beabsichtigt habe, so möge er seinen Verrath mit den grausamsten Martern bestrafen.

Nach reiflicherer Erwägung dankte Egistus dem Mundschänken für seine Warnung, versprach ihn, wenn er in Sicilien glücklich anlange, königlich zu belohnen und übertrug ihm die Vorbereitung ihrer Flucht. Franio begab sich sogleich zu dem Admiral von Egistus Flotte, mit welchem er die Verabredung traf, daß sich Jener bereit halten sollte, mit dem nächsten günstigen Winde hinwegzusegeln. Den auf die Ausführung der Rache dringenden Pandosto wußte er unterdes mit der Vorspiegelung hinzuhalten, daß er mit der Vereitung eines wirksamen Giftes beschäftigt sei, welches auf der Stelle den Tod gebe.

Pandosto empfing diese Nachricht mit einer böshaftern Freude: jede Stunde schien ihm tausend Jahre zu währen bis seine ungeduldige Wuth sich an dem Blute der vermeinten Beleidiger erschüttern könne. Sobald Egistus vernahm, daß ein günstiger Wind sich erhebe, schaffte er mit Franios Hülfe seine Sicilianer durch eine geheime Pforte aus der Stadt, und zwar so schnell und verborgen, daß sie, ohne den mindesten Verdacht zu erregen, an Bord ihrer Schiffe giengen, die Segel den Winden überließen und bald aus dem Angesicht Böhmens verschwunden waren.

Als Pandosto hörte, Egistus sei in der Nacht entflohen und Franio habe ihn begleitet, wandte er alle seine Wuth gegen die Königin, welche er des Einverständnisses mit Egistus und dem

Verräther Franio beschuldigte und seiner Wache Befehl gab, sie zu verhaften.

Die unschuldige Bellaria, die den drohenden Sturm nicht ahnte, spielte just mit ihrem Söhnlein Garrinter, als die Wache mit Widerstreben des Königs Befehl zu vollziehen kam. Im ersten Augenblick erschrak und erblasste die Königin, doch bald sammelte sie sich wieder, nahm allen edeln Stolz eines guten Gewissens und beleidigter Jugend an, reichte ihre Hand dem Hauptmann der Wache und folgte ihm ohne Murren in ihr Gefängniß, wo sie in Geduld und Ergebung ihren Kummer ertrug.

Wüthend über die Vereitelung seiner Rache gegen Egistus beschloß der König, sie mit verdoppelter Schwere auf das Haupt der unseligen Bellaria fallen zu lassen, und befahl es in seinem ganzen Reiche bekannt zu machen, daß die Königin mit Egistus Ehebruch begangen und mit seinem Mundschenten Franio auf seinen Tod gesonnen habe. Obgleich der Wandel der Königin bis dahin untadelhaft gewesen war, erregten doch diese Bekanntmachungen und die schnelle Flucht des Königs von Sicilien mit Franio mancherlei Verdacht gegen sie in den Gemüthern des Volks, das indes nicht abließ, täglich auf ihre Befreiung zu dringen, denn ihre Jugend, ihre Schönheit, die Anmuth aller ihrer Bewegungen bei so vielem Unglück, erregten Jedermanns Mitleid. Aber der grausame Vandofto, zu dessen Felsenherzen das Mitleid keinen Zutritt fand, war entschlossen die unglückliche Bellaria mit allem möglichen Schimpf und Ungemach zu überladen und gab es nicht zu, daß sie in ihrem Gefängniß mit der ihrem einstmaligen Range gebührenden Achtung behandelt würde, sondern ließ sie mit der hartherzigsten Vernachlässigung bedienen. Da indes seine Grausamkeiten gegen die Königin seine Rache nur theilweise sättigen konnten, so wünschte er auch den Egistus das Gewicht seines Hasses empfinden zu lassen; allein dieser Monarch, der die Tochter des Kaisers von Rußland zur Gemahlin hatte, war durch seine Bundesgenossen so mächtig, daß er mit offener Gewalt seine Rache an ihm zu vollbringen verzweifelte.

Als die unglückliche Königin die niedrige Anschuldigung vernahm, die so schonungslos gegen ihre Ehre erhoben wurde, verlangte sie im Vertrauen auf ihre fleckenlose Reinheit und die Unschuld des Egistus, daß die Sache förmlich vor Gericht untersucht und ihr verstattet werden sollte, sich öffentlich gegen ihre Ankläger zu vertheidigen. Aber der König loberte so von Zorn und Eifersucht, daß er ihre gerechte Bitte verwarf, und während die arme Königin unter dem Gewicht ihres hoffnungslosen Ungemachs fast vergehen wollte, mußte sie noch mit Schrecken wahrnehmen, daß sie hochschwanger sei. Dieser in ihrer trostlosen Lage höchst unglückliche Umstand preßte ihr Klagen aus, die selbst das harte Herz ihres Kerkermeisters erweichten: er ließ sogleich dem Könige davon Anzeige machen und zweifelte nicht, daß ihn dieß bewegen werde, sie in Freiheit zu setzen. Aber es hatte just den entgegengekehrten Erfolg, denn der König hatte ihre Schwangerschaft kaum vernommen, als er in die heftigste Wuth gerieth und der Königin und ihrem Bastard, allen Göttern zum Troß, den Tod schwur.

So vieler grausamen Martern ohngeachtet ward die Königin von einer Tochter glücklich entbunden und Pandosto erklärte sofort seinen Entschluß, die Mutter sammt dem Kinde verbrennen zu lassen. Sein Hofgesinde bediente sich aller Gründe, die Vernunft und Menschlichkeit an die Hand gaben, ihm seinen barbarischen Vorsatz auszureden; aber Alles was sie damit erreichten war, den Mord des Kindes zu verhindern. Der Königin Urtheil, versicherte er, stehe unwiderrüßlich fest, und nur den dringenden Vorstellungen der Hofleute gelang es, ihm die Begnadigung des Kindes abzunöthigen. Indes war der Entschluß, den er in dieser Rücksicht faßte, nicht minder grausam, und sollte nur das Verderben des schuldlosen Opfers verzögern. Er befahl das Kind der jammern- den Mutter zu entreißen, es in ein Boot zu setzen, dieses in die See zu schieben und es der Willkür des Windes und der Wellen zu überlassen. Die Wachen des Königs, welche diese unmensliche That ausführten, rührte die süße Harmlosigkeit des unschul-

Berräther Franio beschuldigte und seiner Wache Befehl gab, sie zu verhaften.

Die unschuldige Bellaria, die den drohenden Sturm nicht ahnte, spielte just mit ihrem Söhnlein Garrinter, als die Wache mit Widerstreben des Königs Befehl zu vollziehen kam. Im ersten Augenblick erschrak und erblaßte die Königin, doch bald sammelte sie sich wieder, nahm allen edeln Stolz eines guten Gewissens und beleidigter Tugend an, reichte ihre Hand dem Hauptmann der Wache und folgte ihm ohne Murren in ihr Gefängniß, wo sie in Geduld und Ergebung ihren Kummer ertrug.

Wütend über die Vereitelung seiner Rache gegen Egistus beschloß der König, sie mit verdoppelter Schwere auf das Haupt der unseligen Bellaria fallen zu lassen, und befahl es in seinem ganzen Reich bekannt zu machen, daß die Königin mit Egistus Ehebruch begangen und mit seinem Mundschenten Franio auf seinen Tod gesonnen habe. Obgleich der Wandel der Königin bis dahin untadelhaft gewesen war, erregten doch diese Bekanntmachungen und die schnelle Flucht des Königs von Sicilien mit Franio mancherlei Verdacht gegen sie in den Gemüthern des Volks, das indes nicht abließ, täglich auf ihre Befreiung zu dringen, denn ihre Jugend, ihre Schönheit, die Anmuth aller ihrer Bewegungen bei so vielem Unglück, erregten Jedermanns Mitleid. Aber der grausame Pandosto, zu dessen Felsenherzen das Mitleid keinen Zutritt fand, war entschlossen die unglückliche Bellaria mit allem möglichen Schimpf und Ungemach zu überladen und gab es nicht zu, daß sie in ihrem Gefängniß mit der ihrem einstmaligen Range gebührenden Achtung behandelt würde, sondern ließ sie mit der hartherzigsten Vernachlässigung bedienen. Da indes seine Grausamkeiten gegen die Königin seine Rache nur theilweise sättigen konnten, so wünschte er auch den Egistus das Gewicht seines Hasses empfinden zu lassen; allein dieser Monarch, der die Tochter des Kaisers von Rußland zur Gemahlin hatte, war durch seine Bundesgenossen so mächtig, daß er mit offener Gewalt seine Rache an ihm zu vollbringen verzweifelte.

Als die unglückliche Königin die niedrige Anschulldigung vernahm, die so schonungslos gegen ihre Ehre erhoben wurde, verlangte sie im Vertrauen auf ihre fleckenlose Reinheit und die Unschuld des Egislus, daß die Sache förmlich vor Gericht untersucht und ihr verstattet werden sollte, sich öffentlich gegen ihre Ankläger zu vertheidigen. Aber der König loberte so von Zorn und Eifersucht, daß er ihre gerechte Bitte verwarf, und während die arme Königin unter dem Gewicht ihres hoffnungslosen Ungemachs fast vergehen wollte, mußte sie noch mit Schrecken wahrnehmen, daß sie hochschwanger sei. Dieser in ihrer trostlosen Lage höchst unglückliche Umstand preßte ihr Klagen aus, die selbst das harte Herz ihres Kerkermeisters erweichten: er ließ sogleich dem Könige davon Anzeige machen und zweifelte nicht, daß ihn dieß bewegen werde, sie in Freiheit zu setzen. Aber es hatte just den entgegengekehrten Erfolg, denn der König hatte ihre Schwangerschaft kaum vernommen, als er in die heftigste Wuth gerieth und der Königin und ihrem Bastard, allen Göttern zum Trost, den Tod schwur.

So vieler grausamen Martern ohngeachtet ward die Königin von einer Tochter glücklich entbunden und Pandosto erklärte sofort seinen Entschluß, die Mutter sammt dem Kinde verbrennen zu lassen. Sein Hofgesinde bediente sich aller Gründe, die Vernunft und Menschlichkeit an die Hand gaben, ihm seinen barbarischen Vorsatz auszureden; aber Alles was sie damit erreichten war, den Mord des Kindes zu verhindern. Der Königin Urtheil, versicherte er, stehe unwiderruflich fest, und nur den dringenden Vorstellungen der Hofleute gelang es, ihm die Begnadigung des Kindes abzunöthigen. Indes war der Entschluß, den er in dieser Rücksicht faßte, nicht minder grausam, und sollte nur das Verderben des schuldlosen Opfers verzögern. Er befahl das Kind der jammernnden Mutter zu entreißen, es in ein Boot zu setzen, dieses in die See zu schieben und es der Willkür des Windes und der Wellen zu überlassen. Die Wachen des Königs, welche diese unmenchliche That ausführten, rührte die süße Harmlosigkeit des unschul-

digen Kindes: sie beschuldigten den König der härtesten Grausamkeit; aber die Furcht vor seinem Ingrimme nöthigte sie, seine Befehle zu vollziehen. Sie setzten das Kind in ein Boot, bedeckten es mit Zweigen um es vor dem Unglimpf des Wetters zu schützen, und stießen es in die See, als sich eben ein so gewaltiger Sturm erhoben hatte, daß es Mühe kostete, dagegen anzudringen.

Als die gräßliche That vollbracht war, versammelte der König seine Edeln und Rätthe und ließ die Königin an den Hof führen, wo sie die Anklage wider sich verlesen hörte. Bellaria, die wohl fühlte, daß nur ihr Tod dem verblendeten König genügen könne, setzte ihr Vertrauen auf ihre Unschuld, sammelte allen Muth, den ihre unglückliche Lage erforderte, und verlangte mit edelm Stolze Recht und Erkenntniß; denn Gnade, fügte sie hinzu, erwarte ich nicht: laßt also meine Ankläger am Hof erscheinen und mir im Angesicht ihre Beweise vorbringen.

Pandosto erwiderte: Die Aussagen der Zeugen seien so glaubwürdig, daß ihr bloßes Wort genüge: denn sie freilich, fuhr er heftig fort, hat wohl Grund, ein so schauderhaftes Verbrechen zu läugnen und abzuschwören, nachdem sie jede Anwandlung von Scham und Reue unterdrückt, um es zu begehen: aber dennoch sollst du sterben, des grausamsten und schmachlichsten Todes. Von dieser Drohung nicht erschüttert, entgegnete die Königin ohne sichtbare Bewegung: Die Strafe ohne Beweis verhängen, sei Gewalt, nicht Recht. Hierin pflichteten ihr die Rätthe und Edeln bei und verlangten, die Ankläger sollten öffentlich verhört und vereidet werden, und wenn alsdann der Königin Schuld vollständig erhelle, so stehe es Sr. Majestät frei, sie mit der von den Gesetzen für solche Verbrechen verordneten Strafe zu belegen. Der König versetzte: Er sei für diesen Fall gesonnen und befugt, von den Gesetzen abzugehen: die Rätthe möchten sein Wort als hinreichenden Beweis betrachten, widrigenfalls es auch der Mächtigste unter ihnen entgelten solle.

Diese Drohung machte sie Alle verstummen; aber Bellaria, die am Leben verzweifelnd die Schande mehr als den Tod fürchtete,

versezte, wenn sein Wille statt des Rechts gelten sollte, so sei die Entscheidung der Geschwornen nutzlos. Dann fiel sie auf die Kniee und beschwor den König bei der Liebe zu Garrinter, seinem jungen Sohne, ihr die eine Bitte zu gewähren, daß er sechs seiner Edeln, auf die er das meiste Vertrauen setze, nach Delphi schicken möge, um das Orakel Apollons über das ihr angeschuldigte Verbrechen zu befragen.

Pandosto konnte ein so billiges Verlangen nicht abschlagen: er ernannte also sechs Gesandte, welche in aller Eile nach Delphi abgefertigt werden sollten, und ließ die Königin bis zu ihrer Rückkehr auf das Strengste bewachen. Die Gesandten vollbrachten ihre Reise in drei Wochen und sobald sie in Delphi gelandet waren, eilten sie zum Tempel Apollons, verrichteten das Opfer mit großer Andacht, beschenkten die Priester dem Gebrauch gemäß und baten in Demuth um Antwort auf ihre Anfrage. Nicht lange hatten sie vor dem Altar gekniet als Apollo mit lauter Stimme sprach: Ihr Böhmen, nehmt was ihr hinter dem Altare findet, und reißt nach der Heimat. Sie gehorchten dem Orakel und fanden eine Pergamentrolle, welche die Priester ihnen erst in Gegenwart des Königs zu eröffnen befohlen. Die Gesandten gelobten dieser Anweisung Gehorsam, verließen nach vollbrachtem Gottesdienste den Tempel und segelten mit günstigem Winde nach Böhmen zurück, wo sie bald ankamen und sofort nach Hofe eilten. Hier berichteten sie dem Könige, der sie gnädig empfing, von dem Erfolg ihrer Reise, übergaben ihm die göttliche Rolle und ersuchten ihn, da in dieser geheiligten Schrift Leben und Tod, Schuld oder Unschuld der Königin enthalten sei, den Adel seines Reiches zu der Gerichtshalle zu berufen und in dessen und der Königin Gegenwart das Orakel verlesen zu lassen.

Der König pflichtete ihrer Meinung bei und an dem bestimmten Tage, da der König mit den Edeln des Reichs sich am Hofe versammelt hatte, ward die Königin vor die Schranken gebracht und sprach also: Welchen Wandel ich geführt habe, bevor Egistus nach Böhmen kam, darüber, Pandosto, berufe ich mich

auf dein Gewißen und die unsterblichen Götter; sie allein wißen auch ob ich des Verbrechens schuldig bin, dessen ich angeklagt werde. Ich behaupte meine Unschuld und beziehe mich zur Beglaubigung derselben auf den Ausspruch des göttlichen Orakels. Hiemit schwieg Bellaria und der König befahl einem seiner Edeln die Rolle zu öffnen. Dieser gehorchte und las mit lauter Stimme folgende mit goldenen Buchstaben geschriebene Worte:

Verdacht ist kein Beweis, Eifersucht ein parteilicher Richter; Bellaria ist keusch, Egistus tadelöf frei, Franio ein getreuer Unterthan: Pandosto ist strafbar, sein Kind unschuldig und der König stirbt ohne Erben, wenn das verlorene nicht wiedergefunden wird.

Als das Orakel gelesen war, erscholl der Hof von freudigen Ausrufungen, denn alle Herzen waren hocherfreut, die Unschuld der Königin erwiesen zu sehen. Auch der König fieng nun an, sich seiner vorlauten Eifersucht und des grundlosen Verdachtes zu schämen; da er es aber nicht wagte, der beleidigten Bellaria zu nahen, so wünschte er, daß seine Edeln ihm ihre Verzeihung für die ihr angethane Schmach erwirken möchten, und von Neue und Abscheu gegen seine frühern Verirrungen gequält, bekannte er öffentlich seinen Anschlag gegen das Leben des Egistus.

Während er solchergestalt seinen eigenen Verrath büßte, erschien eilends ein Bote am Hofe, welcher dem König den Tod des Prinzen Garrinter ankündigte. Bellaria, deren Seele das göttliche Orakel mit Freude überschüttet hatte, ward bei dieser schrecklichen Nachricht von einem so übermäßigen Schmerz ergriffen, daß ihr zartes Herz, unfähig der Gewalt so schneidender Gegensätze zu widerstehen, unter der Wucht erlag: sie sank nieder und hauchte sogleich den Geist von sich. Bei diesem entsetzlichen Anblick verließ den König das Bewußtsein: er ward nach dem Palaß gebracht, wo er aller Bemühungen der Aerzte ohnerachtet drei Tage lang sprachlos lag. Die Böhmen waren in der äußersten Verzweiflung: man sah und hörte nichts als Klagen und Jammer, der Tod der Königin und des Prinzen und die Gefahr, worin des Königs Leben schwebte, füllten die ganze Stadt mit Schmerz

und Bestürzung; zuletzt erlangte er jedoch Bewußtsein und Sprache wieder und bei dieser Nachricht schienen auch die trauernden Böhmen einigermaßen wieder aufzuleben.

Aber des Königs Verzweiflung war so heftig, daß er sich mehrmals selbst zu ermorden versuchte und nur mit Mühe verhinderten ihn die Böhmen daran, welche alle erdenklichen Gründe aufwandten, sein Gemüth zu beruhigen und ihn zu bereden, daß er sein Mißgeschick in Geduld ertrage. Endlich gelang es ihren vereinten Bemühungen, ihm seine Fassung wiederzugeben, worauf er die Beerdigung der Königin und des Prinzen anordnete, welche auf das Feierlichste vollzogen wurde. Er kam alle Tage zu Belariens Gruft und beweinte mit Thränen des Grams und der Reue ihr unseliges Verhängniß und das eigene Mißgeschick.

Wir wollen nun den trostlosen König eine Weile verlassen und die Schicksale des königlichen Kindes berichten, das wir auf den Fluten des Oceans verließen. Das Boot, in welches es gelegt worden, war zwei Tage lang ein Spiel des Windes und der Wellen, und jeden Augenblick in Gefahr, von den Wogen verschlungen zu werden; zuletzt gefiel es den Göttern, es an die Küste Siciliens zu werfen, wo es auf den Sand getrieben wurde. Glücklicherweise begab es sich, daß ein Schäfer, welcher eins seiner Schafe vermißte und es überall vergebens gesucht hatte, an das Seeufer kam in der Hoffnung, daß es dort die Meerkräuter abweide. Hier vernahm er die Stimme eines Kindes, welches er anfänglich für das Blöken seines Schafes hielt; als er aber an den Strand kam, gewahrte er das Boot, und als er hinzuging, sah er ein wunderschönes Kind am Boden liegen, in einen goldgestickten Scharlachmantel gehüllt und eine reiche Kette von Juwelen um seinen Hals.

Von diesem seltsamen Abenteuer überrascht glaubte der Schäfer bei dem Anblick der Schönheit des Kindes und der Reichthümer, die es umgaben, irgend eine kleine Gottheit vor sich zu sehen, und war im Begriff es anzubeten, als das Wehgeschrei des Kindes, das eben vor Frost und Hunger vergehen zu wollen

schien, ihn überzeugte, daß es nur ein sterbliches Wesen sei. Nun trat das Mitleid an die Stelle der Verehrung: er nahte dem Kinde, nahm es in seine Arme und da er aus der ungewöhnlichen Pracht seiner Hülle schloß, daß es von edler Geburt sei, so gedachte er es dem Könige zu überbringen. Als er es aber enger in den Mantel wickelte, um es besser vor der Kälte zu schützen, fiel ihm ein Geldbeutel vor die Füße, dessen Anblick ihn so bezauberte, daß er seinen Entschluß dahin veränderte, das Kind selbst zu erziehen und das Geld in seinem Nutzen zu verwenden. Sogleich kehrte er auf einem Nebenwege zu seiner Hütte zurück, damit Niemand merken sollte was er in seinen Armen verberge.

Sobald er in die Hütte trat, begann das Kind zu weinen, worüber sein Weib in Zorn gerieth, das in der Voraussetzung, er bringe ihr einen Bastard zu erziehen, ihn ernstlich wegen seiner Untreue zur Rede setzte. Der Schäfer bat sie sich zu beruhigen, und versicherte sie, wenn sie klug und verschwiegen sein könne, sei ihr Glück für immer gemacht; dann legte er ihr das Kind in die Arme und zeigte ihr das Gold und die Juwelen, die er mit ihm gefunden hatte, welche denn der armen Frau so gefielen, daß sie das Kind liebevoll aufzuziehen und bei den Nachbarn vorzugeben beschloß, es sei ihr eigenes.

Sie verbargen das Gold und die Juwelen: der Schäfer kehrte zu der Pflege seiner Lämmer zurück, während sein Weib sich mit der Erziehung des Findlings beschäftigte, welchem sie den Namen Faunia gaben. Kurze Zeit nachher erwarb der Schäfer ein schönes Pachtgut und hütete fremde Heerden bis er selber Eigenthümer einer sehr ansehnlichen ward. Als Faunia das Alter von zehn Jahren erreichte, übergaben ihr Porrus und Mopsa, so hießen ihre Pflegeeltern, die Sorge für ihre Heerden und die junge Schäferin, deren Schönheit schon in so zartem Alter Alle, die sie erblickten, mit Bewunderung und Staunen erfüllte, widmete sich mit dem größten Fleiße dieser ländlichen Beschäftigung, und Alles schien unter ihrer Hand zu blühen und zu gedeihen. Auch Landbesitz erwarb Porrus, welchen er Faunien nach seinem Tode

zu hinterlassen gedachte. Diese hatte kaum das funfzehnte Jahr erreicht, als manche der reichsten Pächteröhne um ihre Hand warben. Und nicht bloß auf dem Lande ward die schöne Schäferin bewundert und gepriesen; ihr Wiß und ihr Scharfsinn kamen ihrer Schönheit gleich, und so viele geistige und körperliche Vorzüge machten ihren Namen auch am Hofe bekannt. Sie wußte nicht anders als daß sie die Tochter des Porrus sei, und ließ sich durch das Lob, das ihr gespendet wurde, nicht verblenden, sondern fügte sich mit süßer Demuth in die Niedrigkeit ihres Standes und hütete ihre Heerden mit der sorgsamsten Pflege. Obgleich nicht eitel auf die Anmuth ihres Wesens, wußte sie sich doch in ihrer ländlichen Tracht zierlich zu kleiden, ihr schönes Haar mit geschmackvoller Nachlässigkeit aufzubinden und aus den frischesten und gefälligsten Blumen einen Kranz zu flechten, der ihr liebliches Antlitz vor der Sonne beschattete.

Der König von Sicilien hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Dorastus, ein schöner und vollkommener Jüngling, von welchem die Sicilier große Hoffnungen hegten. In dem Wunsche, ihn noch vor seinem Tode vermählt zu sehen, schickte der König einen Gesandten an den König von Dänemark um Euphania, seine Tochter und Erbin seines Reiches, dem Prinzen von Sicilien zur Gemahlin zu begehren. Da der König von Dänemark hierauf eingieng, benachrichtigte Egistus seinen Sohn von den angeknüpften Verhandlungen, rühmte die Schönheit und die Tugenden der Prinzessin und die Vortheile einer Verschwägerung mit dem Könige von Dänemark, und beschloß damit, den Göttern für den glücklichen Erfolg seiner Bewerbung zu danken. Dorastus hörte dieß alles mit einem solchen Anschein von Gleichgültigkeit, daß der König erstaunte und ihn fragte ob er etwa Einwendungen gegen die Verbindung zu machen habe; worauf der Prinz kaltblütig erwiderte, daß die Liebe seinem Herzen noch fremd und das andere Geschlecht ihm völlig gleichgültig sei, er also gar keine Neigung empfinde, eine Verbindung wie die Ehe sei einzugehen. Der König durch diese Antwort auf das Aeußerste beleidigt, drohte

ihm mit den härtesten Folgen seiner Ungnade, wofern er sich seinem Willen nicht unterwerfe; und da der Prinz hierauf ein tiefes Stillschweigen beobachtete und sich nicht bemühte, ihn zu befänstigen, verließ er ihn im heftigsten Unwillen.

Dorastus war über den Zorn seines Vaters sehr betrübt und wünschte lebhaft, den Widerwillen, den er in seiner Seele gegen die Ehe empfand, niederkämpfen zu können, um ihn durch unbedingte Weigerung nicht beleidigen zu müssen; aber je mehr er sich bemühte, der Abneigung Meister zu werden, die ihn zum Ungehorsam gegen den Vater zwang, desto tiefer schien sie in seinem Busen Wurzeln zu schlagen.

Nicht lange nach dieser Unterredung zwischen dem König und dem Prinzen versammelte ein Fest alle Hirtentöchter in ganz Sicilien. Faunia ward zur Königin des Tages erwählt und führte in ihren besten Schmuck gekleidet den Vorsitz bei diesen ländlichen Zerstreungen; der Tag vergieng unter unschuldigen Spielen und Schäferfreuden, und als der herannahende Abend sie trennte und Faunia eine Nachbarin und Gespielin begleiten wollte, um zu sehen ob ihre Heerde heimgetrieben sei, begegnete Dorastus, der eben von der Falkenjagd kam, den heimkehrenden Schäferinnen, und von Bewunderung über Fauniens Schönheit ergriffen, hielt er inne und richtete einige gleichgültige Fragen an sie, nur um Gelegenheit zu haben sie zu betrachten.

Faunia antwortete ihm mit so lebhaftem Witz und so anmuthigem Wesen, daß der von ihren körperlichen Reizen schon halb besiegte Prinz von ihren geistigen Vorzügen völlig eingenommen ward. Von der frühern Hartnäckigkeit dieses jungen Rebellen beleidigt, beschloß nun die Liebe, ihn den ganzen Inbegriff ihrer Macht fühlen zu lassen und durchbohrte sein einst unempfindliches Herz mit dem schärffsten Pfeil in ihrem Köcher. Der Prinz seufzte vor Schmerz und Wohlbehagen: er konnte seine Augen nicht von Fauniens lieblichem Angesicht wenden, das eine rosige Scham überdeckte; er sah ihre Verlegenheit, und über seine eigene Schwäche beschämt beschloß er sich loszuringen: er bot also den

Schäferinnen ein viliges Lebewohl, gab seinem Rosse die Sporen und ritt heim zu seinem Palaste.

Faunia, welche den Prinzen mit forschenden Blicken betrachtet hatte, begann ihn, da er sich entfernt hatte, gegen ihre Gefährtin zu rühmen: sie bewunderte seine Jugend, seine Schönheit, seine Huld und Leutseligkeit, und dieser angenehme Gegenstand trug sie über ihre gewohnte Mäßigung hinaus: ihre Gedanken waren von den Vorzügen des Prinzen so erfüllt, daß sie keine genügenden Worte finden konnte, ihre Bewunderung auszudrücken; zuletzt bemerkte sie mit Erröthen ihre vorlaute Unbesonnenheit und legte den Rest des Weges mit gefasstem Stillschweigen zurück. An der Thüre ihrer Hütte nahm sie von ihrer Gefährtin Abschied und begab sich mit einer süßen Befangenheit zu Bette, für welche ihre unerfahrene Unschuld den Namen noch nicht finden konnte. Der Prinz, dessen Herz viel heftiger und peinlicher bewegt war, weil er die Natur seiner Empfindungen besser erkannte als Faunia, verbrachte die Nacht unter mancherlei quälenden Gedanken: gern hätte er das süße Bildniß Fauniens aus seinem Gedächtniß verbannt, aber die Liebe hatte es zu tief eingegraben: da er also sah, daß alle seine Bemühungen sie zu vergeßen vergeblich waren, suchte er seine Leidenschaft zu entschuldigen und zu rechtfertigen, indem er die unwiderstehlichen Reize des Gegenstandes derselben erwog. O grausames, ungerechtes Glück, rief er im Entzücken über den Glanz ihrer Schönheit aus, solche Vollkommenheiten in einer Hütte zu verbergen, während du Scepter und Krone nur zu oft an die Mißgestalt vergeudest! O Faunia, ward deine bezaubernde Schönheit nur gebildet die Fluren zu zieren! Sind diese glänzenden Augen nur bestimmt niedrigen Thälern zu scheinen und rohe Hirten mit ihren liebeblickenden Stralen zu verwunden? Ward dir dieser muntere Witz und diese natürliche Anmuth deines Geistes nur gegeben um auf ewig in einer Hütte verschlossen zu bleiben? Ach, nein, es ist unmöglich: die Götter sind gerecht und unparteiisch in ihren Gaben, und obgleich sie dich nicht als Prinzessin geboren werden ließen, so thaten sie mehr und ließen dich es werth

sein eine zu werden: ich bin das Werkzeug, dich zu dem Rang zu erheben, dem die Natur dich bestimmt und den keine andere so würdig bekleiden kann.

Bei diesen Worten hielt der verliebte Prinz inne, dann gab er plötzlich neuen Betrachtungen Raum: was wird mein Vater dazu sagen, rief er aus, wenn er erfährt, daß mein Herz der Liebe fähig ist? O göttliches Gesetz, das alle Menschen fürchten, da es die Götter selber ehren! Aber ach, Dorastus, fügte er nach einem tiefen und schmerzlichen Seufzer hinzu, wer ist der Gegenstand deiner Leidenschaft? Eine Bäuerin, die Tochter eines schlichten Hirten. Wie ziemt eine solche Verbindung dem Adel deiner Geburt? Dir, dem Sohn eines Königs, dem Erben eines mächtigen Reiches? Ach, mir wär es besser zu sterben als einer so unziemlichen Schwäche zu unterliegen, denn ein edler Untergang ist einem verächtlichen Leben vorzuziehen. Der ungeschlückige Prinz verweilte eine Zeitlang bei diesen Gedanken und bemühte sich alle Kraft seiner Vernunft zu sammeln, um einen seiner würdigen Entschluß zu fassen; aber die Liebe, die alle seine vergeblichen Versuche sich ihrer Macht zu entwenden verachtete, führte ihm von Neuem das liebliche Bild Fauniens vor die Seele. O Schönheit, sagte der Prinz mit Seufzen, wie unbedingt beherrschest du die Herzen! Süße, gebieterische Tyrannin, du verlangst Gehorsam, ich empfinde deine unwiderstehliche Macht; ja, Faunia, liebliche, anbetungswürdige Faunia, du sollst die Meinige werden: deine niedrige Geburt soll meinen Wünschen keine Schranke sein; die Götter selber verschmähten es nicht zu lieben. Jupiter mußte Danaen huldigen, der leuchtende Apollo warb um die unerbittliche Daphne; diese waren sterbliche Schönheiten und sie waren Götter: warum soll denn ich, obgleich ein Prinz, nicht eine Schäferin lieben? Aber ihre Neigung war unehrbar, die meinige ist rein und keusch und gewiß, hierin übertreff ich die Götter. Still denn, meine Seele, denn es ist beschloßen: Faunia, die anbetungswürdige Faunia soll die Meinige werden.

Als der Prinz diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sein

Herz erleichtert und beruhigt; aber ganz anders ergieng es der holden Schäferin: schwere, ängstigende Träume hielten ihre schwärmende Einbildungskraft die ganze Nacht befangen. Das harte Lager, das sonst nur ruhigen, süßen Schummer und holdselige Träume von angenehmer Beschäftigung und unschuldigen Spielen gewährt hatte, rief jetzt ängstliche Wünsche, trüglige Hoffnungen und verdrießliche Beschwerden hervor. Sie erwachte, aber nicht wie gewöhnlich vom Schlaf erquickt: ihre erneuten Geister funkelten in ihren holden Augen und begierig, ihre täglichen ländlichen Arbeiten zu beginnen, wiewohl träge, schmachtend und unruhig bewegt, stand sie vor der gewohnten Stunde auf und die mancherlei Gedanken zu bannen, die sie mit allen ersinnlichen Qualen verfolgten, trieb sie ihre Heerden zur Trift, wechselte die Hürden und verdoppelte ihr Frühwerk; zuletzt ermüdet und athemlos setzte sie sich am Fuß eines Baumes nieder und beschuldigte ihre neue Leidenschaft der Thorheit und Anmaßung: Unglückliche Faunia, sagte sie mit einem zärtlichen Seufzer, dein Schäferstab bezeichnet deinen niedrigen Stand und deine Wünsche deuten auf ein ungenügfames Herz; ach, arme Magd, hochstrebende Gedanken bringen Verachtung: nur dem Adler ist es vergönnt, in die Sonne zu schauen. Bist du nicht eine geringe Schäferin, die Tochter eines schlichten Hirten? Begnüge dich denn in einem sichern Thale zu wohnen, und trachte nicht die Höhen zu erklimmen, wo du zu fallen befährst. Aber ach, die Liebe ist eine mächtige Herrscherin und verlangt Gehorsam. Ich liebe Dorastus; ach, je geringer ich bin, desto weniger darf ich hoffen: soll der Adler Fliegen fangen, die Ceder zum Brombeerstrauch sich erniedrigen? Dorastus ist ein Prinz und weiß was sein Rang erheischt: ich bin die arme Tochter eines Schäfers und vergeße meinen niedern Stand. Höre denn auf zu lieben, unselige Faunia, oder kannst du es nicht, so verbirg wenigstens deine übelangebrachte Neigung, denn es ist besser vor Gram zu sterben als mit Schande zu leben. Doch warum, ihr Götter, gabt ihr mir ein Herz, so hochstrebender Leidenschaft

fähig, und wieset mir einen Stand an, der diese Leidenschaft der Vermessenheit zeigt?

Als die liebliche Schäferin ihren bedrängenden Gedanken in dieser Weise Luft gemacht, stand sie auf, umschritt ihre Heerde und trieb ihre zerstreuten Schafe zusammen, um sie von den Kornfeldern abzuhalten, und während dieser Beschäftigung bemühte sie sich, ihrer zu hochfliegenden Begierden Meister zu werden, indem sie ihren niedrigen Stand und die anscheinende Unmöglichkeit, ihre Wünsche je zu erfüllen, ins Auge faßte.

Dorastus ward inzwischen von ungeduldigen Begierden verzehrt; seine frühern Vergnügungen konnten seine Sinne nicht mehr reizen, Gesellschaft war ihm lästig; nur die Musik schmeichelte noch seiner süßen Besinnungslosigkeit und schürte seine Flammen. Zuletzt des unerträglichen Zwangs müde, in welchem sein Stolz ihn genöthigt hatte, seine Wünsche zu seßeln, beschloß er, seine schmach tenden Augen noch einmal mit dem Anblick der süßen, aber gefährlichen Faunia zu sättigen. Mit diesem Vorsatz stahl er sich heimlich aus dem Palast und nahm ohne Begleitung den Weg nach den Feldern, wo er zum ersten Mal die schöne Schäferin Faunia gesehen hatte. Hier wandelte er eine Zeitlang umher ohne dem Gegenstand zu begegnen, nach welchem seine hehnjüchtigen Blicke forschten. Ueber dieß Fehlschlagen erobst flüchte er der Liebe und dem Glück und wollte eben in der bittersten Verzweiflung über das Mißlingen seines ersten Versuches verzichten als ihm ein Blick zufällig Faunien entdeckte, die am Fuß eines Hügels sitzend, die schönsten Blumen aus dem Vorrathe wählte, den sie in lieblicher Verwirrung um sich her gestreut hatte, um einen frischen Kranz für ihr Haupt zu flechten.

Der verliebte Prinz blieb eine Weile in geringer Entfernung stehen und betrachtete sie mit einem Uebermaß des Staunens und Entzückens, als Faunia zufällig auffah und seinem glühenden Blicke begegnete. Diese plöbliche, unerwartete Erscheinung bewegte sie so heftig, daß ihr schönes Antlitz im Augenblick mit rosigter Scham übergoßen war. Dennoch erhob sie sich und begrüßte den

Prinzen mit solcher natürlichen Anmuth und Grazie, daß Dorastus, der nicht begreifen konnte, wie ein Landmädchen, in Wäldern und Feldern erzogen, so viel Bildung in ihrem Betragen zeigen möge, in Staunen und Bewunderung versank. Schönes Mädchen, sprach er zu ihr herantretend, bist du wirklich so arm, oder ist das Schäferleben so reizend, daß du an diesen ländlichen Beschäftigungen so viel Behagen findest? Weil du einer Nymphe so gleich siehst, willst du den Nymphen nachahmen und dein Leben in Wäldern und Haiden verbringen? Sprich, schönes Mädchen, welche Freuden hat das Landleben, die seine Beschwerden aufwiegen?

Herr, sprach Faunia mit bezaubernder Verschämtheit, Zufriedenheit ist Reichthum, der friedlichste Stand ist der beneidenswertheste; da wir Schäferinnen nicht für die Ehre geboren sind und auf Schönheit wenig Ansprüche machen, so ist auch das Glück und der Ruhm unter unsern Wünschen: wir begehren nichts als was zur Nothdurft des Lebens gehört und halten unsere Kleidung für zierlich genug, wenn sie uns vor der Kälte schützt, und unsere Speisen für köstlich, wenn sie unsern Hunger stillen. Unser größter Feind ist der Wolf und unsere einzige Sorge die Sicherheit unserer Heerden; wir verbringen die Tage mit ländlichen Liedern: es ergeht uns mehr von Pan und ländlichen Scherzen zu plaudern als von Venus und ihrem verliebten Land. Nur das Umpferchen der Heerden ist uns eine Arbeit, denn unsere Schafe zu hüten ist eine angenehme Zerstreuung; unser Wohlstand besteht in der Zufriedenheit mit dem was wir besitzen, unsere Ehre darin, nicht höher zu trachten als wir sind. Der Neid blickt nicht zu den Schäfern herab; Schäfer heben ihre Wünsche nicht zum Ehrgeiz empor: wir sind reich, weil wir mit unserer Armut zufrieden sind, und nur stolz, weil wir wissen, daß wir keine Ursache haben stolz zu sein.

Dorastus war über diese muntere Antwort entzückt: O, dachte er, gleiche die Geburt dieses lieblichen Wesens ihrem Witz und ihrer Schönheit, so wäre sie ein Weib für den größten Fürsten der Welt. Ich sehe wohl, Faunia, sprach der Prinz, indem

er sich wieder an sie wandte, daß du nur darum, weil du die Freuden des Hofes noch nicht kennst, mit deinem ländlichen Leben zufrieden bist; ich muß deinen Wiß und Scharffinn loben, bedaure aber deine Armut und deinen niedrigen Stand. Willst du deines Vaters Hütte entlassen und eine Hofdame werden?

Es ist gefährlich, Herr, antwortete Faunia, das Glück zu versuchen: sie ist eine wandelbare Gottheit, und oft erhebt sie die Sterblichen nur um sie desto tiefer zu stürzen; ich ward geboren für den Hof zu arbeiten, nicht an ihm zu leben und bin mit meinem gegenwärtigen Stande vollkommen zufrieden.

Ah, Faunia, sprach Dorastus mit einem Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte, ich errathe die Ursache deiner Vorliebe für das Landleben: du liebst einen benachbarten Hirten.

Herr, versetzte Faunia lächelnd, vergebt mir, wenn ich euch sage, daß ihr falsch gerathen habt. Die Hirten kann ich leider nicht lieben: sie sind zu einfältig, und Mädchen müssen nicht daran denken, wenn sie nicht älter sind als ich. Ich dächte, schönes Kind, entgegnete der Prinz, Mädchen sollten lieben, wenn sie jung sind, denn Cupido ist ein Kind und die Göttin der Liebe wird jung gemalt, so alt sie auch ist. Das Alter, erwiderte Faunia, mag wohl mit falschen Farben dargestellt werden, und die Jugend zuweilen üble Sitten annehmen; aber was die Kunst in jenem verbirgt, das enthüllt Unwissenheit in dieser.

Dorastus, dem diese Unterhaltung reizender schien als er je eine geführt hatte, würde sie vielleicht zu einer beträchtlichen Länge ausgesponnen haben; da er aber Einige aus seinem Gefolge herankommen sah, so wollte er ihr Herz genauer ergründen bevor er von ihr Abschied nahm. Gewiß, Faunia, sprach er, ich liebe dich, und so mußt du mir durchaus dein Herz schenken, denn du weißt, ich bin ein Prinz und kann dir befehlen.

Herr, versetzte Faunia, ich erkenne eure Macht in allen guten und gerechten Dingen an; aber erlaubt mir euch zu sagen, daß mein Herz nur zu meiner Verfügung ist: erzwungene Liebe ist Gewalt, und Gewalt habt ihr kein Recht über mich zu üben,

und glaubt mir, es ist keine leere Pralerei, wenn ich euch be-
theure, ich lege so großen Werth auf meine Keuschheit, daß ich
lieber sterben wollte als die Buhlerin des größten Königs der
Welt zu sein; meine Geburt ist aber so niedrig und gering, daß
ich kaum hoffen darf nur eines Pächters Weib zu werden.

Die liebliche Schäferin beschloß diese Worte mit einem Seuf-
zer, der ihr unbewußt entschlüpfte. Nach einer kleinen Pause ver-
setzte der Prinz: Es scheint also, Faunia, daß du Dorastus nicht
lieben kannst. Doch, entgegnete Faunia vorschnell, wenn Dora-
stus ein Schäfer wird.

Da die Diener des Prinzen inzwischen näher gekommen
waren, so eilte er zu ihnen und überließ Faunien den tausend
neuen Gedanken, womit er ihre Einbildungskraft bereichert hatte.
Sie setzte sich wieder an den Fuß ihres Hügel und wiederholte
sich im Geiste Alles was der Prinz zu ihr gesprochen hatte, und
diese zweite Zusammenkunft mit ihm, die Leutseligkeit seines Be-
nehmens und einige schmeichlerische Hoffnungen, die sie zu nähren
begannt, vollendeten die Eroberung ihres Herzens. Eine Weile
überließ sie sich den süßesten Betrachtungen; wenn aber die Nie-
drigheit ihres Standes wieder in ihrem Gedächtniß aufstieg und
die holde Täuschung zerstörte, der sie sich hingeeben, so begann
sie die Zügellosigkeit ihrer Wünsche zu tadeln und sammelte von
Neuem ihre zerstreuten Sinne. Ach, Faunia, flüsterte sie, wie
starrst du in die Sonne und greiffst nach dem Winde? Sterne
soll man aus der Entfernung betrachten, nicht mit den Händen
fassen wollen; Hoffnungen überläßt man dem Glück und erzwingt
sie nicht mit Wünschen. Wer hoch klimmt kommt zu Fall, nicht
wer im Thale verweilt. Wie aber? fügte sie nach einer kleinen
Pause hinzu, muß Alles fallen was sich zu steigen bestrebt, weil
Einiges fiel? Nein, der Wechsel bringt Glück und das Glück
windet nur die Fäden auf, die das Geschick gesponnen hat. Ach,
in welcher seltsamen Verwicklung befinde ich mich! Begünstigt
von einem Prinzen, aber von der Vorsicht genöthigt, dieser Gunst
zu entsagen; Weigerung in meinen Worten und Verlangen im

Grunde meines Herzens; ich liebe Dorastus und scheine unwillig über seine Bewerbung. Ach, das ist das Geschick unseres Geschlechts, das fliehen zu müssen, dem wir sehnlich zu begegnen wünschen. Aber sieh dich vor, Faunia, sagte sie seufzend: wenn den Prinzen deine Zurückhaltung abgeschreckt hat, so wirst du es bitter bereuen, denn wenn er dich nicht liebt, so mußt du sterben. Ach, stirb denn, armes Mädchen, denn Dorastus scherzt nur mit dir, Dorastus kann sich nicht herablassen, eine Schäferin zu lieben; überlaß dich also deiner Trauer und härme dich im Stillen. Weh mir, wie bin ich verwandelt! Ich war gewohnt meine Tage mit fröhlichen Liedern zu verbringen; jetzt verschwende ich sie mit Seufzern und Klagen.

Während Faunia den zärtlichen Beklemmungen ihres Herzens solchergestalt Lust gemacht, erinnerte sie die herannahende Nacht, daß es Zeit sei, ihre Schafe in die Hürden zu treiben, welches sie mit schwerem Herzen that und dann nach ihrer ärmlichen Hütte zurückeilte.

Während die Liebe diese Verwüstung in Fauniens unschuldigem Busen anrichtete, wüthete sie mit solcher Gewalt in dem Herzen des leidenschaftlichen Prinzen, in welchem der Stolz der königlichen Geburt eine ungleiche Gegenmacht ausübte, daß er der Kraft zweier so entgegengesetzten Neigungen erliegend, dem Schmerz und der Verzweiflung zum Raube ward: ihn ekelte jede Speise, der Schlaf floh seine Augen, er ward bleich und hinfällig und schien allmählich zu verschnachten.

Der König über die Veränderung seines Sohnes erschreckt und für sein Leben zitternd ließ die geschicktesten Aerzte des Königreichs zu seiner Herstellung berufen; aber alle ihre Kunst blieb fruchtlos. Der Prinz selbst ward ängstlich über die Gefahr, worin er schwebte: er fühlte, daß er ohne Faunia nicht leben könne, und begriff nun, daß es eine Thorheit sei um das zu sterben, was er Macht habe zu erlangen. Ehrgeiz hatte sich lange der Erfüllung seiner Wünsche widersezt; aber Liebe, unwiderstehliche Liebe trug zuletzt den Sieg davon. Er überließ sich nun völlig der

gewaltfamen, süßen Tyrannin, verschaffte sich eines Schäfers Kleid und Stab an einen geheimen Platz, verließ ohne Begleitung den Palaß, schlüpfte in diese ländliche Tracht und begab sich zu dem Orte, wo die liebliche Schäferin ihre Heerden weidete. Unterwegs drängten sich ihm bei dem Anblick seiner rauhen Hülle mancherlei unheimliche Betrachtungen auf. Ach, Dorastus, sprach er zu sich selbst, welche seltsame Verwandlung ist dieß: ein Prinz in einen Bauern umgeschaffen! Wie stimmt diese Thorheit zu der Würde deiner Geburt? Aber wohl stimmt diese Tracht zu deinem niedern Sinn: dieß ist deine wahre Gestalt, du warst bisher nur immer verkleidet. O ihr Götter, für welches Vergehen schickt ihr mir diese Buße? O Liebe, welchen albernen Narren hast du aus mir gemacht! Doch warum soll ich mich dieser Verkleidung schämen? Stiegen nicht die himmlischen Götter zur Erde herab und verwandelten ihre herrliche Gestalt um der Liebe willen? Liebe schuf Jupitern zum Stier um, den Neptun zum Widder und den Apollo gleich mir zum Hirten. Fügten sich denn die Götter selbst der alleszwingenden Gewalt, wie darf ich, ein Sterblicher, mich ihr widersetzen?

Indes der Prinz die seltsamen Wirkungen seiner Leidenschaft mit diesen großen Vorbildern rechtfertigte, sah er Faunien nicht weit von ihm einem Schafe nachgehen, das sich von der Heerde entfernt hatte, und der Anblick ihrer holden Gestalt unterdrückte sogleich alle andern Regungen als die der Liebe und der Freude. Er eilte ihr entgegen und sie, die ihn in dieser Verwandlung nicht erkannte, sondern glaubte, irgend ein hübscher junger Hirt gefelle sich zu ihr, wünschte heimlich, es wär ihr beschieden gewesen, ihre Neigung einem Solchen zuzuwenden, den sie mit vollem Recht und mit der Hoffnung des Besizes hätte lieben dürfen. Als aber des Prinzen Nähererschreiten sie von ihrem Irrthum überzeugte, seufzte sie erröthend mit freudigem Erstaunen, hielt inne und begrüßte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth.

Dorastus ergriff ihre Hand, drückte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sein Herz, heftete einen glühenden Kuß darauf und

bat sie dann, sich zu setzen und ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken. Vor Liebe, Hoffnung und Furcht, die in ihrer Seele wechselten, zitterte die holde Schäferin, ließ sich mit ihm im Schatten einer breiten Eiche nieder und der Prinz, nachdem er sie eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, redete sie also an: Du wunderst dich ohne Zweifel, Faunia, über meine seltsame Tracht; aber kennst du meine Gedanken, du würdest dich noch mehr verwundern, denn jene entstellt nur meine Außenseite, während diese mein Inneres umgestaltet. Ich liebe dich, Faunia, denn wie kann ich anders, da du geschaffen bist Alles was dich erblickt mit dieser Leidenschaft zu erfüllen. Du versprachst mich zu lieben, wenn ich ein Schäfer würde: sieh denn deinen Prinzen in einen schlichten Hirten verwandelt. Nun darf ich doch die Erfüllung deines Versprechens fordern, da ich deinem Verlangen genügt habe.

In der That, mein Herr, erwiderte Faunia, ihr seid dem Anscheine nach verwandelt, aber nur dem Anscheine nach: gemalte Adler sind keine Adler, und Zeuzis Trauben, von welchen ich las, waren nur gemalte Trauben: reiche Gewänder machen den Prinzen nicht aus, noch ländliche Kleider den Hirten; Schäfer heißen nicht so, weil sie in Schäfertracht einhergehen, mit Stab und Hirtentasche, sondern weil sie ihre Heerden hüten und ihre ländlichen Arbeiten verrichten. Diese Kleidung hat also keinen Schäfer aus einem Prinzen gemacht, sie läßt nur einen Prinzen einem Schäfer gleichen. Wär ich als Schäfer geboren, versetzte Dorastus, so hätt ich dich freiwillig geliebt; als Prinz bin ich gezwungen dich zu lieben: verwirf also nicht mit unzeitiger Sprödigkeit eine Neigung, die nur du eingestößt haben kannst. Jetzt ist deine Zeit zu lieben und geliebt zu werden, da diese liebliche Blüte auf deinem holden Angesicht prangt und Alles jugendlich heiter dir entgegenlächelt. Hast du das Schicksal der schönen Blumen nicht bemerkt, womit du so oft dein reizendes Haar schmücktest: sie knospen, sie blühen, sie welken und werden verachtet. So ist es mit der Schönheit, Faunia: in der Jugend wird sie gepriesen, bewundert und ersehnt, im Alter vergeßen und verschmäh't. Ver-

gilt denn meine reine Neigung, denn der Ungleichheit unseres Standes ungeachtet bin ich entschlossen dich zum Weibe zu nehmen.

Bei dieser überraschenden Erklärung von freudigem Erstauen ergriffen konnte Faunia ihre erkünstelte Gleichgültigkeit nicht länger behaupten: sie sah den Prinzen mit einem Blick voll zärtlichen Verlangens an und Schamröthe übergoß ihr liebliches Antlitz: Ach, mein Herr, sprach sie blöde, ich schäme mich die Gefühle zu gestehen, die schon lange mein Herz erfüllten: darf ich Bettlerin bekennen, daß meine Wünsche sich zu einem Prinzen verstiegen? O Dorastus! Ich darf nicht sagen ich liebe dich, weil ihr der Sohn eines mächtigen Königs seid und ich eine arme Schäferin; aber die Götter wissen was ich für Dorastus empfinde! Empfangt denn meine demüthige, ehrerbietige Neigung und betrachtet mich als eure Magd, die immer bereit ist, euch in allen Dingen zu gehorchen, die mit der Ehrbarkeit bestehen können.

Ueber dieses holde, bescheidene Geständniß ihrer Liebe entzückt, umarmte sie Dorastus mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und rief alle Götter zu Zeugen der Gelübde an, die ihr seine immerwährende Liebe und Neigung verbürgen sollten. Alsdann begannen die Liebenden sich über die Maßregeln zu berathen, durch die sie ihre ewige Vereinigung zu bewirken gedachten. Dorastus, der wohl wußte, sein Vater werde über eine solche Verbindung in die äußerste Wuth gerathen, vertraute Faunien, daß sie in Sicilien nicht sicher seien, weshalb er entschlossen sei, sich mit so viel Gold und Juwelen zu versehen als sie bedürften um eine vortheilhafte Wendung ihrer Angelegenheiten abzuwarten, und mit diesem Schatz nach Italien zu entfliehen, wo sie ihre Hochzeit feiern wollten.

Obgleich Faunia diesen Vorschlag mit großer Freude genehmigte, zitterte sie doch vor dem Gedanken, daß der König ihre Liebe entdecken möchte, denn sie war überzeugt, daß sie mit dem Tode diese Vermeßenheit büßen werde: sie beschwor also den Prinzen, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Flucht in der möglich-

sich der König selbst ihrer an und was dann auch geschehen mag, so kann uns kein Vorwurf treffen. Mit diesem Vorschlag war die gute Frau gern zufrieden, und sie beschloßen, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um mit dem Könige zu sprechen.

Inzwischen hatte Dorastus seinen Voratz, Sicilien zu verlassen, einem vertrauten Diener mit Namen Capnio eröffnet, der ihm seit seiner Kindheit treu ergeben gewesen. Dieser bemühte sich anfangs, dem Prinzen von einer so tollkühnen und gefährlichen Unternehmung abzurathen; da er ihn aber völlig entschloßen fand abzureisen, mochte er ihm nicht länger mit unnützen Ermahnungen beschwerlich fallen und suchte ihm zur Ausführung seines Vorhabens behülflich zu sein, das er, ob er es gleich nicht billigte, doch nicht verhindern konnte, wenn er seinen Herrn nicht bei dem König verklagte, welchen Verrath er sich nicht entschließen konnte zu begehen, da ihn sowohl seine eigenen Gefühle als ein heiliger Eid, den ihm der Prinz abgefordert hatte, zu dem Gegentheil verpflichteten. Er miethete daher eben so geheim als eilig ein Schiff für die Ueberfahrt nach Italien, und als der Prinz sich mit einer großen Menge Gold und Juwelen versehen und dem Capnio Auftrag gegeben hatte, für Faunia einige reiche Anzüge anzuschaffen, ward das Gepäck glücklich an Bord gebracht, und sobald der Schiffsherr sah, daß der Wind im Begriff sei, sich günstig zu wenden, benachrichtigte er den Capnio, daß sie den nächsten Morgen sich in der Frühe an Bord begeben müßten. Als Capnio dieß dem Prinzen hinterbracht hatte, gab er ihm Auftrag, Faunien zu bitten, sich bei Tagesanbruch auf dem Felde bereit zu halten, wo er sie abholen und nach dem Hafen führen werde.

Sie schlief wenig in dieser Nacht: Liebe, Furcht und ängstliche Erwartung hielten sie wach. Beim ersten Dämmerchein stand sie auf, trieb ihre Schafe aus der Hürde ins Feld und ließ ihre Blicke sehnsüchtig nach ihrem geliebten Prinzen schweifen. Endlich erschien er zu Pferde, sie lief ihm eilig entgegen; er stieg ab, drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre zitternden Lippen, nahm sie

hinter sich auf das Ross und jagte so rasch er konnte zu dem Hafen, wo das Schiff lag. Die Schiffsleute, die ihn von fern erblickten, stießen ein Boot ans Land, nahmen die Liebenden darin auf und brachten sie glücklich an Bord.

Als Porrus gehört hatte, daß der König am Morgen frische Lust schöpfen wolle, zog er seine Feiertagskleider an, nahm die Kette und die Juwelen, die er bei Faunien gefunden, verbarg sie in seinem Busen und begab sich nach dem Palast um des Königs Ausgang auf der Straße abzuwarten. Aber das Schicksal, das die Liebenden noch länger zu beschützen beschloßen hatte, schickte Capnio, der mit einem Kästchen dem Hafen zueilte, dem alten Mann in den Weg. Als ihn Capnio, dem er als Fauniens Vater bekannt war, den Weg nach dem Palast einschlagen sah, fragte er ihn, wo er so früh schon hingehet. Porrus, der ihn als einen Hofmann kannte, antwortete, der Prinz Dorastus habe ihm übel mitgespielt: ich habe nur eine einzige Tochter, sagte der alte Mann, welche, die Wahrheit zu sagen, einige Reize besitzt: ich vermuthete mit Grund, daß der Prinz sie verführt hat, und dieser Beleidigung willen will ich mich bei Sr. Majestät beklagen gehen.

Capnio, der alle die übeln Folgen vorausjah, welche die Beschwerde des alten Manns in diesem entscheidenden Augenblick nach sich ziehen würde, beschloß dem zuvorzukommen und suchte ihn erst dadurch zu kören, daß er den Prinzen wegen eines so unwürdigen Betragens bitter tadelte, indem er hinzufügte, weil er ein alter Mann sei und keine Freunde habe, die ihm beistehen könnten, wolle er selbst ihn nach Kräften unterstützen; indes, fügte er hinzu, werdet ihr eure Mühe verlieren, wenn ihr nach dem Palast geht, denn der König will heute an Bord eines Schiffs frische Lust schöpfen, das im Hafen liegt und schon segelfertig ist, und wenn ihr mir folgen wollt, da ich eben dahin gehe um ihnen Nachricht zu bringen, daß der König kommt, damit sie sich bereit halten, ihn aufzunehmen, so will ich euch mit mir nehmen und euch einen so guten Platz verschaffen, daß ihr alle Gelegenheit habt, die ihr nur wünschen könnt, eure Klage anzubringen.

ängstlichen Vermuthungen und am nächsten Morgen wurden Boten nach allen Theilen des Königreichs ausgesandt um ihn aufzusuchen. Der unglückliche König fürchtete zuletzt, er sei den wilden Thieren im Walde zur Beute geworden und ließ mehrere Haufen zu Pferde die ganze Umgegend durchstreifen, um wo möglich Kunde von seinem Schicksale heimzubringen. Einige dieser Abgesandten begegneten einem Fischer, der seine Netze an der Küste ausbeperte; sie fragten ihn, ob er nichts von dem Prinzen gehört oder gesehen habe, worauf er ihnen sehr unbesangen erzählte, er habe einige Tage zuvor gesehen, daß der Prinz mit Faunien, der Tochter des Porrus, dem alten Schäfer selbst und Capnio ein Schiff bestiegen habe und sogleich in die See gestochen sei.

Diese Nachricht ward dem König sogleich hinterbracht, der von Verwunderung und Schmerz ergriffen, das Weib des Porrus vor sich bringen ließ und sie über die Flucht seines Sohnes mit ihrem Mann und ihrer Tochter zur Rede stellte. Die alte Frau erzählte dem König, ihr Mann, der durch seine Nachbarn von der allzugroßen Vertraulichkeit ihrer Tochter mit dem Prinzen vernommen und schlimmere Folgen befürchtet, habe vor einigen Tagen erfahren, daß Se. Majestät eine Hezjagd anstelle, weshalb er sich des Morgens früh aufgemacht habe, um sich über das Unrecht zu beklagen, das der Prinz, seiner Besorgniß nach, Faunien zugebracht habe. Mit Thränen fügte sie hinzu, daß sie ihren Mann seitdem nicht wiedergesehen habe.

Als Egistus die unverstellte Treuherzigkeit wahrnahm, mit welcher sie ihre Erzählung vorbrachte, entließ er sie, versank aber so tief in die Betrachtung der unziemlichen Handlung, deren sich sein Sohn schuldig gemacht, daß er in ein Fieber gerieth, welches sich bald so verschlimmerte, daß den Aerzten wenig Hoffnung zu seiner Genesung blieb. Torastus aber, der nun, da er sich im Besitz seiner geliebten Faunia sah, weder Vater, Heimat noch Krone mehr achtete, ließ sich den Schmerz wenig kümmern, den seine rasche Flucht seinem Vater und den Siciliern verursachen mußte, sondern tröstete sich mit der Betrachtung seines gegenwärtigen

Vorfaß hab er durch List vereitelt und ihn mit Gewalt an Bord gebracht; es werde durchaus nöthig sein, ihn nach Italien mitzunehmen, weil sonst ihre Entdeckung nicht zu vermeiden sei.

Der Prinz stimmte dieser Meinung bei; aber Faunia, welche den alten Schäfer wie ihren Vater liebte und ehrte, vernahm diesen Beschluß mit großer Bestürzung. Als Porrus hörte, daß er von seinem Weibe, seiner Heimat und seinen Freunden getrennt und in ein fremdes Land geführt werden sollte, brach er in Thränen und Wehklagen aus, fiel auf seine Kniee nieder und beschwor den Prinzen, seine Uebereilung zu verzeihen und ihn in seine Hütte zu entlassen, indem er ihm das Gelübde that, er wolle so schweigsam sein wie das Grab. Aber der Prinz war durch alle seine Bethenerungen nicht zu bewegen, sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen und obgleich Faunia ihn mit Thränen beschwor, die Bitte ihres Vaters zu gewähren, bestand er hartnäckig auf seiner Weigerung, indem er versicherte, ihr beider Verderben sei unvermeidlich, wenn er es zulasse: worauf sich Faunia bemühte, den Alten so gut sie vermochte zu trösten, und das Schiff mit günstigem Winde die Reise antrat.

Während sich dieß auf der See begab, schickte Egistus, welcher an dem Morgen der Abreise des Prinzen eine Hatzjagd beschloßen hatte, nach seinem Sohne, um ihn zur Theilnahme an dieser Lustfahrt aufzufordern, indem er hoffte, dieß werde die Schwermuth zu zerstreuen helfen, die ihn seit Kurzem befallen hatte. Aber der Kammerherr des Prinzen ließ ihm antworten, der Prinz sei heute Morgen sehr früh ausgegangen, vermuthlich um sich in der Haide zu ergehen, wie seine tägliche Gewohnheit gewesen, weshalb der König einige aus seinem Gefolge dahin absandte; da aber diese ohne ihn zurückkehrten, begab sich der König mit seinen Edeln auf die Jagd und kehrte, nachdem er den Tag mit Hützen verbracht hatte, in seinen Palast zurück. Als er aber vernahm, daß sein Sohn noch nicht zurückgekehrt sei, verwunderte er sich sehr und befahl die genauesten Nachforschungen anzustellen.

Sein Ausbleiben in dieser Nacht füllte ihn mit tausend

ängstlichen Vermuthungen und am nächsten Morgen wurden Boten nach allen Theilen des Königreichs ausgesandt um ihn aufzusuchen. Der unglückliche König fürchtete zulezt, er sei den wilden Thieren im Walde zur Beute geworden und ließ mehrere Haufen zu Pferde die ganze Umgegend durchstreifen, um wo möglich Kunde von seinem Schicksale heimzubringen. Einige dieser Abgesandten begegneten einem Fischer, der seine Netze an der Küste ausbepferte; sie fragten ihn, ob er nichts von dem Prinzen gehört oder gesehen habe, worauf er ihnen sehr unbefangen erzählte, er habe einige Tage zuvor gesehen, daß der Prinz mit Faunien, der Tochter des Porrus, dem alten Schäfer selbst und Capnio ein Schiff bestiegen habe und sogleich in die See gestochen sei.

Diese Nachricht ward dem König sogleich hinterbracht, der von Verwunderung und Schmerz ergriffen, das Weib des Porrus vor sich bringen ließ und sie über die Flucht seines Sohnes mit ihrem Mann und ihrer Tochter zur Rede stellte. Die alte Frau erzählte dem König, ihr Mann, der durch seine Nachbarn von der allzugroßen Vertraulichkeit ihrer Tochter mit dem Prinzen vernommen und schlimmere Folgen befürchtet, habe vor einigen Tagen erfahren, daß Se. Majestät eine Hezjagd anstelle, weshalb er sich des Morgens früh aufgemacht habe, um sich über das Unrecht zu beklagen, das der Prinz, seiner Besorgniß nach, Faunien zugebracht habe. Mit Thränen fügte sie hinzu, daß sie ihren Mann seitdem nicht wiedergesehen habe.

Als Egistus die unverstellte Treuherzigkeit wahrnahm, mit welcher sie ihre Erzählung vorbrachte, entließ er sie, versank aber so tief in die Betrachtung der unziemlichen Handlung, deren sich sein Sohn schuldig gemacht, daß er in ein Fieber gerieth, welches sich bald so verschlimmerte, daß den Aerzten wenig Hoffnung zu seiner Genesung blieb. Dorastus aber, der nun, da er sich im Besiß seiner geliebten Faunia sah, weder Vater, Heimat noch Krone mehr achtete, ließ sich den Schmerz wenig kümmern, den seine rasche Flucht seinem Vater und den Siciliern verursachen mußte, sondern tröstete sich mit der Betrachtung seines gegenwärtigen

Glücks, das er für alle Königreiche der Welt nicht hingegeben hätte. Die Winde schienen seine Entweichung eine Zeitlang zu begünstigen und ließen sie ihren Lauf ohne Unterbrechung gegen Italien richten; aber eines Morgens überzog sich der Himmel mit Wolken, die Winde wüchsen immer heftiger an, die See schwoll und zuletzt erfolgte ein Sturm und tobte drei Tage mit so fürchterlicher Wuth, daß das Schiff sehr beschädigt ward und die Schiffer jeden Augenblick sein Versinken erwarteten.

Die arme Faunia wäre vor Furcht fast gestorben, aber der Anblick ihres Dorastus, der sie keinen Augenblick verließ, gaben ihr einigen Trost mitten in den Schrecken des herannahenden Todes. Am vierten Morgen legte sich der Sturm und die Schiffer erblickten Land, welches sie bald für die Küste von Böhmen erkannten. An ihrem verworrenen Freudengeschrei erkannte Dorastus, daß sie irgend einen Hafen entdeckt hatten und mit Thränen der Freude und Bärtlichkeit wünschte er Faunien zu ihrer Errettung Glück. Als er aber erfuhr, daß sie gegen die Küste von Böhmen getrieben worden, erinnerte er sich der Feindschaft zwischen dem König dieses Landes und seinem Vater, den jener zu vergiften gesucht hatte, worüber er heftig erschrak und nicht wußte was er beginnen sollte: ob es besser sei sich der Wuth von Wind und Wellen zu vertrauen oder dem Verrath und der Grausamkeit des unmenschlichen Pandosto. Capnio, der wohl sah, daß auf der See ihre Rettung unmöglich sei, rieth dem Prinzen, Namen und Vaterland zu verheimlichen und seine Wohnung in irgend einem geringen Dorfe aufzuschlagen bis sie ein Schiff gefunden hätten, das sie nach Italien brächte. Dorastus billigte diesen Vorschlag und ließ der Schiffsmannschaft durch Capnio befehlen, ihn auf Befragen für einen Edelmann aus Trapalonen, Namens Melcagrus, auszugeben, indem er ihnen eine reichliche Belohnung ihrer Verschwiegenheit zusichern ließ.

Hierauf stiegen sie ans Land, mieteten sich in einem etwa eine Meile von der Hauptstadt Böhmens belegenen Dorfe bei einem Pächter ein, und sobald sie sich von den auf der See wäh-

die Götter werden diejenigen rächen, die unfähig sich selbst Recht zu verschaffen, sich Beleidigungen und Gewaltthaten gefallen lassen müssen.

Pandosto gerieth über diese kühne und entschlossene Sprache so sehr in Wuth, daß er sogleich seiner Wache gebot, den verwegenen Fremdling ins Gefängniß zu führen, und den Befehl hinzufügte, seine gesammte Schiffsmannschaft in strenges Gewahrsam zu bringen. Für Faunien ließ er ein Gemach im Palast bereiten und überwies sie der Pflege einiger seiner Hoffräulein.

Dorastus vernahm den Befehl seiner Verhaftung mit verächtlichem Stillschweigen und folgte der Wache ohne den erzürnten König noch eines Blickes zu würdigen, und nur ein zärtlicher Blick auf Faunia drückte den Schmerz aus, den seine Seele über die Trennung von ihr empfand.

Unterdessen benutzte Pandosto, in dessen bejahrter Brust die Liebe eine neue Flamme geweckt hatte, jede Gelegenheit, die schöne Fremde zu sehen. Anfangs spiegelte er sich vor, nur einer angenehmen Zerstreuung nachzuhängen, wenn er Fauniens Anblick und Unterhaltung suchte; aber die Unruhe seines Gemüths bei dem Gedanken an Melcagrus überzeugte ihn bald, daß die unbekannte Schönheit sein Herz erobert habe: er erwog sein vorgerücktes Alter, seinen erhabenen Rang, ihre Jugend, Schönheit und niedern Stand; er suchte Gründe gegen die Gewalt seiner übelangebrachten Neigung geltend zu machen und fand Gründe genug, aber die Liebe war stärker als sie alle. Umsonst hielt er sich vor, daß Faunia den unbekanntem Ritter liebe, daß ihr Herz schon für einen jungen und liebenswürdigen Gegenstand eingenommen sei und also nicht geneigt sein werde, seinen Bitten Gehör zu schenken: die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, schienen seine Leidenschaft nur zu vermehren, er entschloß sich, wenn Ueberredung nicht fruchte, seine ganze Gewalt geltend zu machen um Faunien zu seinen Wünschen zu zwingen. In dieser Absicht ließ er sie eines Tages, da er sich in dem Lustgarten hinter seinem Palast ergieng, durch einen Boten zu sich entbieten.

Faunia gehorchte wider ihren Willen, und als sie erschien, ergriff der König ihre Hand, that einige Schritte an ihrer Seite, dann blieb er plötzlich stehen, sah ihr eine Weile mit Ernst ins Gesicht und sprach alsdann: Faunia, ich bin entzückt über deine Schönheit und Klugheit, ich bemitleide deine traurige Lage und werde dein Glück machen, wenn du den unwürdigen Ritter vergesen willst, der dich hieher brachte. Er verdient es nicht, ein so reizendes Wesen zu besitzen: du bist der Umarmungen eines Königs würdig und wenn du meine Geliebte sein willst, so werde ich dich zu Reichthum und Würden erheben.

Ich erwartete nicht, versetzte Faunia mit edelm Stolz, einen so niedrigen Antrag von Pandosto zu hören. Ziemt es euch, Herr, ziemt es einem Manne von euerm Rang und Alter, ein unglückliches Mädchen verführen zu wollen, das der Zufall und eure Ungerechtigkeit in eure Gewalt gebracht hat? Wißt aber, Herr, daß eure Bemühungen, mich meinem Meleagrus abwendig zu machen, völlig vergeblich sind: er gewann mein Herz durch reine Neigung und er allein soll es besitzen. Mein unglückliches Schicksal führte mich in euer Reich, wo ich von Meleagrus getrennt wurde, wo ihr mich verfolgt; aber dieß Mißgeschick kann meine Liebe nicht vermindern, noch meine Standhaftigkeit erschüttern: treue Liebe und treue Tugend gewinnt Kraft und Ausdauer im Unglück. Nein, obgleich eure Majestät meinen Geliebten ohne allen Grund und wider alle Gesetze der Gastfreiheit und des Rechts gefangen hält, damit ich allein und ohne allen Schutz an euerm Hofe sei, so glaubt doch nimmermehr, daß die fürchterlichsten Drohungen noch die einladendsten Lockungen mich zu einem Schritte vermögen könnten, der meiner Ehre nicht gezieme. Mein Herz denkt edel, obgleich es den Göttern gefiel, es unter einer geringen Hülle zu bergen; keine Drohungen können mich zwingen, keine Schmeicheleien zu unedler Willfährigkeit verlocken. Darum seit versichert, daß ich lieber des Meleagrus Weib sein und das bitterste Elend mit ihm theilen will, das ein grausames Geschick

hülfslose Jugend vor der unmenschlichen Wuth Pandostos, und kann mein Tod ihre Rettung erkaufen, so beschleunigt ihn, ihr himmlischen Mächte, und laßt euch an meiner Bestrafung genügen.

Während so die Liebenden unter Pandostos grausamer Tyrannie seufzten, schuf ihm seine Leidenschaft für Faunia nicht geringeres Ungemach: ihre Weigerungen verminderten nicht, verstärkten nur seine unziemlichen Wünsche; seine Mißstimmung verrieth jeder Blick, jede Gebärde und seine Höflinge, die ihn stets verflört und übelgelaunt sahen, verwunderten sich, woher diese plötzliche Verwandlung rühre. Obgleich ihm aber Fauniens entschloßenes Betragen bei jener letzten Zwiesprache mit ihr zu einer Veränderung in ihren Gesinnungen wenig Hoffnung ließ, so war er doch ungeduldig sie wieder zu sehen und ihre Tugend mit neuen Bewerbungen zu bestürmen: er befahl also, sie insgeheim in sein Gemach zu bringen.

Faunia ließ sich mit innerm Widerstreben in seine Nähe führen und sobald sie der König erblickte, ließ er sein ganzes Gefolge sich zurückziehen und sprach mit zärtlichen Blicken und Worten: Nun, liebenswürdige Faunia, hast du jetzt den Inhalt meiner letzten Unterredung mit dir, da wir im Park spazieren giengen, reiflich erwogen? Bist du nun weniger eigensinnig, aber um so klüger geworden? Willst du eines Königs Liebe der Neigung eines elenden Ritters vorziehen? Ich bin überzeugt, du bist für die Reizungen der Ehrsucht nicht so unempfindlich, daß du nicht lieber eines Königs Geliebte als die Frau eines armen Unterthans sein wolltest.

Herr, versetzte Faunia, ich weiß, daß ich in eurer Macht bin und ich habe die Willkür, womit ihr sie ausübt, gewiß schwer genug empfunden. Ist es gerecht, ist es billig, Herr, Unschuldige mit Strafen zu belegen wie sie nur die Verbrecher verdienen? Was hat euch Meleagrus gethan, daß ihr ihn mit Ketten beladet und in ein gräßliches Gefängniß werft? Und welches Recht habt ihr über mich, daß ihr mich hier in euerm Palaß zurückhaltet, wo ich gezwungen werde, eure schändlichen Anträge zu hören? Nie

hat Meleagrus versucht eure Unterthanen ihrer Pflicht abwendig zu machen: warum sucht ihr mich denn von der Treue zu verlocken, die ich ihm schuldig bin? Wißt aber, ungerechter König, hat mich gleich das Schicksal in eure Macht gegeben, so bleibt mein Herz doch frei: es verachtet eure Versprechungen wie eure Drohungen; ich habe gelobt, mich meinem Meleagrus zu erhalten und nur der Tod kann mich verhindern, dieß Gelübde zu halten.

Ist es denn möglich, sprach Pandosto, daß du die Liebe eines Königs beharrlich abweisen kannst um jenes Elenden willen? Thörichte und undankbare Dirne! Du sagst, du seist in meiner Macht; aber ich versage es mir, sie wider dich zu gebrauchen und begnüge mich durch Bitten um die Gunst zu werben, die ich mit Gewalt erzwingen könnte: vergilt und lohne denn meine glühende Leidenschaft durch Gegenliebe, so soll Meleagrus frei sein, deine Landsleute entlassen werden, und Alles was deine Wünsche nur erdenken können wird der König erfüllen, der sich in Liebe für dich verzehrt.

Wollt ihr von Liebe sprechen? versetzte Faunia mit einem herrlichen Stolz, ihr, welchem diese göttliche Leidenschaft fremd ist. Weh! es ist Entweihung, die Neigung, die ihr zu mir empfindet, Liebe zu nennen; solche Liebe wie die eure, Herr, ist einem ehrbaren Mädchen ärger als der Tod, und ihr zu entgehen will ich freiwillig mein Leben opfern. Wohl mögt ihr mit eurer Macht drohen, da ihr euch fähig gezeigt habt, sie so schändlich zu missbrauchen; aber wißt, lästerner Fürst, daß alle eure Gewalt nicht hinreicht, mich zu einem Verbrechen zu zwingen, das die Götter verabscheuen, und da ich zu sterben weiß um meine Ehre zu bewahren, so werden euch eure gottlosen Anschläge nichts als ewige Schande bereiten.

Pandosto gerieth über ihre unerschütterliche Liebe zu Meleagrus und ihren festen Entschluß seine Anträge abzuweisen, in die äußerste Wuth; mit zornglühenden Augen befahl er ihr, seine Gegenwart zu meiden und vermaß sich hoch und theuer, wenn sie

nicht bald sich bereit finden laße seine Wünsche zu befriedigen, wollte er sie mit Gewalt dazu zwingen, was auch die Folge sein möchte. Faunia, die diese Drohungen nicht im Mindesten schredeten, verließ sein Gemach, zog sich in das ihre zurück und waffnete ihre Seele mit Stärke, der angedrohten Gewalt durch den Tod zu entgehen, wenn ihr der Himmel nicht auf anderm Wege Rettung schicke.

Inzwischen erfuhr der König von Sicilien durch einige böhmische Kaufleute, welche den vorgeblichen Meleagrus als Dorastus erkannt hatten, daß sich sein Sohn in Böhmen im Gewahrsam des Königs befinde. Obgleich heftig erobst über den Ungehorsam seines Sohnes und dessen heimliche Entweichung, konnte er doch die schmählische Behandlung, die er von Pandosto erfuhr, nicht ohne großen Kummer vernehmen, und da er wußte, daß das Orakel Apollon ihn und Bellaria von der Schuld gereinigt habe, dessen der König sie verdächtigt, zweifelte er nicht, daß Pandosto ihm seinen flüchtigen Sohn zurücksenden werde, wenn er durch seine Abgesandten darum anhalte. Er ließ also eine wohlbemannte kleine Flotte ausrüsten und gab einigen seiner vornehmsten Edeln den Auftrag, die Auslieferung des Prinzen von Pandosto zu verlangen, worauf sich diese einschifften und nach Böhmen fuhren. Pandosto nahm die Gesandten mit großen Ehrenbezeugungen auf, woraus diese die Hoffnung schöpften, daß sie die Aufträge ihres Herrn glücklich ausführen würden. Bald nach ihrer Ankunft erzählte ihnen Pandosto von dem trapalonischen Ritter, der auf eine sehr verdächtige Weise in seinem Reiche gelandet sei und ein junges Fräulein Namens Faunia und außer einem Schäfer und einem alten Mann kein weiteres Gefolge mitgebracht habe. Die Gesandten vermutheten sogleich, daß dieser trapalonische Ritter Niemand anders sei als ihr Prinz Dorastus, ließen sich aber davon eher nichts merken bis der König ihnen ein offenes Gehör bewilligte, wo sie im Namen ihres Königs die Auslieferung des Prinzen von Sicilien verlangten, der sich unter dem Namen Meleagrus in seinem Reiche aufhalte. Sie trugen also der Majestät von

Böhmen vor, wie der Prinz von Sicilien wider den Willen des Königs, seines Vaters, das Königreich verlassen und ein junges Mädchen Namens Faunia, die Tochter eines alten Schäfers mit Namen Porrus, entführt habe; auch sei einer der Hofbedienten des Prinzen, Capnio geheissen, sein Begleiter auf der Flucht gewesen. Sie schloßen mit dem Ansuchen ihres Königs, daß der Prinz Dorastus freigelassen und ausgeliefert, Capnio, Porrus und seine Tochter Faunia aber hingerichtet werden möchten.

Pandosto, der diese Botschaft mit großem Erstaunen vernahm, war sich mit Egistus zu versöhnen geneigt, und ihm einen Beweis zu geben, wie sehr er ihre so lange unterbrochene Freundschaft zu erneuern wünsche, beschloß er seinen Willen pünktlich zu vollziehen und Faunien seiner Staatsklugheit und beleidigten Liebe hinzuopfern. Er befahl auf der Stelle die Freilassung des Dorastus, der über diese unerwartete Gunst höchlich erstaunte, sich aber noch mehr verwunderte als er vor den König geführt wurde und dort einige Höflinge seines Vaters erblickte, die bei seinem Erscheinen sogleich hinzutraten und ihn auf das Ehrerbietigste begrüßten. Auch Pandosto erhob sich von seinem Königsstuhl, umarmte ihn mit vielen Zeichen von Bärtlichkeit und Hochachtung, suchte das Vorgefallene während ihm sein Rang und seine Geburt unbekannt gewesen, zu entschuldigen, ließ ihn dann zu seiner Rechten niedersitzen und theilte ihm den Inhalt der Botschaft mit, die er von dem Könige, seinem Vater, erhalten. Dorastus, der sehr bestürzt war, als er hörte, daß die Ursache seiner Flucht so offenkundig sei, senkte sein Haupt um die Schamröthe zu verbergen, die sein Antlitz übergossen hatte; als aber der König in seiner Erzählung zu den Strafen kam, welche er über Faunia und die übrigen Theilnehmer seiner Flucht zu verhängen ersucht worden, war es ihm unmöglich, seine heftige Seelenerschütterung zu verbergen, sondern eiferte in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit seines Vaters und beschwor den Pandosto, ein so unmenschliches Urtheil nicht zu vollstrecken.

Doch ungerührt von diesen Bitten befahl der König Faunia,

Capnio und Porrus herbeizuführen, worauf er der ganzen Wuth seiner Erbitterung gegen Faunia, deren edler Widerstand seine Liebe in Haß verwandelt hatte, in folgenden Schmähworten gegen das bestürzte Mädchen freien Lauf ließ:

Gemeine, verächtliche Dirne, wie wagst du es, deine verblendeten Augen zu einem Throne zu erheben und die Flammen des Ehrgeizes in deiner niedrig geborenen Seele zu nähren? Wie darfst du Bettlerin dir mit der Hoffnung schmeicheln eines Prinzen Gemahl zu werden, und mit niedrigen Künsten den Sohn eines großen Königs verführen, sein Reich zu vergeßen um deine verwegenen Wünsche zu befriedigen. Wiße aber, gefährliche Sirene, der Tod wird der Lohn deines vermessenen Ehrgeizes sein. Und du alter, kindischer Narr, sagte er zu dem bleichen, zitternden Porrus, dessen freche Thorheit deine Tochter zu dieser tollkühnen Unternehmung gespornt hat, sollst deine Anmaßung mit dem Leben entgelten. Für dich aber, Capnio, setzte der ergrimmete König hinzu, ist der Tod eine zu gelinde Strafe: dein niederträchtiger Verrath verdient eine härtere Züchtigung, und darum verurtheile ich dich, das Augenlicht zu verlieren und bis zu deinem Tode gleich einem blinden Pferde in einer Mühle zu traben.

Dorastus, den das über Faunia ausgesprochene Urtheil in einen stummen, todesgleichen Zustand von Schmerz, Wuth und Verzweiflung geworfen hatte, erhob sich, da er sah, daß sie hinweggeführt werden sollte, um zu ihrer Vertheidigung zu sprechen; aber von der Macht dieser widerstrebenden Gefühle überwältigt sank er ohne ein Zeichen von Leben in seinen Stuhl zurück. Durch den schleunigen Beistand der Aerzte des Königs ward er bald wieder zum Bewußtsein gebracht, auf ihren Antrag aber aus Fauniens Gegenwart entfernt, welche, sobald er abgeführt worden, also redete: Wenn mein Tod zum Glück und Frieden des Prinzen Dorastus gereichen kann, der mein Verlobter und Herr ist, und dessen heilige Gelübde die Götter vernommen und im Himmel aufgezeichnet haben und keine irdische Gewalt mehr lösen kann, so bin ich zufrieden zu sterben; aber meine unschuldige, zärtliche

Neigung zu ihm nehm ich mit mir ins Grab; mein letzter Athemzug soll Gebet für sein Heil sein und die Götter ansehen, ihn mit ihren schönsten Gaben zu segnen, daß wenn er einst den Thron seines Vaters besteigt, er seine Unterthanen mit Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung regieren möge, denn Weisheit und Milde sind göttliche Gaben und eines Fürsten Glück und Sicherheit besteht in der Liebe, nicht in der Furcht seines Volks. Sieh mich denn, o König, bereit die ganze Strenge deines Urtheils zu erdulden. Aber ach, was hat mein Vater begangen, daß ein unnatürlicher Tod sein greises, ehrwürdiges Haar vor der Zeit ins Grab bringen soll? Ach, er ist völlig unschuldig an dem Verhältniß zwischen mir und dem Prinzen, er hat weder meine Flucht gerathen noch uns freiwillig begleitet: er ward mit Gewalt an Bord des Schiffs gebracht und gezwungen unser Reisegefährte zu werden; und er soll für ein unwillkürliches Vergehen den Tod erleiden? Grausames, ungerechtes Geschick! Doch was soll ich von dir sagen, Pandosto, der du die Unterthanen eines fremden Königs, die nicht das geringste Strafwürdige begangen haben seit sie dein Reich betraten, nichtsdestoweniger zur Todesstrafe verurtheilst? Aber eine innere Stimme jagt mir, daß du Grund hast, Faunien zu verdammen: sei es denn so; ich heiße den Tod willkommen, der mich zu jenen Reichen der Freude führt, wo ewige Gerechtigkeit, Milde und Erbarmung walten.

Den alten Schäfer rührte die zärtliche Fürbitte Fauniens zu seinen Gunsten, und da er sah, daß er nicht hoffen dürfe am Leben zu bleiben, beschloß er es eh er stirbe kund zu machen, daß sie nicht seine Tochter sei: er bat sich also ein kurzes Gehör aus und sprach:

König von Böhmen und ihr edeln Abgesandten Siciliens, da ich mich, wiewohl unschuldig, zum Tode verurtheilt sehe, so will ich mein Gewissen von einem Geheimnisse entlasten, das ich schon zu lange verschwiegen habe. Ich werde Alles sagen was ich weiß und nicht mehr als mit der Wahrheit bestehen kann: Faunia, welche ihr als eine gemeine Bettlerin verschmäht habt, ist nicht

meine Tochter: ich habe sie gefunden, und das gieng so zu. Ich war ein armer Schäfer in Sicilien, der davon leben mußte, fremde Heerden zu hüten. Eines Tages hatte sich eins meiner Schafe an die Seelüste verlaufen und da ich es zurückholte, sah ich ein kleines Boot an den Strand getrieben, worin ein kleines Kind lag, kaum sechs Tage alt, in einen Scharlachmantel gehüllt und eine goldene Kette um den Hals. Schon das Mitleid würde mich bewegt haben, mich seiner anzunehmen, wenn mich auch der Schatz nicht gereizt hätte, den ich bei ihm fand: ich trug es also heim zu meinem Weibe, welche es als ihr eigenes erzog, und als es heranwuchs, übergab ich ihm die Hütung meiner Heerden. Dieß Fräulein, Faunia, ist das Kind, das ich fand, und hier ist die Kette und die Juwelen, die es bei sich hatte. Wer sie ist, wer ihre Eltern sind weiß ich nicht; aber ich erkläre feierlich, daß sie mir nicht angehört.

Pandoſto, der während der Rede des Porrus ſeine Gefühle mit Mühe unterdrückt hatte, fragte ihn ſobald er ſchwieg ungeduldig nach Tag und Jahr, an welchen das Kind gefunden worden, nach dem Boot, worin es gelegen und ähnlichen Nebenumständen, und da ihn ſeine Antworten vollkommen befriedigten, ſprang er plötzlich von ſeinem Sitze auf, riß von väterlicher Zärtlichkeit ergriffen Faunien in ſeine Arme, benezte ihr zartes Angeſicht, das er eng an das ſeine ſchloß, mit Thränen freudigen Erſtaunens und rief in abgebrochenen Lauten: O Faunia, meine lange verlorene Tochter! Ich bin dein Vater, Faunia!

Dieſe Außerungen und die heftige Bewegung des Königs füllten alle Anweſenden mit dem höchſten Erſtaunen, vornämlich Faunia, die vor Ueberräſchung bewegungslos daſtand, während ihr holdes Angeſicht das Uebermaß der Freude, der Hoffnung, der Furcht und Verwunderung zugleich ausdrückte.

Sobald ſich der erſte Sturm ſeiner Gefühle gelegt hatte, ließ Pandoſto den Dorastus, der ſich inzwiſchen völlig erholt hatte, herbeiführen und Fauniens Hand faßend erklärte er, daß ſie ſeine Tochter ſei, welche Bellaria ihm geboren, während ſie unter dem

fälschlichen Verdacht des Ehebruchs litt, weshalb das Kind auf seinen Befehl in einem offenen Boote der Wuth des Windes und der Wellen übergeben worden sei. Hierauf befahl er dem Porrus zu erzählen wie er sie gefunden habe, und schloß damit, daß er sie nochmals umarmte und sie öffentlich für seine Tochter anerkannte.

Faunia, die nun an der Wirklichkeit ihres Glücks nicht mehr zweifeln konnte, gab ihrer Freude über dieß unerwartete glückliche Ereigniß Raum; Dorastus war außer sich vor Entzücken und die Sicilier hatten nun nicht länger Grund, die Wahl ihres Prinzen zu mißbilligen, vielmehr erfreute sie die Aussicht, daß die Feindschaft, die so lange zwischen Egistus und Pandosto gewaltet hatte, sich nun in feste Freundschaft und dauernden Frieden zwischen den Königreichen Sicilien und Böhmen verwandeln werde.

Diese Neuigkeiten verbreiteten sich bald über Pandostos Reich, die Straßen erschollen von Freudengeschrei über die Auffindung der Königstochter, wonach nun eine gefezliche Erbin der Krone Böhmens vorhanden war: man sah aller Orten prächtige Aufzüge und die ausgelassensten Freudenbezeugungen. Der König begnadigte den alten Porrus, der so lange für den Vater Fauniens gegolten hatte, mit der Ritterwürde, ließ sogleich eine stolze Flotte zur Abfahrt bereit halten und schiffte sich mit Dorastus, Faunia, den sicilischen Gesandten und einem zahlreichen Gefolge nach Sicilien ein, wo sie nach einer kurzen Fahrt glücklich anlangten und von Egistus, der mit der Wahl seines Sohnes sehr zufrieden war, freundlich empfangen wurden. Die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert; aber nicht lange nachher überließ sich Pandosto tausend finstern Gedanken über seine grundlose Eifersucht gegen Bellarien, seine beabsichtigte Grausamkeit gegen Egistus, vor Allem aber über seine unnatürliche Leidenschaft für seine Tochter: eine tiefe Schwermuth bemeisterte sich seines Gemüths, zuletzt verfiel er in Wahnsinn, und eines Nachts benutzte er die Abwesenheit seiner Dienerschaft und erstach sich mit einem Dolche. Schmerzlich beweinten Dorastus, Faunia und der gute

Egistus seinen Tod. Nachdem sein Leichnam einbalsamiert worden, nahmen Dorastus und die junge Königin von Böhmen Abschied von dem Könige ihrem Vater, führten die Leiche des verstorbenen Fürsten mit sich nach Böhmen, wo sein Leichenbegängniß mit großer Pracht gefeiert wurde. Hierauf bestiegen sie zur allgemeinen Freude des ganzen Königreichs den Thron.

2. Das Wintermärchen.

Verhältniß des Schauspiels zum Märchen.

Pandosto. | The Triumph | Of time. | Wherein is discovered | by a pleasant Historie, that although by the meanes | of sinister fortune, Truth may be concealed | yet by Time in spight of fortune it | is most manifestly reuealed. | Pleasant for age to auoyde drowsie thoughtes, | profitable for youth to eschue other wanton | pastimes, and bringing to both a de | sired content. | Temporis filia veritas. | By Robert Greene, Maister of Artes | in Cambridge. | Omne tulit punctum qui miscuit vtile dolci. | Imprinted at London by Thomas Orwin for Thomas | Cadman, dwelling at the Signe of the Bible, neere | vnto the North doore of Paules, | 1588. Später unter dem Titel *A pleasant History of Dorastus and Fawnia* by Robert Greene. Schon die Jahreszahl 1588, welche zuerst Dr. Farmer auf einem Abdruck unseres Märchens gefunden hat, entscheidet gegen die eine Zeit lang gültige Annahme als sei es erst aus dem Schauspiel geflossen. Die Vergleichung mit diesem ergiebt, daß Shakspeare alle Namen geändert hat bis auf den des Landes Böhmen, und dieß läßt vermuthen, daß er ihn nicht absichtlos beibehielt. Lächerlich ist die Pedanterei einiger englischen Kritiker, die sich auf ihre geographischen Kenntnisse, nach welchen Böhmen von keiner Seite an die See stößt, gar so viel zu Gute thun, indem sie diese Beibehaltung so sehr in Alarm setzt. Wenn Shakspeare Böhmen für ein Küstenland hielt, so würde dieser Irrthum wohl bei der Darstellung des Stücks zur Sprache gekommen sein, denn es gab ohne Zweifel auch damals Leute, die ihre wohlfeile Weisheit gern an den Mann brachten.

Hätt er dann statt Böhmen etwa Bithynien gesetzt, wie Einer zu lesen vorgeschlagen hat, so war dem ganzen Unheil abgeholfen. Da er dieß unterließ, so mußte er wohl seine Absicht dabei haben, und diese glauben wir zu errathen. Böhmen war aus Greenes Novelle als Schauplatz der Begebenheit bekannt und wurde als solcher gleich am Anfang der Erzählung genannt. Die Anfänge der überlieferten Erzählungen sind für den Bearbeiter feste Punkte, an welchen er ungerne rüttelt, weil sie stärker als alles Andere im Gedächtniß der Leser oder Zuhörer haften, deren Widerspruch er nicht herausfordern mag. So blieb im Eingang von Ecken Ausfahrt Köln als Schauplatz bestehen, obwohl der spätere Dichter sich gegen den Schluß Tyrol als Schauplatz dachte. Zu dem märchenhaften Inhalt des Schauspiels, das im Lande der Fabel und in der Zeit der Poesie spielt, paßte auch dieser Verstoß besser als die genauesten geographischen Bestimmungen. Dasselbe gilt von den s. g. Anachronismen in diesem Schauspiel. Wenn, wie mir Halliwell bemerkt, Greene sich vielleicht gedacht hat, irgend eine Provinz oder Dependenz Böhmens habe bis an die Küste gereicht, so konnte allerdings auch dieß Shakespeare mitbestimmen, die von Greene vorausgesetzten localen Verhältnisse beizubehalten; sie hätte aber an das adriatische Meer stoßen müssen, wenn wir es nicht sehr unwahrscheinlich finden sollten, daß jenes Boot mit dem Königskinde gerade an der Küste Siciliens gelandet sei.

Die wichtigste Abweichung Shakespeares, die Erhaltung Belariens (Hermionus), die im Märchen wirklich gestorben ist, erinnert an die Rettung und Wiederfindung Lucinas im Apollonius von Tyrus (Vgl. XIV), welchen Shakespeare früher in seinem Prinz Pericles von Tyrus bearbeitet hatte, entfernter auch an Heros Wiederaufleben in Viel Lärmens um Nichts. So konnte er nun den Charakter des Königs von Böhmen edler halten, der bei Greene auch nach dem Orakelspruch die Unthaten noch nicht bereut zu haben scheint, zu welchen ihn Eifersucht verleitet hatte, da ihn als sechszigjährigen Greis die Wollust zu neuen Grausamkeiten hinzureißen im Begriff ist, was uns um so widriger berührt

als die eigene Tochter der Gegenstand der unsaubern Begierden wird, die er später durch Verzweiflung und Selbstmord büßt. Einige Personen des Schauspiels hat Shakspeare hinzuerfunden, z. B. Antigonus, Paulina und Autolycus. Nach der griechischen Mythologie war Autolycus bekanntlich ein Sohn des Hermes und der Chione oder Philonis. Wenn Warburton angiebt, die ganze Rede des Autolycus bei seinem ersten Auftreten sei aus Lucians Buch über die Astrologie entnommen, wo Autolycus noch viel Anderes in derselben Manier spreche, so muß ihm geträumt haben. In diesem Buche, von dem es übrigens zweifelhaft ist ob es dem Lucian gehört, wird die Mythe, daß Autolycus ein Sohn des Hermes sei, dahin gedeutet, die Kunst des Stehlens sei diesem von Hermes gekommen, unter dessen Gestirn er geboren worden und höchstens darauf enthält die Stelle bei Shakspeare eine Anspielung. Schon Douce *Illustrations of Shakspeare* I. 354 hat dieß gerügt und auf Ovids *Metamorphosen* XI. 291 — 345 verwiesen.

Greenes Erzählung ist ein Gemisch von Märchen und Schäferroman in dem gezierten Geschmack seiner Zeit, der durch John Lylies *Euphues* und Thomas Lodges *Rosalind or Euphues golden Legacy* Mode geworden war. Ueber das letztere Werk, die Quelle von Shakspeares *Wie es euch gefällt*, sieh unten XVII.

Eine epische Grundlage hat unser Märchen nicht, obgleich einige sagenmäßige Züge, z. B. die Aussetzung des Kindes und dessen Erhaltung, eingeflochten sind. Das Ganze scheint Greenes Erfindung und somit sind wir der Mühe weiterer Nachweisungen überhoben.

1



XII. und XIII.

Zu

den beiden Veronesern

und

Was ihr wollt.

1

1. Felismene.

Nach Montemahor.

„Mein Vaterland ist Andalusien, meine Geburtsstadt Soldina, meine Mutter Delia und Andronio mein Vater; durch Geburt und Adel waren sie die ersten der ganzen Provinz. Nun trug es sich zu, daß meine Mutter schon viele Jahre verheirathet war ohne Kinder zu haben, weshalb sie so unglücklich lebte, daß sie nicht einen ruhigen Tag hatte. Darum rief sie mit Thränen und Seufzern zu jeder Stunde den Himmel an, brachte tausend Opfer und that vielerlei Gelübde, indem sie Gott bat, daß er ihr geben möge was sie so sehr wünsche. Der ließ sich denn, angesehen ihr beständiges Bitten und Beten, bewegen und als sie schon weit in die zweite Hälfte ihres Lebens hinein war, fühlte sie sich schwanger. Die Freude, die sie darüber empfand, mag der beurtheilen, dem das Glück einen längst erwünschten Gegenstand endlich in die Hände giebt. Nicht weniger Antheil nahm mein Vater an dieser Freude, zu dessen Zufriedenheit nun gar nichts mehr fehlte. Delia, meine Mutter, las so gern alte Geschichten, daß sie die Zeit nie mit etwas Anderm hinbrachte, wenn nicht Krankheiten oder wichtige Geschäfte sie abhielten. Nun trug es sich zu, da sie, wie ich sagte, schwanger war, daß sie sich eines Nachts unwohl befand und meinen Vater bat, er möge ihr Etwas vorlesen was ihre Gedanken beschäftige, damit sie ihre Schmerzen nicht fühle. Mein Vater, der für nichts Sinn hatte als ihr alle mögliche Freude zu machen, begann sogleich die Geschichte von Paris zu lesen, wie die drei Göttinnen sich wegen des Apfels der Zwietracht vor ihm zu Gericht stellten. Meine Mutter behauptete, Paris habe den Ausspruch in der Leidenschaft und nicht wie er

sollte gegeben: sie sagte, er habe ohne Zweifel die Ansprüche der Schlachtengöttin nicht wohl erwogen, denn da Waffenfähigkeit alle andern Eigenschaften übertreffe, so hätte er ihn dieser geben müssen. Mein Vater antwortete, der Apfel sei der Schönsten bestimmt gewesen und das sei Venus mehr als irgend Eine, weshalb man gegen das Urtheil des Paris gar nichts haben könne, wenn es ihm nicht nachher so viel Unglück zugezogen hätte. Meine Mutter erwiderte, auf dem Apfel sei freilich geschrieben gewesen, man solle ihn der Schönsten geben, aber diese Schönheit sei nicht als die des Körpers zu verstehen, sondern als die des Geistes; dessen Schönheit werde aber durch nichts so sehr als durch Tapferkeit erhöht und von dieser Tugend seien Waffenübungen ein äußeres Zeichen. Der Göttin der Schlachten habe also der Apfel zukommen müssen, wenn Paris wie ein verständiger Mann und nicht von Leidenschaft geblendet geurtheilt hätte. Mit solchem Streite brachten sie den größten Theil der Nacht hin, indem jeder seine Partei mit den besten Gründen, die er wußte, vertheidigte. Endlich besiegte aber der Schlaf die, die sich von den Gründen ihres Mannes nicht hatte besiegen lassen wollen, so daß sie einschief als sie sich schon tief in den Streit eingelassen hatte. Mein Vater gieng darauf nach seinem Zimmer, meiner Mutter aber schien es im Schlafe als ob die Göttin Venus zu ihr komme und mit einem eben so zornigen als schönen Gesichte sage: Delia, ich weiß nicht was dich bewogen hat, der eine so große Gegnerin zu sein, die nie deine gewesen ist. Hättest du zurückgedacht an die Zeit, wo du in Liebe zu deinem Gatten Andronio schmachtetest, so würdest du mir, der du so viel schuldest, nicht so vergolten haben. Du sollst aber nicht ohne Lohn bleiben: wisse, du wirst einen Sohn und eine Tochter gebären, die dir nicht weniger als das Leben kosten werden; ihnen aber wird die Freude stets fern sein, deren Göttin du beleidigt hast: sei versichert, sie werden die Unglücklichsten in der Liebe sein, die man bis auf ihre Zeit gesehen hat. Das sagte sie und verschwand, und sogleich zeigte sich meiner Mutter ein anderes Gebilde: sie sah wie die Göttin Pallas zu

ihr kam und mit heiterer Miene zu ihr sprach: Kluge und glückliche Desia, womit soll ich dir lohnen für das, was du zu meinen Gunsten in dieser Nacht gegen deinen Gatten angeführt hast? Wiße, du wirst einen Sohn und eine Tochter gebären, glücklicher in den Waffen als irgend einer vor ihnen. So sagte sie und verschwand sogleich, und meine Mutter erwachte mit dem größten Schrecken von der Welt, und von da in einem Monate, wenig mehr oder weniger, gebar sie mich und meinen Bruder und starb bei der Geburt, und mein Vater starb von dem großen Kummer, den er darüber empfand, wenige Tage nachher. Und damit ihr das äußerste Unglück erkennt, in das mich die Liebe gebracht hat, so wißt, daß ich als ein Frauenzimmer von der edelsten Geburt, wie ihr gehört habt, meinen Stand, meine Freiheit und was ich meiner Ehre schuldig bin, indem ich mich allem Argwohn aussetzte, aufgeopfert habe um ganz meines Geliebten zu sein. Seht, welch ein überflüssiges Ding für ein Weib, glücklich in den Waffen zu sein als ob sie dafür geboren wäre! Bis zu unserm zwölften Jahre erzog man mich und meinen Bruder in einem Nonnenkloster, dessen Aebtissin meine Muhme war. Als wir das Alter erreicht hatten, nahm man uns von da fort und brachte ihn an den Hof des erhabenen und unbefiegbaren Königs der Lusitaner, dessen Ruhm und unglaubliche Milde über die ganze Erde so verbreitet ist, wo ihm, seit er ein waffenfähiges Alter erreicht hat, eben so glorreiche und tapfere Heldenthaten gelungen sind als ihm die Liebe Trauer und Unglück bereitet hat. Um alles Dieses liebt der unbefiegbarste König meinen Bruder so, daß er ihn nie wieder von seinem Hofe fortläßt. Ich Unglückliche, die mich meine Bestimmung größerm Mißgeschick aufbewahrte, wurde in das Haus meiner Großmutter gebracht. Das hätte nicht geschehen sollen, denn es gab Veranlassung, daß ich unglücklicher wurde als je ein Weib gewesen ist. Als ich etwa siebenzehn Jahr alt war, verliebte sich ein Ritter in mich, dessen Wohnung der unsrigen so nahe war, daß er mich von der Terrasse aus in meinem Garten sehen konnte, in dem ich gewöhnlich die Frühlingsabende zubrachte.

So sah der undankbare Felis die unglückliche Felismene (denn das ist der Name der Traurigen, die euch jetzt ihre Leiden mittheilt) und verliebte sich in mich oder stellte sich wenigstens verliebt. Ich weiß nicht was ich glauben soll; aber ich weiß, daß in solchen Fällen das Schlechteste zu glauben immer das Sicherste ist. Viele Tage brachte Felis damit zu mir sein Sehnen verständlich zu machen, und viel mehr brauchte ich um sein Sehnen erwidern zu können. Ich weiß nicht wie die Liebe so lange zauderte mich ihm hinzugeben; aber sie zauderte wohl um dann mit desto größerer Macht mich zu überkommen. Da ich nun that als ob ich aus den Zeichen und dem häufigen Vorübergehen und aus den Musiken und Tänzen, die er vor meiner Thür täglich auführen ließ, gar nicht merkte, daß er in mich verliebt sei, obgleich ich es vom ersten Tage an sehr gut gesehen hatte, so entschloß er sich mir zu schreiben. Er sprach mit einer meiner Dienerinnen, die er schon kannte und deren Willen er durch viele Geschenke gewonnen hatte, und gab ihr einen Brief für mich. Wie nun Rosine (so hieß das Mädchen) sich sicher zu stellen suchte bevor sie mir den Brief gab, wie sie nicht aufhörte zu schwören und mich zu bitten, so war das gewiß schon eine Sache zum Erschrecken. Bei alledem warf ich ihn ihr doch ins Gesicht und sagte: Bedäckt ich nicht wer ich bin und was man davon sagen könnte, so wollt ich dieses Gesicht, das so wenig Scham hat, so zeichnen, daß es ein Jeder sogleich erkennen sollte. Weil es das erste Mal ist soll es so hingehen, hüte dich aber wohl vor dem zweiten Male. Ich sehe noch jetzt ganz deutlich wie diese Verrätherin von Rosine stille schwieg und was sie von meinem Aerger dachte verbarg. Dann hätten ihr sehen sollen wie sie ein Lachen erheuchelte und sagte: Jesus, Herrin, ich hab ihn Ew. Gnaden nur gegeben, daß wir uns damit lustig machen und nicht daß Sie sich darüber ärgern sollten: möge Gott, wenn ich Ihnen Verdruß habe machen wollen, mir den größten zukommen lassen, den je ein Menschenkind gehabt hat. Dazu fügte sie noch viel andere Worte, die sie nur zu gut zu setzen wußte, um meinen Aerger über ihr

Betragen zu dämpfen, nahm ihren Brief und gieng damit fort. Als das geschehen war, sieng ich an nachzudenken was wohl darin gestanden haben möchte. Die Liebe ließ mich wünschen den Brief zu sehen; aber nach dem was ich euch erzählt habe schämte ich mich, ihn von meiner Dienerin wiederzufordern. So gieng mir der Tag bis zum Abend unter allerlei Gedanken hin, und als Rosine zu der Zeit, wo ich mich niederzulegen pflegte, herein kam um mich zu entkleiden, weiß Gott ob ich wünschte, daß sie wieder angefangen hätte sich wegen der Annahme des Briefes zu entschuldigen; aber geschweige, daß sie davon gesprochen hätte, sie schien gar nicht mehr daran zu denken. Ich wollte sehen ob es mir etwas helfen könnte, wenn ich sie auf den Weg brächte und sagte: Also dieser Herr Felix wagt es ohne Weiteres an mich zu schreiben? Sie antwortete ganz trocken: Das sind so Sachen, die die Liebe mit sich bringt; ich bitte Ew. Gnaden, mir zu verzeihen; denn hätt ich gedacht, daß Sie sich so darüber ärgern könnten, so würd ich lieber die Augen aus dem Kopf verloren haben. Wie mir darauf zu Muthe war, weiß Gott; bei alle dem verstellte ich mich aber doch und fand in der Nacht Gelegenheit, an meinen Wunsch zu denken und nicht zu schlafen. Es war in Wahrheit für mich die unseligste und längste Nacht, die mir bis dahin vorgekommen war. Endlich kam der Tag und weit später als ich gewollt hätte trat die kluge Rosine herein um mich anzukleiden, und ließ, wie von Ungefähr, den Brief auf die Erde fallen. Sobald ich ihn sah, sagte ich: Was ist das was da hinfällt? Zeig es sogleich her, sagte ich; ärgere mich nicht, oder sage mir was es ist. Jesus, Herrin, sagte sie, was Sie sehen wollen ist der Brief von gestern. Das ist es gewiß nicht, sagte ich, zeige, ich will sehen ob du lügst. Ich hatt es kaum ausgesprochen als sie mir den Brief in die Hand gab und sagte: Strafe mich Gott, wenn es etwas anderes ist. Obgleich ich ihn ganz wohl kannte, sagte ich doch: Nein, er ist es nicht, den kenne ich; es wird von einem Liebhaber von dir ein Brief sein: ich will ihn lesen, um die Nichtswürdigkeiten zu sehen, die ihr euch schreibt. Da-

mit öffnete ich den Brief und sah, daß er folgendermaßen lautete:

Ich hab immer gehofft, Herrin, daß eure Klugheit meiner Furcht an euch zu schreiben zu Hülfe kommen würde und daß ihr ohne einen Brief erkennen würdet wie ich euch liebe; aber eben sie hat euch gelehrt euch zu verstellen, und das Uebel war da wo ich das Mittel wähnte. Verurtheilt ihr jetzt mein Wagniß in eurer bisherigen Art, so hab ich keine Stunde mehr zu leben; verfährt ihr aber in der Weise der Liebe, so ist mein Leben mir nicht so lieb wie meine Hoffnung. Ich bitt euch, Herrin, laßt euch meinen Brief nicht verdrießen, klagt mich nicht an, daß ich ihn geschrieben habe bis ihr untersucht habt ob es in meiner Macht stand, ihn nicht zu schreiben und betrachtet mich als euer Eigenthum: denn Alles was aus mir werden kann liegt in eurer Hand, die ich tausendmal küsse.

Als ich den Brief meines Don Felis las und las, daß er mich mehr liebe als sich selbst, hatte die Liebe über diese unglückliche Seele schon so viel Gewalt, daß sie sich darin festsetzen konnte: ich fieng an ihn zu lieben und zu meinem Unglück that ich es, denn es ist die Ursache aller meiner Leiden gewesen. Sogleich bat ich Rosine wegen der frühern Vorfälle um Verzeihung, da ich sie für die Zukunft nöthig zu haben glaubte; ich empfahl ihr, das Geheimniß meiner Liebe zu bewahren und las den Brief noch einmal: bei jedem Worte hielt ich einen Augenblick an; aber es mußte wohl nur ein kurzer Augenblick sein, da ich mich so schnell entschloß: denn mich nicht zu entschließen stand schon nicht mehr in meiner Hand. Ich nahm Papier und Dinte und antwortete in dieser Weise:

Wachte, Don Felis, meine Ehre nicht so gering, daß du ihr mit erdichteten Worten zu schaden denkst. Ich weiß wer du bist; aber ich glaube auch, daß dir das den Muth gegeben hat dieß zu wagen und nicht, wie du sagst, die Gewalt der Liebe. Ist mein Verdacht gegründet, so hilfst dir dein Mühen so wenig wie dein Stand und Rang, wenn du mich zu bewegen hoffst gegen

meine Ehre zu handeln. Ich beschwöre dich, bedenke wie selten etwas einen guten Ausgang nimmt, das man mit trügerischem Sinne beginnt und daß es eines Ritters nicht würdig ist anders zu denken und anders zu sprechen. Du sagst, ich solle dich als mein Eigenthum ansehen: ich bin so übler Laune, daß ich selbst Thaten nicht traue, wie viel weniger deinen Worten. Bei alle dem weiß ich das, was du mir sagst, zu schätzen: mißtrauisch zu sein ist mir genug, Undankbarkeit will ich nicht hinzufügen.

Diesen Brief schickte ich ihm, was ich nicht hätte thun sollen, denn nun wurde er so kühn mir seine Gefühle näher zu erklären und fand Veranlassung um die Erlaubniß zu bitten, mich sprechen zu dürfen, so daß einige Tage mit Bitten und Antworten hingebracht wurden. Der falsche Amor that dabei was er immer zu thun pflegt und nahm jede Stunde mehr von mir Unglücklichen Besitz. Nun siengen die Tänze von Neuem an, die Nachtmusiken hörten nie auf, Briefe und Zeichen giengen beständig herüber und hinüber, und so vergieng ein Jahr, nach dessen Verlauf die Liebe mich so eingenommen hatte, daß ich nicht mehr unterlassen konnte, jede Gelegenheit aufzusuchen ihm meine Gefühle mitzutheilen, was ihm lieber war als sein Leben. Nun wollte mein Unglück, daß sein Vater, als unsere Liebe am Heftigsten war, davon Nachricht bekam und daß man ihm die Sache so vergrößerte, daß er seinen Sohn, in der Furcht, er möchte sich mit mir verheirathen, an den Hof der großen Fürstin Augusta Cäsarina schickte, indem er sagte, es sei nicht Recht, daß ein junger Ritter von so hohem Geschlecht seine Jugend im Vaterhause zubringe, wo er nichts lernen könne als die Laster, deren Lehrerin der Müßiggang ist. Er reiste so traurig ab, daß er im Uebermaß seiner Trauer selbst vergaß, mir von seiner Abreise Nachricht zu geben; ich aber fiel, als ich es erfuhr, in einen Zustand, wie ihn sich nur der denken kann, der je so geliebt hat wie ich Unglückliche. Das Leben, das ich nun in seiner Abwesenheit führte, die Trauer, die Seufzer, die Zähren, die täglich von diesen leidvollen Augen herabfloßen, glaub ich gar nicht schildern zu können,

und dieß Leiden, das man nicht einmal aussprechen kann, denkst, wie ich es ertragen konnte! In meinem Unglück und den Qualen, die mich die Abwesenheit des Don Felix empfinden ließ, da mir mein Uebel unheilbar schien und ich voraus zu sehen glaubte, daß er am Hofe, bei der Schönheit und dem Range anderer Damen und bei der bittersten Feindin der Liebe, der Abwesenheit, mich vergeßen würde, entschloß ich mich das zu wagen was noch nie einem Weibe in den Sinn gekommen ist. Das war, mich als Mann zu kleiden und an den Hof zu gehen, um Den zu sehen, auf dem meine ganze Hoffnung ruhte, und wie ich es dachte so setzte ich es ins Werk, denn die Liebe ließ mich nicht mehr überlegen was ich mir selbst schuldig sei. Ich sorgte für alles Nöthige und mit Hülfe einer Freundin, die um alle meine Geheimnisse wußte und mir die Kleider, die ich verlangte, und ein Pferd kaufte, trennte ich mich von meinem Vaterlande und von meinem guten Rufe, den wieder zu erlangen ich nicht hoffen kann. So gieng ich gerades Weges an den Hof und auf der Reise begegnete mir genug, was angenehm zu hören sein würde, wenn die Zeit erlaubte es zu erzählen. Nach zwanzig Tagen kam ich endlich da an, wohin mich meine Wünsche geführt hatten, und stieg in dem abgelegnen Hause, das ich finden konnte, ab. Der heiße Wunsch, den ich hegte, den Zerstörer meiner Ruhe zu sehen, ließ mich an nichts Anderes denken als wo und wie ich ihn sehen könnte. Seinetwegen meinen Wirth zu befragen, wagte ich nicht, denn so hätte meine Ankunft bekannt werden können. Den ganzen Tag und einen Theil der Nacht bracht ich in dieser Verwirrung hin: jede Stunde wurde mir zu einem Jahre. Als es etwas über Mitternacht war, klopfte mein Wirth an die Thür meines Zimmers und rief mir, wenn ich eine köstliche Musik, die man auf der Straße gebe, anhören wolle, so solle ich schnell aufstehen und ein Fenster öffnen. Das that ich sogleich und stellte mich an das Fenster. Da hört ich auf der Straße einen Diener des Don Felix, der Fabio hieß und den ich alsbald an der Sprache erkannte, wie er zu Andern sagte, die mit ihm waren: Jetzt, ihr

Herrn, ist die Zeit, wo sich die Dame in dem Corridor über dem Garten befindet, um die Frische der Nacht zu genießen. In dem Augenblick ertönten drei Waldhörner und eine Posaune in solchem Einklange, daß es eine himmlische Musik schien. Es erhob sich eine Stimme, die, wie es schien, so schön sang als man es sich nur denken kann. Und obgleich ich auf Fabios Stimme achtete und mir in dem Augenblicke tausenderlei in den Sinn kam, was meine Ruhe störte, so mußte ich doch auf den Gesang horchen, denn er war der Art, daß man trotz aller Hindernisse Vergnügen empfinden mußte. Erst wurde eine Romanze gesungen, dann ertönte eine Flöte und eine Harfe und die Stimme meines Don Felis. Das Vergnügen, das ich empfand, als ich ihn hörte, kann sich Niemand vorstellen, denn in dem Augenblicke versetzte ich mich in die glücklichste Zeit unserer Liebe zurück. Aber hernach, als sich meine Einbildungskraft enttäuschte und ich bedachte, daß diese Musik einer Andern gebracht werde, da, weiß Gott, hätte ich lieber sterben mögen, und mit einer Angst, die mir das Leben zu rauben drohte, fragte ich den Wirth, ob er wisse wem diese Musik gebracht würde. Er antwortete, daß er nicht wissen könne wem sie gebracht werde, obgleich in diesem Stadtviertel viel Damen und zwar sehr vornehme, wohnten. Da ich sah, daß er mir auf meine Fragen keinen Bescheid geben konnte, horchte ich wieder auf den Gesang und hörte nicht bloß von den Instrumenten die schönsten Symphonieen aufführen, sondern vernahm auch den Gesang, der für mich der angenehmste und traurigste war: die Stimme meines Don Felis. Mannigfache Instrumente und die herrlichsten Stimmen, die im Einklange ertönten, machten den Beschluß mit einer solchen Anmuth, daß das lebhafteste Vergnügen Jeden erfüllen mußte, der ihm nicht so unzugänglich war wie ich. Kurz vor Morgen endigte die Musik: ich mühte mich, meinen Don Felis zu sehen; aber die Dunkelheit der Nacht hinderte mich daran. Da ich sah, daß alle fortgegangen waren, legte ich mich wieder hin und beweinte mein Unglück, das nicht wenig zu beklagen war, da Der, den ich über Alles liebte, mich vergessen hatte, wie diese

Musik bezeugte. Als es nun Zeit war aufzustehen, gieng ich ohne weitere Rücksicht aus dem Hause und gerade auf den großen Palast der Fürstin zu, wo ich den Wunsch meines Herzens zu erblicken hoffte; sollte mich Jemand danach fragen, so war ich entschlossen, mich Valerio zu nennen. Als ich auf den Platz, der vor dem Palaste ist, gekommen war, betrachtete ich die Fenster und Gänge und gewahrte so viel und so schöne Damen, daß ich mir noch jetzt nichts Schöneres denken kann und damals fast erschrak vor ihrer Schönheit und den Brillanten und zierlichen Kleidern und Auffäßen, die sie trugen. Ueber den Platz kamen viel Ritter in prächtigen Kleidern und auf schönen Pferden, von denen ein Jeder nach der Seite sah, nach welcher seine Gedanken gerichtet waren. Gott weiß ob ich mich sehnte, dort meinen Don Felis zu sehen und wie ich wünschte daß seine Geliebte in diesem Schlosse sein möchte, damit ich wenigstens versichert wäre, daß er nie einen andern Lohn von seinen Diensten zu erwarten hätte als zu sehen und gesehen zu werden und dann und wann mit seiner Dame zu sprechen, und immer nur in Gegenwart von mehr als tausend Augen, die ihm Nichts weiter als das gestatteten. Mein Gesicht wollte aber, daß sie sich in einem Hause aufhielt, das mir diese Sicherheit nicht gewährte. Da ich an der Thür des großen Schlosses stand, sah ich den Fabio, den Diener des Don Felis, den ich sehr wohl kannte, eiligst in das Thor hineingehen, mit dem Thürhüter an dem zweiten Thore sprechen und dann auf demselben Wege zurückkommen. Ich vermuthete, daß er sich erkundigt habe ob Don Felis jetzt wegen eines Geschäftes (denn sein Vater hatte ihm mehrere aufgetragen) an den Hof kommen dürfe und daß er also seinem Diener bald nachfolgen werde. Und wie ich mir die Freude vormalte, die ich bei seinem Anblick empfinden würde, da sah ich ihn schon in Begleitung vieler Diener herankommen. Alle waren aufs Reichste in Livreen von himmelblauem Tuche gekleidet; die Binden waren von gelbem Samt und oben mit silbernen Schnüren besetzt; die Federn himmelblau, weiß und gelb. Mein Don Felis selbst trug Schuhe von gesticktem, weißem Samt;

der Saum war ein golddurchwirktes himmelblaues Gewebe; er trug ein Baums von weißem Tuche, mit geklopftem Golde gestickt, einen Rock von Samt in derselben Farbe und Stickerei, einen fliegenden Mantel von schwarzem Samt mit Gold besetzt und mit geschorenem himmelblauem Tuche gefüttert; Degen, Dolch und Wehrgehänge waren von Gold; das Varet war überall mit goldenen Sternen besetzt und in der Mitte eines jeden war eine große Kernperle eingenäht; die Federn waren himmelblau, gelb und weiß, die ganze Kleidung mit vielen Perlenknöpfen übersäet; er saß auf einem prächtigen Tigerschimmel, der mit Himmelblau und Gold und vielen Perlen aufgezäumt war. Wie ich ihn so sah, war ich von dem Anblick so betroffen und so außer mir vor plötzlicher Freude, daß ich nicht weiß wie ich es beschreiben sollte. Es ist wahr, ich konnte es nicht unterdrücken, durch Thränen das Gefühl, das sein Anblick in mir erregte, zu verrathen; aber die Scham vor denen, die umher standen, gab mir doch Gewalt über mich selbst. Als Don Felis nah am Palaste abgestiegen und eine Treppe hinaufgegangen war, die zu den Gemächern der großen Fürstin führte, näherte ich mich seinen Dienern, und da ich unter diesen den Fabio, den ich vorher schon gesehen hatte, gewahrte, nahm ich ihn bei Seite und sagte: Herr, wer ist der Ritter, der hier abstieg? Er scheint mir einem, den ich fern von hier gesehen habe, sehr zu gleichen. Fabio antwortete: Seid ihr so neu am Hofe, daß ihr Don Felis nicht kennt? Es ist schwerlich noch ein Ritter da, der so bekannt ist. Das bezweifle ich nicht, sagte ich; aber ihr werdet wissen wie neu ich am Hofe bin, wenn ich euch sage, daß ich gestern zum ersten Male diese Stadt betreten habe. Da seid ihr nicht zu beschuldigen, versetzte Fabio; wißt also, daß dieser Ritter Don Felis heißt; Andalusien ist sein Vaterland, der Sitz seines Hauses die alte Soldina; hier am Hofe ist er in Geschäften seines Vaters. Darauf sagte ich: Nun bitt ich euch, sagt mir noch warum er diese Farben trägt. Wüßte nicht Jedermann die Ursache, so würd ich sie verschwiegen haben, sprach Fabio; da sie aber ganz bekannt ist und doch Jeder, den

ihr nur frägtet, sie euch sagen könnte und würde, so glaub ich nicht gegen meine Pflicht zu handeln, wenn ich sie euch nenne. Wißt, daß er hier einer Dame dient, die Celia heißt, und daß er deshalb die blaue Farbe des Himmels (cielo) trägt, das Gelb und Weiß aber, weil es die Farben eben dieser Dame sind. Ihr könnt denken wie mich das was ich hörte angriff; aber ich verhehlte meinen Kummer und fragte weiter: Wahrhaftig, die Dame ist ihm viel Dank schuldig, daß er sich nicht begnügt ihre Farben zu tragen, sondern auch ihren Namen tragen will; sie muß wohl sehr schön sein? Das ist sie gewiß, sprach Fabio; aber eine andere, der er in unserm Vaterlande diente, war doch noch schöner und von der wurde er auch mehr begünstigt als von dieser. Aber diese Betrügerin von Abwesenheit vernichtet alle Dinge, wenn sie auch nach Menschenmeinung noch so fest stehen. Als ich das vernahm, muß ich mit Gewalt meine Thränen zurückhalten und mich abwenden, sonst hätte Fabio gewiß etwas bemerkt, was mir nicht angenehm gewesen wäre. Nun fragte mich aber der Bursche auch sogleich wer ich sei, wie ich heiße und woher ich gebürtig sei, worauf ich antwortete, Andalusien sei mein Vaterland, Valerio mein Name, und bis dahin habe ich noch für mich allein gelebt. Auf die Art, jagte er, sind wir ja alte Landsleute: da können wir auch Hausgenossen werden, wenn ihr wollt, denn Don Felis, mein Herr, hat mir aufgetragen, ihm einen Diener zu suchen. Ueberlegts euch also ob ihr in seine Dienste treten wollt: Essen, Trinken, Kleidung und vier Realen täglich zum Verspielen werden euch nicht fehlen, und Mädchen giebt's in unserer Straße, Mädchen wie Königinnen, und unter allen wird wahrhaftig keine sein, die sich in einen so schönen Jungen wie ihr nicht auf der Stelle verliebt. Ich kenne auch eine niedliche Magd bei einem alten Kanonikus, die uns alle beide auf das Beste mit Kuchen, Braten und St. Martinswein versehen wird, wenn wir ihr nur ein Bißchen die Kur schneiden. Wie ich das hörte, konnt ich es nicht lassen ein wenig zu lachen über diese Bedientenseele, die sich so in aller ihrer Natürlichkeit offenbarte.

Es schien mir aber doch als ob mir nichts gelegener sein könne als das was mir Fabio rieth, und so antwortete ich: Es war eigentlich nicht meine Absicht bei irgend Jemand in Dienst zu treten; da aber mein Schicksal will, daß ich jetzt gerade nichts zu thun habe, so scheint es mir das Beste zu sein, wenn ich zu euerm Herrn ziehe, der gegen seine Diener gewiß freundlicher und zuthunlicher ist als Andere. Da wißt ihr noch gar nichts, sagte Fabio: ich versichere euch auf Ritterwort (denn ich bin einer: mein Vater gehört zu den Sachopinern von Laredo), daß Don Felis vom besten Gemüth ist und daß er seine Diener besser behandelt als irgend Wer; wenn nur diese häßliche Liebe nicht wäre: die läßt uns aber mehr spazierengehen als wir wünschen und weniger schlafen als wir nöthig haben; sonst ist Don Felis der beste Herr von der Welt. Kurz, Fabio sprach mit seinem Herrn, als dieser herauskam; der bestellte mich auf den Abend nach seinem Hause: ich gieng hin, er nahm mich unter seine Diener auf, und ließ mir die beste Behandlung von der Welt widerfahren, und so war ich einige Tage da, sah wie Botschaften hin- und hergiengen und dachte dabei vor Kummer umzukommen und jeden Augenblick die Geduld zu verlieren. Als ein Monat herum war, hatte Don Felis so viel Zutrauen zu mir gewonnen, daß er mir seine Liebe ganz offen entdeckte und mir Alles vom Anfang an bis auf den Punkt, wo er gerade stand, erzählte: er vertraute mir Alles was zwischen ihnen vorgegangen war und sagte mir, daß sie ihn im Anfange sehr begünstigt habe, daß sie das aber bald müde geworden sei und ihn jetzt fast hart behandle. Die Ursache davon sei, daß ihr Jemand, er wisse nicht Wer, von einer Liebshaft, die er in seinem Vaterlande gehabt, erzählt und zu verstehen gegeben habe, daß er sich nur in sie verliebt stelle um sich die Zeit zu vertreiben, so lange er seiner Geschäfte wegen am Hofe sein müsse. Und es ist auch wirklich wahr, sagte mir Don Felis selbst, daß ich in dem Sinne, wie sie sagt, anfing; aber jetzt weiß Gott ob ich etwas auf der Welt mehr liebe als sie. Was ich empfand, als ich ihn das sagen hörte, könnt ihr euch denken. Ich antwortete aber mit

aller möglichen Verstellung: Es wäre besser, Herr, wenn die Dame sich mit Recht beklagte und wenn es so wäre: denn wenn die Andere, die ihr vorher liebte, es nicht um euch verdient hat, daß ihr sie vergaßt, so thut ihr ihr ein schweres Unrecht. Don Felix antwortete mir: Die Liebe, die ich zu meiner Celia trage, gestattet mir nicht, die Sache so anzusehen; im Gegentheil scheint es mir, daß ich Ihr Unrecht gethan habe indem ich meine Liebe früher auf einem andern Gegenstande als auf ihr ruhen ließ. Wer sich bei solchen Beschuldigungen, antwortete ich, am Schlimmsten befindet, weiß ich wohl. Da nahm der Verräther einen Brief aus dem Busen, den er so eben von seiner Herrin erhalten hatte, und dachte mir ein großes Fest zu bereiten indem er ihn mir vorlas. Der Brief lautete so:

Nie hab ich etwas von Eurer Liebe geargwöhnt, was ich nicht nachher als ziemlich wahr befunden hätte: ich muß daher auch ferner meinem Verdachte glauben. Ihr müßt dieß ganz allein auf Rechnung Eurer Sorglosigkeit schreiben, denn Ihr hättet mir ja Eure frühere Liebe abläugnen können und nicht meine Verzeihung durch ein Geständniß erkaufen. Ihr sagt, ich sei Ursache, daß Ihr Eure frühere Liebe vergessen habet: nun tröstet Euch nur, denn sonst möchte sich eine Andere finden, die Euch auch die zweite Liebe vergessen machte. Seit versichert, mein Herr Don Felix, denn ich geb Euch Hand und Siegel darauf, daß nichts einem Ritter schlechter ansteht als sich gleich in jede Dame zum Sterben zu verlieben. Mehr sag ich nicht, denn wenn es Uebel ohne Heilmittel giebt, so thut man am Besten sich die Uebel selbst fern zu halten.

Als er den Brief gelesen hatte, sagte er, wie scheinen dir, Valerio, diese Worte? Es scheinen mir, erwiderte ich, sich in denselben deine Werke zu spiegeln. Vollende, sagte Don Felix. Herr, sagte ich, ihre Worte müssen mir schon so scheinen wie sie euch scheinen, denn Worte von Liebenden weiß Niemand so zu beurtheilen wie sie selbst. Was ich aber von dem Briefe denke, ist, daß diese Dame gern die Erste sein möchte, die das Schicksal so

behandelte, daß sie von Keinem beneidet würde. Was rätthst du mir nun also? sprach Don Felis. Wenn dein Uebel noch Rath erdulden kann, antwortete ich, so scheint es mir, daß du deine Gedanken von dieser zweiten Leidenschaft abwenden mußt, da du sie alle der ersten schuldig bist. Don Felis antwortete mir, indem er seufzte und mich auf die Schulter schlug: O Valerio, was du klug bist! Welch einen guten Rath giebst du mir; wenn ich ihm nur folgen könnte! Wir wollen jetzt eßen und wenn wir damit fertig sind, sollst du einen Brief von mir an Celia bringen: du wirst dann selbst sehen ob sie nicht verdient, daß man, um an sie denken zu können, jeden andern Gedanken aufgibt. Das waren Worte, die Felisinnen an die Seele giengen; da sie aber Den vor Augen hatte, den sie mehr liebte als sich selbst, so war ihn anzusehen ein Mittel gegen alle Leiden, die ich je empfinden konnte. Als wir geegessen hatten, rief mich Don Felis, und nachdem er sehr herausgehoben hatte wie viel ich ihm dafür schuldig sei, daß er mir sein Leiden anvertraut und seine Hoffnung in meine Hand gelegt habe, bat er mich einen Brief hinzubringen, den er schon geschrieben hatte und den er mir erst vorlas; er lautete so:

Ich brauche meine Einbildungskraft nicht sehr anzustrengen um einzusehen, daß Ihr jede Gelegenheit sucht, meine Liebe zu vergessen. Du hältst mich nicht so viel werth, Herrin, daß es der Mühe lohnte, den Grund, warum Du so hart mit mir umgehst, aufzusuchen; Du warst selbst in Kleinigkeiten immer hart gegen mich, so wenig gelte ich bei Dir. Ich gestand Dir, daß ich schon geliebt habe, denn wenn die Liebe echt ist, duldet sie kein Geheimniß. Du machst aber das zur Ursache mich zu vergessen, was Ursache sein sollte mich zu lieben. Ich kann mir nicht einbilden, daß Du Dich so gering achtest, daß Du in Ernst glauben solltest, ich könnte für irgend Etwas, das ist oder gewesen ist, Dich vergessen. Du schreibst aber anders von meiner Treue als die Erfahrung Dich hätte belehren sollen. Ueber Alles was Du gegen meine Liebe mir schreibst, beruhigt mich meine Gesinnung, die, wenn man ihr auch schlecht lohnt, sich doch nie undankbar zeigen wird.

vor so viel Unglück zu bewahren! Sie wohnte ganz nahe an meines Vaters Hause; wenn man aber deine große Schönheit, die von so viel Anmuth und Klugheit begleitet ist, gesehen hat, so darf man Don Felis nicht anklagen, daß er seine erste Liebe vergessen hat. Darauf antwortete mir Celia heiter und lächelnd: Du hast schnell von deinem Herrn das Schmeicheln gelernt. Um dir angenehm zu sein, wollt ich es wohl lernen, sagte ich; wo man aber so viel Veranlassung zum Lobe findet, da kann von Schmeichelei nicht die Rede sein. Sennora Celia wollte aber nun ausführlich wissen was für eine Dame Felismene sei, worauf ich sagte: Was ihre Schönheit anbetrifft, so halten sie Einige für sehr schön; mir schien sie aber nie so, denn was man am meisten bedarf um schön zu sein, das fehlt ihr schon seit langer Zeit. Und was ist das? fragte Celia. Die Zufriedenheit, sagte ich: denn man wird nie vollkommene Schönheit antreffen, wo die fehlt. Du hast ganz Recht, sagte sie; aber ich habe Damen gesehen, denen traurig sein und Verdruß haben so wohl anstand, daß es höchst merkwürdig war wie Traurigkeit und Verdruß sie viel schöner machten als sie wirklich waren. Ich erwiderte: Das ist eine unglückliche Schönheit, die Traurigkeit und Verdruß nöthig hat um gut auszu sehen: die kann ich nicht für schön halten, oder wenigstens mag ich sie nicht mit denen, die es ohne das sind, in einen Rang setzen. Du hast ganz Recht, sagte Sennora Celia, und es wird schwerlich was geben, worin du nicht Recht hättest, so klug bist du. Diese Klugheit kommt mir auch theuer genug zu stehen, sagte ich. Ich bitte dich, Sennora, antworte auf den Brief, damit auch Don Felis klug gewesen zu sein scheine, als er mir diese Bestellung anvertraute. Gut, ich wills, antwortete sie; aber zuvörderst sage mir wie es mit Felismenen in Hinsicht der Klugheit steht: ist sie damit versehen? Ich antwortete: Eigentlich müßte sie mehr damit versehen sein als jede andere Frau, denn schon seit langer Zeit empfängt sie von ihrem großen Unglück Lehren; aber sie läßt sich nicht belehren, sonst würde sie nicht so gegen sich selbst gehandelt haben. Du sprichst so verständig über alle

Dinge, sagte Celia, daß ich nicht wüßte was ich lieber thäte als dir zuhören. Doch kann das was ich sage, Sennora, versetzte ich, keine Speise sein für einen so feinen Verstand wie der deinige; dieses eine seh ich wenigstens vollkommen ein. Es wird nichts geben was du nicht eben so gut einsehst, sagte Celia; damit du aber deine Zeit nicht eben so unnütz bringst um mich zu loben, wie dein Herr die seinige um mir zu dienen, so will ich den Brief lesen und dir sodann sagen was du antworten sollst. Sie entfaltete ihn und las ihn für sich, wobei ich, während sie las, aufmerksam auf die Veränderungen ihres Gesichtes Acht gab, denn diese zeigen meistens was die Seele fühlt. Als sie zu Ende gelesen hatte, sagte sie zu mir: Sage deinem Herrn: Wer was er fühlt so schön zu sagen weiß, der fühlt nicht sehr was er sagt. Dann näherte sie sich mir und sagte leiser: Und diese Antwort nur deinethalben, Valerio; für Don Felis fühl ich nicht so viel, daß ich sie ihm schuldig zu sein glaubte: du sollst nur sehen, daß Du ihm eine Gunst verschaffen kannst. Daher rührt mein ganzes Uebel, sagte ich bei mir, und küßte ihr die Hände für die Gnade, die sie mir widerfahren ließ. Dann gieng ich mit der Antwort zu Don Felis, der sich nicht wenig darüber freute. Das war für mich der Tod und oft sagte ich bei mir, wenn ich Bestellungen zu bringen hatte: O du unglückliche Felismene, wie kämpfst du gegen dich selbst mit deinen eigenen Waffen! Wie mühst du dich, Dem Gunstbezeugungen zu verschaffen, der sich aus den deinigen so wenig machte! In solchen Qualen brachte ich mein Leben hin, daß, hätte mich der Anblick meines Don Felis nicht wieder aufgerichtet, ich es ohne Zweifel bald verloren hätte. Zwei Monat verhehlte mir Celia wie sie mich liebe, obgleich nicht so, daß ich es nicht bemerkt hätte; das gab mir nicht wenig Trost bei dem Unglücke, das mich so heftig verfolgte, denn es schien mir sichere Gewähr zu sein, daß Don Felis nicht geliebt werden würde, und ich hoffte, daß es ihm wie Vielen gehen könnte, die, wenn sie sich beständig verachtet sehen, endlich von ihrer Liebe ablassen. Mit Don Felis war es aber nicht so, denn je mehr er einsah, daß

seine Dame ihn nicht liebe, um so größere Qual bebrütete seine Seele. Auf solche Art lebte er das traurigste Leben, das man sich nur denken kann, wodurch ich mich aber nicht im Mindesten gebessert fühlte. Um ihm in Etwas zu helfen, nahm ich unglückliche Felismene oft mit Gewalt Gunstzeichen von Sennora Celia, die sie mir dann allein zubachte und als mir gegeben ansah. Schickte er vielleicht einen andern seiner Diener als mich, so wurde der so übel ausgenommen, daß er bald beschloß nur mich zu schicken: denn die wahre Ursache davon sah er nicht ein, und Gott weiß wie viel Thränen mir diese Aufträge kosteten, wie viele ich vor Celia vergoß und wie oft ich sie beschwor, sie solle Den nicht so schlecht behandeln, der sie so sehr liebe. Was ich zu dieser Zeit für Don Felis that, hätte ihn schon allein verpflichten sollen mich mehr zu lieben als je ein Mann ein Weib geliebt hat. Celia giengen meine Thränen an die Seele, sowohl weil ich sie vergoß, als weil sie sah, wenn ich sie liebte, würde ich nicht was sie nur mir schuldig zu sein glaubte mit solchem Eifer für einen Andern erbitten; das sagte sie mir auch vielmal mit einer solchen Angst, daß ich dachte, das Leben würde sie augenblicklich verlassen. Ich befand mich in der größten Verwirrung von der Welt, denn ich sah wohl ein, daß wenn ich mich nicht stellte als wenn ich Celia liebe wie mich selbst, ich befürchten müße, daß sie Don Felis Liebe begünstige, und wenn sie das thäte, es um meine Hoffnungen gänzlich geschehen wäre; stellte ich mich aber als ob ich sie liebe, so war ich Ursache, daß sie meinen Don Felis gänzlich außer Acht ließ; darüber wäre Der aber höchst unglücklich geworden und hätte mit der letzten Hoffnung am Ende das Leben verloren; da ich doch um ihm die mindeste Unruhe zu ersparen gern tausendmal das meine hingegeben hätte. So giengen viel Tage hin, daß ich auf Unkosten meiner Ruhe ihnen als Unterhändlerin diente, und am Ende stand es mit ihrer Liebe ganz schlecht, wenn es vorher nicht gut damit gestanden hatte, denn Celia liebte mich so, daß sie oft darüber vergaß was sie sich selbst schuldig sei. Eines Tages, als ich schon viele Bestellungen hin- und hergebracht

und selbst einige erdichtet hatte, um Den nicht traurig zu sehen, den ich über Alles liebte, bat ich Sennora Celia mit aller möglichen Innigkeit, sie möge sich doch eines so traurigen Lebens, wie Don Felis es ihrethalben führe, erbarmen, sie möge berücksichtigen, daß sie gegen ihre eigene Ehre handle, wenn sie sich fortwährend hart gegen ihn zeige, ja daß sie nichts Anderes erwarten dürfe als daß der Ritter am Ende vor Kummer sterbe. Da antwortete sie mir mit Thränen in den Augen und mit vielen Seufzern: O ich Unglückliche, muß ich endlich einsehen, Valerio, wie sehr ich mich in dir getäuscht habe! Bis jetzt glaubte ich, du bätest nur um Gunstbezeugungen für deinen Herrn, um meine Gegenwart zu genießen, so lange du die Zeit mit diesen Bitten verschwendetest. Jetzt seh ich aber ein, daß deine Bitten Ernst waren, und daß du mich gar nicht liebst, da es dir Freude machen würde, wenn ich ihn besser behandelte. O wie schlecht lohnst du mir dafür, daß ich dich liebe und daß ich deinetwegen einen Andern nicht liebe! Wolle Gott, daß die Zeit mir an dir Gerechtigkeit verschaffe, da die Liebe es nicht vermag. Ich kann unmöglich denken, daß das Glück mir so entgegen sein soll, daß es dich nicht dafür strafe, das deinige so verkannt zu haben. Sage deinem Herrn Don Felis, wenn er mich lebend sehen wolle, möge er meinen Anblick vermeiden; du aber, Verräther und Feind meiner Ruhe, erscheine nicht mehr vor meinen Augen, denn in ihren Thränen hast du nicht einmal gelesen wie sehr ich dich liebe. Dann gieng sie fort so in Thränen, daß die meinigen sie nicht zu halten vermochten. Schnell sprang sie in ein anderes Zimmer und verriegelte hinter sich die Thür; und nichts half mein Rufen, obgleich ich sie mit den liebevollsten Worten bat sie solle mir öffnen und dann jede Genugthuung, die sie nur wolle, von mir und meiner Liebe fordern; obgleich ich ihr noch viele andere Sachen sagte, um sie zu überzeugen, daß sie an meiner Reigung nicht zweifeln dürfe, damit sie mir nur öffnen sollte. Sie sagte mir aber von innen mit der heftigsten Wuth: Undankbarer, abscheulicher Valerio, so lange meine Augen noch das Licht erblicken, sollst du mich nicht sehen

und nicht sprechen: für eine solche Schändlichkeit, wie du an mir begangen hast, giebt es gar keine Genugthuung und gegen das Uebel, das du mir angethan hast, will ich kein Mittel als den Tod; den will ich mir auch mit meinen eigenen Händen zufügen um mich an dir zu rächen. Da ich das hörte, gieng ich mit einer Traurigkeit, die ich nicht zu verbergen vermochte, zum Hause meines Don Felis zurück und sagte ihm kurz, daß ich sie nicht hätte sprechen können, weil sie gerade Besuch gehabt habe. Den andern Tag aber, des Morgens früh, erfuhren wir und erfuhr die ganze Stadt, daß eine Ohnmacht sie befallen habe und daß sie darin gestorben sei, was am ganzen Hofe ein ungemeines Erschrecken verursachte. Was Don Felis fühlte und wie ihm ihr Tod an die Seele gieng, kann man nicht sagen und kein Mensch kann es nachfühlen: denn seine Ausrufungen, seine Klagen, seine Thränen und seine brennenden Seufzer waren ohne Zahl. Von mir jag ich nichts, denn von der einen Seite gieng mir Celiass unglücklicher Tod an die Seele und von der andern brach mir Don Felis Kummer das Herz.

Das war aber noch nichts gegen das was ich noch fühlen sollte, denn wie Don Felis ihren Tod erfahren hatte, verschwand er dieselbe Nacht aus seinem Hause ohne daß einer seiner Diener oder sonst Jemand von ihm gewußt hätte. Ihr seht nun wohl was ich fühlen mußte; wollte Gott, der Tod wäre mir beschieden und meine Leiden hätten ein Ende, denn das Schicksal selbst muß müde sein mir neue aufzubürden. Da mir alle meine Anstrengungen von Don Felis etwas zu erfahren nichts halfen, beschloß ich die Tracht einer Schäferin anzulegen, in der ihr mich jetzt seht und so irre ich schon über zwei Jahre um ihn zu suchen umher; noch hat mein Geschick mich aber verhindert ihn zu finden.“

So weit erzählte die schöne Felismene dreien Nymphen der Diana, welche sie so eben durch ihren Muth der Gewaltthätigkeit dreier Wilden entriß und so ihre Tapferkeit, die Gabe Minervens, bewährt hatte. Die Nymphen, welche sich von Dankbarkeit und Mitleid für die unglückliche Felismene ergriffen fühlten, giengen

mit ihr zum Tempel der Diana, wo die weise Felicia, ihre Gebieterin, sich aufhielt und allen Liebenden in der Nähe und Ferne, wenn sie ihre Hülfe suchten, Rath und Trost gewährte. Felismene wurde von ihr auf das Liebevollste empfangen und erhielt die Versicherung, daß ihre Leiden bald enden würden; zugleich wurde ihr aber auferlegt, von Land zu Land zu schweifen bis sie den ungetreuen Don Felis gefunden habe. So zog sie mehrere Jahre in Schäferkleidern umher, erlebte die seltsamsten Begebenheiten, die in Montemayors sieben Büchern von der liebenden Diana erzählt sind, und verbreitete überall Freude und Glück ohne sie selbst finden zu können. Eines Tages, als sie an der Grenze von Portugal einen Hirten mit seiner Hirtin zu versöhnen suchte, vernahm man plötzlich in der Nähe einen Lärm wie von Kämpfenden; sie eilte hinzu und sah auf einer Halbinsel, die der Fluß durch eine Wendung bildete, drei Ritter mit einem einzigen kämpfen. Obwohl dieser sich kräftig vertheidigte und sich stark und muthig zeigte, so machten ihm doch die drei Gegner so viel zu schaffen, daß er schon seine letzte Kraft zusammen nehmen mußte. Der Kampf geschah zu Fuß und die Pferde waren an einige kleine Bäume in der Nähe angebunden. Der Ritter, der allein war, hatte mit einem tödlichen Schwertschlage schon einen der Dreie auf den Boden hingestreckt; aber die andern, die sehr kräftig waren, setzten ihm so zu, daß er nur noch den Tod erwarten durfte. Felismene, welche die Gefahr des Ritters sah und daß er das Leben verlieren müsse, wenn er nicht Hülfe bekomme, entschloß sich sogleich, das ihre auf das Spiel zu setzen um ihrer Pflicht zu genügen. Indem sie einen scharfen Pfeil auf den Bogen legte, sprach sie zu dem Einen von ihnen: Seht euch vor, Ritter, denn Leute, die diesen Namen führen wollen, dürfen sich nicht eines so offenbaren Vortheils über ihre Feinde bedienen. Nun zielte sie hin, wo unter dem Helm das Gesicht unverdeckt ist und schnellte den Pfeil mit solcher Kraft ab, daß er zwischen den Augen hineinging und am Hinterkopfe wieder zum Vorschein kam, so daß der Getroffene todt zur Erde fiel. Als der Ritter noch einen seiner

Gegner getödtet sah, griff er den Dritten mit solcher Macht als wenn der Kampf erst beginnen sollte; aber Felismene erspa ihm die Mühe, indem sie einen zweiten Pfeil auf ihren Bog legte, der, da der Ritter nicht vollständig gerüstet war, unter linken Brust eindrang und ihn zwang den Weg seiner Gefähr zu gehen. Als die Hirten sahen was Felismene gethan, und d Ritter betrachtete wie sie mit zwei Pfeilen zwei kraftvolle Rit getödtet hatte, waren Alle auf s Höchste erstaunt. Der Rit nahm seinen Helm ab, näherte sich ihr und sprach: Schöne Hi tin, womit kann ich euch für de i Dienst lohnen, den ich her von euch empfangen habe? ich erkenne so wohl was ich euch sch dig bin, daß ich es nie wieder aus dem Gedächtnisse verlier werde. Als Felismene das Gesicht des Ritters sah und ihn kannte, erschrak sie so, daß sie vor Verwirrung nicht sprech konnte, aber sie saßte sich doch und sprach zu ihm: Ach, D Felis, dieß ist nicht die erste Schuld, in der du bei mir stehst. I glaube nicht, daß du sie so wohl erkennst wie du sagst, de andere viel größere hast du verkannt. Sieh, wohin mich me Schicksal und deine Treulosigkeit gebracht hat, daß ich, die gewoh war, von dir in der Stadt mit Tänzen und Turnieren bedient werden und mit andern Dingen, womit du mich täuschtest od vielmehr womit ich mich täuschen ließ, daß ich jetzt umherir vertrieben von meinem Vaterlande und von meiner Freiheit, w du, Geliebter, dich der deinigen bedient hast. Bringt dich d nicht dahin, daß du erkennst was du mir schuldig bist, so erinne dich, daß ich am Hofe der Prinzessin dir ein Jahr als Edelkna gedient habe, daß ich ohne je meine Leiden zu entdecken, für di gegen mich selbst als Vermittler gehandelt habe um nur dei Leiden zu lindern. O wie oft hab ich dir unter den bitterst Thränen von Celia, deiner Herrin, Günstbezeugungen verschaf Was sprech ich von Thränen, wie gern hätt ich, wenn sie nic hingereicht hätten, mein Leben gegeben um die Leiden zu lindern, die deine Liebe dir verursachte. Wenn meine unendlic Liebe dich nicht geheilt hat, so betrachte was sie mich hat th

lassen. Ich habe mein Vaterland verlassen, ich habe dir gedient, um deine Schmerzen mit zu tragen und noch eigne zu empfinden; um dir Trost zu bereiten, achtet ich es für nichts, das traurigste Leben zu leben, das noch Jemand gelebt hat. Im Damengewande hab ich dich geliebt wie noch nie geliebt wurde, in Knabenkleidern hab ich dir gedient in der für mich feindlichsten Sache, die sich erdenken läßt, und jetzt in Hirtentracht hab ich dir diesen kleinen Dienst erweisen können. Jetzt bleibt mir nichts übrig als mein Leben deiner Treulosigkeit, wenn du es verlangst, aufzuopfern, denn du weißt nicht wie ich dich geliebt habe und noch liebe; du hältst das Schwert in der Hand, wolle nicht, daß ein Anderer an mir räche was ich an dir verdient habe. Als der Ritter die Worte Felismenens vernahm und erkannte, daß sich Alles so verhalten habe, da sah er, daß er ihr fürchterliches Unrecht gethan und die Sinne vergiengen ihm. Bei dem vielen Blute, das aus seinen Wunden floß, fiel er plötzlich ohnmächtig zu den Füßen der schönen Felismene nieder wie ein Todter. Die nahm mit dem größten Kummer, den man sich denken kann, sein Haupt in ihren Schooß und sprach unter vielen Thränen, die auf sein Gesicht hinabfloßen: Was ist das für ein Mißgeschick! soll mein Leben zugleich mit dem meines Don Felis enden! Ach, Don Felis, du Ursache alles meines Unglücks, wenn die vielen Thränen, die ich deinetwegen vergossen hab und die jetzt auf dein Gesicht herabfließen, nicht hinreichen um dich zum Leben zu erwecken, welches Mittel bleibt mir Unglücklichen dann übrig, daß die Freude des Wiedersehens sich nicht in Verzweiflung verkehre? Ach, mein Don Felis, erwache, wenn es Schlaf ist, der dich umfassen hält; doch ich darf mich nicht wundern, wenn du es nicht thust, denn meinethalben hast du ihn nie entbehrt. So klagte die schöne Felismene, als sie über die Steine, die zu der Insel führten, eine schöne Nymphe mit einem goldenen und einem silbernen Gefäße in den Händen, kommen sah. Felismene erkannte sie sogleich für eine von jenen Dreien; welche sie gerettet hatte und sagte: Ach, Dorida, wer hätte zu solcher Zeit dieser Unglücklichen wohl

zu Hülfe kommen sollen als du? Komm hieher, schöne Nymphe, und du sollst die Ursache aller meiner Leiden im schrecklichsten Zustand erblicken. Dorida antwortete ihr: Zu solcher Zeit muß man Muth haben; ermatte nicht, schöne Felismene, denn das Ende der Leiden ist gekommen und mit ihm der Anfang deines Glücks. So sagte sie und sprengte ihm ein wohlriechendes Wasser, das sie in dem silbernen Gefäße trug, in das Gesicht, worauf er vollkommen wieder zu sich kam. Ritter, sprach sie dann, wenn ihr euer Leben erhalten und es Der widmen wollt, die das ihre eurentwegen so unglücklich verlegt hat, so trinkt von dem Wasser dieses Gefäßes. Don Felis nahm das goldene Gefäß in seine Hände und trank den größten Theil des Wassers, das darin war. Nachdem er sich nun ein wenig erholt hatte, fühlte er sich so geheilt von allen Wunden, die ihm die drei Ritter beigebracht und die Liebe für die schöne Celia geschlagen, daß er von der Pein, die die ihm jede einzelne verursacht hatte, nichts mehr fühlte. Aber die Liebe zu Felismene erneuerte sich, daß sie zu keiner Zeit so lebendig gewesen zu sein schien wie damals. Er setzte sich in das grüne Laub nieder, ergriff die Hände seiner Schäferin, küßte sie vielmals und sprach: Ach, Felismene, wie wenig zahlte ich von meiner Schuld, wenn ich mein Leben für dich hingäbe, denn das ist schon ganz dein. Mit welchen Augen soll ich deine Schönheit ansehen? ich habe sie nach einer Andern gewendet, da mir der Sinn fehlte, diese zu erkennen! Welche Worte reichten hin zu entschuldigen was ich an dir begangen habe! Ich Unglücklicher, wenn du nicht gütig gesinnt bist, wird keine Buße für solches Vergehen groß genug sein und kein Grund hinreichen den zu vernichten, den du hast mich zu vergessen! Es ist wahr, daß ich Celia geliebt habe, aber nicht so, daß mein Gedächtniß nicht das Andenken an deine Tugend und an deine Schönheit bewahrt hätte. Meine Schuld ist ganz allein mir selbst beizumessen und ich kann nichts finden, dem ich einen Theil davon aufbürden könnte: nicht dem jugendlichen Alter, in dem ich mich damals befand, denn da ich alt genug war dich zu lieben, so durfte mir die Treue, die

ich dir schuldig war, nicht fehlen; nicht der Schönheit Celia's, denn es ist offenbar, wie du vor ihr und allen andern Damen hervorleuchtest; nicht der Veränderung der Zeiten und Umstände, denn die hätte der Probierstein sein müssen, woran meine Treue ihren Werth bewiesen hätte; auch nicht der Verrätherin, der Abwesenheit, denn der Wunsch dich zu sehen hätte dein Bild mir immer gegenwärtig erhalten sollen. Sieh, Felismene, wie ich von deiner Güte und Sanftmuth überzeugt bin, daß ich alle Ursachen, die du haben kannst, mir nicht zu verzeihen, dir so vor Augen zu legen wage. Was soll ich aber thun, daß du mir verzeihst und daß ich glauben kann, du seist auch befriedigt, wenn du mir verzeihen hast? Eins schmerzt mich mehr als alle Qual, die es in der Welt giebt: wenn die Liebe, die du zu mir gehegt hast und noch hegst, dich auch bewegt meine Irrthümer zu verzeihen, werd ich je die Augen erheben können um dich anzusehen ohne daß der Kummer, den ich dir bereitet habe, mir an die Seele gehe? Felismene, die Don Felis so reuevoll und so ganz zu seiner ersten Gesinnung zurückgebracht sah, sagte ihm unter vielen Thränen, daß sie ihm verzeihe und daß die Liebe, die sie immer für ihn gehegt habe, ihr nichts Anderes gestatte: wenn sie ihm nicht hätte verzeihen wollen, würde sie sich seinethalben nicht solchen Mühseligkeiten ausgesetzt haben, und Anderes, wodurch Don Felis vollkommen in seiner ersten Liebe bestärkt wurde. Die schöne Nymphe Dorida näherte sich dem Ritter und nachdem sie viel Worte und Danksgungen gewechselt hatten, lud sie ihn im Namen der weisen Felicia ein, mit ihr und Felismene zum Tempel der Diana zu kommen, wo man sie sehnlichst erwartete. Don Felis willigte ein: sie bestiegen die Pferde der getödteten Ritter, die, um Don Felis das Seine zu nehmen, ihn in solche Noth gebracht hatten, und traten ihre Reise an. Felismene, die überglücklich war, erzählte Don Felis Alles, was seit sie sich nicht gesehen hatten, vorgegangen war, worüber er auf das Höchste erstaunte. Aber am Meisten verwunderte sich Don Felis, als er erfuhr, daß seine Herrin Felismene ihm als Knabe gedient, und daß er in

der Zerstreuung seiner Gedanken sie nicht erkannt habe; seine Freude darüber, daß er sich so geliebt sah, war von der andern Seite so groß, daß er sie nicht verbergen konnte. Nachdem sie einige Tagereisen zurückgelegt hatten, kamen sie beim Tempel der Diana an, wo die weise Felicia sie erwartete. Sie wurden mit der größten Freude empfangen, vorzüglich die schöne Felismene, die Alle wegen ihrer Güte und Schönheit auf das Höchste schätzten. Dort wurden Alle, die sich liebten, unter großer Freude und vielen Festlichkeiten der Nymphen von der weisen Felicia vermählt.

2. Die Zwillingsgeschwister.

Nach Bandello.

Als im Jahre 1527 die Stadt Rom durch die vereinigten Streitkräfte der Deutschen und Spanier erobert und geplündert wurde, gerieth unter andern auch Ambrogio Ranni, ein eben so begüterter als rechtlicher Kaufherr aus Esi, in die Gewalt der Kaiserlichen. Dieser besaß von seiner verstorbenen Gattin zwei Zwillingskinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche von unglaublicher Schönheit und sich so ähnlich waren, daß es schwer hielt sie zu unterscheiden, wenn sie beide in männliche oder weibliche Tracht gekleidet wurden, ja der Vater selbst, welcher sich zuweilen das Vergnügen machte, sie bald so bald anders kleiden zu lassen, verwechselte sie alsdann mit einander. Zur Zeit der gedachten Eroberung Roms waren sie wenig über funfzehn Jahr alt; doch hatten sie beide eine vortreffliche Erziehung genossen. Der Knabe, welcher Paolo hieß, ward von einem Deutschen gefangen genommen, der seiner Tapferkeit wegen bei seiner Nation in großem Ansehen stand. Er besaß noch andere Gefangene von bedeutendem Range, welche ihm ein beträchtliches Lösegeld eintrugen; überdieß hatte er Gold, Silber, manchen köstlichen Edelstein von hohem Werthe und viel reiche Kleider erbeutet, womit er Rom verließ und sich nach Neapel begab, wohin er Paolo mit sich führte, den er wie seinen leiblichen Sohn behandelte. Dort machte er den größten Theil seiner erbeuteten Schätze zu barem Gelde und vertraute die Schlüssel zu demselben seinem jungen Gefangenen. Die Tochter, Nicuola geheißn, gerieth in die Hände zweier spanischen Soldaten und hatte das Glück, eine schonende

Behandlung zu finden, da sie sich als die Tochter eines reichen Mannes zu erkennen gab, von welchem die beiden Gefährten ein reiches Lösegeld erwarteten.

Durch die Gunst einiger neapolitanischen Freunde, welche in dem spanischen Heere dienten, gelang es dem Ambrogio, der Gefangenschaft zu entgehen und fand dann Mittel, sein Geld und Silberzeug zu retten, welches er in einem Stalle vergraben hatte; alles Uebrige aber, was in seinem Hause gewesen, war geraubt. Als er sich darauf nach seinen Kindern umsah, fand er Nicuola und kaufte sie für fünfhundert Dukaten frei; von Paolo jedoch konnte er, aller Mühe, die er sich gab, ungeachtet, keine Spur aufreiben, worüber er sich unendlich betrübte: denn der Verlußt seines Sohnes verursachte ihm ungleich größern Kummer als Alles was er sonst eingebüßt hatte, so groß der Schaden auch sein mochte. Als er Alles was in seinen Kräften stand aufgeboden, um den Sohn wiederzufinden und von keiner Seite eine Nachricht oder Botschaft von ihm einlaufen sah, hielt er seinen Tod für gewiß, und mochte nicht länger in Rom verweilen, wo ihn Alles an den Vermissten erinnerte. Er lehrte also nach seiner Vaterstadt Esi zurück, wo er sein Haus in Ordnung brachte, und mit dem Wenigen was er noch besaß zufrieden, sich der Kaufmannschaft völlig begab.

In dieser Stadt lebte dazumal ein reicher Bürger Namens Gerardo Lanzetti, ein vertrauter Freund Ambrogios. Da dessen Gattin ohnlängst verstorben war, so ließ er sich durch die Reize Nicuolas so heftig entflammen, daß er weder ihre Jugend noch sein Alter bedachte und bei Ambrogio um sie anhielt, indem er sich bereit erklärte, sie ohne Heirathsgut heimzuführen. Ambrogio hielt es nicht für rathsam, sie einem Manne zu vermählen, der den Sechszigen näher als den Fünfzigen stand; indessen sagte er weder Nein noch Ja dazu, weil er immer hoffte, seinen Sohn wiederzufinden, und nicht gesonnen war Nicuola zu vermählen eh er von Paolo Nachricht erhalten.

Der Ruf von Nicuolas Schönheit hatte sich durch ganz Esi

verbreitet und ihre Reize waren daselbst der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Wenn sie sich auf den Straßen zeigte, blieb Alles stehen und deutete mit den Fingern nach ihr, und die Blüthe der Jugend Eßis gieng täglich vor ihren Fenstern vorüber um nur einen Blick der Schönen zu erhaschen. So geschah es, daß Lattantio Pulcini, ein Jüngling von kaum ein und zwanzig Jahren, der durch den Tod seiner Eltern Herr eines großen Vermögens geworden war, das Mädchen erblickte und sie ihn, beide aber in gleichen Flammen für einander erglühten. Lattantio hatte von Stund an keinen andern Gedanken mehr als die Geliebte täglich zu sehen und ihr durch die beredte Sprache seiner Augen die Leidenschaft kund zu thun, in welcher er sich um ihrewillen verzehre. Nicuola zeigte ihm so oft sie ihn erblickte ein freundliches Antlitz, was der Jüngling bald inne ward und sich für den glücklichsten Liebhaber hielt, den es je gegeben. Von der andern Seite gefiel Lattantio durch Gestalt und Betragen Nicuolen vor allen Jünglingen, die sie je gesehen hatte, und bald gediehen die Gluthen der Liebe in ihrem jungen, zarten Herzen zu solcher Gewalt, daß sie ohne seinen Anblick nicht mehr leben zu können glaubte. Und wie zwei liebende Herzen sich selten begegnen ohne ihre Wünsche befriedigen zu können, so fand auch Lattantio Mittel, ihr zu schreiben und Antwort von ihr zu erhalten. Schon hatten sie eine Zusammenkunft verabredet als Ambrogio gewisser Handelsgeschäfte wegen genöthigt war, nach Rom zurückzukehren und eine geraume Zeit außen zu bleiben; um aber die Tochter nicht ohne anständige Gesellschaft allein lassen zu müssen, schickte er sie nach Fabriano in das Haus eines Verwandten, welcher eine Gattin und mehrere Töchter hatte. Nicuolens Abreise geschah so plöthlich, daß sie ihren Geliebten nicht davon benachrichtigen konnte.

Als Lattantio die Abreise des Ambrogio erfuhr, zweifelte er nicht, daß Nicuola ihn begleitet habe, und verharrete lange Zeit in großer Betrübniß. Doch als ein vergnügungsjüchtiger Jüngling, dem Geburt und Reichthum wenig Wünsche verflagten, tröstete er sich zuletzt und als er eines Tages die Tochter des Gerardo

Lanzetti, ein schönes und anmuthiges Mädchen, erblickte, erblickte ihr Anblick das Bild der ersten Geliebten so ganz aus seiner Seele, daß er sie völlig vergaß.

Nicuola dagegen brachte ihre Tage in der größten Verzweiflung über ihre schnelle Abreise aus Esi hin, durch welche sie verhindert worden, dem Geliebten in Briefen oder Bottschaften Lebenswohl zu sagen. Sie that nichts als seufzen und weinen und hatte keinen andern Gedanken als ihren Lattantio, dessen Bild sie Tag und Nacht umschwebte. Es schien ihr tausend Jahre zu währen bis ihr Vater zurückkäme, damit sie nach Esi eilen und Den wieder sehen könnte, der ihr lieber war als das Licht ihrer Augen. Ueberdieß war ihr Oheim, in dessen Hause sie zu Fabriano lebte, ein strenger und rauher Mann, der es nicht für schicklich hielt, wenn unverförgte Mädchen die Freiheit hätten mit andern als bekannten Personen zu sprechen, ihnen auch nicht gestattete, sich bald hier bald dort zu schaffen zu machen, sondern sie bei ihren weiblichen Arbeiten hielt; so daß Nicuola keine Gelegenheit fand, ihrem Lattantio zu schreiben. Ihre Muthen leisteten ihr beständig Gesellschaft und trösteten sie, in der Meinung, ihre Betrübniß gelte der Abwesenheit ihres Vaters, so gut sie nur konnten.

In dieser traurigen Lage brachte die trostlose Nicuola sieben Monate zu bis der Vater, der so lange in Rom hatte verweilen müssen, nach Fabriano kam, um die Tochter abzuholen und nach Esi zurück zu bringen. Nicuola war es zu Muth als sollte sie aus der Hölle in den Himmel übergehen und begleitete den Vater in so fröhlicher Stimmung als man sich nur vorstellen mag. Aber ihre Freude verwandelte sich bei ihrer Ankunft in Esi in den bittersten Schmerz und so heftige Eifersucht, daß sie vor Herzeleid fast zu vergehen meinte, denn sie fand ihren Geliebten in schlimmern als in der Juden Händen, und was das Schlimmste war, er schien sich ihrer so wenig zu erinnern als ob er sie niemals gesehen hätte. So viel sie ihrem Lattantio Briefe und Bottschaften sandte, um die alte Liebe wieder in ihm anzufachen, so

war doch Alles vergebens und der äußerste Kummer bemeisterte sich der armen Nicuola. Weil aber der Wurm der Liebe unablässig an ihrem Herzen nagte, so beschloß sie nicht eher zu ruhen bis sie die Gunst ihres Geliebten wieder erlangt hätte, wo nicht, zu sterben, denn es schien ihr unerträglich, daß er eine andere als sie lieben sollte.

Während sich Nicuola ihrer hoffnungslosen Leidenschaft überließ, mußte der Vater abermals nach Rom zurückkehren; da aber Nicuola nicht zu bewegen war, zum zweiten Mal in das Haus ihres Oheims zu Fabriano zu gehen, brachte sie der Vater mit einer ihrer Nichten, Schwester Camilla Biffa genannt, in ein Nonnenkloster. Dieses Kloster hatte sonst im Ruf großer Heiligkeit gestanden; aber Nicuola bemerkte bald, daß die Nonnen, statt von dem Leben der heiligen Väter, ihrer Enthaltbarkeit und gottgefälligen Werken, den ganzen Tag von Liebesgeschichten sprachen und sich nicht entblödeten, einander von ihren Abenteuern und andern sehr unheiligen Begebnissen zu unterhalten, was sie sehr Wunder nahm und übel erbaute. Auch trugen sie statt der harten Kutten Hemden von der allerfeinsten ausländischen Leinwand und Kleider von den kostbarsten Zeugen auf den üppigen Gliedern, und mit ihrer natürlichen Schönheit nicht zufrieden, wußten sie mit Schminken und Gebräuden aus tausend gebrannten Wässern, mit Bisam und mancherlei Pulvern ihr Angesicht zu verschönern und aufzuputzen. Es verging keine Stunde des Tages, die sie nicht in vertrauten Unterredungen mit Jünglingen der Stadt zubrachten. Ueber diese und ähnliche Dinge verwunderte sich Nicuola nicht wenig, denn bisher hatte sie alle Nonnen für Heilige gehalten; jezt aber, wo sie bald mit der einen bald mit der andern und zuletzt mit Allen näher bekannt wurde, fand sie Alle verliebt und leichtsinnig.

Auch Lattantio verkehrte häufig in diesem Kloster, wo er fast alle seine Hemden und sonstige Leinwand nähen ließ, und eines Tages hörte Nicuola, daß Schwester Camilla zu Lattantio berufen ward. Da rann ihr ein heißes Feuer durch alle Glieder,

das sich augenblicks wieder in den allereifigsten Frost verwandelte; tausend Farben wechselten auf ihrem Angesicht, so betroffen ward sie bei dem Namen Lattantios. Darauf versteckte sich sie an einem Orte, wo sie ohne von Lattantio bemerkt zu werden, den Geliebten sehen und hören konnte. Bald darauf, da Lattantio wiederkam und Nicuolo insgeheim die Augen an seinem Anblick und die Ohren an seinen Reden weidete, beklagte er sich bitterlich über den Tod seines Pagen aus Perugia, der kürzlich an einem langwierigen Fieber in seinem Hause gestorben sei, nachdem er ihm drei Jahre lang die treuesten und sorgfältigsten Dienste geleistet. Er zeigte sich sehr betrübt über diesen Verlust und äußerte, er werde sich glücklich schätzen, wenn er je wieder einen so treuen Diener finde.

Als er fort war, dachte Nicuola über diesen Vorfall nach und die Liebe, welche sie ganz beherrschte, gab ihr den Gedanken ein, sich als einen Pagen zu kleiden und bei ihrem Geliebten Dienste zu nehmen. Da sie aber kein Mittel wußte, sich männliche Kleidung zu verschaffen, fiel sie von Neuem in Kummer und Verzweiflung. Zuletzt erinnerte sie sich ihrer Amme, deren Milch sie einst getrunken hatte und welcher ihre Leidenschaft bekannt war; auch kam sie täglich in das Kloster, Nicuolen zu sehen, denn Ambrogio hatte sie vor seiner Abreise gebeten, die Tochter zuweilen zu besuchen und sie mit sich nach Hause zu nehmen, wenn es Nicuola zu Zeiten wünsche. Sie schickte also sofort zu ihr und entdeckte ihr in einer vertrauten Unterredung ihr Vorhaben. Obgleich aber Pippa, so hieß die Amme, ihr dringend zuredete, einen so wahnwitzigen Voratz aufzugeben und ihr die übeln Folgen vormalte, womit er ihre Ehre und guten Namen bedrohe, so gelang es ihr doch nicht sie zu überzeugen. Die gute Amme führte sie also in ihr Haus, kleidete sie in die Kleider ihres vor Kurzem verstorbenen Sohnes, und am folgenden Tage begab sich Nicuola als ein armer Knabe in die Gegend der Stadt, welche ihr Geliebter bewohnte. Das Glück begünstigte sie, denn zufällig stand Lattantio vor der Schwelle seines Hauses. Romulo, diesen Namen

hatte Nicuola angenommen, faßte guten Muth und gieng in der StraÙe auf und nieder, indem er sich fleißig umschaute, wie es wandernde Bursche zu thun pflegen, wenn sie in eine Stadt kommen, die sie nie gesehen haben. Als ihn Lattantio so hin- und herschweifen sah, hielt er ihn gleich für einen fremden Knaben, der zum erstenmal nach Esi komme und Dienst suche, und da er wieder vor seiner Thür vorüberkam, redete er ihn an und frug ihn ob er aus Esi sei. Herr, antwortete Romulo, ich bin ein armer Knabe aus Rom (daran sprach er die Wahrheit, denn er war in Rom geboren und erzogen), der schon seit der Plünderung der Stadt, bei welcher ich meinen Vater verlor (meine Mutter war lange vorher verstorben), unstät in der Welt umherstreift. Ich habe wohl bei einigen Herrn Dienste gesucht, aber sie verlangten, ich sollte Pferde und Maulesel striegeln, und das kann ich nicht weil ich es nicht gelernt habe. In Rom diente ich einem Herrn als Leibpage und hatte nur ihn und seine Kammer rein zu halten; aber der arme Herr ward bei der Plünderung verwundet und in die Tiber geworfen, worin er ertrank, und weil ich seinen Tod beweinte bleute mich ein gottloser Spanier ganz unbarmherzig: so daß es mir herzlich schlecht ergangen ist, lieber Herr. Da sprach Lattantio: Wenn du bei mir bleiben und mir als Page dienen willst, so will ich dich gern annehmen, und wenn du dich gut beträgst, so sollst du so gehalten werden, daß du dich glücklich preisen wirst, mich gefunden zu haben. Von Herzen gern, antwortete Romulo; ich verlange keinen andern Sold als den ihr mir selbst nach meinen Diensten zuerkennt. Er betrat also mit seinem Herrn das Haus und begann ihn mit so viel Fleiß, Gewandtheit und Zierlichkeit zu bedienen, daß er in wenig Tagen die Sehnsucht nach dem Peruginer völlig aus der Seele des Herrn verbannte. Lattantio war entzückt über seinen Diener und wünschte sich Glück, den artigsten, geschicktesten und trauesten Pagen von der Welt gefunden zu haben. Er ließ ihn mit schmutzen Gewändern versehen und kleidete ihn unter andern von Kopf bis zu den

Füßen in eine weiße Livree. Romulo schätzte sich so glücklich, daß er im Paradies zu sein glaubte.

Wie schon erwähnt war Lattantio sterblich verliebt in Catella, Gerardo Lanzetti's Tochter, und gieng täglich an ihrem Hause vorüber, um ihr durch Zeichen und Gebärden die Schmerzen zu verrathen, die er um ihretwillen erdulde. Catella bezeigte sich ihm zwar nicht abgeneigt, schien sich aber doch nicht viel aus ihm zu machen, denn noch hatte sie den Flammen der Liebe ihr Herz nicht erschlossen. Er hatte ihr oft Briefe und Bottschaften gesandt, aber nie eine entscheidende Antwort erhalten können: denn niemals wollte sich das Fräulein näher auf seine Anfragen einlassen. Ihr Vater war ein äußerst begüterter Mann, aber über alle Begriffe geizig; seine ganze Dienerschaft bestand aus einer abgelebten Alten, die schon vor der Geburt ihres Herrn in seinem Hause geschaltet hatte, einer jungen Magd und einem Diener, dem Sohn eines seiner Pächter, der ihn fast überall hinbegleitete, so daß Catella fast unbeschränkte Freiheit hatte sich an ihren Fenstern zu zeigen, und mit Wem es ihr beliebte zu sprechen, denn die gute Alte verließ fast nie ihren Heerd und das Hausmädchen begünstigte den Lattantio, der sie durch einige Geschenke zu bestechen gewußt hatte. Lattantio konnte also so oft es ihm beliebte durch Briefe und Boten um Catella werben, die er in der That leidenschaftlich liebte. An Romulo glaubte er einen sehr artigen Liebesboten gefunden zu haben, und schickte ihn daher, nachdem er ihn von Allem unterrichtet hatte, mit seinen Aufträgen an Catella. Romulo kannte das Haus Catellens, an welchem er oft genug vorbeigekommen war, und auch ihr Dienstmädchen, mit welchem er seinen Herrn einige Mal hatte sprechen sehen; als er daher jenen Auftrag erhielt, machte er sich sehr mißvergnügt auf den Weg; ehe er aber zu Catellen gieng, begab er sich in das der Pippa. Nach einigen gleichgültigen Reden sprach er zu ihr: Liebe Amme, ich befinde mich in der größten Verzweiflung von der Welt: ich habe nie den Muth gewonnen, mich meinem Geliebten zu entdecken und seh ihn so heftig verliebt in Catella Lanzetti, daß ich

unendlich verdrießlich über meinen Liebeshandel bin und nicht weiß welches Ende er noch nehmen wird; und was das Schlimmste ist und mich am Grausamsten quält: ich soll jetzt im Namen Lattantios mit Catellen sprechen und für ihn werben, damit er bei dem Vater um sie anhalten kann. Nun sieh, liebe Amme, wohin es mit mir gekommen ist und ob man unglücklicher sein kann als ich es bin. Wenn sich Catella bestimmen läßt ihn zu lieben und seine Gattin zu werden, so leb ich keine Stunde mehr, denn ich weiß kein Mittel mein unglückliches Leben zu retten, da ich es unmöglich mit ansehen kann, daß er einer Andern gehöre als mir. Darum rathe mir, meine liebe Amme, und steh mir bei in dieser dringenden Verlegenheit. Ich hoffte immer, da meine Dienste Lattantion so angenehm schienen, ich würde mich ihm eines Tages entdecken und sein Mitleid gewinnen können; aber jetzt ist alle meine Hoffnung zu Wasser geworden, da ich ihn in Jene so heftig verliebt finde, daß er Tag und Nacht an nichts Anderes denkt, von nichts Anderm spricht. Ich Unglückliche, wenn nun mein Vater zurückkäme und erführe was ich gemacht habe, was würde aus meinem Leben? Sicher, er brächte mich um; da würde keine Entschuldigung gelten. Ach, liebste Amme, hilf mir, hilf mir um Gotteswillen, liebe Amme.

Diese Worte sprach sie unter häufigen Thränen. Frau Pippa, welche sie zärtlicher liebte als wäre sie ihre eigene Tochter gewesen, ward von ihren Klagen gerührt: sie brach ebenfalls in Thränen aus, trocknete sich dann die Augen und sprach: Siehst du, mein Töchterchen, du weißt wie oft ich dir gegen diese Liebenschaft gepredigt habe, aber du wolltest mir nicht glauben. Mich dünkt, und es ist auch gewiß das Beste, du bliebest bei mir und morgen führte ich dich ins Kloster zurück bis dein Vater käme; dann wollt ich wohl Alles wieder ins Geleise bringen, daß du nichts zu befahren hättest. Denn wenn es herauskäme, daß du in Mannskleidern dem Lattantio gedienst und so manche Nacht in seiner Kammer geschlafen hast, was denkst du wohl, daß man von dir sagen und urtheilen würde? Ich stehe dir dafür, daß du

nie einen Mann bekämpfst. Und wenn du mir einen Eid ablegtest, daß dich Niemand für ein Frauenzimmer erkannt habe, ich würde dir nicht glauben. Du magst sagen was du willst, ich glaube doch was ich aus guten Gründen glauben zu müssen meine. Ueberdieß weiß man ja wie es solche junge Herrn mit ihren Pagen zu machen pflegen, und darum denk ich, es wär am Besten, du schlägst dir diese Grillen aus dem Kopfe und fänneß auf andere Dinge. Es kann jetzt nicht mehr lange währen bis dein Vater zurückkommt, und ich wollt es um alle Schätze der Welt nicht wünschen, komm er auch wann er wolle, daß er je von diesen Geschichten erführe: es würde dir und mir übel ergehen. Du siehst ja, daß Lattantio sich für Catellen entschieden hat: was willst du dich denn vergebens abquälen? Was willst du dein Leben und deine Ehre so freventlich aufs Spiel setzen, da es dir doch zu nichts frommen kann? Alle Bemühungen verlangen ihren Lohn; es ist Thorheit, sich vergebens abzumühen, zumal wenn so großer Schaden daraus erfolgen kann. Und welchen Lohn hast du von so tiefer Erniedrigung zu erwarten? Ewige Schande hast du zu erwarten, nicht allein für dich selbst, sondern für dein ganzes Haus; du hast den Verlust des Lebens zu erwarten, und das sollte doch Niemand gering schätzen. Wozu den lieben, der dich nicht liebt? Wozu dem folgen, der dich flieht? Ich meines Theils war nie so thöricht, Jemanden nachlaufen zu wollen. Laß ab von ihm, mein Töchterchen, und wende dein Herz einem Andern zu: in dieser Stadt fehlt es nicht an Jünglingen deines Standes, die dich lieben und sich glücklich schätzen werden, dich zur Gattin zu gewinnen. Und wer weiß ob dieser Lattantio, gesetzt auch er habe dich noch nicht erkannt, dich nicht eines Tages wieder erkennen wird, und wenn er seine Begierden an dir befriedigt hat, dich laufen läßt und dich zur gemeinen Dirne herabwürdigt, daß alle Welt wie auf eine Ehrlose mit Fingern auf dich deutet. Darum laß dir rathen, mein Kind, und bleib sein bei mir.

Niccola stand eine Weile in Nachdenken verjunken; dann sprach sie nach einem tiefen Seufzer: Bestes Mütterchen, ich weiß

wohl, daß du mir liebevoll räthst, aber ich bin einmal so weit gegangen, daß ich es auch zu Ende führen will, der Erfolg sei welcher er wolle. Ich gehe jetzt und rede mit Catellen, um zu hören wozu sie sich entschließt: denn bis jetzt hat Lattantio nur allgemeine Antworten erhalten. Der Himmel wird mir beistehen, denn er kennt mein Herz und weiß daß meine Aufopferungen kein anderes Ziel haben als Lattantios Hand zu erwerben. Indes werd ich täglich herkommen, dir von Allem Nachricht zu geben; wenn dann mein Vater kommt, so wollen wir sehen wie wir uns am Besten aus der Sache ziehen: denn mich dünkt, man muß nicht eher an ein Unglück denken bis es vorhanden ist.

Hierauf verließ sie die Pippa und begab sich nach dem Hause des Lanzetti, wo sie in dem Augenblicke ankam, wo Gerardo gewisser Geschäfte wegen auf den Markt gegangen war. Catellens Mädchen stand an der Thüre, und auf ein gegebenes Zeichen, das Romulo von seinem Herrn gelernt hatte, ward er in das Haus gelassen und in eine Kammer zur ebenen Erde geführt. Das Mädchen gieng hinauf und sprach zu Catellen: Fräulein, kommt herab: Lattantio hat seinen allerliebsten Bagen, der euch so sehr gefallen hat, hieher geschickt um mit euch zu sprechen. Sogleich kam Catella herab und trat in die Kammer, wo Romulo ihrer harrete. Als sie ihn erblickte, meinte sie einen Engel zu sehen, so schön und liebreizend erschien er ihr. Romulo grüßte sie und richtete die Aufträge seines Herrn aus. Catella, die ein unsägliches Vergnügen empfand, als sie ihn sprechen hörte, blickte ihn mit schmach tenden Augen an; es war ihr, als ströme eine nie gekannte Süßigkeit von seinen schönen Augen aus: sie vergieng fast vor Verlangen, ihn zu küssen. Romulo fuhr fort, Lattantios Wünsche vorzutragen, aber sie achtete nicht auf den Inhalt seiner Worte: ganz versunken in seinen Anblick machte sie sich das Geständniß, nie einen reizendern Jüngling gesehen zu haben. Und so lange sah sie ihn mit verliebten Blicken an, und erfüllte ihr Herz so völlig von der Schönheit und dem anmuthigen Wesen des Jünglings, daß sie zuletzt, unfähig sich länger zu zügeln, ihre

Arme um seinen Hals schlang, ihn fünfmal oder öfter zärtlich auf den Mund küßte und sprach: Du bist recht leichtsinnig, mir hier dergleichen Botschaften zu bringen und dich solcher Gefahr auszusetzen wie du thust! Wenn mein Vater dich hier fände! Romulo, der an den tausend Farben, die auf ihrem Antlitz wechselten, wohl erkannte, daß Catella in ihn verliebt sei, antwortete ihr: Mein Fräulein, wer einem Andern dient, muß diese und noch gefährlichere Dinge wagen, nach dem Willen und dem Befehl seines Herrn: ich thü es ungern genug; aber da es der Wille Dessen ist, der mir gebieten kann, so ist es auch der meine. Ich bitt euch also, mir eine günstige Antwort zu geben und euch meines Herrn zu erbarmen, der euch so zärtlich liebt und ergeben ist, damit ich ihn bei meiner Zurückkunft mit einer angenehmen Botschaft erfreuen könne. Während sie ihr Gespräch in dieser Art fortsetzten, war es Catellen als ob die Schönheit und Anmuth des Bagen jeden Augenblick wüchse und zunähme, und bei dem Gedanken, daß er von ihr scheiden solle, fühlte sie ihr Herz, ich weiß nicht von welchen Stichen durchbohrt, die ihr den Beschluß abrangen, ihm ihre Liebe zu gestehen. Beim Himmel, hub sie an, ich weiß nicht was du mir angethan hast! Ich muß glauben, du hast mich bezaubert. Herrin, entgegnete er, ich hab euch nichts angethan: ich bin weder ein Hexenmeister noch ein Zauberer, sondern euer Diener und bitt um eine gnädige Antwort, wodurch ihr meines Herrn Leben erhalten und mich in seiner Gunst befestigen werdet. Catella, welche sich nicht länger bezwingen konnte und sich in Küffen erschöpfte, die sie dem Bagen gab, erwiderte: Nun sieh, mein süßes Leben, du Seele meiner Seele, ich weiß keinen Jüngling auf der Welt, der mich zu dem vermocht hätte, wozu du mich vermochtest; aber deine Schönheit und die unendliche Liebe, die du mir eingeflüßt seit ich dich zum erstenmal im Gefolge deines Herrn erblickte, haben mich dazu gebracht. Ich will dich nicht zum Diener, wohl aber will ich dich, wenn du einwilligst, auf Lebenszeit zu meinem Herrn und Gemahl und gebe dir Gewalt ganz nach deinem Willen über mich zu verfügen. Ich

frage nicht wer du seist, ob reich oder arm, noch aus welchem Geblüt entsproßen: mein Vater ist, Gott sei Dank, für mich und dich reich genug und schon so bejahrt, daß er nicht lange mehr leben kann: denke also auf deinen eigenen Vortheil und laß Lattantio fahren, denn ich bin entschlossen, ihn nicht zu lieben, und will ihm auch von heute an keine geneigte Miene mehr zeigen.

Als Romulo sah, die Sache nehme eine für ihn günstige Wendung, versprach er nach einigem Hin- und Herreden Catellen, in ihr Begehren zu willigen und dankte ihr zärtlichst für ihr Anerbieten, für welches er ihr ewig verpflichtet bleibe; doch müßten sie vorsichtig zu Werke gehen, damit Lattantio nie von ihrem Einverständnis Kunde erhalte. Als sie die nöthigen Verabredungen getroffen hatten, entfernte sich Romulo nach vielen zärtlichen Küßsen, die er in der beständigen Furcht, von Catellen für ein Frauenzimmer erkannt zu werden, empfangen und gegeben, und machte sich auf den Weg nach Hause, wo sein Herr ihn mit Schmerzen erwartete. Hier entschuldigte er zuerst sein langes Ausbleiben damit, daß er sagte, er hab eine gute Weile warten müssen bis ihn Catella vorgelassen, und sie alsdann sehr erzürnt angetroffen, theils weil ihr Vater sie denselben Morgen heftig wegen dieser Liebshast ausgezankt, theils weil sie vernommen habe, daß er in ein anderes Fräulein verliebt sei. Ich gab mir viele Mühe, fuhr Romulo fort, ihr diese Meinung auszureden, und brachte tausend Gründe vor, aber alle meine Reden und Bethuerungen waren vergebens.

Lattantio war sehr bestürzt und mißvergnügt über diese Botschaft und ließ sich wohl zehnmal das ganze Gespräch von Neuem wiederholen, das Romulo mit Catellen geführt haben wollte. Darauf bat er seinen Pagen, bei schicklicher Gelegenheit zu Catellen zurückzugehen und ihr nochmals zu betheuern, er liebe keine andere Dame auf der Welt so sehr als sie und sei bereit, ihr alle möglichen Beweise davon zu geben: und wie sie sich auch gegen ihn benehme, so werde er doch nie eine Andere lieben, da er ewig ihr getreuer Diener zu bleiben entschlossen sei. Romulo

versprach ihm, Alles zu thun was in seinen Kräften stehe, um sie noch einmal sprechen zu können.

Am folgenden Tage lag Catella an ihrem Fenster, als Latantio die Straße herabkam. Kaum war er aber in die Nähe ihres Hauses gelangt, so erhob sich das Fräulein mit einem Blicke voller Verachtung von dem Fenster und zog sich in das Zimmer zurück. Dieser Vorfall bestätigte den Bericht, welchen Romulo Tags vorher seinem Herrn abgestattet. Voller Unmuth begab sich dieser nach Hause und beklagte sich bei Romulo über sein Unglück. Der Zorn riß ihn zu der Aeußerung hin, Catella sei doch noch lange nicht die Schönste und Edelste, daß sie Ursache habe, so hochmüthig zu werden und ihn so schmäählich zu behandeln, und in dieser Weise fuhr er fort sie zu schelten. Aber Romulo ersah alsbald seinen Vortheil und sagte seinem Herrn, es gehe in der Liebe meistens nicht anders her. Oft seien böje Zungen daran Schuld, oft Ueberdruß, oft Ungleichartigkeit der Gemüther; das Letztere werde deutlich genug durch die tägliche Erfahrung bewiesen, daß mancher Jüngling eine Dame liebe, die sich nun und nimmer bestimmen laße, ihm hold zu sein, während eine Andere nach ihm seufze, die er zu lieben sich nimmer entschließen könne. Im Verfolg dieses Gesprächs sprach Latantio: Wahrlich, Romulo, du hast Recht, es ist wirklich so: ich selbst wurde noch vor wenigen Monaten von einem der schönsten Mädchen dieser Stadt geliebt, das erst kürzlich aus Rom gekommen war; ich bin überzeugt, daß ich ihr ganzes Herz bejaß und auch ich liebte sie mit Leidenschaft. Aber sie verreiste, ich weiß nicht wohin und blieb eine Weile aus; und in der Zwischenzeit kam mir diese übermüthige Catella zu Gesichte, um derentwillen ich die Liebe zu Jener vergaß und sie gänzlich hintansetzte, um dieser Undankbaren zu dienen. Jene Erste kehrte darauf zurück und schickte mir Briefe und Boten, aber ich kümmerte mich nicht darum.

Herr, hub Romulo an, so geschieht euch Recht, ihr empfangt den verdienten Lohn eurer Untreue, denn wenn ein so schönes

Mädchen, wie ihr mir sagt, euch so zärtlich liebte, so thatet ihr das schreiendste Unrecht sie Dieser aufzuopfern, die ohne es nur zu wissen Jene zu rächen begonnen hat: wir müssen lieben wer uns liebt, nicht dem folgen der uns flieht. Wer weiß ob jenes schöne Kind euch nicht noch liebt und sich um euretwillen abhärmt, denn ich hab oft gehört, daß die Mädchen in ihrer ersten Leidenschaft viel zärtlicher und glühender lieben als die Männer. Mein Herz sagt mir, daß jenes unglückliche Fräulein um euch verschmachten und ein trauriges, qualvolles Leben führen muß. Das weiß ich nicht, entgegnete Lattantio, wohl aber, daß sie mich zärtlich liebte und daß sie sehr schön ist: Catella würde häßlich neben ihr scheinen. Auch muß ich dir gestehen was mir oft eingefallen ist: wenn du Frauenkleider anhättest, so würd ich schwören, du seist Nicuola, so sehr scheinst du ihr in Allem zu gleichen: auch euer Alter kann nicht sehr verschieden sein; nur kam sie mir ein wenig größer vor als du. Doch kommen wir auf diese Spitzbübin von Catella zurück, die ich mir nicht aus dem Kopf schlagen kann, denn Tag und Nacht muß ich an sie denken und kann meinen Sinn auf nichts Anderes richten. Sprich, getraust du dich, noch einmal mit ihr zu sprechen und ihr mein ganzes Herz zu eröffnen? Ich will Alles thun was in meinen Kräften steht, versetzte Romulo, und sollte es mein Leben kosten, so muß ich mit ihr sprechen.

Jetzt aber wollen wir Diese eine Weile ihrem Treiben überlassen und uns nach Ambrogios Sohne Paolo umsehen, ohne welchen diese Geschichte nicht zu Ende geführt werden kann. Es geschah um dieselbe Zeit, daß jener Deutsche, Paolos Herr, Neapel verließ und sich nach Aquapendente begab, um nach der Lombardei und dann nach Deutschland zu reisen. Im Begriff Aquapendente zu verlassen, ward er von einem hitzigen Fieber ergriffen, das ihn nach drei Tagen tödtete. Doch vor seinem Tode erklärte er, da er sein Ende herannahen fühlte, seinen letzten Willen und ernannte Paolo zum Erben seines ganzen Vermögens. Paolo ließ ihn ehrenvoll zur Erde bestatten, befriedigte den Wirth und wandte

sich rechts nach Esi, wo er kurz vor der Verheerung Roms einen Monat lang in Aufträgen des Vaters zugebracht hatte. Hier angelangt begab er sich, ich weiß nicht weshalb, nicht sogleich nach dem elterlichen Hause, sondern lehrte mit seinem Gepäc in einem Gasthause ein. Hier ließ er seine Sachen abladen, übergab sie der Obhut des Wirths, nahm dann einige Erfrischungen zu sich und ließ seine Leute in der Herberge zurück um ganz allein durch die Stadt zu gehen. Er war eines Gelübbes willen ganz in Weiß gekleidet, so daß seine Tracht der des Romulo vollkommen glich. Paolo begab sich nach dem Hause seines Vaters um zu sehen, ob es geöffnet sei: der Weg führte ihn an Catellas Hause vorüber, welche just im Fenster lag. Da er sie nicht kannte, so grüßte er sie nicht, worüber das Fräulein sich sehr verwunderte. Sie wußte nicht anders als daß es Romulo sei und schickte ihm das Mädchen nach um ihn zurückzurufen. Es war um die None und nur wenig Leute zeigten sich auf der Straße. Das Mädchen rief ihn bei dem Namen Romulo und sprach: Kommt doch gleich zurück: mein Fräulein erwartet euch. Paolo sah wohl, daß er für einen Andern gehalten werde, in welchem Glauben er noch mehr bestärkt wurde als er das Mädchen so vertraulich mit ihm sprechen sah als ob sie schon lange miteinander bekannt wären. Er beschloß also, sich doch das Fräulein anzusehen, das ihn rufen laße. Doch argwöhnte er, die Dame sei vielleicht eine käufliche und sprach bei sich selbst: Ich will doch gehen und mein Glück versuchen; aber die Dame irrt sich, wenn sie bei mir gute Geschäfte zu machen denkt: höchstens schenk ich ihr einen Laubthaler oder einen Dukaten.

Während er sich aber gegen das Haus bewegte, erschien Gerardo am Ausgang der Straße, und das Hausmädchen, das ihn erblickte, sprach zu Paolo: Romulo, da kommt unser Herr; geh jetzt deines Weges und komm hernach zurück. Paolo entfernte sich, indem er sich das Haus merkte, in welches das Mädchen sich zurückzog und den Herrn desselben scharf ins Auge faßte. Das Mädchen verschloß die Hausthüre hinter sich und gab sich den

Anschein als habe sie den Herrn nicht gesehen, welcher sich nach Art der Greise Schritt vor Schritt näherte ohne das Mädchen bemerkt zu haben. Endlich kam er an sein Haus, klopfte gegen die Thür und trat, als sie geöffnet wurde, hinein. Paolo, welcher sich das Haus sehr wohl gemerkt und Catellen, die er am Fenster erblickt, sehr schön und reizend gefunden hatte, begab sich unter mancherlei verliebten Gedanken nach dem Hause seines Vaters, an welchem er Thüren und Fenster verschlossen fand. Dieß betrachtete er als ein Zeichen, daß sein Vater verreist sei. Um sich aber völlige Gewißheit zu verschaffen, fragte er einen Schneider, der seine Bude in der Nähe hatte, was Ambrogio Nanni mache? Dieser antwortete ihm, Ambrogio sei seit langer Zeit in Esi nicht gesehen worden. Paolo lehrte also nach seiner Herberge zurück, immer noch in Gedanken mit dem schönen Mädchen beschäftigt, das er gesehen hatte. Zwar war er gesonnen zu ihr zurückzukehren, aber noch unschlüssig ob er allein gehen oder einige seiner Diener, die er von seinem seligen Herrn geerbt hatte, mit sich nehmen solle.

Bald darauf geschah es, daß Ambrogio, der in diesem Augenblicke von Rom zurückkehrte, auf dem Wege nach seinem Hause dem Gerardo begegnete, der ihn erst willkommen hieß und dann so anredete: Ambrogio, du kommst sehr gelegen: wärst du einige Tage früher gekommen, so hätten wir vielleicht die Heirath zwischen mir und deiner Tochter zu Stande gebracht, oder wenigstens würd ich mich darüber aufgeklärt haben ob du sie mir geben willst oder nicht, denn ich bin nicht gesonnen, länger in dieser Ungewißheit zu leben. Wie du siehst, erwiderte Ambrogio, komm ich in diesem Augenblick an; auch gedenk ich nun fürs Erste nicht wieder zu verreisen. Wir werden uns öfter sehen und Zeit haben, ausführlicher hierüber zu reden.

Während Ambrogio zu Pferde und Gerardo zu Fuß so miteinander sprachen, kam Romulo daher, welcher dem Auftrage seines Herrn gemäß eine Unterredung mit Catellen nachsuchen wollte. Als er aber den Vater erblickte, lehrte er sich schnell um und

begab sich zu der Pippa. O weh, liebste Amme, tief er ihr zu, ich bin des Todes vor Schrecken: mein Vater ist wiedergekommen; was soll ich anfangen! Gemach, entgegnete Pippa, fasse Muth, laß mich nur sorgen und bleib bei mir. Wirf diese Kleider ab und lege die deinigen an, die sich in dieser Kiste befinden. Sogleich machte sich Pippa auf den Weg nach Ambrogios Hause, der eben vom Pferde stieg, als sie dort anlangte.

Sie grüßte ihn heitern Angesichts und sprach: Seit tausendmal willkommen, bester Herr! Wie geht es euch? O willkommen, gute Pippa, entgegnete Ambrogio, wo willst du so eilig hin? Ich komme zu euch, versetzte sie: der dicke Hans Bindo hat mir gesagt, ihr wäret zurückgekommen, und da ich nicht weiß wie eure Leute das Kochen verstehen, so wollt ich euch im Hause hülfreiche Hand leisten. Ich danke dir, versetzte Ambrogio; aber es wird nicht nöthig sein, daß du dich bemühest, denn ich habe schon nach Margarethen geschickt, die ich sonst im Hause hatte und sogleich hier sein wird. Aber sage mir, wann hast du meine Nicuola zuletzt gesehen? Ich sehe sie täglich, Herr, antwortete Pippa; erst heute Morgen war ich eine gute Weile bei ihr: sie stirbt vor Verlangen, euch wieder zu sehen. Ich habe sie manchmal in mein Haus gebracht und zwei bis drei Tage behalten; sie ist wahrlich ein gutes, schönes Fräulein und wunderbar geschickt in allen Handarbeiten, das könnt ihr mir bei Gott glauben. Ueber diesem Gespräch kam Margarethe an, welche sogleich anhub, die häuslichen Geschäfte zu besorgen. Eine Weile gieng ihr Pippa zur Hand; da es ihr aber in ihrer Ungeduld tausend Jahre zu währen schien bis sie das Haus wieder verlassen könnte, wandte sie sich zu Ambrogio und sprach: Herr, wenn ihr es erlaubt, so geh ich ins Kloster und hole Nicuolen nach meinem Hause ab. Morgen früh will ich sie dann hieher bringen, oder sie einen oder zwei Tage bei mir behalten bis ihr das Haus habt in Ordnung bringen laßen. Wie du willst, antwortete Ambrogio; empfehl mich aber Schwester Camillen, küsse meine Tochter zärtlich in meinem Namen und geh mit Gott.

Nun entfernte sich Pippa, gieng aber ehe sie sich nach Hause begab in das Kloster, um mit Schwester Camilla zu sprechen. Mit dieser verabredete sie Alles was zu Nicuolens Wohlfahrt vonnöthen war, wenn etwa Ambrogio auf den Einfall gekommen wäre selbst nach dem Kloster zu gehen. Schwester Camilla, die sich auf solche Händel nur allzuwohl verstand, hieß Frau Pippa gutes Muthes sein; es werde Alles den besten Ausgang nehmen. Dann eilte sie nach Hause, wo Nicuola, die nicht länger Komulo war, sehr begierig ihre Nachrichten zu vernehmen, ihrer harpte. Sie hatte ihre Kleider schon wieder angezogen und ihre Haare nach der Sitte der Frauen geordnet. Als die Pippa heimkam, erzählte sie ihr Alles, was geschehen sei und fragte sie ob sie morgen in das Haus ihres Vaters zurückkehren, oder noch einen oder zwei Tage bei ihr bleiben wolle, was ihr freistehe.

Nicuola beschloß noch den folgenden Tag bei ihrer Amme zu verweilen und verbrachte die Zeit in Klagen über ihren Lattantio, nach dessen Besitz sie eine Sehnsucht verrieth, die nicht größer hätte sein können. Die Pippa predigte ihr von Neuem, sie solle doch ihre Gedanken auf ein anderes Ziel richten: sie sehe ja deutlich, daß sie sich vergebens abquäle, und habe sich selbst überzeugt, daß Lattantio so heftig in Catellen verliebt sei, daß er an Nichts Anderes denke: zuletzt werd er auch wohl sein Ziel erreichen, wenn er bei Gerardo um sie anhalte.

Das ist es eben, versetzte Nicuola, was mich soltert: ich kann es nicht denken ohne zu verzweifeln; aber wenn mein Vater nicht so schnell zurückgekommen wäre, so hätt ich der Catella den Lattantio so verleiden wollen, daß sie lieber einen Bauern als ihn geheirathet hätte; aber diese rasche und unvermuthete Rückkunft meines Vaters hat Alles verdorben.

Alles verdorben, unterbrach sie Pippa, aber auch Alles wieder gut gemacht: denn, wenn es wahr ist, was du mir erzähltest, daß zwischen dir und Catellen vorgefallen sei, so steh ich dir dafür, daß deine Sachen sehr übel standen, denn wärst du noch einmal hingegangen um mit ihr zu sprechen, so würde sie ohne Zweifel

von den Küffen zu Handgreiflichkeiten übergegangen sein und wenn sie dich für ein Frauenzimmer erkannt hätte, was denkst du wohl, daß sie von dir geurtheilt haben würde? Würdest du nicht auf ewig bei ihr beschämt worden sein? Hätte sie dich nicht für Lattantios Buhlerin gehalten?

Und das ist es eben, versetzte Nicuola, was ich gewünscht hätte. Denn obwohl sie mich, wie du sagst, für ein Frauenzimmer erkannt haben würde, so folgt daraus noch nicht, daß sie mich als Nicuola, Ambrogios Tochter, erkannt hätte; aber Lattantio wär ihr gewiß so verhaßt geworden, daß sie ihn nie wieder hätte sehen, noch nennen hören mögen, und dann durft ich hoffen, Lattantios Liebe wieder zu erwerben.

Frau Pippa konnte sich nicht enthalten über diese Rede Nicuolens zu lächeln: Meine Tochter, hub sie an, suche dein Herz zu beruhigen. Wenn es Gott gefällt, daß Catella Lattantios Gattin werden soll, so hilfst dir weder List noch Klugheit, noch alle Kunstgriffe, deren du dich bedienen möchtest diese Ehe zu hintertreiben. Du bist noch jung, du bist schön, du bist reich, denn wenn dein Bruder Paolo noch lebte, so würde man gewiß etwas von ihm gehört haben; aber der arme Junge ist todt (Gott sei seiner Seele gnädig), so daß du, wenn du dich klug beträgst, die einzige Erbin deines Vaters werden wirst, und als solcher kann es dir an den reichsten und edelsten Jünglingen zu Bewerbern nicht fehlen. Darum schlage dir diese Grillen aus dem Kopf, die dir mehr Kummer und Verdruß machen als sie dir Nutzen bringen können.

Während diese Verhandlungen gepflogen wurden, hatte Paolo beschloßen, ohne Begleitung eine Unterredung mit Catellen nachzusuchen. Er gieng also gegen Abend an ihrem Hause vorüber: da er ihrer aber nicht anständig werden konnte, lehrte er zu seiner Herberge zurück und mochte an diesem Tage nicht wieder ausgehen.

Lattantio, welcher Romulos Rückkunft schmerzlich erhartte, verwunderte sich sehr, als die Nacht zu dunkeln begann ohne daß Romulo nach Hause kam ihm den Erfolg seiner Bewerbung bei Catellen mitzutheilen. Als er aber einige Stunden der Nacht

vergebens gewartet hatte, ward er sehr bestürzt über sein Ausbleiben, denn er fürchtete, irgend ein Unfall möchte seinen Diener betroffen haben. Da er sich aber durchaus nicht vorstellen konnte was es wohl sein möchte, so brachte er die ganze Nacht unter mancherlei Gedanken, die seine Seele durchkreuzten, fast gänzlich schlaflos zu. Er liebte den Romulo sehr, weil er gut von ihm bedient wurde und ihn als einen verschwiegenen und wohlgesitteten Jüngling kennen gelernt, der nie im Hause mit irgend Jemand ein Wort gewechselt hatte, sondern nur auf Ausrichtung seiner Befehle bedacht gewesen, daher sein Verlust ihn unmäßig betrübte.

Von der andern Seite wünschte Catella, die den Romulo leidenschaftlich liebte, und schon seine süßen Küsse gekostet hatte, gar sehr eine vertrautere Vereinigung mit ihm; da sie ihn aber nach Gerardos Nachhausekunft heute nicht mehr gesehen hatte, denn sie hatte den Paolo für den Romulo gehalten, so begab sie sich sehr mißvergnügt zu Bette.

Nicuola unterhielt sich fast die ganze Nacht über mit ihrer Amme von Lattantio, so daß sie vor Seufzen und unruhigem Umherwälzen weder selbst schlafen konnte noch die Pippa schlafen ließ.

Als der Morgen anbrach und Romulo nicht nach Hause kam, schickte Lattantio nach allen Seiten Boten aus, ihn aufzusuchen und überall hinzuhorchen ob man nicht wiße was aus ihm geworden sei. Bei diesen Nachforschungen fand sich Einer, welcher den Romulo genau beschrieb und versicherte, er habe gestern gesehen, daß er in das Haus der Pippa, neben der Hauptkirche, gegangen sei. Lattantio, welcher die Pippa kannte, machte sich auf diese Anzeige gegen Mittag auf den Weg und klopfte an ihre Hausthüre. Frau Pippa trat an ein Fenster, und als sie den Jüngling erkannte, verwunderte sie sich sehr, denn sie vermuthete, Lattantio habe den Aufenthalt Nicuolens in ihrem Hause in Erfahrung gebracht. Sie fragte ihn also: Was sucht ihr hier, junger Herr? Frau Pippa, antwortete er, wenn es euch nicht ungelegen wäre, so möcht ich gern zehn Worte mit euch reden. Fünf und zwanzig, entgegnete Frau Pippa, sagte Nicuolen, Lat-

tantio sei unten und stieg eilends hinauf die Handthüre zu öffnen. Der Jüngling trat ein und nahm neben Pippa Platz an einem Orte, wo Ricuola ohne gesehen zu werden ihn sehen und sprechen hören konnte. Hierauf begann Lattantio: Frau Pippa, obgleich ich nie Gelegenheit gehabt habe euch einen Dienst zu leisten, der mich berechtigte von euch einen Gegendienst zu heischen, so giebt mir doch meine Bereitwilligkeit Jedermann zu dienen und eure eigene Gefälligkeit, um derentwillen ihr, wie ich weiß, von vielen angesehenen Leuten geschätzt werdet, den Rath, euern Beistand in Anspruch zu nehmen, in der Hoffnung, daß ihr meinen Wunsch erfüllen werdet, und um nicht länger bei schönen Worten stehen zu bleiben, ersuch ich euch mir zu sagen was aus dem weißgekleideten Knaben geworden ist, der euch gestern besucht hat. Er heißt Romulo, mag etwa siebzehn Jahre alt sein und hat ein hübsches, gefälliges Aeußere: er war mein Page und ist seit gestern nicht nach Hause gekommen. Ich bitt euch um die Gefälligkeit, mir Nachricht von ihm zu geben, wodurch ihr mich höchlich erfreuen und auf ewig verbinden würdet. Mein Sohn, versetzte Frau Pippa, ich dank euch für die gütige und freundliche Gesinnung, die ihr mir bezeigt und welche mir gewiß lieb und werth ist; auch schätz ich es mir zur Ehre, daß ihr mein schlechtes Haus eures Besuchs gewürdigt habt, denn ich habe mir schon lange Gelegenheit gewünscht mit euch zu sprechen und da sich jetzt diese durch eure Güte mir darbietet, so will ich sie nicht unbenuzt lassen. Um aber zuerst auf eure Anfrage zu kommen, so muß ich euch sagen, daß ich von diesem Knaben nichts weiß, noch euch Rechenschaft geben kann, denn weder gestern noch seit langer Zeit ist meines Wissens ein Knabe oder Jüngling in meinem Hause gewesen, und doch müßt ich es wissen, wenn ein Solcher hier gewesen wäre. Ihr fürchtet vielleicht, versetzte Lattantio, ich möchte meinen Page wegen seines gestrigen Ausbleibens zur Rechenschaft ziehen; aber ich geb euch mein Wort, daß ihm nicht das Geringste zu Leide geschehen soll, wenn er mir nur sagt warum er gestern ausgeblieben ist. Bemüht euch deshalb nicht vergebens, erwiderte Frau

Pippa, denn kein männliches Wesen ist in meinem Hause, noch ist gestern eines hier gewesen; es thut mir unendlich Leid, daß ich euch in dieser Sache keinen Dienst leisten kann wie ich es gerne thun würde. Während dieses Gesprächs mit Frau Pippa stieß Lattantio schwere Seufzer aus. Junger Herr, fuhr die Amme fort, ihr scheint sehr leidenschaftlich ergriffen, und Niemand würde diese heißen Seufzer sehen ohne zu glauben, daß ihr in euern Pagen mehr als billig verliebt wärt; aber da ich neulich gehört habe, daß ihr ein schönes Fräulein liebtet, so kann ich euch nicht für einen so argen Feind des schönen Geschlechts halten. Ach, entgegnete Lattantio, wollte Gott daß ich nicht liebte: ich würde heiterer und vergnügter sein als ich es jetzt sein kann; glaubt aber nicht, daß ich von meinem Pagen rede, daran denk ich nicht: ich spreche von einem Mädchen, das ich mehr als das Licht meiner Augen liebe, ja mehr als meine Seele. Und bei diesen Worten füllten ihm die heißen Thränen wider seinen Willen die Augen und einige neigten ihm die Wangen, während er selbst sich in Seufzern erschöpfte. Frau Pippa hielt dieß für eine willkommene Gelegenheit, die Ausführung eines schon längst gefaßten Vorhabens zu versuchen.

Ich weiß sehr wohl, mein Sohn, hub sie an, daß es wahr ist was ihr sagt: euer Benehmen zeigt deutlich genug wie verliebt ihr seid, und ich glaube wohl, daß eure Qualen um so heftiger sein müssen, da es keine so bittere, herbe Qual mehr auf Erden giebt als lieben und nicht geliebt werden. Denn ich weiß, daß das Mädchen, das ihr liebt, euch nicht wieder liebt, vielmehr haßt sie euch um der Liebe willen, die sie zu einem Andern trägt. Und woher wißt ihr dieß, Frau Pippa, fragte Lattantio voller Verwunderung. Fragt nicht, entgegnete sie, woher ich es weiß: genug, ich weiß sie liebt euch nicht, und erst vor wenig Monden liebte ihr eine Andere, viel schönere; ich weiß auch, daß diese euch leidenschaftlich liebte und kann euch versichern, daß sie euch jetzt noch zärtlicher liebt als je zuvor; ihr aber liebt sie darum nicht mehr noch weniger, und gedenkt ihrer just so viel als hättet ihr

sie nie gesehen. Wahrhaftig, ich weiß nicht was ich sagen soll, erwiderte Lattantio, daß ihr die Wahrheit so richtig getroffen habt und in meinen Angelegenheiten so gut Bescheid wißt; aber ich bitt und beschwör euch, mir zu sagen woher ihr wißt, daß diese, die ich jetzt liebe, nicht mich sondern einen Andern liebt. Das kann ich euch nicht sagen, versetzte Frau Pippa, denn es scheint mir nicht räthlich; wohl aber muß ich euch erinnern, daß euch Recht geschieht, da ihr Die verschmähtet die euch liebte, und eine Andere liebt die euch nicht liebt: denn Gott läßt dieß geschehen um euch für so große Sünde und Undankbarkeit zu bestrafen, und wenn euch nichts Schlimmeres betrifft, so dürft ihr euch nicht beklagen. Ach, arme, unglückliche Nicuola, Wen liebst du, Wen hast du geliebt? Du hast die größten Opfer von der Welt gebracht um die Gunst deines Geliebten zu erwerben, und Alles war vergebens. Ihr aber, Lattantio, liebt Catellen mehr als euch selbst, und sie kümmert sich nicht um euch. Wohlan denn, verfolgt euern Plan: ihr werdet schon zulezt euern Irrthum gewahr werden und vielleicht wenn es zu spät ist ihn wieder gut zu machen.

Bei diesen Worten gerieth der Jüngling fast außer sich und wußte nicht was er antworten sollte. Nicuola ihrerseits, die ihn sah und hörte, wäre gern hervorgetreten um auch einige Worte über diesen Gegenstand hinzuzufügen, allein sie beschloß den Ausgang dieses Gesprächs abzuwarten und verhielt sich ruhig. Frau Pippa wartete eine Weile auf die Antwort des Jünglings, der sich jetzt wie aus einem schweren Traum erhob und sprach: Frau Pippa, ich will ausführlicher mit euch reden, da ich sehe, daß ihr meine Umstände besser kennt als ich selbst. Es ist wahr, daß ich in Nicuola Nanni verliebt war, von der ich überzeugt war geliebt zu werden. Sie ward nachher von ihrem Vater aus der Stadt geschickt, ich weiß nicht wohin. In der Zwischenzeit begann ich mich in Catella, Gerardo Lanzettis Tochter, zu verlieben, welche mir in den ersten Tagen geneigt zu sein schien, sich aber hernach, ich weiß nicht weshalb, spröde und meinen Wünschen völlig zuwider erwies, denn so oft sie an der Thüre oder ihren Fenstern

steht, wenn ich durch die Straße komme, zieht sie sich, sobald sie mich sieht, plötzlich zurück, und will weder Briefe noch Boten mehr von mir annehmen. Erst gestern schickt ich meinen Pagen hin, um eine Unterredung mit ihr nachzusuchen; aber er ist nicht nach Hause gekommen, mir Antwort zu sagen, so daß ich zugleich eine Geliebte und einen guten und angenehmen Diener verloren habe. Wär er zurückgekehrt und hätte mir die Nachricht gebracht, daß sie in ihrer gewohnten Härte verharre, so hätt ich mich wohl entschlossen, ihr nicht länger zur Last zu sein und mich einer Andern zuzuwenden, welcher meine Dienste willkommener wären: denn in Wahrheit, mir scheint es eine große Thorheit, Der zu folgen die mich flieht, Die zu lieben die mich verhöhnt und Die zu wollen die mich nicht will.

Das ist ein wahres Wort, hub Frau Pippa an, und gewiß wär auch ich nicht so thöricht daß ich Den liebe, der mir nicht wohl wollte. Aber sagt mir doch eure Meinung: wenn Nicuola euch noch gut wäre, ja euch mehr liebte als je vorher, was würdet ihr sagen? Würdet ihr glauben, sie verdiene es von euch geliebt zu werden? In der That, antwortete der Jüngling, dann verdiente sie es wohl, daß ich sie mehr als mich selber liebte; aber es kann nicht so sein wie ihr sagt, denn sie muß nothwendig, wie sie auch Recht dazu hat, über mich zürnen: denn da sie mir nach ihrer Rückkunft nach Esi mehrmals geschrieben, kümmerte ich mich gar nicht um sie und weiß jezt nicht einmal wo sie sich aufhält, so lange ist's her daß ich sie nicht gesehen habe. O, fiel Frau Pippa ein, ich weiß, daß ihr sie noch in den letzten Tagen unendlich oft gesehen und sehr vertraulich mit ihr gesprochen habt. Da irrt ihr euch, Frau Pippa, entgegnete Lattantio. Ich irre mich nicht, versehte sie, ich muß wissen was ich sage und spreche nicht auß Gerathewohl in den Wind. Aber sagt mir doch, wenn es wahr wäre was ich behaupte und ich es euch mit Händen greifen ließe, daß euch Nicuola mehr als jemals liebt, was würdet ihr thun? Und wenn sie in euerm Hause gewesen wäre, euch gedient und Alles gethan hätte was der geringste

Kein Recht thun muß, ohne je von euch erkannt zu werden, was würdet ihr davon denken? Laßt es euch nicht befremden, was ich sage und zeigt euch nicht so verwundert und erstaunt, denn die Sache verhält sich wirklich so und kann sich nicht anders verhalten als wie ich euch sage. Und damit ihr seht, daß ich die Wahrheit sage, so erbiet ich mich, euch einen so unwidersprechlichen Beweis davon zu geben, daß ihr selbst meiner Meinung sein werdet. Doch zuerst antwortet mir: wenn Nicuola Alles das gethan hätte was ich euch sage, was meint ihr daß sie verdient habe?

Ihr erzählt mir Märchen und Träume, antwortete Lattantio; wenn es aber wahr wäre, so wüßt ich vor Staunen nichts zu sagen als daß ich verbunden sei, sie ewig zu lieben und sie zur Gebieterin meiner Selbst zu erheben. Wohlan denn, sprach Frau Pippa und rief Nicuolen, welche sie anwies, ihre Pagenkleider mitzubringen. Nicuola, die Alles mit angehört hatte, ergriff sogleich ihre männliche Kleidung und trat mit glutübergossenem Antlitz vor die Amme und den Geliebten. Hier, Lattantio, sprach Frau Pippa, ist eure Nicuola; hier euer Romulo, euer so heißersehnter Page, der Tag und Nacht bei euch zubrachte und aus Liebe zu euch Ehre und Leben der größten Gefahr aussetzte. Die ganze Welt hat sie geringgeschätzt, nur um euch sich bekümmert und ihr habt sie in so langer Zeit nicht wiedererkannt. Hierauf erzählte sie ihm die ganze Geschichte der Verwandlung des Mädchens in einen Pagen und fragte dann: Was sagt ihr nun? Lattantio stand wie besinnungslos da, starrte Nicuolen an und glaubte zu träumen: er wußte nicht was er davon sagen solle, daß sie in Knabentracht so lange bei ihm gewesen sei: endlich aber faßte er sich, erwog die Grausamkeit Catellens (die sich mit Nicuolen in der Schönheit nicht vergleichen durfte), die Liebe und Güte der Andern, die Gefahr, welcher sie sich im Uebermaß der Leidenschaft aussetzt, und sprach fast zu Thränen gerührt: Nicuola, ich will mich nicht in den Irrgarten der Entschuldigungen und Märchen verlieren; aber wenn ihr so gefinnt seid wie Frau

Pippa versichert, so bin ich bereit, so bald es euch beliebt euer Gatte zu werden.

Niccola, die auf der Welt nichts sehnlicher wünschte und eine Wonne empfand, für die ihr Busen kaum Raum hatte, stürzte sich zu seinen Füßen und sprach: Mein Gebieter, da ihr geruhen wollt, mich für die eurige anzunehmen, so bin ich bereit euch ewig zu dienen, denn in allen Dingen soll mein Wille der eurige sein. Hierauf zog Lattantio einen Ring vom Finger und erklärte Niccolen in Gegenwart der Pippa für seine rechtmäßige Gemahlin. Damit aber, fügte er hinzu, unsere Vermählung mit mehr Anstand und Feierlichkeit begangen werde, will ich gleich nach Tische zu deinem Vater gehen und dich zum Weibe begehren und ich darf hoffen, daß er ohne Widerspruch einwilligen wird: dann wollen wir unsere Hochzeit festlich begehen.

Hierauf entfernte sich Lattantio und gieng zu Tische. Nach der Mahlzeit begab er sich zu Niccolens Vater. Niccola aber verfügte sich mit Frau Pippa nach ihrem elterlichen Hause, wo sie von ihrem Vater fröhlich empfangen ward.

Paolo hatte kaum zu Mittag gespeist als er die Herberge verließ und sich ganz allein nach dem Hause Catellens aufmachte. Schon aus der Ferne sah er den Gerardo das Haus verlassen und ich weiß nicht wohin gehen. Kaum war Gerardo fort als Catella sich an dem Fenster zeigte und den Paolo erblickte. Sie hielt ihn für Romulo und winkte ihm, da er näher gekommen war, einzutreten. Um sich über diese seltsamen Dinge Aufklärung zu verschaffen, betrat er das Haus und sogleich stieg Catella die Treppe herab, küßte und umarmte ihren vermeintlichen Romulo auf das Zärtlichste und sprach: Mein süßes Leben, aller meiner Gedanken einziges Ziel, du machst dich auch gar so selten. Du bist mir so gut nicht als ich dir bin: ich habe dir erst vor zwei Tagen mein Herz erschlossen und daß ich keinen andern Gemahl als dich begehre. Laß uns hierunten in diese Kammer treten. Hierauf befahl sie dem Mädchen, auf die Rückkunft des Herrn Acht zu haben und ihr Nachricht davon zu geben.

Dann überhäufte sie den Paolo mit heißen Küffen, flüsterte ihm die süßesten Worte zu und schien, indem sie ihn neckend und scherzend auf die Lippen biß, in seinen Armen vergehen zu wollen. Er, der eben nichts weniger als albern war und wohl sah, daß er mit einem Andern verwechselt werde, zeigte sich ganz entbrannt vor Begierde, verstummte im Uebermaß der Liebesglut und küßte sie vielmals unter tiefen Seufzern. Süßes Leben, sprach Catella, ich wollte du entlebigtest dich ganz deines Herrn, damit wir so oft es uns beliebt beisammen sein könnten. Sorgt deshalb nicht, antwortete Paolo, ich will schon Mittel finden mich von ihm los zu machen. Wohl, süßes Leben, sprach Catella und schloß ihn unter Küffen immer fester an ihr Herz. Paolo, der ein feuriger Jüngling und nicht übel geneigt war, ihre Wünsche zu befriedigen, drückte die Hände zärtlich an ihre Brüste, und als er sah, daß sie sich nicht spröde zeigte, begann er dem letzten Ziel aller verliebten Wünsche allgemach näher zu bringen. Darüber kam Gerardo zurück und trat in das Haus. Als er an der Kammer vorbeikam, wo die vom Turnier ermüdeten Liebenden sich auf eine Bank niedergelassen hatten und sich in süßen Gesprächen ergiengen, hörte er drinnen reden und rief: Wer ist da? Dieß rufen und mit dem Fuß wider die Thür stoßen, daß sie aufflog, war Eins.

Als er den Paolo bei der Tochter erblickte, hielt er es auf den ersten Blick für entschieden, daß es nicht Paolo, sondern Nicuola sei, in welche er, wie bereits erwähnt, heftig verliebt war. Als bald verließ ihn der Zorn, in welchen er gerathen war, da er einen Mann bei Catellen zu finden geglaubt hatte: er faßte den Paolo ins Auge und je mehr er ihn betrachtete, desto mehr überzeugte er sich, daß er Nicuolen vor sich habe. Catella, die beim Erscheinen ihres Vaters fast vor Schrecken gestorben war, und Paolo, der an allen Gliedern zitterte, warteten, als sie sahen, daß der Alte sich beruhige und ohne ein Wort zu sprechen dastehe, mit gefaßterem Muthe den Ausgang der Sache ab. Es ist schon bemerkt worden, daß Paolo und Nicuola, seine Schwester,

sich so ähnlich sahen, daß es selbst Dem, der sie näher kannte, die größte Mühe kostete das Mädchen von dem Jüngling zu unterscheiden. Nachdem Gerardo den Paolo eine Zeitlang mit der größten Bewunderung betrachtet hatte, hielt er sich, da er wußte Ambrogios Sohn sei verschollen, völlig überzeugt, daß Nicuola sich als Mann gelleidet habe und sprach zu Paolo: Nicuola, wenn ich nicht wüßte wer du bist, so versichere ich dich, daß es dir übel ergehen sollte. Dann wandte er sich zu Catella und befahl ihr hinaufzugehen, Nicuolen aber unten zu lassen: er werde eine bessere Gesellschaft für sie abgeben. Catella entfernte sich und schätzte sich glücklich, noch so davon gekommen zu sein, da sie der Vater weder geschlagen noch gescholten hatte; aber sie wußte es sich gar nicht zu erklären, warum er ihren Geliebten Nicuola nenne. Paolo seinerseits fürchtete, der Alte beabsichtige ihm zu thun wie Er seiner Tochter gethan hatte und sprach bei sich selbst: Dieser thörichte Alte möchte wohl gern auf Holzwegen wandeln, aber er wird übel ankommen. Als sich Catella entfernt hatte, hub Gerardo an: Meine süße Nicuola, was ist das für eine Tracht, in der ich dich erblicke? Wie erlaubt es dein Vater, daß du so allein gehen darfst? Sage mir doch was du hier gewollt hast? Kamst du vielleicht zu sehen wie ich das Haus in Ordnung halte und wie ich lebe? Erst vor zwei Tagen sprach ich mit deinem Vater, da er just nach Esi zurückkam, und als ich ihn bat, sich zu entscheiden ob er mir deine Hand zusagen wolle oder nicht, sagte er, er werde darüber nächstens mit mir sprechen. Ich versichere dich, du sollst es gut bei mir haben: das ganze Haus soll unter deinen Befehlen stehen.

Während dieser Anrede des Alten dachte Paolo bei sich selbst: Sonderbar, das ist nun das zweite Mal, daß ich mit einem Andern verwechselt werde. Die Tochter dieses Alten hält mich für ihren Geliebten, Namens Romulo, und Er denkt, ich sei meine Schwester. Aber wenigstens ist seine Tochter nicht ganz im Irrthum. Gerardo wiederholte ein Mal über das andere: Nicuola, du antwortest mir nichts? Sage mir was du beschliesest, so will

ich für das Uebrige sorgen. Hiemit wollte er sie lassen, aber Paolo stieß ihn zurück und sprach: Wenn ihr etwas von mir wollt, so sprecht mit meinem Vater und laßt mich gehen, denn ich weiß selbst nicht wie ich hieher gekommen bin. Der Alte, der ihn noch immer für Nicuola hielt, entgegnete: Wohlan denn, so geh, ich werde mit deinem Vater sprechen und schon Alles ins Reine bringen.

Paolo entfernte sich und begab sich sofort in das Haus seines Vaters, wo er den Lattantio antraf, der bereits um Nicuolen angehalten, welche ihm Ambrogio, der ihn als einen reichen und edeln Jüngling kannte, auch sofort zugesagt hatte. Als Paolo in das Haus trat, meinte Lattantio bei seinem Anblick zu erstarren, und hätte Ambrogio nicht in demselben Augenblicke seine Hand in die seiner Tochter gelegt, so würd er geschworen haben, es sei Nicuola. Es ist unmöglich, die grenzenlose Freude zu beschreiben, die den Ambrogio bei der unerwarteten Zurückkunft des längst todt geglaubten Sohnes beglückte, und seine Wonne war um so lauterer als er nicht bloß ihn wieder gewonnen, sondern auch die Tochter ehrenvoll vermählt hatte. Die Liebkoßungen und Freudebezeugungen des glücklichen Doppelpaars wollten nicht enden. Als die Abendmalzeit aufgetragen ward, kam noch Gerardo hinzu. Als er Nicuolen mit Lattantio scherzen und den Paolo, den er für Nicuola gehalten hatte, mit dem Vater sprechen sah, sprach er wie außer sich: Gott steh mir bei! Ich weiß nicht ob ich träume oder was mit mir vorgeht. Er faltete die Hände und blieb eine Weile vor Verwunderung stehen. Paolo, dem Catellens süße Küsse das größte Vergnügen gewährt hatten, bat seinen Vater, daß er ihm die Gnade erweise, ihn mit Gerardo's Tochter zu vermählen. Ambrogio, dem diese Verschmägerung sehr vortheilhaft schien, erklärte hierauf dem Gerardo, daß er seine Nicuola dem Lattantio zur Ehe gegeben, und bat ihn, Catellen mit seinem Sohne Paolo zu vermählen, so daß auch dieses zweite Bündniß sogleich zu Stande kam, und Ambrogio die Freude hatte, den Sohn gegen alle Erwartung reich und gut versorgt wiederzufinden

und zugleich die Tochter glücklich vermählt zu sehen. Paolo ließ seine Dienerschaft und sein Gepäck aus dem Gasthause abholen, behielt einige der Diener für sich und befriedigte die Uebrigen, welche er verabschiedete, vollkommen. Alle waren voller Freuden außer Gerardo, der Nicuolen zu besitzen gewünscht hatte; indes beruhigte er sich zuletzt. Die beiden Liebenden lebten mit ihren Frauen noch lange Jahre glücklich und zufrieden.

3. Zur Sagenbergleichung.

Wir nehmen diese Stücke, die beiden Veroneser und Was ihr wollt, hier zusammen, weil die Novelle Banellos, welcher Shakspeare in Was ihr wollt folgte, dem Spanier Montemayor den Stoff zu einer Episode seines Schäferromans von der verliebten Diana geliehen hat, welche wiederum von Shakspeare in den beiden Veronesern benutzt wurde, so daß Banellos Novelle als Grundlage zweier Stücke Shakspeares zu betrachten ist.

Banellos Novellen waren schon 1554 erschienen: Montemayors Diana, die 1560 in sieben Büchern gedruckt ward, konnte also die Erzählung des Italieners benutzt haben. Daß und wie dieß geschehen ist wird dem Leser die eigene Vergleichung der Felismene (XII) mit Banellos Novelle (XIII) ergeben. Wie es scheint, beabsichtigte Montemayor sich seinem Vorbilde noch näher anzuschließen als es geschehen ist, wenigstens deutet die Einleitung der Erzählung Felismenens darauf, daß ihr Zwilling Bruder, dessen Name uns nicht genannt wird, die übelangebrachte Leidenschaft Celiens für die unter dem Namen Valerio verkleidete Felismene befriedigen sollte wie Paolo bei Banello Catellen entschädigt. Zwar läßt Montemayor Celien in Verzweiflung über die Unempfindlichkeit des Pagen sterben; aber vielleicht hatte er dabei eine andere Novelle Banellos (Vgl. X. zu Viel Lärmens um Nichts) im Sinn und wollte sie wie Fenicien wieder aufleben lassen und dann mit dem Zwilling Bruder Felismenens vereinigen. Allerdings gedenkt Montemayor der Ähnlichkeit der Zwillingsgeschwister nicht; vermuthlich aber wollt er aus Gründen nicht zu früh darauf hinweisen: auch wird sie ja schon stillschwei-

gend bei Zwillingen vorausgesetzt. Montemayors Diana ward zuerst von dem Arzt Alonso Perez von Salamanca (1564) und dann von Gil Polo (1574) fortgesetzt, welchem letztern Cervantes noch größere Lobspriiche ertheilt als dem Montemayor selbst. Keiner von diesen Fortsetzern hat aber die Intention Montemayors aufgegriffen, Celia bleibt todt und Felisimenens Bruder erfüllt die Bestimmung nicht, um derentwillen Montemayor ihn eingeführt zu haben scheint.

Wenn Montemayor hienach durch seinen frühen Tod genöthigt ward, dem Leser einen wichtigen Theil der Erfindung Bandellos vorzuenthalten, so gieng Shakspeare (der wohl schwerlich die erst im November 1598 im Druck erschienene vollständige englische Uebersetzung Montemayors anders als in der Handschrift benutzt haben wird, da selbst Malone die beiden Veroneser ins Jahr 1595 setzt) in diesem Lustspiel noch weiter, indem er zwar die Geschichte Felisimenens (Juliens) von dem Briefe des Don Felis (Proteus) und ihrem Streit mit dem Kammermädchen an bis zu der Untreue des Felis (dem Felisimene als Page verkleidet dient und für ihren Geliebten und Herrn um eine Andere wirbt) nach Montemayors Episode wiedergiebt, dagegen aber noch mehr von der Erzählung Bandellos unterdrückt, da Silvia (Celia, Catella), deren Herz schon für Valentin eingenommen ist, sich nicht in den Pagen verliebt. Aber gerade der hier unterdrückte Theil der Novelle Bandellos ist es, welcher den Hauptgegenstand seines spätern Was ihr wollt ausmacht, wogegen hier der erste Theil von Bandellos Erzählung mangelt, indem wir von der frühern Liebe des Herzogs zu Viola nichts erfahren. Bei dem schon an sich ungerechten Tadel, womit die englischen Kritiker den Dichter wegen dieses Verschweigens belegen, sollte wohl auch in Betracht kommen, daß Shakspeare sich zu wiederholen vermeiden mußte.

1) In den beiden Veronesern hat Shakspeare die Episode Montemayors mit einer andern davon völlig verschiedenen Handlung höchst kunstreich zu verbinden gewußt, indem Proteus, da er seiner Geliebten untreu wird, zugleich an einem Freunde

Berrath übt. Das Verhältniß der beiden Freunde zu einander und zu Silvia, die schon in seinem Namen ange deutete Wandelbarkeit des Proteus, der einer unerwiederten Reigung willen den Freund hintergeht, im Gegensatz mit der großmüthigen Irene Valentins, der selbst dem als treulos erkannten Freunde seine zärtlichst erwiederte Liebe noch zum Opfer bringen will, bildet den Hauptgegenstand dieses Lustspiels, welchem die Liebe Juliens zu Proteus nur zur episodischen Nebenhandlung dient. Die Quelle, welcher Shakspeare jenes Hauptthema entlehnte, war vermuthlich eine der zahlreichen Behandlungen der Freundschaftsfrage, die in ihrer deutschen Gestalt immer die Collision der Freundschaft mit der Liebe zum Gegenstand hat. Welche derselben ihm zunächst vorschwebte, können wir nicht entscheiden, da die Quelle dieses Theils seines Lustspiels noch nicht entdeckt ist. Tied vermuthet sie (Deutsches Theater I. S. XXVII) ohne gewichtige Gründe in einem ältern englischen Schauspiel, wovon sich in einer altdeutschen Tragödie von „Julie und Hypolito“ eine Nachahmung erhalten haben soll. Es könnte auch sein, daß Shakspeare hiebei keinem bestimmten Vorbilde gefolgt wäre und nur aus seiner allgemeinen Bekanntschaft mit diesem Ideentreife angehörigen Dichtungen und Volksbüchern, noch mehr aber aus seinem eigenen Busen, geschöpft hätte; indessen erinnert der Anfang des Lustspiels, wo Valentin an den Hof des Kaisers ziehen will (wofür freilich nachher immer der Herzog von Mailand genannt wird) und sich dann in die Tochter seines Herrn verliebt, sehr bestimmt an Amicus und Amelius, eine der berühmtesten Freundschaftsagen, die vielleicht der von Shakspeare benutzten Novelle zum Grunde lag. Ich habe sie in meinem Armen Heinrich (Berlin 1830) S. 57—76 nach den bewährtesten Quellen mitgetheilt. Die Rolle des falschen Harderich, an dessen Stelle zuerst Thurio steht, führt aber hier Proteus weiter, bei dem von nun an die Liebe über die Freundschaft siegt, während Valentin nicht aufhört, sich als das Muster aller Freunde zu betragen. Vermuthlich hat Tied in seinem zweiten Theil des Dichterlebens (Novellenkranz

auf das Jahr 1831) besonders an dieses Lustspiel gedacht, da er den Dichter mit seinem Freunde Southampton eben so Schmerzliches erleben läßt, als dem Valentin dort mit Proteus begegnet. Wohl mochte Shakspeare in den beiden Veronesern Erlebtes dargestellt haben; die Dichtung dieses Lustspiels fällt aber in eine frühere Periode als das Erlebniß mit dem Grafen. Wie sehr indes Shakspeare in dem Gedanken- und Gefühlskreise der Freundschaft heimisch war, beweist sein herrlicher Kaufmann von Venedig, der uns für das Schönste gilt was je von Freunden gedichtet worden.

Malone gedenkt in einer Note zu Was ihr wollt einer 1563 erschienenen Ekloge des Barnaby Googe und vermuthet, daß sie Shakspeare in diesem Stücke benützt habe. Allein dieß ist nicht viel mehr als eine versifizierte Nachahmung der Episode Montemayors, wie man aus den Versen:

He had a page, Valerio named,
Whom so much he did truste etc.

deutlich ersieht, denn Felismene nannte sich als Don Felix Page Valerio. In Was ihr wollt hielt sich aber Shakspeare mehr an die Novelle Bandello's.

Wie schon Stevens und später Dunlop (III. 219) bemerkten, hat denjenigen Scenen der beiden Veroneser, wo Valentin sich mit den Räubern verbindet und ihr Anführer wird, eine Stelle in Sidneys Arcadia zum Vorbild gedient, wo dem Pyrocles ein Gleiches begegnet. Die Aehnlichkeit schien uns indessen nicht erheblich genug, um noch einen zweiten Abschnitt dieses Schäferromans aus dem Zusammenhang zu reißen, wozu wir bei König Lear wichtigere Veranlassung haben werden.

2) Unsere Novelle des Bandello (II. 36) lernte Shakspeare nach der gemeinen Meinung seiner englischen Erklärer aus einer wieder verloren gegangenen englischen Bearbeitung der siebenten Erzählung im vierten Buch von Belleforest's Histoires tragiques extraites des oeuvres du Bandel, kennen. Die Existenz

einer solchen ist aber wieder nicht nachzuweisen. Wenn Dandini II. 464 vermuthet, Vandello habe aus Cinthios achter Novelle der fünften Decade geschöpft und III. 171 hinzufügt, auch Montemayor habe nächst unserer Novelle Vandellos jene des Cinthio benutzt, so muß man dagegen einwenden, daß Cinthios *Hecatommithi*, wenn auch früher als Vandellos Novellen geschrieben, doch später im Druck erschienen, und daß sich in Montemayors episodischer Erzählung *Felismenens* nicht die geringste Spur einer Bekanntschaft mit Cinthios Novelle verräth. Wohl aber möchte Shakespeare dieselbe gekannt und benutzt haben. Diese Novelle, deren Verwicklung ebenfalls auf der Ähnlichkeit zweier Zwillingsgeschwister beruht, spielt wie *Was ihr wollt* in *Syrien* und beginnt mit einem Schiffbruch, in welchem ein aus *Neapel* flüchtiger Edelmann und seine Frau von einander und von ihren beiden Kindern getrennt werden. Nachher ereignen sich mit den letztern, welche sich bald in Frauen- bald in Mannestracht kleiden, ähnliche Verwechslungen wie die bei Vandello und Shakespeare. Der Schiffbruch in dieser Einleitung der Novelle Cinthios diente Shakespearen mit Recht ein geschickteres und poetischeres Vehikel, die Trennung der beiden Geschwister herbeizuführen, als die Einnahme Roms bei Vandello. Auffallend ist es aber, daß er auch in den *Irren*, einem frühern, nach *Plautus* bearbeiteten Stücke, einen Schiffbruch zum Mittel gebraucht hat um die ähnlichen Zwillingbrüder von einander und von ihren Eltern zu trennen. Wir haben indes Cinthios Novelle dieser geringfügigen Ähnlichkeit wegen nicht mittheilen wollen, da Shakespeare sich in allem Uebrigen ganz an Vandello gehalten hat und nur noch Antonios Mißgriff, da er von *Violen* den Beutel zurückfordert, den er dem *Sebastian* gegeben hat, eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Momente in Cinthios Novelle darbietet, wo der *Veroneser* seinen entlaufenen Pflegesohn in dessen verkleideter Schwester zu erkennen glaubt und diese zur Haft bringen läßt. Was Vandellos Novelle betrifft, so wird man über die Freiheit der italienischen Sitten erschrecken, die einem Bischof, denn das war Vandello seit 1550,

solche Schilderungen erlaubte wie die, welche wir S. 150 unterdrückt haben. Davon abgesehen hat aber die reiche Erfindung der Novelle große Verdienste, obgleich die Darstellung mangelhaft und der erste lange Besuch der verkleideten Nicuola bei Frau Pippa völlig müßig ist.

Wenig scheint Shakspeare der Novelle des Barnabe Riche: Apolonius und Silla, welche Delius auszieht und Payne Collier als Shakspeares Quelle in seiner Shakespeares Library abdrucken ließ, entnommen zu haben. Doch ist Apolonius Herzog wie Orfino bei Shakspeare, Julina seine Geliebte Wittwe wie Olivia ihren Bruder betrauert; im Uebrigen geht offenbar auch Riche von Bandellos Novelle oder einer ähnlichen Erzählung aus. Der Name Silvio, den bei Riche sowohl Viola als ihr Bruder Sebastian führt, kehrt in den beiden Veronesern als Silvia wieder, aber nicht bei der entsprechenden Person. Ueber die beiden italienischen Lustspiele, die Inganni und die Ingannati, welche Shakspeare außerdem noch benutzt haben mag, findet man nähere Auskunft Blätter für lit. Unterhaltung 1842 Nr. 34.

Eine epische Grundlage ist der Novelle nicht ganz abzusprechen, obgleich sie nicht gleich in die Augen fällt. Der Aehnlichkeit der Zwillingsgeschwister nicht zu gedenken, ist Lattantios Vergeßen Nicuolens ein ganz sagenhafter Zug, der in Märchen und Volksdichtungen unendlich oft wiederkehrt, wobei wir nur an Sigurd und R. Duschmanta erinnern. Meistens wird in der Sage ein solches Vergeßen, wenn nicht durch einen Kuß durch einen Trank bewirkt, welcher hier fehlt, den aber Montemayor mit umgekehrter Wirkung wieder eingeführt hat, indem Don Felis durch einen Zaubertrank von der Leidenschaft zu Celiem geheilt und seiner Felismene zurückgegeben wird. Derselbe Trank kann aber wie in Montemayors Diana auch lethetisch wirken, wie ja auch Don Felis nur Celiens zu vergeßen braucht um sich Felismenens wieder zu erinnern. Der häufige Gebrauch, welcher in der Diana von diesem Trank gemacht wird, erinnert lebhaft an Shakspeares Sommernachts Traum, wo der auf die Augenlieder des Schla-

senden geträufelte Saft einer Blume in das erste Wesen verfließt macht, das dem Erwachenden ins Auge fällt, auf welcher Bezeichnung die ganze Mechanik des Lustspiels beruht. Viel stärker klingen aber die deutschen und italienischen Märchen hier an, wo die vergessene Braut den verschwundenen Geliebten wieder aufzujuchen die Welt durchmisst und bei Sonne, Mond und Sternen nach ihm fragt, wie Felismenen auferlegt ward von Land zu Land zu schweifen bis sie den ungetreuen Don Felis gefunden habe. So sucht auch im Malegis, *M. Volksbücher* XII, 245 ff., Oriande nach dem Geliebten bis sie endlich am Grabe des h. Patricius in dessen Fegefeuer Auskunft über ihn erhält, was an die aus der Unterwelt zu erholenden Orakelsprüche, deren früher gedacht wurde, erinnert. Es braucht kaum angemerkt zu werden, daß Freyas oder Holdas Suchen nach dem verschwundenen Gemahl, dem sie goldene Thränen nachweint, hier zu Grunde liegt. Vgl. *Handb. der d. Mythologie* S. 197 (§. 73) S. 370 (§. 114).

Auch der Entschluß Nicuolens, bei dem untreuen Geliebten als Page verkleidet Dienste zu nehmen, begegnet nicht selten in Märchen in genauer Verbindung mit jenem Vergeßen. In dem deutschen Märchen von den zwölf Jägern (*Grimm I. Nr. 67*) tritt die vergessene Braut des Königsjohns mit elf andern Mädchen als Jäger verkleidet in dessen Dienst: „Nun geschah es, daß sie auf der Jagd waren und die Nachricht kam, die neue Braut des Königsjohns wär im Anzug. Wie die rechte Braut das hörte, that es ihr so weh, daß es ihr fast das Herz abließ und sie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der König meinte, seinem lieben Jäger sei etwas begegnet, lief hinzu und wollte ihm helfen und zog ihm den Handschuh aus. Da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und wie er ihr recht ins Gesicht sah, erkannte er sie.“ Ganz so fällt in den beiden Veronesern Julie in Ohnmacht als der großmüthige Valentin sich erbietet, dem Proteus, dem sie als Page dient, Silvien abzutreten. Als sie befragt wird was ihr fehle, spricht sie von dem Ring, den Proteus sie beauftragt hatte, Silvien zu geben, zeigt

aber statt dessen jenen andern, den ihr einst Proteus geschenkt hatte. Da Proteus diesen Ring erblickt, erkennt er sie, wird von ihrer Treue gerührt und wendet ihr sein Herz wieder zu, so daß diese Episode des Lustspiels ganz wie das Märchen schließt. Weder bei *Bandello* noch bei *Montemayor* fand *Shakspeare* diesen Schluß, und es wäre höchst wunderbar, wenn er ohne das Märchen zu kennen den alten Ausgang der Geschichte wieder neu erfunden hätte. Wahrscheinlicher ist aber, daß sowohl ihm als dem *Bandello* dieß Märchen bekannt war, und wie dieser von ihm ausgieng, jener zu ihm zurückkehrte. Schwerer würde es sein, dem *Bandello* die Quelle des Zuges nachzuweisen, daß die neue Geliebte des untreuen Liebhabers sich in die verkleidete erste Braut ihres Anbeters vergafft und durch den Zwillingsbruder des verkleideten Mädchens entschädigt wird. In den beiden *Veronesern* ließ aber *Shakspeare* diese Erfindung *Bandellos* weg und daher kommt es, daß die Geschichte von Proteus und *Julien* in diesem Lustspiel dem Märchen so täuschend ähnlich sieht.

Bei *Montemayor* haben auch die drei Nymphen der *Diana*, welchen *Felismene* ihre Geschichte erzählt, und welche sich dann ihrer annehmen, die ursprünglich mythische Natur noch nicht ganz abgestreift: sie waren wohl mit den drei Schwestern der deutschen, den *tria fata* der keltischen Mythologie ursprünglich identisch. Eine jener drei Nymphen, *Dorida*, bringt am Schluß den Zaubertrank herbei, der dem bethörten *Felis* Leben und Gedächtniß wiedergiebt. Vielleicht war sie die zu Grunde liegende Göttin, die sich in jenen Nymphen nur verdreifachte; neben ihr erscheint aber noch *Felicia*, die wir der deutschen Frau *Saelde* vergleichen dürfen, die als „*Felicia Sibyllenkind*“ im *Wartburgkrieg* vorkommt (vgl. auch *Handb. der d. Myth.* 286 §. 90) und neben ihr *Juno*, für die bei *Montemayor* *Diana* eintritt. Wenn aber im *Wartburgkrieg* *Juno*, *Felicia* und *Sibylle* an jene drei Schwestern erinnern könnten, von denen in unserm Auszug aus *Montemayor* nur eine (*Dorida*) mit Namen genannt wird (die beiden andern heißen *Cintia* und *Polidora*), so tritt hier *Felicia* neben ihnen als ihre Gebieterin auf, und zwar in

die Juno der Diana, die wohl nur wieder die zu Grunde ge-
 gangene u. auch deren verschiedne Göttin bedeuten wird, die bald
 Juno und Juno, bald Diana genannt ist. Juno und Fecia
 (Fecunda) erschienen im Hartburgkrieg im hohlen Berge,
 wo u. der Linnemut. etc. wie wir wissen, Orakelsprüche zu spre-
 chen pflegte. Erst erst kürzlich über der Name Sibyllenkind,
 so wie auch von d. Hennonsen Aufsatz: „Der Venusberg
 (Sachsen)“ (S. 114. Zeitung 1870 Nr. 100) wissen,
 daß es von dem hiesigen Venusberg entsprechenden Berge von Norcia
 in Italien hergeleitet ist.

XIV.

Zu


Pericles Fürst von Tyrus.

dem Tempel der Diana, die wohl nur wieder die zu Grunde liegende, in jenen dreien vervielfältigte Göttin bedeuten wird, die bald Venus, bald Juno, bald Diana genannt ist. Juno und Felicia Sibyllenkind erscheinen im Wartburgkrieg im hohlen Berge, also in der Unterwelt, die, wie wir wissen, Orakelsprüche zu spenden pflegte. Erst jetzt erklärt sich aber der Name Sibyllenkind, seit wir aus Hrn. v. Neumonts Aufsatz: „Der Venusberg in Italien“ (Beil. zur Allg. Zeitung 1870 Nr. 100) wissen, daß die dem deutschen Venusberg entsprechenden Berge von Norcia Sibyllenberge heißen.

XIV.

Zu

Pericles Fürst von Tyrus.

- 
1. *Gesta Romanorum* 1497. cap. 153.
 2. Ein schöne History, vom König Appolonius, wie er von seinem Lande vertrieben, Schiffbruch und mancherlei unglück erlitten, und doch endlich durch Glück wider in sein Landt kommen ist. 1556.

1. Apollonius von Tyrus.

König Antiochus regierte in Antiochia, welche Stadt von ihm den Namen hat, und zeugte mit seiner Gemahlin eine Tochter von wunderlieblicher Gestalt, welche, da sie ihre mannbaren Jahre erreicht und an Schönheit immer zugenommen hatte, von vielen Prinzen königlichen Geblüts unter Anerbietung unschätzbbarer Morgengabe zur Ehe begehrt wurde. Während aber der Vater mit sich zu Rathe gieng, welchem er seine Tochter am Liebsten zum Weibe geben wolle, weiß ich nicht von welchen unnatürlichen Gelüsten und scharfen Flammen er entzündet ward seine Tochter mehr zu lieben als einem Vater geziemt; jedoch loderte diese sträfliche Begierde so mächtig in ihm auf, daß sie mit der Scham in einen harten Kampf gerieth, in welchem die Begierde den Sieg davon trug.

Eines Tages trat er in die Kammer seiner Tochter und befahl ihrer Dienerschaft, sich zu entfernen, indem er eine geheime Unterredung mit ihr zu haben wünsche. Als er sich hierauf mit ihr allein befand, reizte ihn die Wuth seiner Begierde so kräftig, der Tochter Gewalt anzuthun, daß sie dem bösen Willen des Vaters nicht widerstehen konnte, sondern gezwungen ward ihm zu willfahren.

Als sie wieder allein war und ihrer That nachdachte, trat ihre Meisterin ein und fand sie mit weinenden Augen. Warum, meine Theure, frug sie, trauerst du so? O Allerliebste, versetzte die junge Königin, in dieser Stunde sind zwei edle Namen von mir entwichen. Welche meinst du? frug die Meisterin. Keuschheit, versetzte die Königin, und kindliche Liebe, die ich beide verloren hab eh ich einem Gemahl getraut bin. Da gerieth die

Meisterin außer sich vor Schrecken und frug zitternd: Und welcher Teufel war so verwegen, dein königliches Bette zu schänden? Die Gottlosigkeit, entgegnete die Königstochter. Und warum entdeckst du es nicht deinem Vater? frug die Meisterin wieder. Wenn du mich recht verstehen kannst, versetzte die junge Königin, so ist der väterliche Name an mir zu Schanden geworden; mir bleibt keine andere Hülfe als der Tod. Da die Meisterin dieß hörte und sah wie ihr Pflegling im Bewußtsein der begangenen Sünde sich selbst zu tödten begehre, bestrebte sie sich ihr Trost zuzusprechen um sie vor Selbstmord zu bewahren.

Der gottlose König bemühte sich indes vor seinem Hofgefinde den zärtlichen Vater gegen die Tochter zu spielen, damit sein öfteres Aus- und Eingehen zu ihr keinen Argwohn erzeuge. Während er ihr aber zwischen seinen vier Pfählen heimlich einen Gemahl verschafft hatte, sann er auf eine neue Bosheit, womit er die Freier seiner Tochter vertreiben möchte, um selbst ihres ungestörten Besizes genießen zu können. Er ließ daher bekannt machen, Wer seine Tochter zum Gemahl begehre, der müsse zum Beweise, daß er Weisheit und Einsicht genug besitze um dereinst nach seinem Tode sein Nachfolger im Reiche zu werden, ein Räthsel lösen, das er ihm vorlegen werde; wer sich aber dessen unterfange und die Lösung nicht finde, des Haupt sei dem Schwerte verfallen. Dieß ließ er mit großen Buchstaben ans Thor schreiben.

Die unerhörte Schönheit der Prinzessin verleitete viele stolze Fürsten und Königsöhne um sie zu werben; wenn sie aber auch durch ihre Weisheit die Lösung des Räthsels fanden, ließ ihnen der König, als hätten sie den rechten Sinn verfehlt, das Haupt abschlagen und auf die Zinnen der Thore stecken, damit die ankommenden Freier das Bild des Todes erblickten und von Furcht ergriffen, von der Werbung abständen.

Während er diese Grausamkeiten verübte, erhob sich ein Jüngling, Apollonius geheiß, ein gewaltiger König von Tyrus und Sidon, dem viel Kunst und Wissenschaft von seinen weisen Meistern überliefert worden. Ohne Ahnung von der Bosheit und

Treulosigkeit des Antiochus, fuhr er über Meer nach Antiochia, trat hinein zu dem Könige, grüßte ihn und warb um seine Tochter. Als der König hörte was er nicht zu hören wünschte, sah er den Jüngling an und frug: Kennst du nicht die Bedingungen der Werbung? Ich kenne sie und las sie an der Pforte, gab Apollonius zur Antwort. Wohlan denn, sprach der König zornig, so vernimm das Räthsel und löf es, wenn dir dein Leben lieb ist:

Vom Fleisch der Mutter speiß ich mich
 Mir selber Mutter sicherlich;
 Mein Vater ist zugleich mein Sohn
 Und buhlt um meinen Minnelohn.
 Ich bin ihm Mutter, Tochter, Weib;
 Doch wie er löse meinen Leib,
 Noch stellt sich nicht der Bruder ein,
 Der Sohn mir würd und Enkel sein.

Der Jüngling vernahm die Frage des Königs und gieng eine Weile bei Seite, sich zu bedenken: sein Scharffinn und die Gnade Gottes standen ihm bei, daß er die wahre Auslegung fand; darauf trat er zu dem Könige und sprach: Großer König, du gabst mir das Räthsel; vernimm nun die Lösung: Vater, Mann und Sohn in einer Gestalt und Mutter, Tochter und Weib in der andern, deutet auf eine Todsünde, deren Urheber ich aus Schonung zu nennen vermeide; willst du aber, daß ich deutlicher sprechen soll, so bin ich auch dazu bereit.

Als der König die Lösung des Räthsels vernahm und fürchtete, der Jüngling werde seine Schande kund machen, sah er ihn mit zornglühenden Blicken an und sprach: O wie weit ist deine Auslegung von der Wahrheit! Du bist auf ganz falscher Spur und hast das Leben verwirkt; doch will ich dir noch dreißig Tage Bedenkzeit geben. Kehre in deine Heimat zurück, und wenn du dann die rechte Auslegung gefunden hast, so komm wieder hieher und ich gebe dir meine Tochter zur Ehe; wo nicht, so fällt dein Haupt unterm Schwerte.

Ueber diese Worte bestürzt gieng Apollonius mit seinem Gefolge zurück nach dem Schiffe und segelte heim nach Tyrus. Aber kaum war er abgefahren, so berief Antiochus seinen Hofmeister Thaliarchus und sprach zu ihm: O getreuer Thaliarchus, einziger Vertrauter meines Herzens und meiner geheimsten Gedanken, wisse, daß Apollonius von Tyrus die Lösung meines Räthfels gefunden hat. Besteig also schleunigst ein Schiff, verfolge ihn so lange bis du ihn findest, und richte ihn mit Schwert oder Gift vom Leben zum Tode. Wenn du zurückkehrst, sollst du reichlichen Lohn empfangen. Thaliarchus gehorchte, bemannte ein Schiff, versah sich mit Gold und großem Gut und fuhr nach der Heimat des Jünglings.

Apollonius kam aber früher an, gieng in sein Haus, erschloß einen Schrein und schlug alle seine Bücher nach, konnte aber keine andere Auslegung finden als die er dem Könige gesagt hatte. Da sprach er zu sich selbst: Der König brennt in unkeuscher Liebe zu seiner Tochter; ich habe sein Räthsel gelöst und doch den Lohn nicht erhalten: er wird mir vielmehr nach dem Leben stehen, weil ich seine Schande durchschaute. Darum besser vor ihm gestoben als gestorben. Er ließ also seine Schiffe bereiten und mit hunderttausend Malter Korn beladen; auch nahm er große Schätze an Gold, Silber und kostbaren Gewändern mit und fuhr mit wenigen seiner getreuesten Diener in der dritten Stunde der Nacht aus Tyrus der offenen See entgegen.

Am andern Morgen ward er von seinen Bürgern gesucht und nirgend gefunden; allgemeine Klage erscholl über das Land, weil der geliebte Fürst und Gebieter verschwunden war. Die ganze Stadt ergriff Unmuth und Verzweiflung, denn die Tyrier hatten ihn so sehr geliebt, daß sie ein Verbot ausgehen ließen, daß Niemand sich den Bart scheren solle; die öffentlichen Schauspiele wurden eingestellt, die Bäder geschlossen, Niemand betrat die Tempel und die Tabernen.

Während dieser Landestrauer kam Thaliarchus, den Antiochus gesandt hatte den jungen Fürsten zu tödten, in Tyrus an,

und da er Alles geschlossen fand, fragte er einen Jüngling, der ihm begegnete: Warum ist die Stadt in solches Leid versetzt und alle Freude von dem Volke gewichen? Der Jüngling antwortete: Weist du das nicht was Jedermann kund ist? Unser König Apollonius, der von Antiochien zurückgekommen war, ist plötzlich verschwunden und Niemand kann sagen ob er todt oder lebendig sei. Als Thaliarchus dieß hörte, ward er wohlgemuth, bestieg sein Schiff, fuhr nach Antiochia heim und trat fröhlich vor den König: Freue dich, sprach er, o Herr, denn Apollonius ist aus Furcht vor dir aus seinem Lande geflohen und Niemand weiß wo er sei. Da sprach der König: Er mag wohl fliehen, aber nicht entrinnen. — Darum ließ er öffentlich ausrufen: Wer den Apollonius von Tyrus, der Se. Majestät beleidigt und das Leben verwirkt habe, ihm gefänglich ausliefere, der solle funfzig Pfund Goldes haben; wer ihm aber sein Haupt bringe, dem verheiße er die doppelte Summe. Da wurden nicht nur seine Feinde, sondern auch die Freunde, die er vormals gehabt hatte, durch Goldgier gereizt, ihm nach dem Leben zu trachten. König Antiochus ließ ganze Flotten ausrüsten, den Jüngling zu verfolgen so weit das Meer Schiffe tragen möchte. Da ward nach ihm gesucht auf dem Meer, auf dem Land, in Wäldern und Bergen und in allen heimlichen Höhlen und Schlüften; doch nirgend fand man ihn.

Oh aber noch die Flotte des Antiochus ins Meer lief, landete Apollonius bei der Stadt Tharsus und als er im Hafen auf- und abgieng, begegnete ihm einer seiner Bürger aus Tyrus, mit Namen Elinatus, der in derselben Stunde in den Hafen von Tharsus gesegelt war. Dieser trat zu ihm und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius. Apollonius aber that wie die Mächtigen gewöhnlich gegen die Geringen und verschmähte seinen Gruß. Das erzürnte den alten Elinatus, er begrüßte ihn abermals und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius, und grüße mich wieder, verachte mein Alter und meine Armut nicht, denn Rechtschaffenheit zieren sie. Wüßtest du was ich weiß, du würdest mehr auf deiner Hut sein. Da sprach Apollonius: So sage mir was du

weist. Du bist in der Nacht, antwortete Elinatus. Wer hat Gewalt, antwortete Apollonius, einen König in die Nacht zu thun? König Antiochus, fuhr Elinatus fort, hat einen Preis auf dein Haupt gesetzt, weil du sein Tochtermann werden wolltest. Und wie hoch ist der Preis? frug Apollonius. Wer dich ihm lebendig ausliefert, sprach jener, dem verheißt er funfzig Pfund Goldes zum Lohne, und das Doppelte ist auf dein Haupt gesetzt: deshalb warn ich dich, auf deine Sicherheit bedacht zu sein. Mit diesen Worten wollt er von ihm scheiden; aber Apollonius rief ihn zurück und gebot ihm zu folgen: er woll ihm hundert Pfund Goldes geben, die er durch seine Warnung an ihm verdient habe. Wo nicht, so solle er ihm das Haupt abschlagen und den König damit erfreuen: dann hab er wieder hundert Pfund Goldes und keine Schuld, da er selbst ihn bitte, dem König Antiochus diese große Freude zu machen. Da antwortete der Greis: Das wende Gott, daß ich jemals um solcher Ursache willen Gold nehmen sollte: unter guten Menschen läßt sich rechte Liebe und Freundschaft mit Gold und Silber nicht erkaufen. Ich habe dich gewarnt aus Treue und Zuneigung und nicht um Gaben; damit scheid ich von dir.

Mit traurigem Herzen gieng Apollonius noch immer am Ufer hin und her, als er einen Menschen in großem Unmuth auf sich zu kommen sah, den er wohl erkannte; sein Name war Stranguilio. Als er in seine Nähe gelangte, grüßte ihn Apollonius. Stranguilio antwortete: Sei gegrüßt, König Apollonius: welcher Nummer hält dich hier in dieser traurigen Oede? Ich bin geächtet, gab er zur Antwort, und landflüchtig vor König Antiochus und möcht in eurer Stadt eine Zuflucht suchen, wenn ihr sie gewähren könnt. O mein Herr Apollonius, antwortete Stranguilio, diese Stadt ist die allerärmste von der Welt und mag dich nicht nach königlichen Ehren erhalten: denn wir leiden große Hungersnoth, Mißwachs und Theurung; die Bürger selbst verzweifeln an Rath und Hoffnung und haben den grausamsten Tod vor Augen.

Da sprach Apollonius: So danket Gott, der mich Landflüchtigen an eure Küste führte: denn wollt ihr mich hier verborgen halten, so geb ich euern Bürgern hunderttausend Malter Korn zur Steuer ihres Hungers. Als Stranguilio dieß hörte, warf er sich zur Erde vor ihm und sprach: Mein König Apollonius, wenn du der Hungersnoth dieser Stadt zu Hülfe kommst, so wollen wir nicht allein deine Flucht verborgen halten, sondern im Nothfall für dich streiten bis in den Tod. Darauf bestieg Apollonius die Bühne auf offenem Markt und sprach zu der versammelten Volksmenge: Ihr Bürger von Tharsus, die der Mißwachs drückt und aufreibt, vernehmt meinen Rath: ich bin Apollonius, der Beherrscher von Tyrus, der bei euch Zuflucht und Sicherheit sucht, denn die Bosheit des Königs Antiochus vertreibt und verfolgt mich: wollt ihr meine Flucht verhehlen und mein Leben schützen, so geb ich euch hunderttausend Malter Korn für den Preis, den sie in meinem Lande kosteten, das Malter zu acht Schilling.

Als die Bürger hörten, daß sie das Korn so wohlfeil kaufen sollten, wurden sie wohlgemuth, verhiessen ihm Schutz und Sicherheit und sagten ihm tausend Dank. Sofort ließ er Jedermanniglich das Korn nach seiner Nothdurft zumessen, und die Bürger zahlten ihm williglich und mit Freuden ein Jeder nach dem Maße, das ihm gemessen worden.

Als aber das Korn ausgegeben war, gedachte Apollonius, daß Kaufmannschaft und königliche Würde nicht zusammen stimmten und wollte lieber milder Geber als Verkäufer heißen. Er berief also von Neuem das Volk und schenkte ihm das Geld, das er für das Korn empfangen hatte. Durch so viel Wohlthaten wurden ihm die Bürger zu Lieb und Dank entzündet und ließen ihm eine Säule auf offenem Markt errichten, und darauf stand sein Bild, wie er mit der rechten Hand das Korn austheilte und mit dem linken Fuß das Geld von sich stieß. Und an dem Fuß der Säule las man die Inschrift: Die Stadt Tharsus dem Apollonius von Tyrus zum ewigen Gedächtniß seiner Milde, die sie vom grimmen Tod erlöste.

das Bad, zog seinen Rock ab, wusch sich in dem klaren Wasser rein und schaute sich dann um ob er Jemand fände, der ihm gleich sei und dem er zu dienen Willen habe. Doch alsbald erscholl der Ruf: Der König kommt zu baden, und Apollonius gieng herfür um ihn zu schauen. Da sah er den König Archistrates, der das ganze Land umher beherrschte, mit großer Dienerschar in das Bad treten und zur Kurzweil den Ball schlagen. Da gedachte Apollonius: Dieses Spiels weiß ich mich Meister, und konnte sich nicht enthalten, dem Ball entgegen zu laufen, welchen er so gewandt zurück und dem Könige zuschlug, daß er dessen ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Weicht zurück, hier ist ein Jüngling, der es mir gleich thun mag. Als Apollonius sich loben hörte, sagte er Ruth, folgte dem Könige in die Badestube und nahte sich, ihm zu dienen. Er ergriff die Büchse mit wohlriechenden Oelen und wusch und salbte ihn mit so linder und gefügiger Hand, daß der König ein besonderes Wohlgefallen daran hatte. Darauf wärmte er ihn auf weichen Pfühlen, half ihn bekleiden und wich bescheiden zurück als der König die Badestube verließ. Auf dem Heimwege sprach der König zu seinen Gefährten und Dienern: Wahrlich, ich schwöre euch, nie hat mich das Bad so erquickt wie heute durch den Dienst dieses unbekannten Jünglings. Darum geh Einer von euch und berufe ihn zu meinem Tisch, denn sein Betragen verrieth zur Genüge, daß er solcher Ehre wohl würdig ist.

Als der Diener des Königs zu Apollonius kam, fand er ihn in seinem zerrissenen Rocke, der ihn nothdürftig bekleidete. Es ist des Königs Wille, sprach er zu ihm, daß du mit ihm bei Hofe das Mal nimmest. Du siehst, antwortete Apollonius, daß ich meinen Leib nicht bekleiden mag: darum bin ich unwürdig am Hof zu erscheinen und an des Königs Tisch auf dem Stuhl der Ehren zu sitzen, denn aller meiner Habe hat mich das Meer beraubt. Das bitt ich dich dem König zu sagen; jedoch sei ich bereit nach seinem Gebote zu thun. Der Diener gieng zu dem Könige zurück und sprach: Herr, der Jüngling ist unbekleidet, er

hat einen Schiffbruch erlitten und trägt nichts als einen halben, zerrissenen Rock um seine Glieder, der ihm aus Barmherzigkeit geschenkt worden ist: darum schämt er sich unwürdig in deinem Saal zu sitzen. Darauf ließ ihn der König in kostbare Gewande kleiden und an seine Tafel führen. Apollonius ward wohlgemuth und trat mit adligen Gebärden und gutem Anstande vor den König, der ihn wohl empfing und ihm gegenüber an seinem Tische sitzen hieß. Darauf ward ein köstliches Mal nach königlichen Ehren aufgetragen, Gold- und Silbergeschirre bedeckten die Tafel, der Saal war mit reichgestickten Teppichen wohl verziert, zahlreiche Diener trugen Speisen und Weine herbei, eine herrliche Musik erscholl und alles Hofgesinde lebte in Jubel und Freude. Nur Apollonius freute sich nicht, sondern blickte mit Behmuth und Trauer auf das königliche Mal: die goldenen und silbernen Kleinodien erinnerten ihn an seine eigenen Schätze, die er auf dem Meer eingebüßt, und wie er aus seinem Königreiche vertrieben sei, und darüber verfiel er in solchen Unmuth, daß er weder essen noch trinken mochte. Da fragte ihn Einer von den Tischgästen, warum er so unfroh sei und nicht essen möge? Ob er das Glück des Königs beneide, daß er seine Kleinodien so unverwandt anstarre? Da strafte ihn der edle König Archistrates seines bösen Argwohn's und sprach: Er beneidet meinen Reichthum nicht, sondern gedenkt der eigenen verlorenen Güter. Dann wandte sich der König heitern Angesichts zu Apollonius und ermahnte ihn fröhlich zu sein: Setze dich, Jüngling,iß und trink und vertraue Gott, er wird dich nicht verlassen und dir Alles ersehen.

Während der König dem Jüngling zuredete, trat die Tochter des Königs mit ihrem Hofgesinde in den Saal und küßte erst den Vater und dann seine nächsten bei ihm sitzenden Freunde. Dann gieng sie wieder zu dem König und sprach: Lieber Vater, wer ist der Jüngling, dem du den Ehrenplatz an deinem Tische eingeräumt hast und der so traurig ist? Da sprach der König: Liebe Tochter, dieser Jüngling hat einen Schiffbruch erlitten und mir heute im Bade so wohl gedient, daß ich ihn an meinen Tisch

berufen habe; wer er sein mag weiß ich nicht. Doch willst du es wissen, so ziemt dir nicht übel ihn zu fragen und wenn du es weißt, so sei ihm gütig und barmherzig. Da wandte sich die junge Königin zu Apollonius und sprach: Edler Jüngling, deine Gestalt und Gebärde verräth Adel und Zucht: wenn es dir nicht zuwider ist, so sage mir deinen Namen und welche Unfälle dich betroffen haben. Da antwortete der Unbekannte: Fragst du nach meinem Namen, den verlor ich im Meere; fragst du nach meinem Stande, den ließ ich in Tyrus. Da sprach die Jungfrau: Ich bitte dich, rede deutlicher, denn dein Unglück dauert mich. Da sprach Apollonius: So wisse denn, ich bin von hohem Geschlecht in Tyrus geboren und verließ der Feindschaft des Königs Antiochus halber die Heimat mit großem Gut, das mir alles sammt den Schiffen im Meere versunken ist; ich selbst bin nackend auf einem Brett mit großer Mühe dem Tod entronnen. Bei diesen Worten konnte er sich der Thränen nicht länger erwehren.

Als das der König ersah, sprach er zu der Tochter: Hör auf, liebes Kind, du hast ihn genug gefragt, du erneust ihm nur die vergangenen Schmerzen. Da er dir aber seinen Namen und sein Unglück offenbart hat, so ziemt dir wohl, daß du ihn wieder froh machst und deine königliche Milde an ihm erzeigest. Da gehorchte die Jungfrau dem Willen des Vaters und sprach zu dem Jüngling: Tröste dich, Apollonius, und faße Muth: du sollst unser Hofgesinde sein und von meinem Vater Reichthum empfangen. Apollonius dankte ihr mit Scham und Seufzer für alle Güte.

Darauf sprach der König: Tochter, daß der Jüngling und alle Tischgenossen wieder wohlgemuth werden, so erfreu uns mit deinem Gesange zur Harfe und anderm Saitenspiel. Da ließ Lucina die Harfe bringen und spielte und sang so wonniglich, daß Jedermann, der sie hörte, davon entzückt ward und Alle sie lobpriesen und sagten, sie hätten nie bessern und süßern Gesang vernommen. Nur Apollonius schwieg und lobte sie nicht. Da sprach der König zürnend: Du thust unhöflich, Apollonius: meine Tochter wird von Männiglich als die allerbeste in der Musik und vielen

Saitenspielen gerühmt; du allein schweigst und verachtest sie. Guter König, antwortete der Jüngling, wenn du erlaubst, so red ich wie ich denke: deine Tochter hat in der Kunst einen Anfang, aber die rechte Meisterschaft fehlt ihr, und willst du das bewiesen haben, so gebeut deiner Tochter mir die Harfe zu leihen, so will ich dir singen und die rechte Kunst hören lassen. Da sprach der König: Ich sehe, Apollonius, daß du in allen Künsten erfahren bist: ziere dein Haupt mit diesem Kranze und ergehe uns mit deinem Gesang und Saitenspiel. Der Jüngling nahm die Harfe, erhob sich in fröhlicher Gestalt und sang so süß zu den Tönen der Saiten, daß der ganze Saal von Wohlklang erklang, und der König und das gesammte Hofgesinde ihn priesen vor allen Sängern, die sie je gehört hatten. Lucina, die Königstochter, ward sonderlich bewegt von den Wundern seiner Kunst, die Niemand besser zu würdigen verstand; Erstaunen und Entzücken wechselten in ihren Mienen bis er geendet hatte und ihr die Harfe zurückgab.

Du heißest Apollonius, rief sie aus, billiger wärst du Apollo geheißt, dem die Harfe geeignet ist: selbst Orpheus hätte dich nicht in der Kunst der Töne gemeistert. Darauf wandte sie sich zu ihrem Vater und bat ihn um Erlaubniß, den Jüngling nach seinen Künsten und Würden zu belohnen. Da es der König bewilligte, sprach sie zu Apollonius: So empfang denn durch die Gnade meines Vaters zweihundert Mark Goldes und vierhundert Pfund Silbers, dazu reiches Gewand, zwanzig Knechte und zehn Mägde. Darauf befahl sie diesen: Geht hin und holt herbei was ich dem Jüngling verheißen. Und sogleich ward ihrem Befehl gehorcht, und alle die Schätze vor dem Jüngling und den Tischgenossen ausgebreitet. Da priesen Alle die Güte der Jungfrau.

Hierauf erhob sich das Hofgesinde und nahm Urlaub von dem Könige: auch Apollonius erhob sich und sprach: Guter König, du Erbarmer der Dürftigen, und du junge Königin, Pflegerin der Künste, ich kann euch nur danken, nicht vergelten. Dann sprach er zu den Knechten und Mägden, die man ihm geschenkt hatte: Nehmt auf die Gaben und laßt uns Herberge suchen.

Aber die Königstochter fürchtete den Geliebten zu verlieren, sah den König zärtlich an und sprach: Liebster Vater, du hast den Jüngling heute reichlich begabt: so leide nicht, daß ihm die Boshheit raube was ihm die Milde geschenkt hat. Da befahl der König, ihm sogleich ein Gemach in seinem Palast zu bereiten, wo er nach Standes Würden die Nacht verbringen möge.

Die Königstochter, welche die ganze Nacht vor Liebe nicht schlafen konnte, trat schon am frühen Morgen in die Kammer des Königs. Was ist dir, fragte dieser, daß du gegen deine Gewohnheit so früh aufstehst? Liebster Vater, erwiderte die Jungfrau, ich kann nicht schlafen bis du mir den Apollonius zum Meister versprichst, daß er mich in der Musik und andern Künsten unterweise. Hierüber freute sich der König, ließ den Jüngling berufen und sprach: Apollonius, meine Tochter bittet dich, sie in deiner Kunst zu unterrichten: darum unterweise sie und zeige ihr Alles was du kannst; ich werde dich nach Verdienst zu belohnen suchen. Der Jüngling erklärte sich bereit, allen seinen Willen zu leisten und unterwies die Königstochter mit allem Fleiß in seiner Kunst, daß sie in Kurzem wohl darin geübt ward.

Nicht lange darnach ward Lucina krank und nahm von Tag zu Tag ab. Der König berief seine Aerzte, die sie befragten und ihre Adern begriffen, doch keine Krankheit an ihr zu entdecken, noch Heilmittel zu finden wußten. Da gieng der König in großem Kummer zu der Tochter und sprach: Liebes Kind, sage mir doch was dir fehlen mag, da die Aerzte deine Krankheit nicht erkennen noch Rath dafür wissen: Weh mir, solltest du sterben ohne Hülfe! Sage mir doch, wovon du meinst, daß dein Uebel rühre. Allerliebster Vater, antwortete Lucina, ich kann dir nicht sagen was mir fehlt; doch thut mir dein Kummer weh: darum so laß mich allein, ich will mich bedenken wie ich dir den Grund meiner Krankheit eröffne.

An demselben Tage kamen drei Jünglinge von hohem Geschlecht, die vor längerer Zeit um die Königstochter geworden hatten, in Pentapolis an, giengen vor den König, grüßten ihn,

und auf seine Frage was ihr Begehren sei, sprachen sie also: Herr, du hast uns oftmals versprochen, Einem von uns deine Tochter zur Ehe zu geben: darum sind wir gekommen, dich an deine Verheißung zu erinnern, auf daß du unter uns einen Eidam erkiesest nach deinem Wohlgefallen. Ihr mahnt mich zu ungelegener Zeit, entgegenete der König, denn meine Tochter hat sich seither den Künsten ergeben und leidenschaftliche Liebe zur Musik wirft sie nun aufs Siechbette. Doch damit ihr nicht denkt, daß ich Ausflüchte suche, so schreibe ein Jeder seinen Namen und Stand und die übliche Morgengabe und Heimsteuer, die er meiner Tochter verheißt, auf einen Zettel: so mag sie selber wählen welchen sie will. Die Jünglinge gehorchten und gaben dem König die Schrift, welcher sie überlas und mit seinem Ringe versiegelte. Darauf berief er den Apollonius und sprach: Nimm, Meister, diesen Brief und bring ihn deiner Schülerin. Apollonius empfing ihn und trat in die Kammer der jungen Königin. Als die Jungfrau ihn sah, den sie liebte, sprach sie: Was bedeutet das, Meister, daß du allein in meine Schlafkammer kommst? Es geschieht auf Befehl deines Vaters, entgegenete Apollonius, der dir diese Schrift zum Durchlesen sendet.

Lucina erbrach den Brief, und als sie die Namen der drei Bewerber gelesen hatte, warf sie ihn von sich und sprach zu Apollonius: Meister, und ist dir nicht leid, daß man mich einem Andern zum Weibe geben will? Nein, antwortete er, denn Alles was dir zu Nutz und Ehre gereicht, ist mir ein Wohlgefallen. O Meister, seufzte die Königstochter, liebtest du mich, du würdest anders sprechen.

Darauf schrieb sie ihrem Vater eine Antwort und schickte sie ihm versiegelt durch Apollonius. Der Inhalt war folgender: Liebster König und Vater, da Deine Güte mir zu wählen befiehlt welchen ich zum Manne begehre, so antworte ich Dir schriftlich nach deinem Willen, daß ich keinen andern als den Schiffbrüchigen zum Gemahl haben will. Der König las die Antwort und den Entschluß der Tochter und da er nicht wußte, Wen sie unter

dem Schiffbrüchigen verstehe, wandte er sich zu den Jünglingen und frug: Welcher von euch hat Schiffbruch erlitten? Das bin ich, sprach Einer von ihnen mit Namen Ardonius. Hol dich die Pest, fiel ein Anderer ein, du bist allzeit mein getreuer Gefährte gewesen und meines Wissens nie vor die Stadt gekommen: wie willst du denn Schiffbruch erlitten haben?

Da der König nicht ausmitteln konnte wer unter ihnen der Schiffbrüchige sei, gab er dem Apollonius den Brief und sprach: Nimm und lies, vielleicht verstehst du was mir unverständlich ist, denn du bist dabei gewesen als sie dieß schrieb. Apollonius durchsah den Brief und erröthete, da er sich geliebt sah. Nun, Apollonius, hub der König wieder an, kennst du den Schiffbrüchigen? Er mochte aber vor Scham wenig Antwort geben. Als nun der König merkte, daß seine Tochter den Apollonius meine, sprach er zu den Jünglingen: Zieheth heim und wenn die Zeit kommt, so werd ich nach euch schicken. Da nahmen sie Urlaub und schieden von dannen.

Jetzt begab sich der König in die Kammer seiner Tochter und begann: Lucina, sag an Wen du zum Manne gewählt hast? Die Tochter fiel ihm zu Füßen und sprach unter Thränen: Gnädigster Vater, da du meinen Willen zu wissen begehrt, so sag ich dir, daß ich keines Andern als des Schiffbrüchigen Apollonius, meines Meisters, begehre und soll mir Der nicht werden, so verlierst du deine Tochter. Als er sie so bitterlich weinen sah, hob er sie zärtlich auf von der Erde und sprach zu ihr: Liebes Kind, betrübe dich nicht länger, denn dein Verlangen gilt Dem, nach dem auch ich verlange seit ich ihn sah. Die Liebe hat mich zum Vater gemacht und als ein liebevoller Vater will ich deinen Hochzeittag so bald als möglich anberaumen. Da ward die Jungfrau erfreut, alles Leid war zumal sammt ihrer Krankheit verschwunden und dankbar küßte sie den Vater, der ihr den rechten Arzt gegeben hatte. Am folgenden Tage berief der König allen seinen Adel und seine nächsten Freunde und als sie versammelt waren, redete er sie an: Werthe Herrn und Lehnsleute, meine Tochter

Lucina ist Willens, sich ihrem Meister Apollonius zu vermählen. Darum bitt ich, laßt es euch allen wohlgefällig sein, denn meine Tochter wird einem weisen Manne verbunden. Darauf bestimmte er den Hochzeittag und lud sie alle zu dem Feste ein. Da ward ein großes Hofgelage nach königlichen Ehren und Würden begangen, das gar manchen schönen und lustigen Tag währte und in lauter Freuden zu Ende gieng. Darauf ward Apollonius gekrönt und ein gewaltiger König an seines Schwähers Seite geheissen.

Nach einiger Zeit, als sich Lucina schon schwanger fühlte, geschah es, daß sie mit Archistrates am Meeresstrand spazieren giengen und ein schönes Schiff erblickten, welches Apollonius sogleich für eins aus seiner Heimat erkannte. Von wannen kommst du? rief Apollonius dem Patron zu. Aus Tyrus, antwortete dieser. Da nennst du mein Vaterland, sprach Apollonius. So bist du ein Tyrer? frug der Schiffspatron: vielleicht kennst du dann auch den Fürsten dieses Landes mit Namen Apollonius, den wir seit Langem verloren haben. Ich kenne ihn so wohl als mich selber, versetzte Apollonius. So bitt ich dich, fuhr der Patron fort, wenn du ihn wieder siehst, so verkünd ihm große Freude und sag ihm, der Blitz des Himmels habe den König Antiochus sammt seiner Tochter getroffen; die Gemeine der Stadt Antiochia und die Großen seines Landes hätten sich aber vereinigt, ihn, unsern König Apollonius, auch zu ihrem Herrn und König zu wählen und Boten in alle Lande gesandt um ihn aufzusuchen und heimzuführen. Es soll uns doch wundern, sprach Archistrates, wo der verborgen liegen mag, da er das oberste Haupt der Welt werden soll. Aber Apollonius freute sich höchlich und sprach zu seinem Schwäher: Herr und Vater, als mein Glück meiner Geburt nicht gleich war, wollt ich euch meine Würde nicht zu erkennen geben; nun sich aber das Glücksrad gewendet hat, so wißt, daß ich derselbe Apollonius bin, den man sucht. Sage mir also was dein Wille ist, so will ich ihn vollbringen. Soll ich das Königreich einnehmen, so thu ich es, und mache dich gewaltig über Alles was mein wird.

denn du hast mich Armen erhöht und aus Nichts zum Fürsten gemacht, du hast mich beseligt mit einem Weib und Schwäher, du hast mich mit königlichen Ehren geziert: wie sollt ich das jemals vergeßen? König Archistrates ward sehr froh und sprach zu der Tochter: Du freue dich, daß du durch deinen Mann zu so hohen Ehren gelangst. Auch Apollonius redete ihr zu; aber Lucina weinte bitterlich und sprach: O Herr, und wärest du fern von mir in fremden Landen, so solltest du jetzt heim eilen da ich dem Tag so nahe bin, an dem ich niederkommen soll. Wenn du aber nicht bleiben willst, so will ich mit dir: darum, lieber Vater, flehentlich bitt ich dich, vergönne mir mit meinem Manne zu fahren. Der König antwortete: Auf meinen Willen darfst du nicht harren, dein Mann hat dir zu gebieten nach seinem Wohlbedinden. Gestern war er mir gleich, heut ist er der Herr der Welt. Erst war er mein Sohn, nun bin ich minder denn er.

Darauf ließ Archistrates Schiffe vorführen und mit allen königlichen Gütern reichlich beladen; Gold, Silber, Edelgestein und reiches Gewand und alle fürstliche Zierde wurden hineingebracht, damit sie würdiglich in Antiochien unter Krone gehen möchten, und weil die Königin täglich ihre Niederkunft erwartete, führten sie Hebammen und Wärterinnen und was sonst einer Kindbetterin Noth ist, mit sich nach Antiochien, worunter auch Licorides, Lucinens Amme war, die in solchen Dingen große Erfahrung besaß. Dann nahmen sie freundlich Urlaub von dem Könige und fuhren hinweg. Sie waren aber nur wenige Tage gefahren, als sich widrige Winde erhoben und das Meer ungestüm bewegten: davon ward das Geblüt der Königin verwandelt, sie fiel in Unkräfte und gebar eine schöne Tochter in so großen Wehen und Nöthen, daß sie von allen Lebensgeistern verlassen für todt in die Arme ihrer Wärterinnen sank. Als Apollonius ihr Schreien und Jammern vernahm, lief er hinzu, und da er sein Weib entseelt liegen sah, zerriß er seine Kleider, zerraupte sein Haar, warf sich laut schreiend über ihren Leichnam und sprach: Allerliebstes Gemahl, wie soll ich ohne dich leben, und was kann ich deinem Vater antworten,

wenn er nach dir fragt? Während er sich in solchen Wehklagen erschöpfte, trat der Schiffspatron zu ihm und sprach: Herr, das Meer leidet im Schiff keinen Leichnam: darum wirf ihn über Bord, daß wir entinnen mögen.

Wie, du süßloser Mensch, rief Apollonius zürnend, ich soll diesen theuern Leib ins Meer versenken, der mich von Meeresnöthen erlöst, gespeist und gelleidet hat? Ich wäre schuldig, zur Vergeltung des Guten, das sie mir erwiesen hat, mit ihr zu sterben, wenn es sein möchte. Da sprach der Patron: Herr, es ist besser, der Leichnam werde in das Meer geworfen, denn daß wir Alle verderben.

Da berief der König seine Diener und sprach: Da es nicht anders sein mag, so richtet mir einen stattlichen Sarg zu, der wohl verpicht und wasserfest sei, damit sie nicht versinke, sondern von den Wellen ans Land geworfen und nach königlichen Ehren beflattet werde. Der Sarg ward bereitet, die Königin in herrlichen Gewanden hineingelegt, und viel Goldes und Silbers und eine bleierne Tafel zu ihren Häupten, worauf geschrieben stand: Wer diesen Sarg findet, der wisse, daß er den Leichnam einer Königin enthält, bestatte sie nach Würden und nehme des Goldes, das bei ihr liegt, zehn Pfund zum Lohn; das Uebrige verwende er dem obersten Gott und dem Leichnam zu Ehren. Thut er anders als was ihn der Schmerz des trauernden Königs zu vollbringen beschwört, so möge ihn zur Strafe ein früher Tod ereilen und Niemand sein, der ihm die letzten Ehren erweise. Damit ließen sie den Sarg mit großem Leidwesen in die See.

Die Truhe schwamm auf dem Meere bis an den dritten Tag; da schlugen sie die Wellen an die Küste von Ephesus, nicht fern von dem Hause eines Arztes, mit Namen Cerimon, der just am Gestade mit seinen Schülern lustwandelte. Auf sein Geheiß zogen die Diener den Sarg ans Land, eröffneten ihn und erblickten den Leichnam einer wunderschönen Frau in königlichen Gewanden. Alle die ihn sahen, verwunderten sich über ihre stralende Schönheit, denn sie war ein Inbegriff aller Reize, an dem die

liche Tochter halten. Lucina dankte ihm und sprach weinend: Ich begehre nicht mehr als daß du mich in guter Hut haltest, damit ich nicht wieder von einem Manne berührt werde. Da sprach der Meister: Herrin, wenn du solchen Wunsch hast, rein zu leben, so ist hier der Tempel der Göttin Diana, wo viel priesterliche Frauen wohnen, bei welchen du ein geistliches Leben führen und vor allen Anfechtungen sicher sein magst. Dahin ward die Königin gebracht und in kurzer Zeit in Lehre und Gottesdienst unübertrefflich und als ein Haupt aller Tugenden in Griechenland geschätzt.

Unterdessen war Apollonius in großer Trauer und Betrübniß gefahren und auf Geheiß der Götter an das Gestade der Stadt Tharsus gelangt, die er von tödlichem Hunger erledigt hatte. Er stieg von dem Schiffe und trat in das Haus seines Gastfreundes Stranguilio, welchem er alle seine Schicksale erzählte und wie ihm sein junges Weib auf dem Meere in Kindesnöthen erstorben sei, das Kindlein jedoch durch die Pflege seiner Amme Licorides am Leben erhalten worden. Weil es aber die Beschwerden der Reise in so zartem Alter nicht wohl ertragen möge, bitte er ihn und sein Gemahl Dionysiades, daß sie das Kindlein mit ihrer Tochter Philomancia wie ihr eigenes nähren und erziehen wollten und Niemand davon sagen: so werde er sie dafür nach ihrem Willen belohnen. Stranguilio und sein Weib betrauereten sein Unglück, empfingen das Töchterlein, das nach jener Stadt Tharsia genannt wurde, williglich, und versprachen, es wie ihr eigenes Blut zu halten und zu pflegen. Er gab ihnen an Gold, Silber und Gewand großen Reichthum und ließ die Amme Licorides zur Wartung des Kindes bei ihnen zurück. Dann begab er sich wieder zu Schiffe und fuhr in sein Königreich Tyrus. Hier ward er von seinen Bürgern mit großem Jubel empfangen, blieb aber nicht lange bei ihnen, sondern verstärkte seine Mannschaft und seine Flotte und fuhr gen Antiochia, wo er mit festlichen Ehren eingeholt und zum König über weite Reiche erhoben wurde. Er regierte sie in gutem Frieden und erwarb bei Männiglich Ruhm und Preis.

Unterdeffen ward Tharsia wohl erzogen von Stranguilio mit seiner Tochter Philomancia, die im gleichen Alter mit ihr war. In ihrem fünften Jahre begann man sie in den freien Künsten zu unterrichten, und Tharsia lernte so wohl, daß sie binnen Kurzem Alle übertraf, die mit und vor ihr Lehre empfangen hatten. Als sie aber das zwölfte Jahr erreichte, ward ihre Amme Licorides plötzlich von schwerer Krankheit ergriffen, und da sie ihr Ende herannahen fühlte, wandte sie sich zu Tharsia, die an ihrem Bette saß, sie zu pflegen und zu trösten und sprach: Liebe Tochter, vernimm meine Worte und verschließe sie wohl in deinem Herzen. Weißt du auch, wie deine Eltern heißen und welches dein Vaterland ist? Sie antwortete: Stranguilio ist mein Vater, Dionysia des meine Mutter und Tharsus meine Vaterstadt. Da seufzte die Wärterin und sprach: Mit Nichten, liebes Kind, die du für deine Eltern hältst, sind es nicht; du bist auch nicht aus Tharsus geboren, noch von Stranguilios Geschlecht. Damit du aber deinen Ursprung kennest und wißest wie du dich nach meinem Tode zu halten hast, daß dir von Niemand Leides geschehe, so vernimm: dein Vater ist Apollonius, der König von Tyrus, Sidon und Antiochia; deine Mutter Lucina, des Königs Archistrates von Pentapolis Tochter, starb auf dem Meere, da sie dich geboren hatte und ward in einer Truhe mit Gold, Silber und königlicher Zierde in die See gelassen, du selbst von deinem Vater in das Haus Stranguilios gebracht, wo er mich zu deiner Pflege zurückließ. Nun warne ich dich, wenn deine Pflegeeltern, da ich nicht mehr bin, dir irgend Untreue oder bösen Willen erzeigen sollten, so geh auf den Markt: da findest du eine hohe Säule, die das Volk deinem Vater zu Ehren errichtet hat für die Wohlthaten, die er an ihm gethan; zu der flüchte dich und sprich: Ich bin die Tochter Dessen, dem diese Säule erhaben ist; dann werden die Bürger, der Wohlthaten deines Vaters eingedenk, dir zu Hülfe kommen und deine Unbilden rächen.

Nach diesen Worten starb Licorides in den Armen ihres Pflegelings. Tharsia ließ sie ehrenvoll zur Erde bestatten und

weinte und klagte ein ganzes Jahr lang an ihrem Grabe und wenn sie aus der Schule zurückkehrte, nahm sie nicht eher Speise oder Trank bis sie Wein und Brot vor ihrem Grabmale geopfert hatte, wobei sie ihrer leiblichen Eltern mit sehnlischem Herzen gedachte.

Eines Tages gieng sie mit ihrer Pflegemutter Dionysiades und ihrer Tochter Philomancia über den Marktplatz und die Bürger, welche Tharsiens Schönheit und glänzenden Schmuck erblickten, blieben stehen und flüsterten sich zu: Glücklich der Vater, der Tharsien seine Tochter nennt. Philomancien aber achteten sie für Spreu und sprachen: O wie hat sich Schönheit und Mißgestalt hier schwesterlich zusammen gefellt! Als Dionysiades hörte wie Tharsia gelobt und ihre Tochter gescholten ward, faßte sie einen Haß zu ihrem Pflegekinde und gedachte sie zu tödten, damit ihrer Tochter Tharsiens Zierde und Kleidung zu Theil würden.

Da gieng sie zu ihrem Manne und sprach: O liebster Stranguilio, unsere Tochter wird verschmäht von dem Volke und Tharsia gepriesen, weil sie so wohl geziert geht. Wenn unsere Tochter gienge wie sie, so würde sie auch schön geheißsen. Auch ist ihr Vater nun vierzehn Jahre von dannen gefahren: lebte er noch, er hätte sie längst abgeholt. Dazu ist ihre Pflegerin Licorides gestorben, daß wir sie wohl ohne Sorge tödten mögen und ihre Kleider und Kleinodien unserer Tochter geben, damit sie keine Nebenbuhlerin mehr habe, die sie in Schatten stellt. Aber Stranguilio wollte seinen Rath nicht dazu geben und strafte sie wegen ihrer Untreue.

Da berief Dionysiades einen ihrer Knechte, mit Namen Theophilus, und sprach zu ihm: Theophilus, du bist arm: wenn du mir folgen willst, so sollst du reichlich begabt werden: tödte mir Tharsien. Was hat sie verbrochen, frug Theophilus, daß ich sie tödten soll? Ihre Hochsahrt, antwortete Dionysiades, ist ohne Ende, darum vollbringe mein Gebot, so erwirbst du reichlichen Lohn; wo nicht, so hast du Uebles von mir zu gewärtigen. Wie soll ich das vollbringen, versetzte Theophilus, daß es verborgen

bleibt? denn wenn es auskommt, so hab ich den Tod verwirkt. Sie hat die Gewohnheit, entgeguete Dionysides, wenn sie von der Schule kommt, nicht eher Speis und Trank zu genießen bis sie in dem Tempel Neptuns am Meeresufer dem Grabe ihrer Wärterin geopfert hat. Dort laure ihr auf mit einem Dolch, ergreif sie hinterrücks bei den Haaren und wenn du sie getödtet hast, so beschwere ihren Leichnam mit einem Stein und wirf ihn ins Meer. Damit hast du deine Freiheit und große Schätze erworben.

Der Knecht gieng mit leidvollem Herzen nach dem Tempel und harrte der Jungfrau. Beh mir, sprach er bei sich selbst, soll ich meine Freiheit mit dem Blute des unschuldigen Kindes erkaufen! Darüber kam die Jungfrau aus der Schule zurück und gieng, die Opferschale in der Hand, nach dem Grab ihrer Pflögerin. Theophilus schlich sich hinter eine Säule und als sie vor dem Grabmal niederkniete, trat er plötzlich hervor, ergriff sie bei den Haaren, zuckte den Dolch und warf sie zur Erde; doch als er zustoßen wollte, sprach Tharsia: O Theophilus, was hab ich wider dich gesündigt, daß du mich tödten willst? Du hast nichts gesündigt, sondern dein Vater hat gefehlt, daß er dich mit großem Reichthum und königlichem Schmucke zurückließ. Wenn ich denn sterben muß, sprach Tharsia, so sei barmherzig und laß mich Gott anrufen, daß er meiner Seele gnädig sei. Da sprach der Knecht: Knie nieder und verrichte dein Gebet: Gott weiß selbst, daß ich dich nicht tödten würde, wenn ich nicht müßte.

Während Tharsia betete, landeten Seeräuber, welche die Schätze des Tempels zu entwenden kamen, und sahen die Jungfrau knien und einen Mann mit gezucktem Dolch neben ihr stehen. Halt ein, grausamer Mörder, riefen sie ihm zu, dieß ist unsere Beute, kein Opfer deiner Blutgier. Da floh Theophilus und verbarg sich in einem Schlupfwinkel, während die Seeräuber Tharsien ergriffen, sie auf ihr Schiff brachten und schleunig davon segelten. Als Theophilus dieß sah, freute er sich, der blutigen That überhoben zu sein, gieng zu der Herrin und sprach: Dein Befehl ist

vollbracht und die Jungfrau den Wellen übergeben. Lege nun Trauerkleider an, vergeuß erheuchelte Thränen vor dem Volk und beklage ihren Tod, so will ich mit dir weinen und sprechen, sie sei an plötzlicher Krankheit gestorben.

Als Stranguilio vernahm was geschehen sei, ergriff ihn Furcht und Schrecken, er sprach: Gebt mir Trauerkleider, so will ich trauern, und nicht wie ihr mit erzwungenen Thränen, sondern aufrichtig, daß ihr ein so großes Verbrechen in unser Haus gebracht habt. O ich Unseliger, der Vater dieser Jungfrau hat die Stadt von Todesgefahr befreit; er hat um ihretwillen Schiffbruch gelitten, seine Güter verloren, mit dem Hunger gekämpft und so wird ihm Gutes mit Bösem vergolten! Seine Tochter, die er unserer Pflege vertraut, hat diese reißende Wölfin verschlungen. Dann wandte er seine Augen gen Himmel und sprach: Gott, du weißt, daß ich an diesem Blute unschuldig bin! Nicht mich, sondern Dionysiades frage nach Tharsien. Sein Weib aber schalt er ein Ungeheuer, den Göttern verhaßt und den Menschen ein Greuel. Sie nun und ihre Tochter kleideten sich in Trauergewänder und vergoßen falsche Thränen vor den Bürgern der Stadt: Liebe Bürger, sprachen sie, wir rufen euch an, daß ihr mit uns trauert, denn Tharsia, das Licht unserer Augen, ist von plötzlicher Krankheit weggerafft und hat uns nichts als Jammer und Noth zurückgelassen, da Die gestorben ist, von der wir Glück und Reichthum empfangen haben. Als die Bürger hörten, Tharsia sei die Tochter ihres Netters Apollonius gewesen, gedachten sie der empfangenen Wohlthaten mit Dankbarkeit und ließen ein köstliches Grabmal aus Messing gießen und zu Ehren der Jungfrau und ihres Vaters öffentlich aufstellen und die Inschrift besagte, von wem und zu wessen Ehren es sei errichtet worden.

Inzwischen waren die Seeräuber mit Tharsien nach Mitylene gekommen, wo der mächtige König Athanagoras regierte. Hier führten sie die Jungfrau mit andern Slaven auf den Markt um sie öffentlich feil zu bieten. Als der König sie sah, erstaunte er über ihre Schönheit und adlige Gestalt, beschloß sie zu kaufen

und bot zehn Goldgülden für ihren Besitz. Aber ein unreiner Kuppler, der oberste Vorsteher aller feilen Sünderinnen der Stadt, den Unkeuschheit reich gemacht hatte, war ihrer kaum ansichtig geworden, so hoffte er großes Gut mit ihr zu verdienen und nahm sich vor, sie um jeden Preis zu kaufen. Er überbot also den König um das Doppelte. Athanagoras schlug nun das Dreifache seines ersten Gebots auf sie, aber der Kuppler überschlug ihn so lange bis der König abließ und gedachte, wenn sie der Kuppler öffentlich Preis gebe, so werde er doch der Erste sein, der ihrer genöÙe als ob er sie selbst gekauft hätte. Der Kuppler führte sie in das gemeine Haus der Sünden in ein zierliches Gemach; darin hatte er den Gott Priapus mit Gold und Edelgestein wohl verziert und sprach zu ihr: Diesen sollst du anrufen und verehren. Die Jungfrau antwortete: O Herr, solchen Gott hab ich nie angebetet; bist du denn von Lampsacus, daß du Diesem dienst? Da sprach der Kuppler: O du arme Dirne, weißt du nicht, daß du mitten in seinem Tempel bist? Durch diesen Gott will ich mit dir große Schätze gewinnen.

Als Tharsia diese Worte vernahm, erschrak sie heftig, fiel lautschreiend zu seinen FüÙen und sprach: O Herr, sei barmherzig, schone meiner Keuschheit und gieb meinen Leib solcher Schande nicht Preis. Aber der Kuppler antwortete: Hast du denn nie gehört, daß bei dem Henker und dem Kuppler weder Bitten noch Weinen frommen?

Da berief er seine Knechte und sprach zu ihnen: Ziere diese Dirne mit köstlichen Kleidern und Gebänden und schreib einen Zettel und schlag ihn an das Thor dieses Hauses: Wer der Erste sein wolle zu dieser Jungfrau, der zahle einen Goldgülden, der Zweite einen halben, darnach solle sie Jedem für einen Gulden feil sein. Der Knecht gehorchte und alsbald kamen viele edle und reiche Wüstlinge aus der Stadt in das Haus des Kupplers. Aber König Athanagoras hatte schon bestellt, daß er der Erste sein wolle und kam heimlich und verhüllten Haupts in Tharsiens Gemach. Als Tharsia das ersah, fiel sie ihm zu FüÙen, umklam-

merte seine Kniee und sprach flehentlich: O Herr, erbarme dich meiner, ich beschwöre dich bei dem obersten Gotte und bei allen Tugenden, widerstehe deinen bösen Gelüsten und berühre mich nicht: du bist ein König, der aus angeborenem Edelmuth die Hülflosen beschützen, die Bedrängten schirmen und alle Tugenden in sich leuchten lassen sollte: wie steht es dir an mich Elende, Verwaiste, die nichts hat als ihr Magdthum, ihres einzigen Kleinods zu berauben und zu schänden? Können meine Thränen dich nicht rühren, so vernimm mein Mißgeschick und du wirst mit mir weinen. Ich bin von königlichem Geschlecht von väterlicher und mütterlicher Seite, auf dem Meer bin ich geboren, meine Geburt war meiner Mutter Tod, mein Vater gab mich seinem Gastfreund Stranguilio und seinem Weib Dionysiaades zu erziehen und zu pflegen; aber diese wollten mich tödten lassen und von der Hand meines Mörders befreien mich Seeräuber, die mich in dieß sündliche Leben verkauften, dem ich tausend martervolle Tode vorziehen wollte. Das laß dich erbarmen, o König, denn wohl ist es ziemlich, daß königliches Geschlecht von Königen geehrt und geschirmt werde. Sei großmüthig und hilf mir, daß ich morgen wie heute meine Keuschheit behalte: dafür wirst du gepriesen und gerühmt werden in alle Zeiten.

Da ergriff den König Erbarmen und Rührung, Thränen standen ihm in den Augen und mitleidig sprach er: Dein Unglück geht mir zu Herzen: könnte doch einst auch meiner Tochter wie dir geschehen! Er stand ab von seinem Vorhaben, gab ihr zwanzig Goldgülden und sprach: Nimm dieß von mir, es ist mehr als du mit dem Werk der Sünden von mir verdient hättest. Sprich zu den Andern wie du zu mir gesprochen, so wirst du deine Keuschheit erhalten. Die Jungfrau vergoß Freudenthränen und dankte ihm inniglich. Da schied der König weinend aus ihrem Gemache.

Vor der Thüre begegnete ihm einer seiner Diener, welcher der Zweite sein wollte, und frug den König: Wie behagte dir die Jungfrau? So gut als möglich, antwortete er; sie war sehr

traurig. Der Jüngling trat hinein und die Jungfrau verschloß nach Gewohnheit die Thüre. Wie viel hat dir der König gegeben? fragte der Gast. Zwanzig Goldgülden, antwortete sie. Der König, fuhr der Jüngling fort, gieng unzufrieden von dir; sei mir freundlicher, so will ich dir das Doppelte zahlen. Das hörte der König an der Thüre und sprach für sich: Jemehr du zahlst, jemehr wird sie weinen. Die Jungfrau nahm das Geld, fiel ihm zu Füßen und bat um Erbarmen; darauf erzählte sie ihm ihre Unfälle, wie sie zuvor dem König gethan hatte und beschwor ihn unter strömenden Thränen sie unbesleckt zu lassen. Als das der Jüngling vernahm, entsetzte er sich und sprach: Steh auf und laß ab zu stehen, wir sind auch Menschen und haben täglich gleichen Unglücks zu gewärtigen. Mit diesen Worten gieng er weinend hinaus. Als der König dieß sah, lachte er und sprach: Du bist jung und stark und schämst dich nicht, daß du lachend zu einer Jungfrau eingehst um mit ihr Freude zu haben und weinend von ihr scheidest? Darauf gaben sie sich das Wort, Niemand zu sagen wie es ihnen ergangen sei, und warteten vor der Thüre wie es den Andern gelingen würde, die nach ihnen zu ihr giengen. Aber sie sahen sie Alle fröhlich zu ihr eintreten und weinend herauskommen.

Am Abend gab sie dem Kuppler das Geld und sprach: Hier ist der Lohn meiner Keuschheit. Der Kuppler nahm das Geld, zählte es und sprach: Sieh zu, daß du mir täglich so viel einbringst. Als er aber am andern Morgen hörte, daß sie noch Jungfrau sei, ergrimmte er, berief einen Knecht, der dazu geordnet war, und sprach: Geh hin und zerbrich den Schooß ihrer Keuschheit. Er trat in ihre Kammer und sprach zu ihr: Sag an ob du noch Jungfrau bist. Ja, antwortete Tharsia, und will es bleiben so lange Gott mir beisteht. Wie hast du denn deine Keuschheit vor so viel Männern behalten, hub der Knecht an, und doch so großes Gut gewonnen? Tharsia antwortete: Ich hab Allen unter Thränen mein Unglück erzählt und sie gebeten sich meines Magdthums zu erbarmen. Da weinten sie und

ließen ihren schändlichen Vorfaß fahren. So will ich auch dich bitten, daß du mir gütig und barmherzig seist. Damit stürzte sie sich zu seinen Füßen und benezte sie mit Thränen. Habe Mitleid, sprach sie, mit der gefangenen Tochter eines Königs und schände mich nicht. Da sprach der Knecht: Wenn ich das auch gern thäte, so ist der Meister so giftig auf das Gut, daß du nicht Jungfrau bleiben kannst: denn er hat dich um Gewinnes willen theuer erkaufet und darf keinen Schaden leiden. Weißt du andere Wege Geld zu gewinnen, so will ich dir helfen.

Da antwortete Tharsia: Ich bin der sieben freien Künste mächtig und eine Meisterin auf der Harfe, womit ich das Gemüth des Volkes wohl bewegen will; auch bin ich im Sprechen geübt und weiß sinnreiche Räthsel aufzugeben und zu lösen: führe mich auf den Markt, so will ich vor dem Volke meine Künste bewähren und täglich mehr Geld und Gut gewinnen als durch Sünden und Schande.

Da ward sie mit dem Saitenspiel auf den Markt geführt und alles Volk lief zusammen, die Jungfrau zu sehen. Sie ergriff die Harfe und spielte so schön und sang so zauberisch darein, daß die Menge Staunen und Verwunderung ergriff. Darauf sang sie ein Räthsel zu den Tönen des Saitenspiels, das gar künstlich gereimt und gedichtet war und mit der Aufforderung an die Zuhörer schloß, den verborgenen Sinn zu enthüllen. Auch ließ sie sich selber Fragen vorlegen, die sie durch Gesang mit großem Scharfsinn beantwortete und löste. Darauf fieng sie an zu erzählen und alle Zuhörer folgten mit lauschendem Entzücken dem Goldfaden ihrer Märchen. Zuletzt verband sie Tanz mit Gesang und erfüllte die Luft mit dem Beifallrufen des begeisterten Volkes, das Gold und Kleinodien wie Spreu wegwarf um sie zu hören und zu sehen. Alles das ward ihrem Meister zu Theil, der den Tag segnete, wo er sie erstanden hatte.

Während dieß geschah, fuhr Apollonius, da vierzehn Jahre vergangen waren, nach der Stadt Tharsus, um seine Tochter nach Antiochien abzuholen. Als Stranguilio seine Ankunft erfuhr, lief

er eilends zu seinem Weibe und sprach: Dionysiades, du sagtest der schiffbrüchige Apollonius sei längst gestorben; sieh, nun kommt er, seine Tochter zurückzufordern. Was sollen wir ihm sagen? O du Tropf, sprach Dionysiades, was wir ihm sagen sollen? Zieh deine Trauerkleider an, ich thu ein Gleiches: wir wollen ihm entgegengehen und ihn mit Thränen und Jammer empfangen. Als Apollonius sie in schwarzen Gewändern, mit nassen Augen und falschen Zähren ihm entgegenkommen sah, erschraf er und sprach: O, was bedeutet das, daß ihr mich weinend empfangt: ich sorge, diese Zähren sind mein und nicht euer. Da sprach Dionysiades: O Herr, möchte es deinen Ohren ein Anderer als ich verkünden was ich dir sagen muß: deine Tochter Tharsia ist eines jähen Todes gestorben. Als das Apollonius vernahm, erzitterte er an allen Gliedern und stand lange wie vom Donner gerührt, daß er vor Schrecken nicht sprechen mochte. Endlich, als er die Sprache wiederfand, sprach er ergrimmt: O Weib, wie übel hast du sie gehütet! Wenn denn meine Tochter gestorben ist, wie du sagst, wo ist denn ihr Schmutz, wo sind denn ihre Schätze geblieben? Sie entgegnete: Ein Theil ist vorhanden, ein Theil abhanden, und damit du mir glaubst, so hab ich ein Zeugniß an den Bürgern dieser Stadt, welche ihr, deiner Wohlthaten eingedenk, ein ehernes Denkmal am Gestade des Meeres errichtet haben, das du selber sehen magst. Da sprach Apollonius: Ich will hingehen und ihr Grabmal schauen. Als er aber die Inschrift gelesen hatte, wüthete er ungestüm wider sich selbst, verfluchte seine Augen und sprach: O ihr fühllosen, hart sinnigen Augen, warum weint ihr nicht, da ihr das Grab meiner Tochter gesehen habt?

Damit schied er von dannen und kam zu seinen Schiffen. Werft mich in die Tiefen des Meeres, sprach er zu seinen Dienern, denn das Licht des Tages ist mir verhaßt. Damit wollte er sich über Bord stürzen; aber seine Gefährten verhinderten ihn daran, führten ihn von dem Berdecke und hielten Wache bei ihm, daß er sich kein Leid thun mochte. Da ergrimnte er und that

einen hohen Schwur und rief alle Götter zu Zeugen, daß er nicht eher seinen Bart scheren noch seine Kleider wechseln wolle bis sie seine Tochter Tharsia wiedererweckten. Er begab sich in den untersten Schiffsraum, warf sich zu Boden und ließ ein Geſch ausgehen, daß ihn Niemand ſtören ſolle bei Strafe des Todes, außer dem Schiffspatron, wenn er ſeines Rathes bedürfe; denn der Menſchen Anblick war ihm zuwider und Troſtworte ein Greuel in ſeinen Ohren.

Die Schiffe fuhren bei günſtigen Winden von Tharſus gen Antiochia; als ſie aber vier Tage gefahren waren, erhob ſich ein Sturm und verſchlug ſie fern von ihrem Ziele, daß ſie Wochen und Monate brauchten um ſich zurecht zu finden. Dann mußten ſie in einem Hafen anlegen um Mundvorräthe und Waſer zu faßen und die ledern Schiffe auszubekern. Nicht beßer ergieng es ihnen bei der zweiten Fahrt, denn ſie kamen durch die Widerwärtigkeit der Winde und das Ungeſtüm des Meeres noch weiter von Antiochien ab, und ihre Schiffe waren in noch ſchlechterm Zuſtand als nach der erſten Fahrt. Als ſie zum Drittenmale ausfuhren, warf ſie ein neuer Sturm aus ihrer Bahn und wüthete ſo heftig, daß ſie Alle an der Rettung verzagten. Apollonius aber haufte noch immer in dem unterſten Schiffsraum und rührte und regte ſich nicht, kaum daß er Antwort gab auf die Berichte und Fragen des Patrons und von Zeit zu Zeit ein wenig Speiße verſchludte. Unterdeß lagen die Schiffsleute auf den Knieen und baten Gott Neptun um einen ſichern Hafen. Da legte ſich der Sturm und ein günſtiger Wind trieb ſie in den Port von Mitylene, wo ſie geborgen waren.

Als ſie aber an das Geſtade kamen, ſahen ſie große Feierlichkeiten und feſtliche Freude, denn man begieng den geheiligten Tag Neptuns des Meer-gottes. Die Schiffsleute, die viel Noth und Beſchwerden ausgeſtanden hatten, erhoben ein Freudengeſchrei, da ſie ans Land ſtießen und ſtimmten ein in den Jubel des Inſelvolkes. Da gieng der Schiffspatron hinunter zu Apollonius, der ihn grimmig empfieng und frug: Welcher Jubelſchall hat meine

Ohren beleidigt? Der Schiffspatron antwortete: O Herr, diese Stadt ist erfüllt mit Freuden: das Fest Neptuns wird begangen: freue dich mit uns, daß wir gerettet sind. Da seufzte der König und sprach: Ich vergönne Jedermann seine Freude, aber mich laßt trauern. Nimm zwanzig Goldgülden und begeht dieses Fest nach langen Beschwerden in Lust und Wonne; wer aber mich zu Freuden beruft, dem soll man die Schienbeine zerschlagen. Der Schiffspatron nahm das Gold, kaufte seinem Volk was ihm Noth that zur Begehung der Freudenfeier und ließ den König in seinem Kummer allein.

Athanagoras, der König von Mitylene, kam mit seinem Gefolge in den Hafen, um die eingelaufene Flotte zu beschauen, und als er das Schiff des Königs erblickte, das schöner und größer war als alle die übrigen, erstaunte er über seine Pracht und sprach zu seinen Gefährten: Seht, Freunde, dieses Schiff ist eine Freude zu schauen: nie hab ich ein so herrliches Fahrzeug gesehen. Als die Mannschaft hörte wie ihr Schiff belobt wurde, sprachen sie: O Herr, kommt herein zu uns, und besetzt das Innere dieses Schiffes, denn es ist so schön von innen als außen. Der König trat hinein, ließ sich Alles zeigen, hielt Wirthschaft mit ihnen und schenkte ihnen auch zwanzig Goldgülden, damit sie ihn nicht umsonst geladen hätten. Dann sprach er: Sagt mir doch wer der rechte Herr dieses Schiffes ist und aller der Uebrigen, die mit ihm gelandet sind. Da sprach der Patron: Ihr Herr ist ein reicher König und liegt am Boden dieses Schiffes, denn er hat das Licht der Sonne verschworen, weil ihm sein Weib zur See und seine Tochter in fremden Landen gestorben ist. Da sprach Athanagoras zu einem Knecht, Ardalis geheiß: Ich schenke dir zwei Gulden, wenn du zu ihm gehst und ihn heraufführst. Der Knecht antwortete: Für zwei Gulden kann ich mein Schienbein nicht wieder ganz machen lassen, denn der König hat befohlen, wer ihn zu Freuden berufe, dem solle sein Schienbein zerschlagen werden. Da sprach Athanagoras: Dieß Gesetz hat er mir nicht gemacht: ich will hinunter und sehen ob ich ihn trösten kann.

unterbrach sie mit Seufzen und sprach: Dich hat Gott Mercurius selber gelehrt und mit Künften begabt: komm ich zurück in mein Königreich, so will ich deiner gedenten und dich loskaufen aus dem Hause der Schande. Jetzt aber geh hin, überlaß mich meinen Gedanken und nimm dieß zum Lohn deiner Mühe. Damit wollte er ihr Gold reichen, aber Tharsta sprach: Ich bin nicht gekommen deine Gabe zu verdienen, sondern dich zu trösten und dem Leben wieder zu eignen, denn es ist unrühmlich und unmännlich dem Schmerz zu erliegen. Kannst du aber meine Fragen lösen, die ich dir vorlege, so will ich gehen und dich allein lassen, wenn ich dich nicht erheitern kann. Wiße jedoch, daß es Gott und den Menschen nicht wohlgefällig ist, wie du dich dem Kummer ergeben und Dein selber vergeßen hast.

Der König sah nun wohl, daß er sie nicht verschrecken könne und gedachte: Ich will ihren Willen thun und ihre Rättsel lösen, damit sie mich allein läßt und nicht länger meiner Trauer entzieht. Er richtete also sein Haupt empor, ließ sie neben ihm sitzen und sprach: Wiewohl mir in meinem Leide nichts geziemen mag als Weinen und Stöhnen, so will ich dir doch gestatten deine Rättsel zu sagen, um dir zu zeigen, daß ich deine Kunst und Weisheit zu würdigen und zu erwidern verstehe. Dann aber laß mich allein und raube mir nicht länger den Genuß der Einsamkeit. So höre denn, sprach Tharsta, mein erstes Rättsel; du bist ein König und billig weiser als ich:

Ich kenn ein Haus gar wohl erbaut,
 Das klingt und tönet hell und laut,
 Du hörst von Fern sein rauschen.
 Viel Gäste spielen drin umher:
 Von diesen wirfst du nimmermehr
 Nur einen Ton erlauschen.
 Es wandelt stäts von Ort zu Ort,
 Die Gäste wandeln mit ihm fort:
 Dieß Haus sollst du mir nennen.

Da sprach Apollonius: Damit du siehst, daß ich nicht ge-

prakt habe, so wiſſe, das Haus iſt das Waſer mit ſeinen rauſchenden Wellen und ſeine Gäſte die ſtummen Fiſche, die mit den Wellen ewig von Ort zu Ort wandeln. Doch wundert mich deine Vernunft bei ſo jungen Jahren und dein engliſcher Sinn, den menſchliche Weiſheit nicht begreifen mag. Doch jetzt laß mich und geh. Aber Tharſia legte ihm ein anderes Räthſel vor und ſprach:

Ein Rieſe erwächſt in einem Wald,
 Von hoher, mächtiger Geſtalt,
 Zwar ſtark und ſchön, doch wild und alt;
 Um ihn Genoßen mannigfalt.
 Mit dieſen zieht er auf die Fahrt
 Zu ſchaun der fremden Länder Art:
 Sprich wie der Rieſe ſo gebahrt,
 Daß Niemand ſeine Spur gewahrt.

Wär ich vor Leid nicht krank, ſprach Apollonius, ich wollte deine Räthſel löſen und dir andere vorlegen, die dir unbekannt ſind. Der Rieſe iſt der Maſt- oder Segelbaum auf den Schiffen, die ganz von Holz erbaut ſind: die Winde führen ihn ſchnell dahin auf den Wellen, an vielen Ländern vorbei; doch läßt er keine Spur ſeiner Fahrt zurück. Da ſprach Tharſia:

Von außen glatt, von innen rauch;
 Sie ſtoßen mir in meinen Bauch
 Mit einem Stecken grobes Haar
 Bis ich erfüllt bin ganz und gar.
 Mancher harter Schlag wird mir gegeben,
 Daß ich muß auf und nieder ſchweben
 Ich armer Tropf, wie iſt mir weh:
 O läg ich tief in einem See!

Da erneuſt du mir meine alten Schmerzen, ſprach Apollonius, denn du mahneſt mich an meinen Schwäher, der mich durch das Ballſpiel lieb gewann: denn der Ball iſt die Löſung deines Räthſels. Er iſt von Leder, inwendig mit Haaren gefüllt und wird auf und nieder geſchlagen.

Noch viel andere Fragen beantwortete ihr Apollonius, denn die hohen Gaben der Jungfrau hielten seine Gedanken gefesselt, daß er eine Weile seines Leibes vergaß. Als aber Tharsia merkte, daß er ein Wohlgefallen an ihr habe, meinte sie ihn an das Licht hervorzuziehen, setzte sich auf seinen Schooß, küßte seine Lippen zärtlich und sprach: Höre die Bitten der stehenden Jungfrau und entschließe dich zu leben, denn es wäre Sünde, wenn ein Mann von so hoher Kunst und Vernunft in Trauer vergehen sollte. Es steht bei den Göttern, dir deinen Verlust zu ersetzen: sie können dein Gemahl dir wiederschicken, deine todtgeglaubte Tochter beleben: darum ermanne dich und folge mir.

Bei diesen Worten umschlang sie seinen Leib und wollte ihn mit sich fortziehen; aber Apollonius ergrimmete und stieß sie mit solcher Gewalt von sich, daß sie niedertaumelte und einen schweren Fall wider einen Pfosten that. Ihre Stirne war verletzt, sie wälzte sich in ihrem Blute, jammerte und sprach:

O Gott, Schöpfer und Erhalter, wie verfolgst du mich Unselige; von der Geburt bis zu dieser Stunde häuffst du Trübsal und Noth auf mich Schuldlose: womit hab ich dich beleidigt? Auf stürmischem Meere ward ich geboren, der Augenblick, der mich ins Leben rief war meiner Mutter Tod, ein enger Sarg übergab sie den fühllosen Wellen, der eine königliche Bestattung geziemt hätte. Mein Vater gab mich falschen Freunden zu erziehen, den Gottlosen, die mir nach dem Leben standen, ein niederer Knecht zudte den Dolch über mir, da befreiten mich Seeräuber von dem sichern Tode und verkauften mich hieher in das gemeine, sündliche Leben; durch Jammer und Thränen erhielt ich meine Reinheit, mit blutendem Herzen muß ich Andere froh machen, ein nichtswürdiger Kuppler wucherte mit meinen Künsten und Reizen. Diesem Greis vertraute ich mein Herz, hoffte ihn dem Leben wiederzuschicken und Ungemach und Schmerzen sind mein Lohn. O mein Vater Apollonius, wie hast du mein vergessen! O Tharsia, warum mußt du geboren werden!

Als Apollonius alle diese Wahrzeichen vernahm, that er einen mächtigen Freudenschrei, warf sich zu ihr an den Boden, hob sie auf seinen Schooß und bedeckte sie mit Küffen: O barmherziger Gott, rief er aus, dir sind Himmel und Erde und alle Tiefen der Meere durchschaulich, dein Name werde gepriesen! Mit welcher Freude begabst du mein Alter, da ich die Tochter lebend finde, die ich todt und begraben wähnte! Ein Strom von Thränen unterbrach seine Rede, er küßte und herzte sie und wiegte sie in seinen Armen, um ihren Schmerz zu beschwichtigen. Auch Tharsien durchzuckte die Freude, sie erhob sich und umschlang den wiedergefundenen Vater und hieng an seinem Halse mit Schluchzen und Thränen. Nun will ich nicht sterben, sprach Apollonius, da die Götter unverhofft mich meines Gelübdes entbunden haben. Um deinetwillen entsagte ich dem Leben, um deinetwillen, du Hälfte meiner Seele, gehör ich ihm jezt wieder an. Darauf rief er mit lauter Stimme: Herbei, ihr Diener, und schaut meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, die ich wiedergefunden: die Jungfrau ist es, die ihr sandtet mich zu trösten. Da liefen die Diener und König Athanagoras hinunter zu ihm und fanden ihn weinend vor Freude an dem Halse der Tochter. Da erhob er sich und sprach: Seht hier die Verlorene, schmerzlich Beweinte, um derentwillen ich sterben wollte; jezt aber bin ich dem Leben wiedergegeben.

Da war Niemand, dem seine Augen nicht übergingen vor freudiger Rührung über das Glück des Königs und seiner Tochter. Nun warf Apollonius seine Trauerkleider ab und kleidete sich königlich, in so köstliches Gewand, daß sich Männiglich darüber verwunderte. Da sprachen Alle, die ihn sahen: O Herr, wie gar hat diese Jungfrau deine Bildung und Gestalt, wie gleichen dir ihre Züge! wenn du nicht wüßtest, daß sie deine Tochter sei, so bewiese es euer beider Angesicht: ihr könnt euch nicht verläugnen.

Die Tochter fiel ihrem Vater um den Hals, herzte und küßte ihn zärtlich und sprach: Gelobt sei Gott, dessen Gnade mir die Freude gegönnt hat, dich zu schauen: nun will ich hinfort mit

dir leben, mit dir sterben! Dann erzählte sie ihm nochmals ihre Schicksale und ihre Unfälle, wie sie in das Haus der Schande verkauft worden, und wie sie Gott durch seine Gnade vor dem sündlichen Leben bewahrt und ihre Ehre erhalten habe.

Athnanagoras, der in ihre Liebe entzündet war, besorgte, sie würde einem Andern zu Theil werden, fiel Apollonius zu Füßen und sprach: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der dem Vater seine Tochter wiederschenkte, daß du Tharsien keinem Andern zum Gemahl gebest als mir, denn ich bin ein König gleich dir, sie ist durch mich eine reine Magd geblieben, ich habe sie zu dir geführt, ohne mich hätte sie den Vater nicht wiedergefunden: darum begehrt ich sie zum ehelichen Gemahl. Da sprach Apollonius: Ich kann sie dir nicht weigern, du hast meiner Tochter viel Gutes erzeugt, ich verheirathe sie dir zum Weibe. Doch bitt ich dich vor Allem, daß du mir Recht verschaffest über den gottlosen Frauenwirth.

Da gieng Athnanagoras in die Stadt, berief die Bürger und sprach: Laßt die Stadt nicht verderben um Einen Verworfenen: Apollonius, der König von Antiochien und Tyrus liegt mit einer mächtigen Flotte in unserm Hafen und hat seine Tochter Tharsia in dem Hause des schändlichen Kupplers gefunden, der sie zu Sünden nöthigen und ihren königlichen Leib gemeiner Unzucht Preis geben wollte; doch hat sie ihm mit der Hülfe des allmächtigen Gottes widerstanden. Nun begehrt er Recht über ihn; wo nicht, so zerstört er mit Feuer und Schwert eure Stadt.

Da liefen die Bürger und alles Volk mit Weib und Kindern in Scharen an den Hafen, den König Apollonius zu sehen und seine Barmherzigkeit anzusehen. O Herr, riefen sie, es geschehe was du begehrt. Der Kuppler ward gefangen und gebunden vor den König geführt. Apollonius in königlichem Staat festlich geschmückt, bestieg an der Hand seiner Tochter die Rednerbühne und sprach zu dem Volke: Ihr seht meine Tochter Tharsia, die heute ihrem Vater wiedergegeben ward. Ein schändlicher Kuppler stellte ihrer Ehre nach und sparte kein Mittel ihren reinen

Leib zu beslecken; weder Bitten, noch die erworbenen Schätze konnten sie aus seiner Gewalt befreien. An euch ist es, ihr Recht zu verschaffen.

Da sprachen Alle einstimmig: Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und alle sein Reichthum deiner Tochter zu Theil werden. Tharsia aber berief den Knecht, welchem der Kuppler befohlen hatte, sie zu schänden und sprach: Weil du menschlich warst und meinen Bitten Gehör liehest, schenk ich dir die Freiheit und zweihundert Goldgülden. Auch befreite sie alle die Mägde des Kupplers und beschenkte sie reichlich. Nun sprach Apollonius zu dem Volke: Ich sag euch Dank für die Ehre, die ihr mir und meiner Tochter erzeigt habt und vergesse sie euch mit einer bescheidenen Gabe. Hierauf ließ er funfzig Pfund Goldes unter die Bürger vertheilen.

Wenige Tage darauf gab Apollonius seine Tochter Tharsia dem König Athanagoras zu seinem ehelichen Gemahl zur großen Freude der ganzen Bürgerschaft und in Gegenwart vieler Könige, Fürsten, Grafen und Herren, und vieler schönen Jungfrauen, welche die Hochzeit verherrlichten. An demselben Tage ließen die Bürger von Mitylene eine köstliche Säule auf dem Markt errichten mit der Inschrift: Dem Könige Apollonius und seiner frommen Tochter Tharsia, zum ewigen Gedächtniß ihres reinen Lebens.

Darauf ließ Apollonius seine Schiffe bereiten und fuhr mit der Tochter und seinem Eidam Athanagoras gen Tharsus, Rache zu nehmen an Stranguilio und seinem Weibe. Aber eines Nachts erschien ihm im Traume eine englische Gestalt und befahl ihm, den Göttern dankbar zu sein für die Wiedererwedung der Tochter. Im Tempel der Diana zu Ephesus solle er mit ihr und seinem Eidam das Opfer vollbringen und dann alle seine Schicksale mit lauter Stimme erzählen. Hernach möge er Rache nehmen für seine Tochter.

Sogleich wandten sie ihre Fahrt gen Ephesus und betraten den geweihten Tempel Dianens. Als die Königin Lucina, die noch in diesem Tempel ein priesterliches Leben führte, von der Ankunft

ergriffen die Bürger von Tharsus das böse Weib, schleppten sie vor die Thore und steinigten sie. Doch Stranguilio ward unschuldig befunden und dem Knechte schenkte Tharsia Leben und Freiheit, weil er ihr Zeit gegönnt hatte, zu Gott zu beten. Apollonius beschenkte die Stadt königlich und verweilte drei Monate in ihrer Mitte.

Darauf fuhr er gen Pentapolis zu Archistrates, seinem Schwäher, wo sie mit großen Freuden empfangen wurden. Als der Greis Tochter und Enkelin mit ihrem königlichen Gatten erblickte, ward seine Freude unbeschreiblich groß. Er vermachte ihnen sein Reich, lebte ein ganzes Jahr mit ihnen unter Jubel und Festen und starb in hohem Alter in den Armen seiner Lieben.

Eines Tages ritt Apollonius am Gestade des Meeres und sah den Fischer, welcher seinen Kock mit ihm getheilt hatte. Er ließ ihn fahen und nach dem Palaste führen. Da der Fischer sich von den Kriegern ergriffen sah, währte er es gehe ihm an sein Leben. Apollonius ließ ihn vorführen und sprach: Dieß ist mein Schutzgeist, der mich nach dem Schiffbruche gespeist und gekleidet hat. Dann redete er ihn an und sprach: Ich bin Apollonius von Tyrus, der deiner Wohlthaten nicht vergeßen hat. Darauf ließ er ihm zweihundert Pfund Goldes reichen und machte ihn zu seinem Hofgesinde so lange er lebte. Auch den Elinatus, der ihn vor Antiochus gewarnt hatte, belohnte er für seine Treue und gab ihm eine reiche Grafschaft zu Lehen. Bald gebar ihm sein Weib einen Sohn, dem er Antiochien und Tyrus übergab; Pentapolis und Tharsus überwies er seinem Eidam Athanagoras.

Darnach lebte Apollonius mit seinem Gemahl vier und siebenzig Jahre in Frieden und Seligkeit. Sein Leben ließ er in zwei Büchern beschreiben, wovon das eine im Tempel zu Ephesus niedergelegt, das andere in seinem Schatze bewahrt wurde.

2. Pericles Fürst von Tyrus.

Zur Sagenvergleichung.

Die englischen Kritiker, welche dem Shakspeare dieses Stück entweder ganz absprechen oder ihm nur einen geringen Antheil daran zuschreiben, leiten den Beifall, welcher demselben seit seiner ersten Aufführung auf der englischen Bühne zu Theil ward, von dem großen Interesse der zum Grunde liegenden Geschichte ab und gewiß nicht mit Unrecht, denn wenn wir auch Shakspeare für den Verfasser hielten, so bliebe es doch eins seiner frühesten (?) und schwächsten Werke, und jener Beifall läßt sich kaum anders erklären. Selbst daß sich der Dichter so genau an seine Quelle hielt, deutet darauf, daß sie ihm, wenn auch nur ihrer Popularität willen, ehrwürdig war.

Der Roman von Apollonius ist in alle Sprachen übersetzt worden und die große Menge von Handschriften, Ausgaben und Bearbeitungen desselben, die sich bei allen Nationen finden, verstatet einen Rückschluß auf seinen innern Werth, den wir selbst fast höher anschlagen als den des Schauspiels. Er ward auch unter die deutschen Volksbücher aufgenommen.

Den Bemühungen so ausgezeichneteter Gelehrten wie Belsler, Fabricius, Douce u. A. hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, den Verfasser dieses Romans zu entdecken; doch stimmten Alle bis vor Kurzem darin überein, daß er zuerst im fünften oder sechsten Jahrhundert nach Chr. Geb. griechisch geschrieben wurde. Wie F. Liebrecht (zu Dunlop S. 545) nachweist, wird eine lateinische Uebersetzung schon in einem Bücherverzeichniß des neunten Jahrhunderts aufgeführt. Gottfried von Viterbo, der in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, scheint ihn für bare Geschichte ge-

halten zu haben, denn er erzählt ihn seinem ganzen Inhalte nach in seinem Pantheon oder allgemeinen Chronik als eine Begebenheit, die sich unter der Regierung des dritten Antiochus ereignet habe. Bemerkenswerth ist die Form seiner versificierten Darstellung: zwei aufeinander reimende Hexameter werden von einem Pentameter begleitet. Theils aus Gottfrieds Erzählung theils unmittelbar aus dem griechischen (?) Original scheinen die lateinischen Prosa-Versionen geflossen zu sein, von welchen sich eine in den Gestis Romanorum findet, eine andere, ohne jene zu kennen, Belfer abdrucken ließ, und eine dritte einzeln ohne Jahreszahl und Druckort in den letzten dreißig Jahren des funfzehnten Jahrhunderts erschienen. Diese drei Recensionen weichen nur in Worten, nicht in Thatfachen von einander ab; doch hält Eschenburg die erste für das Vorbild der beiden Andern. Ein altdeutsches Gedicht von Apollonius von Tyrland durch Heinrich von der Neuenstadt (zu Wien) wurde schon um 1400 gedichtet, wahrscheinlich nach den Gest. Rom. Vgl. Hagens und Büchings Grundr. S. 206. Die spätern Bearbeitungen in deutscher Prosa, welche lange Zeit beliebte Volksbücher waren, scheinen aus Gottfried von Biterbos Pantheon geflossen zu sein; wenigstens giebt die Ausgabe zu Augsburg durch Günther Zainer 1471 Fol. und die nach den Proben bei Eschenburg sehr verdorbene zu Straßburg 1516 fl. 4. diese Quelle an. Correcer scheint die von 1556 12., deren wir uns bedienen. Wir haben daraus Tharsiens Lied, offenbar ein altes Meisterlied mit Auf- und Abgesang (der Aufgesang zerfällt in zwei, der Abgesang in drei künstlich gereimte Stollen) getreu übersetzt; doch durften wir dieß nur mit der ersten Strophe des Liedes thun, weil die zweite seltsam genug in der Erzählung fortfährt, was unsere Ansicht, daß hier ein alter Meistergesang eingeschaltet worden, zu bestätigen scheint. Mehr Freiheit glaubten wir uns bei den Rätsheln nehmen zu müssen, die in dem Volksbuch weniger gut behandelt waren. Ein Verzeichniß der Handschriften und Drucke dieses Romans in allen Sprachen findet man bei Douce II. p. 140 sqq.

Auch in England ward der Roman von Apollonius von Tyrus frühzeitig in Versen und Prosa bearbeitet. Der Zeitgenosse Chaucers, John Gower, der in Shakespeares Pericles als Chorus austritt, flocht ihn in dem 8. Buch seiner *Confessio amantis* ein, die schon vor dem Jahre 1332 vollendet war. Sein Gewährsmann ist, wie er selbst angiebt, Gottfried von Viterbo. Dr. Farmer besaß aber ein Fragment eines englischen Gedichts über denselben Gegenstand, das der Handschrift und der Sprache nach älter als Gower schien. In englischer Prosa kam der Roman von Apollonius schon 1510 bei Wynkyn de Worde nach dem Französischen des Robert Copland heraus. Im Jahre 1576 hatte William Howe ein Privilegium für eine Ausgabe dieses Volksromans, von der die 1607 zu London bei Valentin Simmes erschienene Uebersetzung des Lawrence Twine nur ein Wiederabdruck sein soll. Letztere hat Payne Collier in seiner *Shakespeares Library* I. 183 zugleich mit Gowers schon erwähntem Gedichte als Quellen des Pericles abdrucken lassen. Sie führt den Titel: *The patterne of painefull Adventures: containing the most excellent, pleasant and variable Historie of the strange accidents that befell vnto Prince Apollonius, the Lady Lucina his wife and Tharsia his daugther. Wherein the vncertaintie of this world, and the fickle state of mans life are described. Gathered into English by Lavrence Twine Gentlemen. Imprinted at London by Valentine Simmes for the Widow Newman.* Im Uebrigen vergl. man über diesen so allbeliebten und so oft wiederholten Roman Ferd. Wolf *Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur*, Berlin 1859, S. 51 Note 2 und F. Liebrecht *Heidelsb. Jahrb.* 1864 S. 217.

Für Shakespeares nächste Quelle hält man Gowers *Confessio amantis*, weil dieser alte Dichter im Pericles redend eingeführt wird. Allein aus den Notizen der englischen Erklärer, welche sehr häufig Stellen aus dem Volksbuche anführen, ersieht man, daß der Dichter öfters von Gower abwich und sich an jenes hielt, wie denn Go-

wers Darstellung mangelhaft ist.*) Auch ergibt sich aus diesen Stellen, daß das englische Volksbuch mit dem deutschen genau übereinstimmt, und dieß rechtfertigt uns, wenn wir uns zunächst an dieses und die *Gesta Romanorum* hielten. Wir würden uns der letztern allein bedient haben, wenn der Erzählung ein alterthümlicher, volksmäßiger Anstrich, den ihr auch Shakespeare oder Wer der Dichter war durch die Einführung des alten Gomer zu geben beflissen war, nicht überaus wohl anstände; diesen konnte sie aber durch Anschließung an das deutsche Volksbuch am Ungezwungensten erhalten. Auch glaubten wir, die Lieder und Räthsel nach Anleitung des Volksbuchs in Reimen, nicht in Hexametern, geben zu müssen. Eine etwas freiere Behandlung als wir uns sonst erlauben, wird man uns hier, wo wir zwei verschiedene Vorbilder zu vereinigen hatten, zu Gute halten. Doch beschränkten wir uns bei dieser nothwendigen Freiheit auf die Darstellung ohne an Thatfachen willkürlich zu ändern.

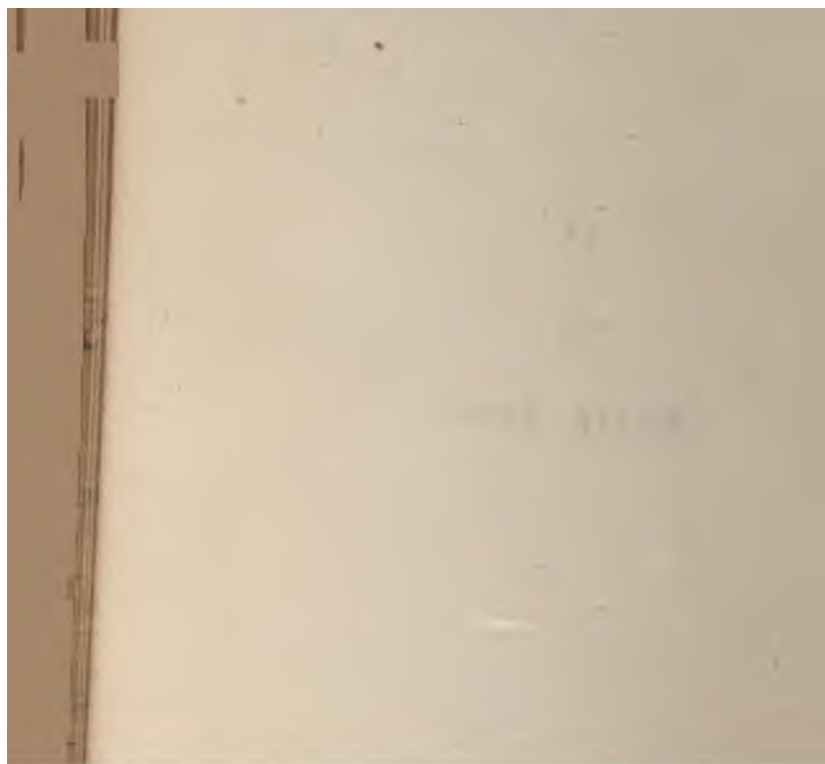
Viel sagenhafte Züge begegnen in unserm Roman, obgleich er schwerlich ganz auf einem Märchen beruht. Die blutschänderische Liebe des Antiochus zu seiner Tochter leitet auch das deutsche Volksbuch von der Helena und Straparolas verwandtes Märchen von dem Mädchen im Schrein ein. Vgl. Valentin Schmidts Märchenaal, S. 115, nebst den Anmerkungen S. 303, und Pentamerone II. 6. (16). Aehnliches in Legenden 3. B. Deutsche Sagen II. S. 182, Fischarts Gargantua Bl. 31a. Doch ist sie hier, namentlich in den Märchen, sehr schön motiviert, während sie im Apollonius ganz unbegründet bleibt. Die Erhaltung Lucinas in dem Kasten erinnert wieder an die Doralicens in dem

*) An die Stelle des Ballspiels, wodurch Apollonius die Gunst des Königs von Pentapolis gewinnt, setzte Shakespeare ein Turnier; es ist nicht nachzuweisen, daß er diese Aenderung irgend einem Vorbilde verdanke. Zweifelhafter ist, ob nicht eine englische Erzählung dieses Romans mit den veränderten Namen vorhanden war, deren Shakespeare sich bediente, etwa die S. 213 erwähnte Novelle des G. Wilkins.

Schrein. Das Räthsel, von dessen Lösung der Besitz der Prinzessin abhängig gemacht wird, ist ein tausendmal wiederkehrender Zug. Der Aufenthalt Tharsiens in dem Hause des Kupplers erscheint ähnlich in vielen kirchlichen Legenden wieder, z. B. in der von der heiligen Agnes, und der Fischer, welcher seinen Rock mit dem schiffbrüchigen Apollonius theilt, ist ganz der heilige Martin. Doch wird dieser Erzählung Poesie und anziehende Erfindung nicht abgesprochen werden können, und gewiß werden uns die Leser für ihre ausführliche Mittheilung Dank wissen.

Schon unter XI. ist bemerkt worden, daß die Wiederfindung Lucinas als Priesterin der Diana zu Ephesus vermuthlich das Vorbild der Erhaltung Hermionens im Wintermärchen war; weit mehr aber erinnert in Shakespeares Irrungen die Erhaltung und Wiederfindung Emiliens, der Aebtissin zu Ephesus, an Apollonius und Pericles, so wie andererseits die Katastrophe der Irrungen mit dem Ausgange der unter XIII. erwähnten Novelle Cinthios große Aehnlichkeit hat. Auch an Hero in Viel Lärmens um Nichts wird man denken.

Das Shakespeare mit Recht oder Unrecht zugeschriebene Schauspiel von Pericles ist späterhin wieder selbst die Quelle einer gleichnamigen Novelle des George Wilkins geworden, welche 1608 zuerst gedruckt wurde, die neuerdings aber Tycho Mommsen wieder auflegen ließ. *Pericles Prince of Tyre. A Novel by George Wilkins, printed in 1608 and founded upon Shakespeares play. Edited by Professor Tycho Mommsen. With a preface by the editor, and an introduction by J. Paine Collier Esq. Oldenburg 1857.* Delius im Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft III, 192 hält Wilkins, den Verfasser der Novelle Pericles, zugleich für den ursprünglichen Verfasser des Dramas Pericles, dessen zweiten Theil Shakespeare für die Kings Players umzuarbeiten unternahm. Uebrigens bezweifelt Mommsen den griechischen Ursprung des Originals, obwohl doch die Abenteuer des Apollonius sehr in der Art der griechischen Romane sind, worin Seefahrten und Seeräuber die größte Rolle spielen. Sonst hät-



1. König Leir.

Nach Holinshed.

Leir, der Sohn Baldubs, wurde Herrscher der Britanner im Jahre der Welt 3105, zu welcher Zeit Joas in Juda regierte. Dieser Leir war ein Prinz von edelm Betragen und Land und Leute befanden sich unter ihm in großem Wohlstande. Er baute die Stadt Caerleir, die jetzt Leiceſter heißt und am Ufer des Sore liegt. Es ist geschrieben, daß er von seiner Gemahlin drei Töchter hatte und weiter keine Nachkommen: ihre Namen waren Gonorilla, Regan und Cordeilla. Diese Töchter liebte er sehr, aber vorzüglich die jüngste, Cordeilla, die er den beiden ältern noch vorzog.

Als dieser Leir zu hohen Jahren gekommen war und das Alter ihn mürrisch machte, gedachte er die Gefinnungen seiner Töchter gegen ihn zu prüfen und die, so er am meisten liebte, zur Nachfolge im Königreiche zu befördern. Er fragte also die älteste, Gonorilla, zuerst, wie sehr sie ihn liebe. Diese rief ihre Götter zu Zeugen an und schwur, daß sie ihn mehr liebe als ihr eigenes Leben, das nach Recht und Vernunft ihr das Theuerste sein müſte. Solche Antwort erfreute den Vater, er wandte sich daher zur zweiten und fragte sie, wie sehr sie ihn liebe, worauf diese, indem sie ihre Worte mit hohen Eiden bekräftigte, versetzte, sie liebe ihn mehr als die Zunge auszudrücken vermöge und weit über alle andern Geschöpfe in der Welt.

Dann rief er seine jüngste Tochter Cordeilla vor sich und fragte sie wie hoch sie ihn halte, worauf sie eine Antwort gab wie folgt: Ich kenne die große Liebe und die väterliche Sorgfalt,

die ihr immer zu mir getragen habt und deshalb kann ich euch nicht anders antworten als wie ich denke und mir mein Gewißen erlaubt. Ich schwöre, daß ich euch immer geliebt habe und daß, so lange ich lebe ich fortfahren werde euch als meinen Herrn Vater zu lieben; wollt ihr mehr von der Liebe wissen, die ich zu euch trage, so seht versichert, daß ihr so viel werth seid wie ihr habt, und so viel lieb ich euch und nicht mehr.

Der Vater war keineswegs mit dieser Antwort zufrieden; er verbeirathete die beiden ältern Töchter, die eine an den Herzog von Cornwall, der Genninus hieß, die andere an den Herzog von Albania, dessen Name Maglanus war, und befahl und verordnete, daß zwischen ihnen, nach seinem Tode, sein Land getheilt werden solle, dessen eine Hälfte er sogleich ihren Händen übergab; für die dritte Tochter Cordeilla aber behielt er sich nichts vor.

Noch trug es sich zu, daß Einer von den Fürsten Galliens (das jetzt Frankreich heißt), dessen Name Aganippus war, von der Schönheit, der Jungfräulichkeit und den guten Eigenschaften genannter Cordeilla Kunde erhielt und sie sich zur Ehe wünschte. Er sandte daher herüber zu ihrem Vater und ließ um sie anhalten. Der Vater gab zur Antwort, daß er seine Tochter haben könne; was aber eine Mitgift oder ein Wittthum angehe, so könne ihr kein solches ausgesetzt werden, da Alles schon ihren Schwestern versprochen und zugesichert sei.

Trotz dieser Antwort, die ihm jede Mitgift für Cordeilla verweigerte, nahm Aganippus sie dennoch zum Weibe, lediglich in Berücksichtigung ihrer selbst und ihrer lebenswürdigen Tugenden. Dieser Aganippus war einer von den zwölf Königen, die zu der Zeit über Gallien herrschten.

Da Lear aber sehr alt wurde, währte es den beiden Herzogen, die seine ältern Töchter gefreit hatten, zu lange bis die Herrschaft über das Land vollends in ihre Hände kam; sie erhoben sich daher gegen ihn in Waffen und beraubten ihn alles Regiments unter Bedingungen, die Zeit seines Lebens gelten sollten. Nach diesen ward ihm eine Summe ausgesetzt, von der er seinen Hof

unterhalten sollte; aber im Fortgange der Zeit ward sie sowohl von Maglanus wie von Hennisus verkürzt.

Der größte Kummer aber, den Lear hatte, war die Schändlichkeit seiner Töchter ansehen zu müssen, denn die schienen zu denken, wie wenig auch ihr Vater bekomme, so sei es immer noch zu viel. So mußte er von einer zur andern ziehen und gerieth in solches Elend, daß er nur noch einen Diener halten konnte. Zuletzt wurde die Schändlichkeit und Unnatürlichkeit seiner Töchter so groß und sie vergaßen so ganz der schönen und gefälligen Worte, die sie in früherer Zeit gebraucht hatten, daß sie ihn zwingen aus dem Lande zu fliehen und nach Gallien zu schiffen, um bei der jüngsten Tochter, bei Cordeilla, die er zuvor gehaßt, einigen Trost zu suchen.

Sobald Cordeilla vernahm, daß er in ärmlichem Zustande angekommen sei, sandte sie ihm zuerst heimlich eine Summe Geldes, daß er sich mit dem Nöthigen versehen und eine Anzahl Diener suchen möge, die ihm in ehrenhafter Weise aufwarteten wie es sich für den Rang, den er einst eingenommen hatte, geziemte. Dann lud sie ihn ein, in dieser Begleitung an den Hof zu kommen, was er that und so freudig, ehrenvoll und freundlich von seiner Tochter und seinem Schwiegersohne Aganippus aufgenommen wurde, daß sein Herz großen Trost gewann. Denn man hätte ihn nicht mehr ehren können, wenn er König des ganzen Landes gewesen wäre. Darauf unterrichtete er seinen Schwiegersohn und seine Tochter, wie seine andern Töchter an ihm gehandelt hätten. Aganippus ließ, um seinen Schwiegervater Lear wieder in sein Reich eingesetzt zu sehen, sogleich eine mächtige Armee zusammenziehen und eine große Flotte ausrüsten, um nach Britannien überzusetzen.

Man kam überein, daß Cordeilla ihren Vater begleiten solle, um von dem Lande Besitz zu nehmen, das er ihr, als seiner rechtmäßigen Erbin, nach seinem Tode zu hinterlassen und alle frühern Vergebungen an seine andern Töchter oder ihre Ehemänner für null und nichtig zu erklären versprach. Als Flotte und Mann-

schaften bereit waren, stach Lear mit seiner Tochter Cordeilla und ihrem Gemahl in See, landete in Britannien, focht mit seinen Freunden und schlug sie in einer Schlacht, in der Maglanus und Henninus umkamen. Lear ward in sein Königreich wieder eingesetzt und beherrschte es noch zwei Jahre lang; dann starb er vierzig Jahre nachdem er zum ersten Male den Thron bestiegen hatte. Sein Leichnam wurde zu Leicester in einem Gewölbe unter dem Canale des Sore unweit der Stadt beigesezt. Cordeilla, seine jüngste Tochter, folgte ihm als Königin von Britannien im Jahre der Welt 3155, vier und funfzig Jahre vor Erbauung Roms. Sie regierte das Land in löblicher Weise fünf Jahre lang, in welcher Zeit ihr Gemahl starb, und dann am Ende dieser fünf Jahre erhuben ihre zwei Neffen, Margan und Cunedag, die Söhne ihrer vorbenannten Schwestern, die es für unwürdig hielten, sich von einem Weibe beherrschen zu lassen, einen Krieg gegen sie, nahmen sie endlich gefangen und warfen sie in einen Kerker, worüber sie solchen Kummer empfand, daß sie, als eine Frau von männlichem Muth in der Verzweiflung an der Wiedererlangung ihrer Freiheit, sich selbst umbrachte.

2. Der Bastard.

Nach Sidneys Arcadia..

Es war im Königreich Galacien; die Kälte war äußerst heftig und plötzlich in einen solchen Sturm ausgeartet, daß kein Winter je ein wilderes Kind geboren hatte. Der Hagel und der übermüthige Wind, der ihnen ins Gesicht blies, zwang die Prinzen einen schützenden Ort zu suchen. Sie gewahrten eine Felsenhöhle und machten sie zu ihrem Schilde gegen die Wuth des Sturmes. Als die Heftigkeit des Wetters nachließ, vernahmen sie die Stimmen von zwei Leuten, die, in der Nähe verborgen, einen seltsamen und höchst mitleidswürdigen Streit führten. Die Fürsten traten hervor, doch so, daß sie ungesehen sehen konnten.

Sie gewahrten einen alten Mann und einen jungen, der kaum das Mannesalter erreicht hatte. Beide waren ärmlich gekleidet und von Wind und Wetter übel zugerichtet; der alte war blind, der junge sein Führer. Aber durch alles dieses Elend sah man in beiden einen Adel, der nicht zu ihrer kümmerlichen Lage paßte. Zuerst sagte der Alte: Wohl denn, Leonatus, wenn ich dich nicht überreden kann mich dahin zu leiten, wo ich meinem Kummer und meinen Leiden ein Ende machen wollte, so laß dich jetzt erbitten mich zu verlassen. Fürchte nichts, mein Unglück kann nicht größer werden als es ist und nichts als Unglück schickt sich für mich. Fürchte nicht die Gefahr meiner blinden Tritte, ich kann nicht tiefer fallen als ich schon gefallen bin. Laß mein Unglück, ich bitte dich, nicht auch auf dich übergehen; flieh, flieh aus dieser schrecklichen Gegend, die nur mir angemessen ist.

Ihrer Vater, sprach der Andre, nimm nicht noch den

letzten Rest meines Glückes von mir: so lang ich dir dienen kann, bin ich noch nicht ganz unglücklich. •

Ach, mein Sohn, sprach er und seufzte, als ob sein Herz brechen wolle, wie wenig verdien ich, solchen Sohn zu haben; wie hebt deine Güte meinen Unwerth hervor!

Diese und ähnliche traurige Reden, die zeigten, daß sie in höherm Stande gelebt hatten, bewogen die Fürsten, auf sie zuzugehen und den Jüngling zu fragen wer sie wären.

Ihr Herren, sprach er mit vielem Anstande, der durch einen edeln Kummer noch erhöht wurde, ich sehe wohl, daß ihr Fremde seid, da ihr unser Unglück nicht kennt, das hier von Jedermann gekannt ist. Unser Zustand ist in der That so, daß wir Mitleid sehr bedürfen, und doch ist uns nichts gefährlicher als uns so weit zu erkennen zu geben, daß wir Mitleid erregen. Eure Gegenwart verheißt uns aber nichts Böses, und thäte sie es auch, so ist unser Zustand längst über alle Furcht hinausgerückt. Der alte Mann, den ich hier führe, war vordem rechtmäßiger Fürst des Landes Baphlagonia: die hartberzige Undankbarkeit eines Sohnes hat ihn nicht allein seines Königreichs, aus dem auswärtige Macht ihn nie hatte vertreiben können, sondern auch des Augenlichts beraubt, eines Gutes, das die Natur den armeligsten Creaturen nicht ver sagt hat. Niedurch und durch andre unnatürliche Behandlung ist er in einen solchen Kummer gebracht, daß er jetzt eben von mir verlangte, ich solle ihn zum Gipfel dieses Felsens leiten, daß er sich von da in den Tod stürze. So wollte er mich, der ich mein Dasein von ihm empfieng, zum Werkzeuge seines Todes machen. Aber edle Ritter, wenn einer von euch einen Vater hat und weiß, welche Gefühle in das Herz eines Sohnes eingegraben sind, so laßt euch durch meine Bitten bewegen, diesen kummervollen Fürsten an einen Ort der Ruhe und Sicherheit zu bringen: unter eueru glorreichen Thaten wird es keine der letzten sein, daß ein König von solcher Macht und solchem Ruhme, der so ungerecht unterdrückt ward, von euch Trost und Hülfe empfieng.

Bevor sie antworten konnten, begann der Vater zu sprechen: Ach mein Sohn, sagte er, wach ein schlechter Erzähler bist du, daß du die Hauptursache der ganzen Begebenheit verschweigst. Mein schändliches Treiben ist es, mein schändliches Treiben, das du verschweigst, um den einzigen Sinn, durch den ich noch vernemen kann, um meine Ohren zu schonen; aber sei versichert, du verkennst mich. Zum Zeugen ruf ich die Sonne an, die ihr da seht (dabei riß er seine blinden Augen auf als ob er das Licht erfassen wollte), ja, ich will mir noch mehr Unglück wünschen als ich mir wünsche, und das ist das Schrecklichste was es giebt, wenn es nicht in Wahrheit das Angenehmste für mich ist, meine Schande zu verkünden. Möge es euch, Ritter, kein böses Vorzeichen sein, daß ihr mit einem Elenden wie ich bin zusammengetroffen seid; hört mich an. Wißet denn zuerst, daß Alles wahr ist, was euch so eben mein Sohn (o Gott, daß die Wahrheit mich zwingt, ihn mit diesem Namen zu entehren) gesagt hat. Aber außerdem ist auch noch das wahr: Von einer Mutter, die fähig war, königliche Kinder zu gebären, hatt ich in gesetzlicher Ehe den Sohn, den ihr hier seht und den euch meine Erzählung noch schätzbarer machen wird. Ich hegte die freudigsten Erwartungen von ihm bis die Zeit kam, wo er sie erfüllen sollte; so lange durst ich keinen Vater um den schönsten Trost der Sterblichkeit, ein anderes Selbst zu hinterlassen, beneiden. Da aber überredete mich ein Bastardsohn (o gewiß, das schlechte Weib, seine Mutter, hat ihn mir untergeschoben), diesen Sohn erst gleichgültig zu behandeln, dann zu haßen, dann zu Grunde zu richten oder wenigstens mein Bestes zu thun um ihn zum Aeußersten zu bringen. Sollt ich euch sagen wie er mich dazu verleitete, so würdet ihr euch entfetzen über so viel giftige Heuchelei, schändlichen Trug, überzuderte Bosheit und versteckten Hochmuth in einem menschlichen Wesen. Ich will nicht davon sprechen: an keine Schlechtigkeit mag ich denken als an meine eigene; wenn ich ihn anklagte, könnte es scheinen als wollte ich mich entschuldigen. Kurz, einigen meiner Knechte, die ich für eben so ruchlos hielt

als ich selbst war, gab ich Befehl, meinen Sohn in den Wald zu führen und zu tödten. Aber diese Mörder hatten mehr Mitleid als ich, sie ließen ihn in das Elend ziehen und schonten seines Lebens. Er wurde Kriegsknecht in einem Nachbarlande und lernte Armut ertragen. Grade als er wegen wichtiger Dienste bedeutend befördert werden sollte, vernahm er wie es mir ergangen war. In blinder Zuneigung zu meinem unnatürlichen Bastardsohne hatte ich mich so von ihm leiten lassen, daß Gnade und Strafe nur von ihm ausgieng und alle wichtigen Plätze und Stellen in den Händen seiner Creaturen waren; wie ich zu Bewußtsein kam, war mir nichts mehr als der Name des Königs übrig. Aber auch den gönnte er mir nicht; mit vielfachen Unwürdigkeiten, wenn ich so nennen darf was mir angethan wurde, vertrieb er mich von meinem Sitze und ließ mir die Augen ausstechen. Dann schickte er mich im Troße auf seine Tyrannei fort, kerkerte mich nicht ein und tödtete mich nicht, sondern erfreute sich an meinem Elende, einem Elende selbstverschuldet wie keins. Wie er aber durch Ungerechtigkeit zur Krone gekommen war, muß er sie auch durch Ungerechtigkeit behaupten, durch den Zwang ausländischer Soldaten in den Burgen, diesen Nestern der Tyrannei, diesen Mördergruben der Freiheit. Die Bürger wurden alle entwaffnet, keiner durfte sich mir günstig zeigen, und die Wahrheit zu sagen, ich glaube, wenige waren es, wenn sie meine Grausamkeit gegen meinen guten Sohn und die thörichte Liebe zu meinem Bastard betrachteten. Hatte das Mitleid über meinen schrecklichen Fall bei irgend Einem noch einen Funken von Pflichttreue erhalten, so wagte er kaum sie so weit zu zeigen, daß er mir Almosen gab, die einzige Quelle meines Lebensunterhaltes: Keiner wagte meine dunkeln Schritte zu leiten. Da eilte dieser mein Sohn herbei um mich zu erhalten. Gott weiß wie er einen glücklichern und tugendhastern Vater verdiente! Er vergaß mein schändliches Unrecht, er achtete keine Gefahr, er gab das Glück, das sich ihm darbot, auf. O was schafft er mir für Sorgen, seine Güte zeigt selbst meinen blinden Augen meine Schlechtigkeit; aber was mich am Meisten befümmt,

für mein verfluchtes Dasein wagt er sein wohlverdientes Glück, sein tugendhaftes Leben. Denn wie Der, der jetzt herrscht, mich auch verachtet und wie guten Grund er auch dazu hat, so wird er sich doch keine Gelegenheit entgehen lassen, Den aus dem Wege zu räumen, dessen rechtmäßige Ansprüche und dessen allbekannte Tugenden einst den Thron der Tyrannei erschüttern könnten. Deshalb hat ich ihn, mich zum Gipfel dieses Felsen zu leiten, in der That, um ihn von der Gesellschaft der Schlange, die ihm beständig Tod droht, zu befreien. Er sah aber was ich wollte, und war, das erste Mal in seinem Leben, mir ungehorsam. Jetzt, Ritter, wißt ihr die Wahrheit; wenn ihr Verdienst ehrt, so verbreitet sie in alle Welt, auf daß mein schändliches Verfahren das Lob seiner kindlichen Liebe werde. Versagt Ihr mir nicht was mein Sohn mir versagt: noch nie hat, der einem Menschen das Leben erhielt, mehr Erbarmen gezeigt als der es mir nehmen wird; meine Leiden werden dann enden und ihr werdet diesen vortrefflichen Jüngling erhalten, der sonst absichtlich in sein Verderben geht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß der alte blinde Mann die Sache auf so rührende Weise erzählt hätte: sie war in sich selbst schrecklich und mitleidenswerth genug, um die Fürsten auf das Heftigste zu bewegen und auf das Eifrigste auf Hülfe für die Unglücklichen sinnen zu lassen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. In demselben Augenblicke sprengte Plexirtus, der Bastard, mit vierzig Reitern heran, um seinen Bruder zu morden, von dessen Aufenthalte ihm Kunde gekommen war. Damit sich nicht das Frühere wiederhole, kam er selbst, um mit Augen zu sehen und mit zu handeln. Daß zwei Ritter bei seinem Bruder standen, achtete er nicht: er befahl seinem Gefolge, mit ihm seinen Bruder zu tödten. Aber der junge Fürst glaubte sich selbst nicht verathen zu dürfen, und obgleich er keine andere Waffe als ein Schwert hatte, warf er den Ersten, der ihn angriff, so schnell nieder, daß die Andern vorsichtiger wurden. Die fremden Fürsten, Pyrocles und Musidorus, hielten sich für verpflichtet, Partei

Andere liebten und immer lieben wollten? Die beiden ältern bejahten dieß unter hohen und theuern Schwüren, die jüngste und klügste aber sagte ihm offen und ohne Schmeichelei, sie schätze und verehere ihn zwar so sehr als die Natur und Kindespflicht nur gebieten könne, und werde dieß thun so lange sie lebe; sie glaube aber, es müsse eine Zeit kommen, wo sie 'einen Andern zärtlicher lieben werde als ihn. Hierunter verstand sie ihren künftigen Gatten, dem sie nach Gottes Gebot zu folgen und Vater, Mutter und Brüder um feinetwillen zu lassen schuldig sei." Auch diese Wendung ist Shakspeare nicht fremd:

Was nahmen meine Schwestern Männer, wenn sie euch
Nur lieben? Nein, wenn ich mich je verbinde,
Empfängt der Mann, der meinen Schwur empfängt,
Halb auch mein Herz, halb meine Pflicht und Sorgfalt.
Nie werd ich mich vermählen so wie sie
Nur euch allein zu lieben.

Camdens Buch war kurz vor 1605, wo der zweite Lear gedichtet ist, erschienen, und Malone glaubt daher, dem Dichter habe diese Erzählung bei Cordeliens Antwort vorgeschwebt. Man kann dieß weder verneinen noch bejahen, doch wird man Shakspeare wohl zutrauen müssen, er habe diese Antwort selbst erfinden können. Darum können wir auch mit Steevens nicht annehmen, daß er aus dem Buche The mirror of Magistrates 1587 das Benehmen Oswalds entlehnt habe.

Die englischen Gesta Romanorum enthalten c. 21 (Gräße II. 227) eine hieher gehörige Geschichte, die vermuthlich die Quelle Monmouths war, der seine fabelhafte Chronik mit beliebigen Märchen ausschmückte. Zwar sind die Gesta Romanorum später gesammelt als Monmouth schrieb oder vielmehr dichtete; aber das hier mitzutheilende Märchen ist offenbar weit älter als die Sammlung:

Theodosius, ein mächtiger Kaiser von Rom, hatte drei Töchter. Einst fragte er sie wie sehr sie ihn liebten? Die älteste sagte: Mehr als mich selbst; die zweite: Wie mich selbst;

die dritte: So viel als ihr werth seid und nicht mehr. Hierauf vermählte er die erste einem Könige, die zweite einem Herzoge, die dritte einem Grafen. Nun geschah es, daß der Kaiser dem Könige von Egypten eine Schlacht lieferte, und der König vertrieb den Kaiser aus seinem Reiche, so daß er nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte. In dieser Noth wandte er sich an seine älteste Tochter und bat sie um Hülfe. Diese berieth sich mit dem Könige, ihrem Gemahl, welcher dem Kaiser mit einem großen Kriegsheer zu Hülfe kommen wollte. Aber die Tochter meinte, es werde genügen, ihm fünf Ritter zu schicken, die ihm in der Verbannung von seinem Reiche Gesellschaft leisteten, und so geschah es. Als dieß der Kaiser vernahm, ward er sehr leidmüthig, denn er hatte allen seinen Trost auf diese älteste Tochter gesetzt, weil sie versichert hatte, sie liebe ihn mehr als sich selbst. Nun wandte er sich an die zweite, die gesagt hatte, sie liebe ihn wie sich selbst, und bat sie, ihm zu helfen. Diese that aber nichts als ihm Speise und Trank und anständige Kleidung schicken. Da entschloß er sich auch die dritte zu versuchen, bat sie um Hülfe und erzählte ihr, wie ihre Schwestern ihn abgefunden hätten. Da wandte sich die dritte Tochter, die ihren Vater nach seinem Werth liebte, an ihren Gemahl und bat ihn, ihr in dieser großen Noth beizustehen: ihr Vater sei aus seinem Reich und Erbe vertrieben. Und was soll ich dazu thun? fragte der Graf. Eiligt ein mächtiges Kriegsheer aufbringen, antwortete die Tochter, und ihm beistehen gegen seine Feinde. Das that der Graf und trug den Sieg davon und setzte den Kaiser wieder in sein Erbreich ein. Da sprach der Kaiser: Die Stunde sei gesegnet, die mir meine jüngste Tochter schenkte. Ich liebte sie weniger als ihre Schwestern und nun hat sie mir in der Noth geholfen, wo mich die Andern verließen: darum soll ihr auch nach meinem Tode das Reich zu Theil werden.

In Paulis Schimpf und Ernst enthält das 435. Cap. eine verwandte Erzählung von einem reichen Manne, der seinen drei Töchtern all sein Gut übergab und das erste Jahr auch wohl von ihnen gehalten wurde; im zweiten aber, wenn er zu einer Tochter

öfter kam als zu den andern, sprach sie: Vater, ihr liegt mir stets auf dem Halse: geht auch zu den andern: sie haben ebensoviel empfangen als ich. Der gute Vater sah wohl, daß er unwerth geworden sei und berieth sich mit einem Bürger, der ihm einen alten Trog voll Sand und Steine gab: den ließ er in sein Haus tragen und sprach zu der Tochter, sie sollt ihm ein Bierlein (Simri = Mäßlein) und drei Lichter leihen: er hätt etwas zu rechnen. Da saß der Vater die halbe Nacht und klingelte als obs Gulden wären. Morgens ließ er mit Fleiß eine böhmische Münze in dem Schffel und gab ihn der Tochter. Da sprach sie: Vater, ihr habt nächten gellingelt als ob ihr Gulden zähltet: ich hab es wohl gehört. Er sprach: Ich hab in einem Trog mir noch selber Geld behalten, und welche von euch mir am Freundlichsten thut, der will ich es lassen. Da sie das hörten, da wollt ihn eine Jegliche haben und kriegten um ihn: so ward er wohl gehalten. Und da er sterben sollte und sie meinten, es wär kein Bleibens mehr da, giengen sie über den Trog: da lag Sand und Steine darin, und ein Kolben; daran stand geschrieben in englischer Sprache: Rund und zu wissen, daß man den erschlagen soll mit dem Kolben, der seinen Kindern soviel giebt, daß er selber darben muß. Da sahen sie einander an und schämten sich. Vgl. die Varianten in Osterleys Ausgabe S. 435. Ausführlicher aber abweichend ist dieß erzählt in dem mittelhochd. Geschichte Rüdgers des Hunthovers, das B. d. Hagen Gesamtab. II. 49 (unter dem Titel der Schlegel) mittheilt. Hier sind es aber zwei Töchter und drei Söhne; statt des alten Trogs erscheint eine große eisenbeschlagene mit fünf Schließern versehene Kiste, an welcher zwanzig Mann zu tragen haben. Die Rußanwendung bleibt dieselbe. Kräftiger drückt sie der Volkspruch aus:

Wer seinen Kindern giebt das Brot,
Und leidet selber dabei Noth,
Den schlägt man mit dieser Keule todt.

Mit dieser Inschrift hieng eine Keule am Stadthor mehrerer schlesischen und sächsischen Städte; in Osnabrück steht sie in niederdeutscher Sprache vor einem Hause; in England aber hieng nach Zeitschr.

267

VI. 72 hinter dem Kirchenthor der heilige Hammer (the holy mawle), womit der Sohn den 70jährigen untüchtigen Vater erschlagen mochte, und an dem Kirchenportal zu Großenlinden ist unter vielen andern abgeschafften, vom Christenthum überwundenen und vor die Kirche verwiesenen Heidenthümern auch dieß Tödten der lebensmüden Greise mittels des Hammers, hier aber durch den Priester vollzogen, dargestellt. Vgl. Bonner Windelmannsprogramm vom J. 1859. Der Hammer Thors, auf welchen schon Grimm a. a. O. die Erzählung vom Kolben oder Schlegel zurückgeführt hat, vergleicht sich dem Sper Odins, mit dem sich strohtodscheue Greise zeichnen ließen, weil nur Wundtödten Walhall offen stand. Vgl. Handb. der d. Mythologie S. 233 (S. 79). Man darf auch vermuthen, daß jene deutschen Stadthore an die Stelle älterer dem Donar gewidmeter Heidentempel getreten sind. Die Erzählung in Schimpf und Ernst scheint aber nach der Inschrift auf dem Kolben englischen Ursprungs, was einen Zusammenhang mit dem dortigen Gebrauch des heiligen Hammers nicht unwahrscheinlich macht.

In der Fassung wie die Sage bei Shakspeare und seinen nächsten Quellen erscheint, ist von Hammer, Kolben oder Schlegel keine Rede so wenig als in dem Grimmschen Kindermärchen Nr. 179, wo die älteste Königstochter ihren Vater so lieb hat wie den süßesten Zucker, die mittlere so lieb wie ihr schönstes Kleid, während die jüngste ihre Liebe mit nichts zu vergleichen weiß, weil aber der Vater ein Gleichniß verlangt, gezwungen sagt: Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum hab ich den Vater so lieb wie Salz. Der erzürnte Vater theilt darauf das Reich unter die beiden ältesten und läßt der jüngsten einen Sack mit Salz auf den Rücken binden. Offenbar gehört hiezu der fehlende Ausgang, daß der von den beiden ältern Töchtern vertriebene König in einer Hütte die Gastfreiheit der jüngsten Tochter in Anspruch nimmt, die ihn wohl erkennt, von ihm aber nicht erkannt wird. Sie bewirtheht ihn mit einer köstlichen Speise ohne Salz, über deren Unschmackhaftigkeit der Gast Klage fühlet,

zitat geprüft

was dann die Wiedererkennung und damit auch die Rechtfertigung der Tochter herbeiführt, ähnlich wie Karl der Gr. seine verbannte Tochter Emma an seiner Lieblingspeiße wiedererkennt, wie das vielfach erzählt wird. Der hier vermifste Ausgang findet sich nun wirklich in Ernst Meiers deutschen Volksmärchen in Schwaben S. 99 und in der spanischen Volksromanze *la hija minor*, welche Ferd. Wolf Proben Portugiesischer und spanischer Volksromanzen, Wien 1856 S. 46 (Sitzungsberichte der phil. und hist. Classe XX.) mittheilt; doch hat ihn Reinhold Köhler Weimariſche Beiträge 1865 auch in *M. Mila y Fontanals observaciones sobre la poesia popular*, Barcelona 1853 S. 131, nachgewiesen. Damit vgl. man die mährische Romanze bei Wenzig Westflaw. Märchenschatz: Die drei Töchter, wo die jüngste Tochter, welche die geringste Mitgift erhalten hat, sich des Vaters annimmt, den die beiden ältern auf Strid und Bettelſack verwiesen haben.) Dagegen ſind es bei Luzel (*Gwerziou Breiz-Izel Chants populaires de la Basse Bretagne I.* 1868) wieder drei Königstöchter, von denen die jüngste, durch den Vater verjagt und enterbt, ihm dennoch, als er von einer Krankheit nur durch jungfräuliche Milch geheilt werden kann und die zwei ältern Schwestern ihn zurückweiſen, das Leben zu retten ſucht und dabei das ihrige verliert, obgleich ſie es durch ein Mirakel wiedererhält. Vgl. Liebrecht G. g. A. 1869 S. 521 ff.

In dem neuen König Lear erinnert das Betragen der beiden ältern Töchter und ihre Wahlverwandtschaft mit Edmund an die beiden Töchter des Servius Tullius, von welchen die gute dem böſen und die böſe dem guten Tarquinius vermählt ward bis die guten weggeſchaft wurden und die böſen ſich zuſammengeſellten. Am Meiften tritt dieſe Aehnlichkeit im Verhältniß Gonerils zu Albanien hervor: er iſt der gute Tarquinius, der die böſe Tullia gefreit hat; ſie will ihn aber aus dem Wege räumen, nicht um des böſen Manns ihrer Schwefter, ſondern des böſern Edmunds willen. Die Erzählung des Livius konnte dem Dichter nicht unbekannt ſein.



XVI.

3u

Macbeth.

•
11. 11. 11.

1

-

1. Macbeth.

Nach Holinshed.

Die Erbllichkeit der Krone war von Edeln und Gemeinen bei der Thronbesteigung König Malcolmes von Neuem ausgesprochen und bestätigt worden. Es folgte diesem daher sein Enkel Duncane, der Sohn seiner Tochter Beatrice, denn Malcolme hinterließ keine Söhne und nur zwei Töchter, von denen die eine diese Beatrice war, die den Abbanath Crinen geheirathet hatte, einen Mann von hohem Adel, der Thane der Inseln und der westlichen Theile von Schottland war und mit ihr den schon genannten Duncane zeugte. Die andere, Doada, heirathete Sinell, den Thane von Glamis, mit dem sie den Macbeth erzeugte, einen kräftigen Ritter, den man gewiß für den würdigsten Regenten gehalten haben würde, wenn seine Natur nicht eine so starke Neigung zur Grausamkeit gehabt hätte. Auf der andern Seite war Duncane von Natur so sanft und milde, daß Jedermann wünschte, die Neigungen und Sitten dieser beiden Bettern möchten durch wechselseitige Ausgleichung, der Sanftmuth von der einen und der Grausamkeit von der andern Seite, sich mäßigen, und die Tugend, welche zwischen diesen Gemüthsstimmungen in der Mitte liegt, beiden in gleichem Maße zu Theil werden: dann würde sich Duncane als ein würdiger König und Macbeth als ein ausgezeichnete Feldherr erwiesen haben. Der Anfang von Duncanes Regierung war still und friedlich, ohne irgend bemerkenswerthe Vorfälle; sobald man aber sah wie nachlässig er in der Bestrafung von Unruhestiftern war, nahmen unruhige Köpfe Gelegenheit den Frieden und glücklichen Zustand des Staats durch auführerische Bewegungen zu stören. Dieß sieng also an: Banquo,

der Thane von Lochquhaber, von dem das Haus der Stuarts abstammt, das nun der Erbfolge nach seit langer Zeit die Krone von Schottland besessen und bis auf diese unsere Tage besitzt, wurde, als er die dem Könige schuldigen Gelder einzog und weiter auch die offenkundigen Aufrührer etwas hart bestrafte, von einer Anzahl im Lande ansässiger Rebellen überfallen und alles Geldes und sonstigen Besitzes beraubt, so daß er kaum noch mit dem Leben davonkam, nachdem er mehrere schwere Wunden empfangen hatte. Doch entkam er ihnen, und nachdem er sich von seinen Wunden soweit erholt hatte, daß er zu Pferde sitzen konnte, erschien er wieder am Hofe, brachte dem Könige seine Klagen in der ernstesten Weise vor, und erlangte soviel, daß ein gewappneter Constabler abgeschickt wurde die Rebellen aufzufordern, daß sie erscheinen und sich gegen die Anklage vertheidigen sollten; sie aber vermehrten ihre schändlichen Handlungen durch eine noch verrücktere That und nachdem sie sich an dem Boten mit Worten vielfach vergrißen, endigten sie damit, ihn zu erschlagen.

Da sie nicht zweifeln durften, daß für ein so übermüthiges Verfahren gegen des Königs oberherrliches Ansehen dieser sie mit aller Macht, die ihm zu Gebote stände, angreifen würde, so stiftete Macdowald, ein unter ihnen hochgeachteter Mann, zuerst eine Verbrüderung unter seinen nächsten Freunden und Verwandten und warf sich dann zum Oberbefehlshaber aller Rebellen auf, die gegen den König zu sechten gesonnen wären, um sich wegen der neulich begangenen Thathandlungen gegen ihn zu vertheidigen. Dieser Macdowald stieß auch viel unglimpfliche Worte und Spottreden gegen den König aus und nannte ihn ein schwachköpfiges Milchgesicht: er sei wohl fähig, eine Anzahl einfältiger Mönche in einem Kloster, aber nicht solch kräftige und kühne Kriegsmänner, wie die Schotten wären, zu regieren. Dabei bediente er sich seiner Ueberredungskünste und solcher künstlichen Lockmittel, daß er in kurzer Zeit eine mächtige Zahl von Leuten zusammengebracht hatte. Denn von den westlichen Inseln kam eine große Menge Volks zu ihm, um ihn in dieser Rebellion zu unterstützen, und aus Irland

kam in Hoffnung auf Raub keine kleine Anzahl von Kernen und Galloglassen, die sich kühnlich anboten ihm zu dienen, wohin sie zu leiten ihm beliebten möge.

Als Macdowald eine so mächtige Mannschaft um sich versammelt sah, stieß er auf die königlichen Truppen, welche gegen ihn nach Lochquhaber gesandt waren, schlug sie, nahm ihren Anführer Malcolme gefangen und ließ ihm, als die Schlacht beendigt war, das Haupt abschlagen. Als dem König dieser Verlust gemeldet wurde, gerieth er wegen seiner geringen Erfahrung in Kriegsangelegenheiten in die seltsamste Furcht: er berief daher seine Edeln zu einer Versammlung und fragte sie um ihren besten Rath bei der Unterwerfung Macdowalds und der übrigen Rebellen. Hier zeigten sich nun, wie es immer geht, in vielen Köpfen viele Meinungen und Jeder brachte die seine mit so viel Kunst vor als er besaß. Zuletzt sprach Macbeth viel gegen des Königs Güte und übermäßige Langmuth bei der Bestrafung von Verbrechern, wodurch er ihnen Zeit gegeben habe sich zusammenzurotten, versprach aber trotz dem, wenn man ihm und Banquo den Oberbefehl anvertrauen wolle, die Rebellen binnen Kurzem zu schlagen und gänzlich niederzuwerfen, und zwar so daß auch nicht Einer übrig bleiben sollte, der fähig sei Widerstand zu leisten.

Und so kam es auch. Denn als er mit einem neuen Heere vorrückte und in Lochquhaber ankam, setzte der Ruf von seinem Andringen die Feinde so in Furcht, daß ein großer Theil derselben ihren Hauptmann Macdowald heimlich verließ; dieser lieferte aber, trotz seiner Ohnmacht, mit dem Ueberreste, der ihm geblieben war, dem Macbeth eine Schlacht. Er wurde gänzlich geschlagen und floh in ein Schloß, in welches er sein Weib und seine Kinder schon früher gebracht hatte, und da er zuletzt sah, daß er den Platz nicht länger gegen seine Feinde vertheidigen könne, erschlug er erst sein Weib und seine Kinder und dann sich selbst, weil man ihn, wenn er sich ergeben hätte, Andern zum Beispiel, höchst grausamer Weise hingerichtet haben würde. Macbeth drang durch die Thore, welche nun geöffnet wurden, in das Castell ein und

fand den Leichnam des entleibten Macdowald unter andern Leichen am Boden liegen; aber dieser jämmerliche Anblick besänftigte seine grausame Natur nicht: er ließ dem Anführer der Rebellen das Haupt abschlagen, es auf einen Pfahl stecken und schickte es als ein Geschenk an den König, der damals zu Bertha sein Hoflager hielt. Den kopflosen Kumpf ließ er an einen hohen Galgen knüpfen.

Die von den westlichen Inseln, welche um Verzeihung baten, daß sie Macdowald bei seinem verrätherischen Unternehmen unterstützt hatten, strafte er um große Summen Geldes und die, welche er in Lochquhaber mit den Waffen in der Hand antraf, ließ er hinrichten. Darüber faßten die Inselbewohner einen tödlichen Haß gegen ihn und nannten ihn einen Meineidigen, einen blutgierigen Tyrannen und einen grausamen Mörder derer, welchen des Königs Gnade das Leben geschenkt habe. Macbeth, den solche Worte zum wüthendsten Zorne aufreizten, würde mit einem Heere nach den Inseln hinüber gegangen sein, um sich an ihnen wegen ihrer freien Reden zu rächen, wenn nicht einige Freunde ihn eines Andern beredet und die Insulaner ihn mit Geschenken besänftigt hätten, um seinen Zorn zu vermeiden. So wurde durch Macbeths kräftige Mittel Recht und Gerechtigkeit wieder in den alten, gewohnten Lauf hergestellt.

Unmittelbar darauf kam Bottschaft, daß Sueno, König von Norwegen, mit einer mächtigen Armee in Fife gelandet sei, um sich das ganze Königreich Schottland zu unterwerfen. Dieser Sueno war ein Bruder Haralds und Canuts und wollte den Tod seines Oheims Camus und anderer Dänen, die zu Barre, Crowdane und Gemmer gefallen waren, rächen. Seine Grausamkeit war so groß, daß er nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind, kein Alter, keinen Rang oder Stand verschonte. Als König Duncan dieses vernahm, schob er alle Vergnüglichkeiten der Muße und des Wohllebens bei Seite und begann in rascher Weise ein Heer zu sammeln wie ein gar tüchtiger Feldherr: denn oft trägt es sich zu, daß ein träger, unmuthiger und langjamer Mann,

wenn die Nothwendigkeit ihn bedrängt, plötzlich tapfer und thätig wird. Als nun seine ganze Macht beisammen war, theilte er sie in drei Treffen. Das erste ward von Macbeth geführt, das zweite von Banquo und der König selbst befehligte ein Mitteltreffen oder Centrum, wohin er den größten Theil des noch übrigen schottischen Adels stellte um seine Person zu schützen und zu begleiten.

Das Heer der Schotten kam in dieser Ordnung nach Culros, wo sie auf die Feinde stießen und nach einer langen und blutigen Schlacht blieb Sueno siegreich, Duncane aber mit seinen Schotten wurde geschlagen. Indes waren doch auch die Dänen durch diese Schlacht so geschwächt, daß sie ihre Feinde nicht weit zu verfolgen vermochten: sie hielten sich die ganze Nacht in Schlachtordnung, weil sie fürchteten, daß die Schotten sich wieder sammeln, einen Vortheil ersehen und sie angreifen möchten. Am andern Morgen, als sie das Feld überschauen konnten und gewahrten, daß weit und breit kein Feind mehr zu erblicken sei, sammelten sie die Beute und theilten sie unter sich nach dem Kriegsgesetze. Dann ward auf Befehl Suenos verordnet, daß die Soldaten von nun an Niemanden mehr mißhandeln sollten, ausgenommen solche, die sie mit den Waffen in der Hand betrafen und die Widerstand leisten wollten: denn er hoffte jetzt ohne ferneres Blutvergießen das Reich in Besitz zu nehmen.

Als aber Nachricht kam, daß Duncane nach dem Schloße von Bertha geflohen sei und daß Macbeth ein neues Heer sammle, um sich dem Einfalle der Dänen zu widersetzen, ließ Sueno sein Lager abbrechen, rückte vor besagtes Schloß und legte sein Heer rund um dasselbe herum. Duncane, der sich so von seinen Feinden eingeschlossen sah, sandte auf Banquos Rath einen heimlichen Boten an Macbeth und befahl ihm, bis auf weitere Nachricht in Inchuthill zu warten. In der Zwischenzeit ließ sich Duncane mit Sueno in trügerische Unterhandlungen ein als ob er ihm die Burg unter gewissen Bedingungen überliefern wolle, und dieß that er um Zeit zu gewinnen und um seine Feinde ganz sorglos zu

machen bis er sich seine Zeit ersehen könne. Zuletzt, als er sie so weit gebracht hatte, daß sie kaum noch Wachen aufstellten, erbot er sich, ihnen eine Menge von Lebensmitteln vom Schloße in das Lager zu schicken, welches Anerbieten die Dänen freundlich annahmen, denn sie waren schon längere Zeit in großer Noth.

Die Schotten nahmen hierauf den Saft von Meliswortsbeeren und mischten ihn in ihr Bier und Brot, das sie so zubereitet und gewürzt in großem Ueberflusse ihren Feinden zuschickten. Diese, erfreut daß sie endlich Speise und Trank in hinreichender Menge hatten, fielen so gierig über beides her, daß sie zu wetteifern schienen, wer sich am Besten vollstopfen und das Meiste verschlingen würde. Nun blieb aber auch die Wirkung der Beeren nicht lange aus: sie ergoß sich durch alle Theile ihres Körpers und senkte sie in einen so festen Schlaf, daß es in aller Weise unmöglich war, sie zu erwecken. Da sandte Duncane schnell zu Macbeth und befahl ihm eiligst heranzurücken und die Feinde anzugreifen, die er jetzt leicht würde überfallen können. Macbeth zögerte nicht, kam mit seinem Volke an die Stelle, wo die Feinde gelagert waren, tödtete zuerst die Wache, kam sodann in das Lager und richtete ohne den mindesten Widerstand nach allen Seiten solche Verwüstungen an, daß es furchtbar anzusehen war. Denn die Dänen schliefen so fest, daß der größte Theil erschlagen wurde und nicht einmal aufwachte; Andere, die durch den Lärm oder auf sonst eine Weise erweckt wurden, waren beim Erwachen so schwerköpfig und betäubt, daß sie nicht fähig waren, den mindesten Widerstand zu leisten: so daß von der ganzen Anzahl allein Sueno mit zehn Andern entkam, durch deren Hülfe er zu seinen Schiffen gelangte, die in der Mündung des Laie vor Anker lagen.

Da die meisten Seeleute in das Lager geeilt waren, als sie vernommen hatten welch eine Menge von Lebensmitteln dort angekommen sei, so hatten sie da ihr Leben verloren und Sueno war nur im Stande ein einziges Schiff zu bemannen, auf welchem er nach Norwegen heimkehrte und den Tag verfluchte, an dem er dieß Unternehmen begonnen hatte. Die Schiffe, welche er

zurückließ, wurden nach drei Tagen von einem heftigen Sturme so aneinander geworfen, daß sie versanken und sie liegen noch all dort zur großen Gefahr anderer Schiffe, die sich dieser Küste nähern, denn wenn die Flut kommt, bedeckt sie das Meer, aber bei der Rückkehr der Ebbe erscheint ein Theil derselben über dem Wasser. Der Ort, wo die Schiffe liegen, wird jetzt die Dünen von Drownelaw genannt.

Dieser Verlust war Sueno und seinen Dänen so empfindlich, daß noch lange Zeit nachher in Norwegen Niemand zum Ritter geschlagen wurde, der nicht vorher geschworen hatte, die Ermordung seiner Landsleute und Verwandten an den Schotten zu rächen. Die Schotten sammelten nach einem so bedeutenden Siege zuvörderst die Beute und theilten sie; dann ordneten sie feierliche Processionen im ganzen Reiche an und dankten Gott für einen so vollkommenen Sieg über ihre Feinde. Während aber das Volk so mit Feierlichkeiten beschäftigt war, lief Nachricht ein, daß eine neue dänische Flotte bei Ringcorne gelandet sei, die König Canute von England sende, um die Niederlage seines Bruders Sueno zu rächen. Um diesen Feinden, die schon gelandet waren und das Land verwüsteten, zu widerstehen, rückten Macbeth und Banquo, versehen mit des Königs Vollmacht, an der Spitze hinlänglicher Mannschaft aus, trafen mit den Dänen zusammen, erschlugen einen Theil derselben und trieben die andern zu den Schiffen zurück. Die entkamen und wieder zu ihren Schiffen gelangten, erhielten für eine große Summe Geldes von Macbeth die Erlaubniß, ihre in dem letzten Treffen erschlagenen Freunde auf der St. Colmes-Insel begraben zu dürfen.

Es ward auch zur selbigen Zeit ein Friede zwischen Schotten und Dänen geschlossen und wie einige sagen in folgender Weise ratificiert: es sollten in Zukunft die Dänen nie wieder nach Schottland kommen, oder in irgend einer Art und Weise Krieg gegen die Schotten unternehmen. Und dieß sind die Kriege, welche Duncane mit auswärtigen Feinden bis zum siebenten Jahre seiner Regierung führte.

traute und unter denen Banquo der vorzüglichste war, seine Absichten mit und im Vertrauen auf ihren Beistand ermordete er den König zu Inverness, oder, wie andre sagen, zu Botgoshane, im sechsten Jahre seiner Regierung.

Dann umgab er sich mit den Leuten, auf die er sich am Meisten verlassen konnte und ließ sich zum Könige ausrufen, worauf er eilig nach Scone zog und ohne Widerspruch in der üblichen Weise mit der Königswürde bekleidet wurde.

Malcolme Cammore und Donald Blane, die beiden Söhne Duncanes, fürchteten, daß Macbeth, um sich den Besitz des Thrones zu sichern, ihrem Leben nachstellen möchte und flohen nach Cumberland, wo Malcolme blieb bis der heilige Edward, der Sohn König Ethelreds, England den Dänen wieder entriß hatte. Dieser nahm ihn dann in seinen Schutz und sorgte für seinen standesmäßigen Unterhalt. Donald Blane, sein Bruder, floh nach Irland und wurde vom Könige des Landes mit großer Liebe behandelt.

Macbeth suchte nach der Abreise der beiden Prinzen sich die Gunst der schottischen Edeln und Ritter durch große Freigebigkeit zu gewinnen, und als er sich im friedlichen Besitze des Thrones sah, begann er die Gesetze zu reformieren und alle Unregelmäßigkeiten und Mißbräuche, die sich unter dem schwachen und trägen König Duncane in die Verwaltung eingeschlichen hatten, auszurotten. Er befreite das Land auf viele Jahre von allen Räubern und verfuhr hiebei so ohne Ansehen der Person, daß er selbst viele Thane, wie die von Cathnes, Sutherland, Stranaverne und Ros, und den Beherrscher von Galloway, Macgill, hinrichten ließ. Dagegen beschützte er die Kirche und die Geistlichen auf das Sorgsamste und wurde, um kurz zu sein, wie der Vertheidiger und Schild jedes Unschuldigen angesehen. Er erließ auch viele gute Gesetze und regierte zehn Jahre lang das Reich mit der größten Klugheit und Gerechtigkeit.

Aber dieser Schein von Billigkeit und Eifer für das allgemeine Beste war nur erheuchelt; er sollte nur die Gunst des

Volkes gewinnen helfen. Tyrannen sind immer mißtrauisch, sie fürchten immer, daß Andere sie ihrer Macht durch dieselben unrechtmäßigen Mittel berauben werden, durch welche sie selbst sie erlangt haben. Sobald Macbeth irgend Pläne gegen sich gewahrte, verhehlte er seine Neigungen nicht länger, sondern übte und gestattete jede Art von Grausamkeit: die Worte der drei Schicksalsschweflern lagen ihm beständig in Gedanken. Sie hatten ihm das Königreich versprochen und er besaß es; aber sie hatten es auch der Nachkommenschaft Banquhos versprochen und diese Prophezeiung konnte auf gleiche Weise in Erfüllung gehen.

Um Dem zuvor zu kommen, beschloß er, Banquho und seinen Sohn zu ermorden und lud sie in dieser Absicht zu einem Abendessen auf dem Schlosse ein, um sie bei der Rückkehr außerhalb des Palastes ermorden zu lassen, damit auf ihn kein Verdacht fallen könnte. So geschah es auch: Banquho ward von Mördern, die auf Macbeths Befehl am Wege lagerten, ergriffen und getödtet; Fleance aber, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, entkam und floh nach Wales.

Nach der Ermordung Banquhos schien das Glück Macbeth verlassen zu haben: keine seiner Unternehmungen gelang, Jedermann bangte für sein Leben und wagte kaum vor dem Könige zu erscheinen; er fürchtete Jeden und Jeder fürchtete ihn, so daß er beständig Gelegenheit suchte, verdächtige Personen hinrichten zu lassen. Sein Mißtrauen und seine Grausamkeit wuchsen mit jedem Tage, sein Blutdurst war nie zu stillen. Die eingezogenen Güter der Edeln, die er so ermorden ließ, füllten seinen Koffer und setzten ihn in Stand, zahlreiche Haufen zu seinem Schutze zu unterhalten.

Zur größern Sicherheit seiner Person erbaute er, während er die grausamste Tyrannei gegen seine Unterthanen übte, ein festes Schloß auf dem Gipfel eines hohen Berges, der Dunstanne heißt und in Gowry, zehn Meilen von Perth, liegt, und zwar auf solcher Höhe, daß Wer oben stand fast alle die Lande von Angus, Fife, Stermond und Ernedale, die dort herum liegen, über-

sehen konnte. Dieser Bau kostete dem Lande ungeheure Ausgaben, indem das Herausbringen der Materialien unendlich viel Arbeit und Zeit erforderte. Macbeth aber, der das Werk schnell gefördert wissen wollte, befahl den Thänen aller Grafschaften im ganzen Reiche, daß Jeder der Reiche nach hinkommen und seinen Theil bauen solle.

Als so an Macduffe, den Thane von Fife, die Reiche kam sein Theil zu bauen, sandte er Werkleute mit allem nöthigen Material und befahl ihnen, die Arbeit mit der größten Sorgfalt und Emsigkeit zu verrichten, damit sie dem Könige keine Gelegenheit gäben an ihm zu rächen, daß er nicht wie die andern Thane in Person erscheine. Er wußte wohl, daß Macbeth ihn fürchte und haße und beschloß deshalb, ihm nicht in den Weg zu kommen.

Kurz darauf kam Macbeth hin um zu sehen, wie das Werk fortschreite und gerieth in die größte Wuth, als er Macduffe nicht da fand, so daß er sagte: Ich sehe wohl, dieser Mann wird meinen Befehlen nicht gehorchen, wenn man ihn nicht auf die Trenje reitet; aber ich will schon für ihn sorgen. Auch sah er Macduffe nachher immer mit Haß an, entweder, weil er ihn für zu mächtig hielt oder weil Zauberer, auf die er wegen der Erfüllung der Prophezeiungen der drei Hexen oder Schicksalschwesteren ein großes Vertrauen setzte, ihn vor Macduffe gewarnt hatten, der, wie sie sagten, nur auf eine Gelegenheit warte ihn zu ermorden. Diese Prophezeiung würde ihn bestimmt haben, Macduffe sogleich hinrichten zu lassen, wenn ihn nicht eine Hexe, auf die er ebenfalls viel Vertrauen setzte, versichert hätte, daß nie ein Mensch, der vom Weibe geboren sei, ihn ermorden würde und daß er nicht besiegt werden könne bevor der Wald von Birnam nach Dunfinane komme.

Diese angenehmen Weißagungen verbannten alle Furcht aus seinem Sinne; er gab sich ohne Rückhalt seiner natürlichen Grausamkeit hin, unterdrückte seine Unterthanen auf das Elendigste und erlaubte sich jede Schandthat. Macduffe aber, der sein Leben in Gefahr

sah, entschloß sich nach England zu entfliehen, um Malcolme Cammore zu bewegen, seine Ansprüche auf die Krone geltend zu machen. Da Macbeth im Hause jedes Edeln einen Diener als Spion im Solde hatte, wurde er bald von Macduffes Absicht unterrichtet. Er rückte also schnell mit einem Heere in Fife ein und belagerte das Schloß, worin Macduffe wohnte und in dem er ihn zu finden hoffte. Zwei Diener, die keine Gefahr ahnten, öffneten sogleich die Thore, aber Macbeth gerieth in die größte Wuth daß er Macduffe, der schon nach England entflohen war, nicht mehr antraf und ließ dessen Frau und Kinder, sammt Allen, die sich im Schlosse befanden, nieder machen.

Der Thane von Fife war schon in Sicherheit am englischen Hofe, als die Nachricht von dieser Grausamkeit ihn erreichte. Zu dem Wunsche, seinem unglücklichen Vaterlande zu helfen, kam nun noch die Hoffnung, das ihm selbst angethane Unrecht zu rächen. Er lag also Malcolme auf das Eifrigste an, die Wiedererlangung seines Rechtes zu versuchen; er stellte ihm in den beweglichsten Ausdrücken die fürchterliche Lage vor, in die Schottland durch Macbeths unmenschliche Grausamkeiten gebracht sei: er schilderte ihm wie das Volk den Tyrannen wegen seiner abscheulichen Mordthaten an Gemeinen und Edeln verabscheue, und nichts mehr wünsche als das Joch abzuwerfen. Malcolme, dessen Seele mit Mitleiden für seine unglücklichen Landsleute erfüllt war, seufzte tief auf, als Macduffe so sprach; der Thane, der das bemerkte, bat ihn von Neuem, die Befreiung Schottlands zu versuchen und versicherte ihn, daß er das Unternehmen nicht schwer finden werde in Betracht der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche an die Krone und des eifrigsten Wunsches aller Schotten, sich bei der ersten Gelegenheit an ihrem verhassten Tyrannen zu rächen.

Malcolme, obgleich ihm Macduffes Rede außerordentlich gefiel, zweifelte doch, ob er nicht um ihn zu verlocken von Macbeth geschickt sei: er beschloß also seine Aufrichtigkeit bevor er einwillige zu prüfen und sprach daher so zu ihm: Wahrlich, Macduffe, das Elend, unter dem mein unglückliches Vaterland schon so lange

seufzt, geht mir sehr zu Herzen; aber wenn meine Neigung ihm zu helfen auch so heftig wäre wie eure Wünsche, so erlauben doch unheilbare Laster, die in meiner Natur liegen, mir nicht, mich an die Spitze einer solchen Unternehmung zu stellen: denn erstlich bin ich ganz aufgegangen in Wollust und Sinnlichkeit, dem abscheulichen Ursprung aller andern Laster: wär ich im Besiz der königlichen Gewalt, so würde die Keuschheit eurer Weiber und Töchter in beständiger Gefahr und solche unmäßige Wollust euch unerträglicher sein als Macbeths blutige Tyrannei.

Wollust, erwiderte Macduffe, ist gewiß ein sehr großer Fehler; viel edle Fürsten haben Königreich und Leben verloren, weil sie sich ihr ergeben hatten; aber nichtsdestoweniger sind in Schottland Weiber genug um eurer Lust zu dienen. Folgt nur meinem Rathe und macht euch zum Könige: ich will die Sorge, eurer Leidenschaft für Weiber genug zu thun, auf mich nehmen und Alles so geheim ausführen, daß euer Ruf nicht darunter leiden soll.

Aber, erwiderte Malcolme, ich bin auch der habgüchtigste Mann von der Welt und wär ich König von Schottland, so würd ich den größten Theil des Adels umbringen lassen, um mich in den Besiz großer Schätze zu setzen. Damit ihr seht wohin euch euer Begehren führen würde, will ich euch eine Fabel erzählen: Es war einmal ein Fuchs, der hatte eine wunde Stelle, auf die ließ sich eine Menge Fliegen nieder und saugte ihm beständig sein Blut aus. Als nun Jemand, der vorbei kam, dieß sah und ihn fragte ob er die Fliegen fortgejagt haben wolle, sagte er: Nein, denn wenn diese Fliegen, die schon satt sind und also nicht mehr stark saugen, fortgejagt werden, so werden andere kommen, die noch frisch und durstig sind, mir den Rest meines Blutes aus-saugen und mich mehr beschweren als diese. Also, fuhr Malcolme fort, laßt mich bleiben wo ich bin, denn wenn ich das Regiment bekäme, würde meine unersättliche Habgucht euch so schwer fallen, daß ihr die jegige Regierung zurück wünschtet.

Dieser Fehler, sagte Macduffe, ist viel schlimmer als der

andere: die Habsucht ist die Quelle alles Uebels. Wegen dieses Lasters wurden die meisten unserer Könige ermordet, und doch beharre ich dabei, daß ihr die Krone ansprechen sollt: es sind in Schottland Reichthümer genug um eurer Gier zu genügen.

Aber, fuhr Malcolme fort, ich bin auch sehr zur Verstellung und jeder andern Art von Betrug geneigt: nichts erfreut mich mehr als die zu täuschen, die mir vertraut haben. Da nun dem Charakter eines Fürsten nichts besser ansteht als Beständigkeit, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so seht ihr wie unfähig ich bin zu herrschen, da ich mich ganz den gerade entgegengesetzten Lastern ergeben habe. Doch habt ihr alle meine übrigen Laster zu verdecken gewußt und so bitt ich euch, bemäntelt auch dieses.

Verstellung, versetzte Macduffe, ist das schlimmste aller Laster: hiemit verlaß ich dich. Weh euch, unglückliche, elende Schotten, fügte er hinzu, daß so mannigfaches unabwendbares Unglück über euch einbricht! Der verfluchte Tyrann, der jetzt ohne Recht und Anspruch über euch herrscht, unterdrückt euch mit der blutigsten Grausamkeit, und dieser hier, der gerechten Anspruch an die Krone hat, ist so mit allen Lastern der Engländer erfüllt, daß er sie nicht verdient: denn nach seinem eigenen Geständnisse ist er nicht allein im höchsten Grade habüchtig, sondern auch der unerfättlichsten Lust hingegeben und ist zuletzt noch ein so falscher Ver räther, daß man keinem seiner Worte Glauben schenken darf. Leb wohl denn, Schottland, für immer! Jetzt betracht ich mich als einen Verbannten, alle Hoffnung auf Trost und Rache ist dahin! So sprach er und weinte bitterlich.

Als Malcolme sah, daß er fortgehen wollte, faßte er ihn bei der Hand und sagte: Tröstet euch, Macduffe, mich bewältigt keins von den Lastern, die ihr beklagt: nur um eure Aufrichtigkeit zu prüfen hab ich so mit euch geschertz. Schon seit langer Zeit sucht Macbeth mich durch dergleichen Anträge zu fangen; aber jemehr ich gezaubert habe in euer Verlangen einzuwilligen, um so mehr werd ich mich jetzt bemühen euch zufrieden zu stellen.

Darauf umarmten sie sich und versprachen sich unverbrüchliche Treue, worauf sie über die beste Weise, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, beriethen.

Macduffe kehrte bald an die Grenzen von Schottland zurück und schickte heimlich Briefe an die Edeln des Königreichs, in denen er ihnen mittheilte, daß Malcolme plötzlich nach Schottland zu kommen und die Krone anzusprechen beabsichtige, und daß er sie also, da dieser Prinz der wahre und gesetzliche Erbe des Königreichs sei, bitte, ihm mit aller ihrer Macht beizustehen um dem Usurpator die Krone zu entreißen.

In der Zwischenzeit gewann Malcolme so sehr die Gunst König Edwards, daß der alte Siward, Earl von Northumberland, beauftragt wurde, an der Spitze von zehntausend Mann mit ihm zu ziehen und ihr in seinen Ansprüchen auf die Krone zu unterstützen.

Als sich die Nachricht von einem beabsichtigten Einfalle in Schottland verbreitete, bildeten sich unter den Edeln zwei Parteien: die eine hielt es mit Macbeth, die andere mit Malcolme. Zwischen diesen beiden Parteien fielen häufige Scharmügel vor; aber die von Malcolmes Partei wollten sich nicht eher in eine entscheidende Schlacht einlassen bis Malcolme und die englischen Truppen unter dem Befehle Northumberlands zu ihnen gestoßen wären.

Macbeth, der sich nicht getraute, den Engländern Widerstand zu leisten, zog sich nach Fife zurück und besetzte ein Lager bei dem Schlosse von Dunsinane, entschloßen keine Schlacht zu wagen wenn seine Feinde ihm nicht dahin folgten. Zwar rathen ihm einige seiner Freunde, er solle entweder sich mit Malcolme vertragen oder sogleich nach den Inseln entfliehen und seine Schätze mit sich nehmen, damit er einige der großen Fürsten des Reiches an sich ziehen und fremde Truppen anwerben könne, denen er immer mehr vertrauen dürfe als seinen Unterthanen, die ihn alle Lüge verließen. Aber er vertraute so fest auf seine Prophezeiungen, daß er überzeugt war, er werde nicht eher besiegt werden

als bis der Wald von Birnam nach Dunfinane komme, und kein vom Weibe Geborener werde ihn tödten können.

Malcolme, der den Macbeth rasch verfolgte, kam die Nacht vor dem Tage der Schlacht im Walde von Birnam an und als sein Heer da geruht hatte, befahl er, daß Jedermann einen Zweig abbrechen und sich beim Vorrücken damit bedecken solle, damit der Feind, ohne ihre Zahl zu kennen, mit ihnen handgemein würde. Den nächsten Tag, als Macbeth sie erblickte, erstaunte er sehr: es kam ihm wieder in den Sinn was ihm lange vorher prophezeit worden war und er zweifelte nicht, daß es erfüllt werden würde, da er den Wald von Birnam nach Dunfinane kommen sah. Nichtsdestoweniger stellte er seine Leute in Schlachtordnung und ermahnte sie tapfer zu kämpfen; doch hatten die Feinde kaum ihre Zweige fortgeworfen, als Macbeth ihre Zahl gewahrte und zu fliehen begann.

Macduffe, den Haß und Rachedurst anspornten, ließ nicht nach ihn zu verfolgen bis sie nach Cunsannaine kamen, wo Macbeth, der wohl sah, daß er erreicht werden würde, sein Pferd umwandte und ihm zurief: Verräther, was verfolgst du mich so vergebens? Mich wird kein Mann erschlagen, der vom Weibe geboren ist! Aber komm heran und empfang den Lohn, den deine Thorheit verdient! Darauf holte er mit dem Schwerte nach ihm aus und glaubte ihn schon getödtet zu haben; aber Macduffe schwenkte sein Ross, vermied den Hieb und sprach, das entblößte Schwert in der Hand haltend: Das ist wahr, Macbeth; jetzt aber soll deine unersättliche Grausamkeit enden, denn wiße, ich bin der, von dem deine Hexen dir gesagt haben, den kein Weib geboren hat und den man aus dem Leibe seiner Mutter hat ausschneiden müssen. Dann drang er rasch auf ihn ein, erschlug ihn auf dem Plage, hieb ihm das Haupt von den Schultern, besetzte es auf einem Stabe und brachte es Malcolme.

Dies war das Ende Macbeths, nachdem er siebenzehn Jahre über Schottland geherischt hatte. Im Anfange seiner Regierung verrichtete er viel würdige Thaten und erließ Gesetze, die dem

Gemeinwohl sehr zuträglich waren; nachher aber täuschte ihn der Teufel, daß er durch die abscheulichste Grausamkeit allen Ruhm seiner frühern Lage vernichtete. Er wurde erschlagen im Jahre Christi 1057, im sechszehnten Jahre der Regierung König Edwards von England.

2. Macbeth.

Zur Sagenvergleichung.

Wie Shakspeare dem Holinshed folgte, so dieser dem Hector Boethius. Buchanan will dagegen in seiner schottischen Geschichte (*Rerum Scoticarum historia*. Edimburgi MDXXVIII. fol. 60 sqq.) nichts von den Wundern und Erscheinungen wissen, die den Kern der Sage von Macbeth bilden, und doch kann er sie nicht los werden. Die erste Erscheinung der Hexen und ihre prophetische Begrüßung verwandelt er in ein nächtliches Traumgesicht, das sich nachher erfüllt; die verheißene künftige Größe der Nachkommen Banquos hält er für ein böswillig (*per maleficos*) ausgestreutes Gerücht, das den Macbeth gereizt, ihn ermorden zu lassen; die Zweige, welche Malcolmes Soldaten in der Hand trugen, sind ihm ein Zeichen ihrer freudigen Hoffnung zu siegen, durch welche Zuversicht erschreckt Macbeth die Flucht ergriff (*ea perterritus hostium fiducia Macbethus confestim in fugam se dedit*); alles übrige Wunderbare übergeht er ganz, *quia theatri aut milesii fabulis sunt aptiora quam historiae*.

Malone hat bemerkt, daß in diesen Worten Buchanans eine Andeutung liege, die Sage von Macbeth eigne sich für die theatrale Darstellung. Er fügt aber vorsichtig hinzu, zu Shakspeares Zeiten sei keine englische Uebersetzung von Buchanans Werk vorhanden gewesen. Obgleich wir nicht seiner Meinung sind, daß Shakspeare der lateinischen Sprache unfundig gewesen, so glauben wir doch; daß er keiner solchen Hinweisung Buchanans bedurft habe, um diesen Stoff poetisch und dramatisch zu finden. Noch ärger macht es aber Farmer. Dieser vermuthet nämlich nicht unwahrscheinlich, Shakspeare möge wohl mit diesem Stoffe durch

ein kleines Stück gleiches Inhalts bekannt geworden sein, welches im Jahre 1605 (Shakespeares Macbeth soll nach Malone im Jahre 1606 geschrieben sein) zu Oxford vor dem König Jacob aufgeführt wurde. Wate in seinem *Rex platonius* erzählt davon: „Der Stoff des Schauspiels war eine alte Sage der Schotten von ihrem Königshause, wonach einst den beiden schottischen Großen, Macbeth und Banquo, drei Sibyllen erschienen seien und ihnen geweissagt hätten, jener werde König werden, aber keinen König zeugen, dieser nicht König werden, aber viele Könige zeugen. Der Ausgang habe diese Prophezeiung bestätigt, denn aus Banquos Geschlecht sei der glorreiche König Jacob entsprossen.“*) Später fügte nun Farmer hinzu, man habe ihm vorgeworfen, daß er dem Shakespeare Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache beimeße, denn das erwähnte kleine Schauspiel sei in dieser Sprache vor dem Könige aufgeführt worden. Er ersehe aber aus einem alten Buche von Anthony Nixon 1605, daß jenes Stück zuerst vor dem Könige in lateinischer Sprache, hernach aber in englischer vor der Königin und den Prinzen gespielt worden sei, und so erkläre sich Alles. Wir führen dieß nur zur Ergehung unserer Leser an.

Die Erzählung des Voethius ist schwerlich in der Geschichte, aber tief in der Sage begründet. Offenbar hat man auch hier die Lücken der Geschichte durch Volksmärchen ausgefüllt. Schon Grimm hat in der Anmerkung zu dem Märchen von dem Fischer und seiner Frau die Lady Macbeth mit der etruskischen Tanaquil verglichen, die auch, wie Eva, ihren Mann zu hohen Würden reize. In der Erzählung des Livius wiederholt sich diese Erscheinung in der Tullia, der Gemahlin des gutmüthigen Tarquinius, von welcher bei König Lear gesprochen worden ist. Der

*) Halliwell theilt S. 127 der Uebersetzung dieser Nachweisungen die Stelle wörtlich aus Wate mit. S. 131 giebt er auch aus Gwynnes *Vertumnus*. 4. 1607 dieselbe Erzählung in lateinischen Hexametern, ja er baugt zum Ueberflus noch aus »Wintownis Cronykil« eine Darstellung der Macbethsage an, bei der aber Shakespeare schon benutzt scheint.

Zug von dem wandelnden Walde findet sich in den Sagen vielfältig anders gedeutet. Uebereinstimmend ist aber die Sage von König Grunewald, welche Prof. Schwarz in seinen heftischen Denkwürdigkeiten aus dem Munde alter Leute aufbewahrt hat: „Ein König hatte eine einzige Tochter, die wunderbare Gaben besaß. Nun kam einmal sein Feind, ein König, der hieß Grunewald, und belagerte ihn in seinem Schlosse, und als die Belagerung lange dauerte, so sprach dem König im Schlosse seine Tochter immer noch Muth ein. Das wahrte bis zum Maientag. Da sah auf einmal die Tochter das feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen: da wurde es ihr angst und bange, denn sie wußte daß Alles verloren war und sagte ihrem Vater:

Vater, gebt euch gefangen:
Der grüne Wald kommt gegangen.“

Vgl. Grimms deutsche Sagen I. 148. Hier ist der Zusammenhang mit der Sage von Macbeth nicht zu verkennen. Die Tochter spielt hier eine ähnliche Rolle wie dort die Hegen. Sie weiß, kraft ihrer wunderbaren Gaben, daß ihr Vater nicht besiegt werden kann bis der grüne Wald gegangen kommt; weil sie dieß aber für unmöglich hält, spricht sie ihm Muth ein, und erst als das Unmöglichgegläubte sich begiebt, rath sie ihm zur Uebergabe. Dagegen ist keine Prophezeiung der List Fredegundens vorausgegangen, welche den Pferden Schellen anhieng und ihren Kriegern befahl, Jeder einen Baumzweig in die Hand zu nehmen und so den Feinden entgegen zu rücken, wodurch die Wächter des feindlichen Lagers getäuscht wurden indem sie glaubten, ihre Pferde weideten im nahen Walde, bis die Franken die Laubzweige fallen ließen und der Wald leer dastand an Blättern, aber dicht von den Stämmen schimmernder Spieße (vgl. Grimms deutsche Sagen II. 91). Es ist eben eine Kriegslift, wie ja auch Malcolme, als er seinen Leuten befahl sich beim Vorrücken mit Zweigen zu bedecken, nichts Anderes im Sinne hatte,

denn er wußte nicht was dem Macbeth prophezeit worden war. Merkwürdig ist aber folgende Stelle bei Joh. Beyer *De praestigiiis*, Frankf. 1586. S. 329: „Wil Jemandz, daß es sich ansehen laße als ob er bei tausend Menschen oder Pferde umb sich hab, so brauche er einen jährigen Weidenast, in eim Streich abgehauen, mit etwas Beschwörung, barbarischer Worten Erzählung und groben Charaktern.“ Einem einzelnen Menschen möchte es nun wohl schwerlich gelingen, sich durch das angepriesene Zaubermittel den Schein eines ganzen Heeres zu geben; der Erfinder desselben gieng indes wohl von einer Sage aus, wonach ein muthiges Kriegsheer einem an Zahl überlegenen Feinde durch diese List seine Schwäche verborgen hatte. Bei Holinshed soll aber Malcolmes Heer dem des Macbeth an Zahl überlegen gewesen sein, und die Bedeckung mit den Zweigen geschah nur, damit beim Wegwerfen derselben der plötzliche Anblick der Uebermacht desto mehr Schrecken erzeuge. In meinem Handbuch der deutschen Myth. S. 557 f. (§. 145) ist ausgeführt, daß sich die Sage von dem wandelnden Walde aus einem deutschen gottesdienstlichen Gebrauch entwickelt hat, nämlich dem des Mairitts oder Sommerempfangs: „Wenn der Maikönig, Mai- oder Blumengraf nach der Einholung aus dem Walde heimkehrte, war er und sein ganzes Gefolge mit grünen Reifern und Maien so überdeckt, daß es schien als käm ein ganzer Wald gegangen“. Jener „König Grunewald“ ist aber ursprünglich ein Winterriese, dessen Herrschaft zu Ende geht, wenn das Maifest beginnt und der grüne Wald gegangen kommt: das ist der mythische Grund der Macbethsage. Bei Saxo Gr. VII, 132 begegnet dieselbe Sage und auch hier erkennt der Riesenkönig, dieses Wunder bedeute seinen Tod. Vgl. *Uhlands Schriften* III, 221 ff. Ich müßte mich selber ausschreiben, wenn ich alle die Sagen, wozu die Sitte mit grünen Reifern vom Sommerempfang aus dem Walde heimzukehren, Veranlassung geboten hat, hier aufzählen wollte: ich verweise auf jene Stelle des Handbuchs und bemerke nur noch, daß zu unterscheiden ist zwischen jenen Fällen, wo der ursprünglich gottesdienstliche Gebrauch des wandelnden Wal-

des wie bei Saxo V, 86 und Fredegundens Einbruch in Childeberts Lager nur zur Kriegslift verwendet wird, und den andern, wo sich, wie bei Macbeth, König Brunwald und Saxo VII, 132 der Mythos dahinter verbirgt. Halliwell hat in der Uebersetzung meiner Nachweisungen S. 130 in einem altenglischen Alexanderliede dieselbe Kriegslift aufgedeckt.

Die zweite Prophezeiung, daß kein vom Weibe Geborener den Macbeth umbringen werde, können wir jetzt auch in „Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde“, Leipzig 1819, nachweisen, wo dem Helden Tugarin, dem Sohn der Schlange, an der Wiege gesungen ist, daß er nicht überwunden werden könne als von Einem, den kein Weib geboren habe. Ein solcher ist der tapfere Rogdai, der aus dem Schooß der Mutter geschnitten worden. Tugarin fällt von seiner Hand. Dieß ist der Inhalt des Buchs Rogdai. Im Heldenbuch von Iran wird Rudabeh so schwanger, daß ihr zu Muth ist als wär ihr die Haut mit Steinen erfüllt oder Eisen. Noch blieben fünf Monate bis zur Niederkunft, und schon war ihr das Kind in ihren Eingeweiden wie ein Schwert; einem Bienen-schwarm gleich bewegte es sich unaufhörlich ihr innen. Simurg, der Vogel Rock, räth, sie trunken zu machen und ihr das Kind mit einem Dolch aus dem Leibe zu schneiden. So sah Rosthem das Tageslicht, der Held Irans. Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah Nameh des Firdusi von J. Görres I. S. 110 ff. Häufig kommen noch sonst Männer und Halbgötter vor, die wie Macduff aus dem Leib der Mutter geschnitten worden. Immer bedeutet dieß Kraft und Heldenstärke. So einer war Bölsung, Sigurds Ahn (Bölsungasaga cap. 3. 4.) Nicht so bei dem ungeborenen Burkart, Burchardus ingenitus Gr. S. II. 258, dessen Haut immer so fein blieb, daß jeder Müdenstich Blut daraus saugte, und den seine Meister deswegen gänzlich mit der Ruthe verschonen mußten. Doch ward er ein gelehrter, tugendhafter Mann. Vgl. mein Handb. der d. Myth. S. 288 (§. 90).

Shakspeare läßt den Geist des gemordeten Banquo bei dem Gastmal erscheinen, zu dem Macbeth den Lebenden gela-

den hatte. Die Sage von Macbeth weiß hievon nichts, denn nach Holinshed geschieht der Mord erst nach dem Gastmal. Hier hat aber der Dichter die einzelne Sage wieder ganz in dem eigenen Sinne der Sage überhaupt verbessert und ergänzt, denn bekanntlich halten die Todten nach der Sage noch über das Grab hinaus Wort und verlangen, daß man auch ihnen Wort halte, was den Lebenden oft verderblich wird. Wir erinnern an Lenore und die Braut von Korinth. Daß Banquo nur dem Macbeth sichtbar erscheint, thut hier nichts zur Sache. Große Ähnlichkeit hat dieser Zug bei Shakspeare mit Don Juans Einladung des steinernen Gastes.

Holinshed bezeichnet jene drei Weiber anfangs nur als women in strange and wild apparell, resembling creatures of elder world, und hernach wieder als former sisters; der Ausdruck weirdsisters kommt aber hernach wiederholt bei ihm vor. Nach Handb. der d. Myth. S. 331 §. 105 geht er von der ältesten der Dreie auf ihre Schwestern über: von dieser ältesten, der Todesgöttin, welche nordisch Urdh, im Deutschen Wurth und Wurd, im Angelsächsischen Vyrð heißt, sind sie bei ihm und so auch bei Shakspeare alle drei Weirdsisters, Schicksalschwestern genannt, dieselben Wesen, die sonst auf keltisch-römischen Boden tria fata, im Norden Nornen, in Deutschland die drei Schwestern heißen. Holinshed hatte so Unrecht nicht, indem er sie als Geschöpfe einer frühern Welt bezeichnete, da die Phantasie der heidnischen Zeit sie geschaffen hat.

XVII.

Zu

Wie es euch gefällt.

1. Rosalinde.

Nach Thomas Lodge.

In der Nähe von Bordeaux wohnte ein bejahrter Ritter von hochedelm Geschlecht, großen Glücksgütern und nicht geringern persönlichen Vorzügen, der in der Jugend viel Schlachten gegen die Türken geschlagen und durch Muth und Kriegserfahrenheit den ersten Rang in dem Orden der Maltheser Ritter erworben hatte. Als dieser tapfere Ritter, der Sir John von Bordeaux genannt wurde, sein Ende herannahen fühlte, rief er in Gegenwart aller Bundesbrüder seine drei Söhne vor sein Siechbette, ergriff den ältesten bei der Hand und sprach also: O meine Kinder, das Schicksal setzt meinen Tagen ein Ziel, mich erwartet das Grab, das aller Mühen entbindet: Euch aber laß ich in der Welt, die der sorglosen Unerfahrenheit mit tausend Gefahren droht. Darum vernehmt meinen letzten Willen und vergeßt nie der Lehren eures sterbenden Vaters. Dir, Saladin, meinem Ältesten, als dem Hauptpfeiler meines Hauses, geb ich vierzehn Pflug Landes nebst meinem Stammhaus und Prunkgeschirre. Dem Zweiten, Fernandin, vermache ich zwölf Pflug Landes, aber Rosader, dem Jüngsten, laß ich mein Pferd, meine Rüstung und meine Lanze mit sechszehn Pflug Landes, denn wenn der äußere Schein den innern Werth abspiegelt, so wird euch Rosader einst Beide durch Tapferkeit und Edelsinn übertreffen. So hab ich mein Vermögen unter euch, meine Söhne vertheilt; aber ein kostbares Vermächtniß harret eurer noch: die goldenen Regeln der Weisheit und Ehre, die ich für das theuerste von allen Gütern schätze, die mir ein langes mühseliges Leben erwarb. Hierauf begann er die Grundsätze echten Ritterthums und die Lehren der Weisheit und Klug-

heit, deren leuchtendes Musterbild er im Leben gewesen war, mit eindringlichen Worten den Söhnen ans Herz zu legen, übergab ihnen dann eine Rolle, worauf diese Vorschriften in kurzen Sprüchen verzeichnet standen, sank auf sein Kissen zurück und verschied.

Als Sir John von Bordeaux gestorben war, wurde er von seinen Söhnen bejammert und von seinen Freunden beklagt, vornehmlich von seinen Waffenbrüdern, den Maltheserrittern, welche seiner mit großer Pracht begangenen Bestattung beiwohnten. Saladin ließ die Vorschriften der Rolle auf seinem Grabmale aus-hauen, hieng manches leidvolle Klagedeicht auf des Vaters Sarg, kleidete sich und seine Brüder in Schwarz und vollzog jeden äußerlichen Brauch der Trauer um einen geliebten Verstorbenen. Aber unter der Hülle des Schmerzes verbarg er ein unempfindliches, selbstüchtiges Gemüth, das nur auf den eigenen zeitlichen Vortheil bedacht war und den letzten Willen des Vaters mit schelmsüchtigen Blicken betrachtete. Seinen jüngern Brüdern, Fernandin und Kosader, dem Schooßkinde des Vaters, hatte sein Testament ein größeres Erbtheil als ihm selber vermacht; jetzt aber standen dieselben unter seiner Vormundschaft und er hoffte diese so verwalten zu können, daß er nicht nur dieses Unrecht wieder gut mache, sondern sich auch durch Verkürzung jener Vermächtnisse für die erfahrene Zurücksetzung räche.

In dieser Absicht machte er seinen Bruder Kosader zu seinem Lakaien und hielt ihn zwei bis drei Jahre lang in einer so knechtischen Unterwürfigkeit als wär er der Sohn eines geringen Vasallen gewesen. Den mittlern Bruder Fernandin aber schickte er auf eine gelehrte Schule, wohin ihn seine eigenen Neigungen riefen.

Lange Zeit trug Kosader sein Schicksal in Geduld; eines Tages aber, da er sich im Garten ergieng, erwog er bei sich, daß er der Sohn des Sir John von Bordeaux sei, eines durch seine Siege und Tugenden berühmten Ritters, und daß es ihm nicht gezieme, die Knechtschaft zu ertragen, die gegen den Willen seines seligen Vaters über ihn verhängt werde. Weh mir, sprach er zu

sich selbst, soll ich, der als ein Edelmann geboren ward, in so unnatürlicher Slaverei mein Leben verbringen? Wär ich nicht besser zu Paris ein Schüler, oder ein gemeiner Krieger im Felde geworden? Die Natur hat mir Gaben verliehen, aber der Reid meines Bruders wehrt mir sie auszubilden; ich habe Muth und Kraft, jede ehrenvolle Unternehmung zu wagen, aber keine Freiheit, die Pflichten eines Ritters zu erfüllen. Dabei strich er mit der Hand über sein Gesicht und da er seinen Bart keinen fühlte, erröthete er über und über vor Zorn und schwur, sich der Schmach solcher Knechtschaft nicht länger zu fügen.

Ueber diesem Selbstgespräche Rosaders trat Saladin, von seinen Leuten begleitet, in den Garten und da er seinen Bruder in so düstere Gedanken versenkt die gewöhnliche Ehrerbietung vergessen sah, dachte er ihn aus seiner Zerstreuung zu wecken. He, junger Bursche, redete er ihn an, ist euer Geist mit euern Dreiern beschäftigt, oder betet ihr eine Vitanei für eures Vaters Seele? Ist mein Esen bereit? Bei dieser Frage erhob sich Rosader, heftete einen durchdringenden Blick seiner feurigen Augen auf Saladin und entgegnete: Fragst du mich nach deinem Tisch? Frag einen deiner Knechte, welchen diese Sorge geziemt: ich bin dir gleich von Natur, obwohl du von Geburt der ältere bist, und zählst du auch mehr Jahre als ich, so ist doch meine Hand so stark und rasch wie die Deinige. Laß mich dich fragen: Wie hast du meine Wälder ausgehauen, meine Landgüter beraubt und die Geräthschaften verschleudert, die mein Vater mir hinterließ? Ich sage dir, Saladin, antworte mir als ein Bruder, oder ich stehe dir als ein Feind gegenüber.

Wie über seine Anmaßung lächelnd, entgegnete Saladin spöttisch: Ich sehe wohl, was ein Dorn werden will fängt früh an zu stechen. Hat dich meine Herablassung so kühn gemacht, daß du mir Güte mit Nichtachtung vergiltst, so weiß ich wohl ein Mittel gegen solch einen Fehler: ich will den Baum biegen, da er noch ein Sproßling ist. Greift zu, ihr Herrn, und knebelt ihn, daß wir ihm ein niedererschlagendes Pulver gegen seinen Koller

So kämpften hier Liebe und Streit Hand in Hand, denn die Verliebten fanden Gelegenheit, ihre Augen an der Schönheit zu weiden, und die Streitsüftigen durften ihre Lanzen gebrauchen. Allein nicht ganz erreichte der König seinen Zweck bei diesem Aufgebot von Lockungen und Reizen, denn alle Augen und Herzen nahmen Partei für die schöne Rosalinde, die Tochter seines Feindes, auf deren Wangen sich die Grazien zu streiten schienen, welcher von ihnen sie die meisten Vorzüge verdanken sollte.

Vor dieser Versammlung brachen die Ritter ihre Schäfte zu Ehren ihrer Damen mit stolzem Muth, manche heldenmüthige That ward an diesem Tage vollbracht und mancher ritterliche Dank von schönen Händen ausgetheilt. Als aber nach dem Turnier das Ringen begann und der Normann sich zeigte, um Allen, die es wagen würden, sich mit ihm zu messen, den Handschuh hinzuwerfen, da verbreitete seine Riesengestalt solchen Schrecken unter den Anwesenden, daß sich Niemand an ihm versuchen wollte. Zuletzt aber zeigte sich ein alter Landeigenthümer mit seinen beiden Söhnen, deren wohlgefälliges Aeußere Muth und Kraft verkündigte. Der Aeltere trat in die Schranken und stellte sich dem Normann gegenüber, welcher sich im Bewußtsein seiner überlegenen Kraft so ingrimmig in den Kampf mit ihm einließ, daß er ihn nicht nur zu Falle brachte, sondern auch seinem Leben durch das Gewicht seines Leibes ein frühes Ziel setzte. Als der jüngere Bruder dieß sah, eilte er rachbegierig in die Schranken, griff den Normann tapfer an und warf ihn beim ersten Gange auf seine Kniee. Aber bald erholte sich dieser, die Furcht vor der Niederlage verdoppelte seine Kraft und mit übermächtiger Gewalt umschloß er den jungen Ringer mit beiden Armen, hob ihn in die Höhe und schlug ihn dann so heftig wider den Boden, daß er das Genick zerbrach und gleich seinem Bruder den Geist von sich hauchte.

Beim Anblick dieses Blutbads murrte das Volk und überließ sich dem anwandelnden Mitleide; aber der Vater der Erschlagenen verlor keinen Augenblick seine gemessene Haltung, sondern ergriff als ein Mann die Leichen seiner Söhne und trug

sie ohne ein Zeichen von Unmuth oder Mißbilligung aus den Schranken.

Rosader, der zeitig genug angekommen war, um Zeuge dieses Schauspiels zu werden, bewunderte die Gemüthsstärke des alten Mannes, klopfte ihm, indem er sich vom Pferde schwang, auf die Schultern und sprach: Wackerer Mann, dessen Söhne das Ziel ihres Lebens ehrenvoll erreicht haben, ich sehe wie du dem Glücke durch Geduld trodest; aber verzieh noch eine Weile, um Zeuge zu sein wie ich entweder ihr Loos als der Dritte theilen, oder ihren Tod durch einen glorreichen Sieg rächen will. Für diesen tröstlichen Zuspruch dankte ihm der Landmann, indem er zu bleiben und für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu beten versprach. Jetzt verbeugte sich Rosader grüßend gegen den König und trat in die Schranken, wo er mehr auf die Versammlung als auf seinen Gegner achtend sein Auge durch den Kreis der Damen schweifen ließ, die wie die Sterne des Himmels schimmerten. Aber der Liebesgott, der ihn eben so verliebt machen wollte als er tapfer war, zeigte ihm Rosalinden, deren wundervolle Schönheit sein Auge so bezauberte, daß er wie selbstvergeßen stehen blieb um sich an ihren Reizen zu weiden. Als Rosalinde dieß bemerkte, erröthete sie, und die Blut der Scham, die ihr Antlitz übergoß, verdoppelte den Glanz ihrer Schönheit.

Als der Normann den jungen Ritter so in den Anblick der Damen versunken sah, entriß er ihn seiner Zerstreuung durch einen Schlag auf die Schulter, und Rosader, der wie aus einem süßen Traum erwachte, zeigte alsbald durch seine stolze Haltung den hohen Flug seiner Gedanken. Seine Jugend und die einnehmende Schönheit seiner Gestalt gewannen ihm die Gunst aller Anwesenden, die es nur bedauerten, daß ein Jüngling von so edelm Wesen einen so erniedrigenden Kampf bestehen sollte. Indes wollten sie ihn nicht an der Ausführung seines Vorzages hindern, weil seine Ehre dabei gelitten hätte, und begnügten sich, ihm Glück und Sieg zu erstehen.

Als Rosader durch die Erinnerung seines Gegners aus

seiner Selbstvergeßenheit erwacht war, rannte er ihm mit solcher Gewalt entgegen, daß Beide rückwärts auf den Boden fielen und eine Weile Zeit gebrauchten, um neuen Athem zu schöpfen. In der Zwischenzeit besann sich der Normann, daß er es jetzt mit dem Jüngling zu thun habe, für dessen Tod ihm große Schätze versprochen waren, und dieß reizte ihn, seine Kraft zu verdoppeln. Von der andern Seite warf Rosader einen Blick auf Rosalinde, welche denselben, um den Jüngling zu ermuthigen, mit einem so gewogenen Gegenblick erwiderte, daß so viel Gunst hingereicht hätte, einen Feigling in einen Helden zu verwandeln. Von diesem Blicke befeuert, griff Rosader den Gegner in einem heftigen Anlauf an; dieser empfing ihn mit gleicher Tapferkeit und nun entstand ein hartnäckiger Kampf, der es lange zweifelhaft ließ, auf wessen Seite das Glück sich neige. Zuletzt erwog Rosader die Schönheit seiner neuen Herrin, den Ruhm seines Vaters und den Glanz seines Hauses und dieser Gedanke verlieh ihm neue Stärke: er schleuderte den Normann vor sich auf den Boden und stürzte sich mit solcher Gewalt über ihn hin, daß der furchtbare Feind der Natur den Zoll entrichtete und Rosader den Sieg ließ.

Der Tod des Ringers, welcher den alten Landmann höchlich erfreute, indem er ihm für den Verlust seiner Söhne vollkommene Rache gewährte, erfüllte den König und alle seine Pairs mit Staunen über die Tapferkeit und Kraft eines so jungen und schönen Ritters. Als sie aber erfuhren, daß er der Sohn des alten Sir John von Bordeaux sei, erhob sich der König von seinem Sitze um ihn zu umarmen, und alle Pairs priesen seine Kühnheit, Gewandtheit und Stärke und ermahnten ihn, die glorreich betretene Bahn zu verfolgen, so werde er dereinst den Ruhm seines Vaters erreichen.

Während der König und die Pairs unserm Helden Glück wünschten, gönnten ihm die Damen huldvolle Blicke, vor Allen Rosalinde, deren Herz Rosaders Schönheit und Tapferkeit gerührt hatte. Aber noch hielt sie Liebe für Tand und ihre Reigung für eine augenblickliche Anwandlung, die aus einem Blick entsprungen

auf einen Wink vorübergehen werde. Deshalb stand sie nicht an, mit dem Feuer zu spielen und Rosader ihre Neigung zu erkennen zu geben, indem sie ein Kleinod von ihrer Brust nahm und es durch einen Pagen dem jungen Edelmann zusandte. Dieß Geschenk entzündete den Jüngling mehr als wenn ihm das Glück die Herrschaft der ganzen Welt zugeschworen hätte. Er konnte es nicht durch ein Gegengeschenk von gleichem Werthe vergelten, doch gieng er bei Seite und schrieb ein zärtliches Sonett zum Preise der Schönen, das er ihr zusandte. Sie erröthete, da sie es las; aber ein süßes Genügen erfüllte ihr Herz, als sie sah, welchen zärtlichen Verehrer die Liebe ihrem Dienste gewidmet habe.

Von einer Schar junger Leute begleitet, die seine Freunde zu werden wünschten, kehrte Rosader triumphierend zu seinem Bruder Saladin zurück, welcher eben das Haus verlassen hatte, um über den Tod seines Bruders gewisse Nachrichten einzuziehen. Als er ihn aber an der Spitze seiner Gefährten und mit dem Siegesfranze geschmückt heimkehren sah, erschrak er heftig, kehrte um und schloß das Thor vor ihm zu. Als Rosader dieß sah, verbarg er seinen Schmerz hinter einem Lächeln, wandte sich zu seinen Freunden und bat sie seinen Bruder zu entschuldigen: er habe weder aus Neid noch aus Kargheit ihren Anblick gemieden, sondern weil er die Gesellschaft so junger Leute für sich unpassend finde. Es gelang ihm indessen nicht, Saladins Betragen zu rechtfertigen, denn das Thor war und blieb verschlossen, er mußte es zuletzt durch einen Fußtritt sprengen, worauf er sein Schwert zog und mit seinen Gefährten in die Halle drang. Diese fand er aber leer, denn Alle waren entflohen, außer Adam Spencer, einem alten Engländer und getreuen Diener seines Vaters, der stets aus Liebe zu seinem seligen Herrn Rosaders Partei gehalten hatte und ihn jetzt mit seinen Freunden, so gut er konnte, empfing. Rosader hieß seine Begleiter willkommen in seinem Hause und bat sie fröhlich zu sein und mit der Bewirthung vorlieb zu nehmen: sein Bruder habe fünf Tonnen Wein im Keller, welche sie sich wohlschmecken lassen wollten. Hierauf bereitete er mit Hülfe des guten

Adam Spencer die Tische und setzte ihnen vor was nur das Haus vermochte, und was an Speisen abgieng, das ersetzte der Wein und so hielten sie eine königliche Malzeit: denn die Freundlichkeit des Wirths würzte auch die unscheinbarsten Gerichte.

Als Rosaders neue Freunde sich beurlaubt hatten, zog er sein Schwert und wollte einen theuern Eid schwören, die Unfreundlichkeit seines Bruders nicht ungerächt zu lassen; aber durch die Fürsprache Adam Spencers, der das gute Vernehmen der Brüder zu erhalten wünschte, und Saladins schmeichelnde Unterwürfigkeit schynten sie sich noch einmal aus und lebten eine Zeitlang in brüderlicher Eintracht miteinander. Saladin hatte aber seinen Haß noch nicht aufgegeben, sondern verbarg ihn nur unter dem Schleier erheuchelter Reigung, indem er eine günstigere Gelegenheit abwartete, seinen Anschlag auszuführen.

Unterdessen verfolgte Rosaders Bild die schöne Rosalinde, die sich umsonst dem Einbrude zu widersetzen versuchte, welchen die edeln Eigenschaften des Jünglings in ihrem Herzen zurückgelassen hatten. Während sie aber zwischen ihrer Reigung und dem widerstrebenden Stolz ihrer Jungfräulichkeit unentschieden schwankte, trat Thorismund mit seiner Tochter Alinde und einigen der Pairs von Frankreich in ihr Gemach. Der Erstere fürchtete, der verlockende Einfluß ihrer Schönheit möchte ihm die Herzen seiner Großen abwendig machen, oder einer seiner Pairs um ihre Hand werben und dann die Rechte seiner Gemahlin auf den Thron geltend machen. Diesem zuvorzukommen kündigte er ihr jetzt in Gegenwart seiner Hofleute ihre Verbannung an und befahl ihr seinen Hof noch heute zu meiden, denn er habe, fügte er hinzu, von ihren vermessenen Reden und hochverrätherischen Absichten vernommen. Rosalinde wollte sich rechtfertigen, aber Thorismund wollte sich auf keine Gründe einlassen und auch seinen Großen, die es gern unternommen hätten ihre Unschuld zu behaupten, verbot er bei seiner Ungnade, sich für sie zu verwenden. Alle verstummten, zitternd stand Rosalinde da; aber Alinde, welche die Freundin mehr als sich selbst liebte, warf sich mit betrüb-

tem Herzen und weinenden Augen ihrem Vater zu Füßen und sprach:

Wenn ich euch, mein Vater, durch die Vertheidigung Rosalindens beleidige, so mag das Gesetz der Freundschaft meine Kühnheit entschuldigen. Ich bin mit ihr aufgewachsen und seit meiner Kindheit an ihren Umgang gewöhnt, und die Gleichartigkeit unserer Gemüther hat mit der frühern Gewohnheit vereint unsern Bund so fest geschlossen, daß wir in zwei Leibern nur eine Seele sind. Wundert euch also nicht, mein König, wenn das Unglück meiner Freundin mir wie mein eigenes nahe geht, und wenn ich, der jedes Fältchen ihres Herzens bekannt ist, mich mit meinem Leben dafür verbürge, daß sie sich nie, auch nur mit einem Gedanken, wider euch vergangen hat. Ihr selbst müßt ihr das Zeugniß geben, daß sie seit ihres Vaters Verbannung alles Leid mit Geduld ertragen und euch wie ihren leiblichen Vater geehrt und nie mit einem Worte beleidigt hat, und ich kann hinzufügen, daß ihr ganzes Bestreben nur darauf gerichtet war, euch zu gefallen und sich meine Gunst zu erhalten. Wenn aber der Neid irgend einen Verräther bewogen hat, sie des Verraths wider euch zu beschuldigen, so möge er hervortreten und seine Anklage durch Zeugen bewähren. Gelingt ihm der Beweis, so ist Minda bereit, das Urtheil mit eigener Hand zu vollstrecken; wird sie aber unschuldig befunden, so seit gerecht, mein Vater, wie es einem König geziemt. Denn verbannt ihr sie ohne Beweis, so bin ich entschlossen, als der Genosse ihres Unglücks ihre Verbannung zu theilen.

Bei diesen Worten Mindens ergrimmete der König, fuhr die Tochter zornig an und verwies ihr die Kühnheit ihrer Rede und die Anmaßung ihrer Jugend, es besser verstehen zu wollen als sein reises erfahrenes Alter. Er gebot ihr Stillschweigen und befohl Rosalinden noch einmal, sich entweder zu ihrem Vater in den Ardennerwald, oder wohin sie sonst wolle, zu begeben; seinen Hof aber müsse sie meiden.

Aber diese Härte erschreckte Minda nicht, sie fuhr fort,

Rosalindens Vertheidigung zu führen und bat ihren Vater, wosfern er bei seinem Entschluß beharre, möge er ihr vergönnen, die Verbannung ihrer Freundin zu theilen; wo nicht, so werde sie sich heimlich hinwegstehlen um ihr zu folgen, oder ihrem Leben auf gewaltfame Weise ein Ziel setzen. Als Thorismund seine Tochter diese Sprache führen hörte, gerieth er in Wuth und erklärte seinen unwiderrustlichen Entschluß, daß sie Beide verbannt sein sollten; und obgleich seine Edeln zu Gunsten seiner Tochter Einsprache thaten, so beharrte er doch unererschütterlich bei seinem Willen: beide Mädchen sollten ohne den geringsten Verzug und ohne alle Begleitung seinen Hof räumen.

Hiermit entfernte er sich sammt seinen Begleitern und ließ die beiden Freundinnen allein. Rosalinde setzte sich traurig nieder und weinte; aber Mlinde lächelte, ließ sich neben ihrer Freundin nieder und tröstete sie: Sei standhaft, sprach sie, theure Rosalinde, und erschrick nicht vor dem Stirnrunzeln des Glücks. Wie oft hast du andern Unglücklichen die Geduld als die beste Salbe für die Wunden des Geschicks angepriesen, und willst du nun selbst verzweifeln, da dir ein so treffliches Heilmittel zu Gebote steht? Und gehst du nicht zu deinem Vater, hast du nicht deine Freundin Mlinde zur Gefährtin, die dein Mißgeschick theilen will und ihren Vater verläßt, um der Freundin ins Elend zu folgen? Wir waren Bettgenossinnen im Glück und Königsglanz, wir wollen es auch in der Armut und Verbannung sein; ich bin auf ewig deine Mlinde, bleib du meine Rosalinde und die Welt soll unsere Freundschaft heilig sprechen, und einst von Rosalinden und Mlinden erzählen wie jetzt von Phylades und Drestes.

Diese Worte trösteten Rosalinden, sie weinte noch einige Thränen in den Busen ihrer Mlinde und dankte ihr dann zärtlich für ihre Liebe und Treue. Hierauf beriethen sich die Freundinnen über die Weise wie sie ihre Wanderschaft antreten sollten. Mlinden schmerzte nichts so sehr als daß sie keine männliche Begleitung hätten, denn, sagte sie, es ist gefährlich, daß zwei junge Mädchen so ohne Schutz und Bedeckung in der Welt umherreisen

sollen. Still, entgegnete Rosalinde, bist du ein Mädchen und weist keinen Rath gegen solch einen Uebelstand? Ich bin, wie du siehst, von schlankem Wuchs und würde mich in der Tracht eines Pagen nicht übel ausnehmen: du sollst also meine Gebieterin sein und ich will deinen Diener so gut spielen, in welche Gesellschaft wir auch gerathen, daß mich Niemand erkennen soll. Ich werde mir Mannstracht verschaffen und meinen Degen recht manierlich an der Seite führen, und wenn dir Jemand ein Leid thun will, so soll er erst die Bekanntschaft meiner Klinge machen.

Alinde lächelte und genehmigte den Vorschlag. Sogleich schritten sie ans Werk, rafften ihre Juwelen zusammen, welche sie in einem Kästchen verbargen und Rosalinde verschaffte sich die nöthigen Kleidungsstücke, nannte sich Ganymed und ihre Herrin Aliena, worauf sie ihre Reise antraten, indem sie sich durch die Weingärten schlichen und auf mancherlei Nebenwegen dem Walde zueilten. Zwei bis drei Tage waren sie gewandert ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, als sie gegen die Nachmittagsstunde an einen Brunnen kamen, den einige Cypressen beschatteten. Hier ließen sie sich nieder und tafelten so fröhlich aus ihrer tragbaren Vorrathskammer als jemals zuvor in Paris bei den kostbarsten Lederbissen der königlichen Küche. Aliena bedauerte nur, daß ihnen nicht irgend ein Schäfer begegne, der ihnen den Weg zu einer Herberge zeige, wo sie einige Tage ausruhen könnten. Aber Ganymed sah in der Rinde eines Baums einige Verse eingegraben und rief: Sei getrost, Herrin, hier seh ich einige Reime in der Rinde eines Baums, die vermuthlich von Schäfern herühren, die diese Gegend bewohnen. Bei dieser freudigen Botschaft erhob sich Aliena um die Verse zu lesen, welche die Unterschrift Montanus führten. So viel ich aus dem Inhalt dieser Zeilen schließen kann, sprach Aliena, ist dieß der Name eines verliebten Hirten, der sich über die Grausamkeit einer schönen Schäferin beschwert.

Daraus könnt ihr sehen, Herrin, versetzte Ganymed, was ihr Weiber für wunderliche Geschöpfe seid. Bald sind eure Herzen

hart wie Diamant, für keinen Eindruck empfänglich, bald so weich wie Wachs, dem man jede beliebige Gestalt geben kann. Es ergeht sie, wenn man ihnen den Hof macht, aber jemehr sie umworben werden, desto spröder zeigen sie sich und dieser Fehler ist dem ganzen Geschlecht gemein. Ich bitte dich, entgegnete Aliena, aus welchem Stoffe bist denn du geschaffen, daß du so auf die Weiber schmählen darfst? Es ist ein Glück, daß Rosader dich nicht hört, er würde sich sonst schwer entschließen, ein Geschlecht zu lieben, das du mit so schwarzen Farben schilderst. Ich darf nicht aus der Rolle fallen, versetzte Ganymed, ich spreche jetzt als Alienas Page, nicht als Gerismunds Tochter; aber steck mich nur wieder in einen Weiberrock und du sollst hören wie ich es zu behaupten weiß, daß die Frauen edel, standhaft, tugendhaft und was nicht Alles sind. Genug, fiel Aliena ein, denn sieh, auch in der Rinde jener Buche sind einige Zeilen eingegraben. Laß uns sehen was es sein mag, sprach Ganymed, gieng hinzu und las folgende Verse:

Eh wird der Himmel sternlos sein,
 Eh fehlt dem Meer die salzge Flut,
 Dem Tage Licht, der Sonne Schein,
 Dem Winter Frost, dem Sommer Glut,
 Eh fehlt dem Mai der Blüthen Zier
 Eh meine Treue wankt zu dir u. s. w.

Montan.

Der dieß geschrieben hat, sprach Ganymed, war gewiß bis über die Ohren verliebt. Vielleicht war er es, versetzte Aliena, da er es schrieb; wer weiß aber wie lang er es bleiben wird? Die Männer sind alle treulos und unbeständig. Das kommt daher, entgegnete Ganymed, weil sie vom Weibe geboren werden: sie erben diesen Fehler von ihren Müttern, denn kämen die Männer von Männern, wie Adam aus Erde gebildet ward, so würden sie nichts mit dem Unbestand zu schaffen haben. Aber laß uns jetzt unsere Reise fortsetzen, denn da uns diese Reime beweisen, daß sich Schäfer in der Nähe aufhalten, so finden wir vielleicht bald eine Hütte, in der wir uns ausruhen können.

Da Aliena einwilligte, standen sie auf und wanderten weiter bis sie gegen Abend in ein reizendes Thal gelangten, in welchem zwei Heerden Schafe weideten und ein alter Schäfer mit einem jungen Hirten sich unter einem schattigen Obdach sehr anmuthig gelagert hatte. Der Boden um sie her war mit duftigen Blumen übersäet, ein Fichtenwäldchen, mit Limonen und Citronen untermischt, bildete einen Halbkreis um ihr Lager und während sie ihre Schafe weiden ließen, entlockten sie ihren ländlichen Schälmeien bald fröhliche, bald klagende Töne. Die letztern mochten dem jungen Hirten angehören, dessen Züge Gram und Sehnsucht ausdrückten, denn seine Augen hingen so voll Liebesweh, daß er lebendig zu verschmachten schien. Jetzt begannen sie einen Wechselgesang, worin Corydon, so hieß der alte Schäfer, seinen jungen Gefährten, der Montanus genannt wurde, zur Fröhlichkeit aufforderte, und dieser ihm die Grausamkeit seiner Phöbe klagte.

Als die Schäfer ihre Eskoge beschloßen, trat Aliena mit Ganymed aus dem Gebüsch hervor, hinter welchem sie sich verborgen gehalten hatten. Bei ihrem plötzlichen Anblick erhoben sich die beiden Hirten, Aliena grüßte sie freundlich, klagte ihnen ihr Unglück, das sie zwingt, allein, nur von einem Pagen begleitet, durch die Welt zu streifen und bat um Herberge für sich und ihren Pagen. Die Schäfer empfingen sie mit zuvorkommender Freundlichkeit und Corydon bot ihnen seine Hütte zu ihrer heutigen Nachtherberge an. Hierauf ließen sie sich bei den Schäfern nieder und nach einigen Wechselreden äußerte Aliena den Wunsch, eine Schäferin mit einer Heerde zu kaufen und eine Schäferin zu werden. Wenn ihr das wollt, unterbrach sie Corydon, so kommt ihr eben zur rechten Zeit, denn mein Herr will das Pachtgut verkaufen, das ich bestelle, so wie die Heerde, die ich hüte: ihr könnt sie zu geringem Preise erstehen, und wenn ihr erst das Schäferleben kennt, werdet ihr einräumen, daß der Hof nur ein Aufenthalt der Sorgen, nicht der Zufriedenheit ist.

Wohlan denn, fiel Aliena ein, so schicke nach deinem Herrn: ich will die Hütte und die Heerde kaufen und dich zum Aufseher

und einigen getreuen Knechten zu Tisch und verzehrte das Mal, das Saladin für seine Freunde bereitet hatte.

Inzwischen gieng dieser mit einem Theil seiner Gäste zu dem Landvogt und erhob Klage gegen seinen Bruder. Der Landvogt glaubte ihm, erließ einen Verhaftsbefehl gegen Rosader und beorderte eine fünfundzwanzig Mann starke Wache, ihn zu ergreifen. Als diese das Thor besetzte, gieng Rosader mit Adam Spencer zu Rathe was er thun solle. Wenn ich mich unterwerfe, sprach er, so entehre ich mich, und das ist schlimmer als der Tod. Wäge ich einen Ausfall um mich durchzuschlagen, so begünstigt mich vielleicht das Glück, daß ich mit dem Leben davon komme und im schlimmsten Falle sterb ich ehrenvoll, während ein so ungleicher Kampf meinem Bruder nur Schande bringt. Wohlan denn, rief Adam Spencer, so laß uns hinaus, Meister, und zwischen sie fahren, und wenn Adam Spencer nicht zu euren Füßen stirbt, so scheltet ihn eine feige Memme. Sofort rüsteten sie sich und thaten einen Ausfall auf Saladins Leute und die Wache des Landvogts, schlugen Etliche davon zu Boden und verjagten die Uebrigen, so daß sie Sieger blieben und den Weg nach dem Ardennerwalde einschlugen. Die Niederlage des Landvogts erzürnte diesen so sehr, daß er die ganze Gegend aufbot und ein großes Geschrei hinter ihnen her machte. Sie aber, die mit den Nebenwegen wohl bekannt waren, entgiengen allen Nachstellungen und erreichten glücklich den Ardennerwald. Aber das Unglück ließ sie auf einen Pfad gerathen, der sie immer tiefer in den Wald führte, so daß sie fünf bis sechs Tage ohne Speise zubrachten und nirgend einem Schäfer noch einer Hütte begegneten. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, ließ sich Adam Spencer am Fuß eines Hügels nieder und ein Blick auf seinen Herrn überzeugte ihn, daß es diesem nicht besser gehe. Darüber brach er in Thränen und Klagen aus, die weniger ihm als Rosader galten; dennoch sprach er ihm Muth zu und ermahnte ihn, sein Unglück standhaft zu ertragen und auch dem Tod als ein Mann entgegenzusehen. Ach Adam, entgegnete Rosader, der Tod würde mich nicht schrecken,

wenn er mir auf dem Bette der Ehre begegnete, oder wenn ich im Kampfe mit einem wilden Thier erläge um dessen Beute zu werden; aber der Hungertod ist der grausamste von allen. Herr, entgegnete Adam, ihr seht wir sind Beide in gleicher Noth, aber der Tod des Einen könnte des Andern Leben erhalten. Ich bin alt und abgelebt, ihr seid jung und in der Blüthe eurer Jugend: so laßt mich sterben, ich will mir die Adern öffnen und mit meinem warmen Blute eure ermatteten Geister erquicken. Schon wollt er sein Meßer hervorziehen, als Rosader entschloßen aufsprang und Adam bat, seine Zuriückkunft abzuwarten, denn er hoffe ihm Nahrung zu bringen. Damit lief er hinweg und rannte mit gezogenem Schwert durch die Wälder, ob er ein wildes Thier fände, um mit dessen Fleisch seinen Freund zu speisen, oder ihm selber zum Raube zu werden.

Es begab sich an diesem Tage, daß Gerismund, der rechtmäßige, von Thorismund vertriebene König von Frankreich, der mit einer Schar seiner verbannten Anhänger in diesem Walde lebte, zur Feier seines Geburtstages ein fröhliches Fest gab. Unter schattigen Limonen saß der König mit seinen Getreuen zechend und frohlockend an einer langen, reichbesetzten Tafel als Rosader des Weges kam und die edle Gesellschaft erblickte, die das im Ueberfluß hatte, dessen Mangel ihn und Adam verschmachten ließ. Kühnlich trat er an den Rand der Tafel und sprach:

Wer du auch seist, dem diese edle Gesellschaft dient, ich grüße dich so höflich als ein Mann in der äußersten Noth es vermag. Ich und mein Geselle verschmachten in diesem Walde vor Mangel an Speise; wir müssen umkommen, wenn deine Güte uns nicht beisteht. Wenn du ein Edelmann bist, so hilf Männern, die wohl werth sind erhalten zu werden: und soll ich das beweisen, so laß die besten Ritter, die an deiner Tafel sitzen, aufstehen und mich in einem beliebigen Kampfspiel versuchen und wenn ich nicht als ein Mann bestehe, so sende mich ohne Hülfe von hinnen. Verweigerst du dieß aus schnöder Kargheit, so will ich mit meinem

Schwerte unter euch schlagen, denn es ist besser, daß ich ehrenvoll sterbe als ein so klägliches Ende nehme.

Als Gerismund, der ihm fest ins Auge geblickt hatte, einen so einnehmenden, jungen Ritter in dieser bitteren Nothdurft erblickte, ward er so von Mitleid gerührt, daß er sich von der Tafel erhob, ihn bei der Hand nahm und willkommen hieß, indem er ihn bat, seinen Platz einzunehmen und an seiner Stelle nicht nur seinen Hunger zu stillen, sondern Herr des Festes zu sein. Großen Dank, entgegenete Rosader, aber mein Gefährte, der aus Altersschwäche dem Hunger nicht wie ich Troß bieten kann, verschmachtet hier in der Nähe und es wäre Schande, wenn ich nur einen Brotsamen genöthe eh ich ihn zum Theilnehmer meines Glückes gemacht hätte. Ich will gehen und ihn herholen und dann euer Anerbieten mit Dank annehmen.

Hiermit lief er zurück zu Adam Spencer, der über seine Botenschaft höchlich erfreut, aber so schwach war, daß er nicht gehen konnte. Rosader nahm ihn also auf den Rücken und trug ihn zu der Stelle. Als Gerismund und seine Leute dieß sahen, zollten sie ihm lauten Beifall. Rosader wollte aber Gerismunds Sitz nicht einnehmen, sondern setzte Adam Spencer darauf nieder.

Da sich die Hungrigen erquickt hatten, wünschte Gerismund Kunde von den Schicksalen seiner Gäste, und Rosader, der ihm gern willfahrte, erzählte ihm Alles ausführlich was sich bis auf diesen Tag mit ihm zugetragen hatte. Als Gerismund hörte, wessen Sohn Rosader sei, fiel er ihm um den Hals, gab sich ihm als den verbannten König zu erkennen, rühmte seinen Vater, mit dem er stets innigst befreundet gewesen, und sicherte ihm und seinem Gefährten eine so gnädige Ausnahme zu als er sie in seiner gegenwärtigen Lage zu gewähren vermöge. Zum Pfande dessen übertrug er ihm das Amt eines Aufsehers der Wälder. Rosader erschrak, da er hörte, es sei der König, bat um Verzeihung für seine Kühnheit und dankte ihm ehrerbietigst für seine Gunst und Gnade.

Gerismund erkundigte sich nun nach seiner Tochter Rosa-

linde, worauf Kosader zuerst vor Seufzen und Weinen nicht antworten konnte, bald aber faßte er sich und berichtete dem König von ihrer Verbannung, von Alindens zärtlicher Anhänglichkeit an ihre Gespielin und wie Thorismund sie Beide vertrieben und in die Welt hinausgestoßen habe, so daß Niemand um ihren Aufenthalt wisse. Diese Nachricht versetzte den König in solche Betrübniß, daß er die Gesellschaft verließ und die Einsamkeit suchte. Auch wir beurlauben uns von ihr und kehren zurück zu Thorismund.

Als dieser von Kosaders Flucht Kunde erhielt und hörte, daß Saladin nun allein im Besiz der Güter des alten Johu von Bourdeaug verblieben sei, reizten ihn die reichen Einkünfte derselben, an Saladin Streit zu suchen, wozu ihm dessen Unrecht gegen seinen Bruder einen schidlichen Vorwand darbot. Er ließ ihn also durch einen Herold an den Hof entbieten und Saladin, der sich keiner Schuld gegen den König bewusst war, säumte nicht, sich einzustellen. Bei seiner Ankunft ward er aber sofort gefangen genommen und in enges Gewahrsam gebracht, wo man ihm Zeit ließ, sich mit seinem Gewißen abzufinden, das ihm nichts so sehr vorwarf als sein grausames Verfahren gegen Kosader.

Als er sich diese Schuld eingestanden und von aufrichtiger Reue ergriffen, den festen Vorsatz gefaßt hatte, sie um jeden Preis wieder gut zu machen, ward er vor den König geführt, der ihn mit einem Blick voll Todesdrohung empfieng und fragte, wo sein Bruder sei? Saladin antwortete, er sei nach einem Angriff auf den Landvogt entwichen, wohin wisse er nicht. Niederträchtiger, unterbrach ihn der König, ich weiß wie du deinem Bruder seit deines Vaters Tod mitgespielt hast: an ihm hab ich durch deine Bosheit einen meiner kühnsten und tapfersten Ritter verloren. Zur Strafe sollst du zwar aus Rücksicht für die Verdienste deines Vaters das Leben behalten, aber auf ewig von Frankreichs Hof und Gebiet verbannt sein, welche du, so lieb dir dein Leben ist, binnen zehn Tagen zu räumen hast. Hiemit eilte er hinweg und überließ den armen Saladin seiner Bestürzung. Dieser beschloß indes, sein Unglück in Geduld zu tragen und zur Strafe seiner

früheren Verirrungen so lange umherzuschweifen bis er seinen Bruder gefunden habe.

Als Kosader unter die Amtleute des Königs aufgenommen war, vergaß er bald die Beleidigungen, die er von seinem Bruder erfahren hatte, indem er fleißig die Wälder und wüsten Haiden durchstrich, theils um sich an dem süßen Gesang der Vögel zu ergötzen, theils um seinen Eifer im Dienste seines Herrn darzutun. Aber was er auch that und wohin er auch gieng, immer umschwebte ihn das liebliche Bild Rosalindens. Wie der Adler nicht ermüdet, seinen Blick in die Sonne zu richten, so konnte er nicht aufhören, sich an dem Andenken ihrer Reize zu weiden. Eines Tages, da er sich an einem Lieblingsplatze solchen Gedanken überließ, dichtete er ein Lied zum Preise seiner Geliebten, das er in die Rinde eines Baumes grub. Es begann mit den Worten:

Es herrscht der Phönix in der Lüfte Reich,
Dem Löwen ist kein Thier an Stärke gleich,
Die Ros an Duft wie keine Blume reich,
Wie nie ein Mädchen schön ist Rosalinde u. s. w.

Mit solchen Liedern pflegte er täglich Rosalindens Namen zu verewigen; dießmal aber belauschten ihn Aliena und Ganymed, welche in einem nahen Gebüsch Schatten vor der Sonne gefunden hatten. Sie waren Zeugen seiner verliebten Selbstgespräche, seiner zärtlichen Seufzer und dichterischen Ergießungen, und hörten ihn zu öftern Malen den Namen jener Rosalinde ausrufen, die nicht weniger verliebt als er selbst sich doch mehr zu beherrschen wußte. Jetzt aber trat Ganymed mit Aliena aus dem Versteck hervor und weckte ihn durch seine Anrede aus seinen tiefen Träumen.

Was ist dir, Förster? Hast du ein Wild geschossen, das dir entlaufen ist? Traure nicht um einen so geringen Verlust. Nur die Haut, die Brust und das Gehörn waren dein Antheil: vergebenes Harren und eitle Mühe ist Jägersglück.

Du bist auf falscher Spur, Ganymed, versetzte Aliena, seine Seufzer deuten auf einen schmerzlichen Verlust. Vielleicht hat er

in diesen Wäldern eine schöne Nymphe erblickt und sich verliebt. Wohl möglich, meinte Ganymed, denn er hat so eben ein Lied in diese Rinde geschnitten, komm nur und sieh wie unser Förster dichtet. Sie lasen und bei dem Namen Rosalinde sah Aliena Ganymed an und lachte; Ganymed aber blickte nach dem Förster und da sie sah, es sei Rosader, erröthete sie: indes glaubte sie sich in ihrer Pagentracht vor dem Erkennen geschützt, kehrte zu Rosader zurück und sprach:

Sag mir doch, Förster, wer ist diese Rosalinde, um welche du seufzest? Ist es eine Nymphe aus Dianens Gefolge, oder eine Schäferin dieser Triften? Ist es vielleicht jene Rosalinde, von welcher wir sagen hörten, daß sie die Tochter Gerismunds sei, der einst unser König war und jetzt als ein Verbannter in den Ardennen lebt? Bei diesen Worten stieß Rosader einen schweren Seufzer aus und sprach: Sie ist es, guter Hirte, sie ist die Heilige, der ich diene, die Gottheit, vor deren Altar ich meine Andacht verrichte, die Schönste aller Schönen, die Krone ihres Geschlechts, der Gipfel aller irdischen Vollkommenheit.

Und wenn sie so schön ist, frug Ganymed wieder, und du so verliebt, warum trauerst du so? Gleichet sie vielleicht der Rose, die süß duftet, aber voller Dornen ist? Oder jener Schlange mit gleißender Haut und giftigem Athem? Ist sie liebenswerth aber lieblos, reichbegnadet aber ungnädig, stolz ohne Grund und höhnisch ohne Empfindung?

Mehr als dieser Frage bedurfte es für Rosader nicht, um einen Hymnus zum Preise Rosalindens anzustimmen und sich selbst der Vermeßenheit anzuklagen, daß er, der nur ein Bauer sei, es gewagt habe, seine Augen zu einer so erhabenen Prinzessin zu erheben. Ganymed sprach ihm Trost zu und fragte, wo sich Rosalinde jetzt aufhalte, worauf Rosader von ihrer Verbannung erzählte. Als aber Ganymed noch mehr von ihren Eigenschaften zu erfahren wünschte, las ihm Rosader ein Gedicht vor, das eine von sehnsüchtiger Leidenschaft eingegebene Beschreibung ihrer Reize und Vollkommenheiten enthielt.

früheru Verirrungen so lange umherzuschweifen bis er seinen Bruder gefunden habe.

Als Rosader unter die Amtleute des Königs aufgenommen war, vergaß er bald die Beleidigungen, die er von seinem Bruder erfahren hatte, indem er fleißig die Wälder und wüsten Haiden durchstrich, theils um sich an dem süßen Gesang der Vögel zu ergehen, theils um seinen Eifer im Dienste seines Herrn dazuthun. Aber was er auch that und wohin er auch gieng, immer umschwebte ihn das liebliche Bild Rosalindens. Wie der Adler nicht ermüdet, seinen Blick in die Sonne zu richten, so konnte er nicht aufhören, sich an dem Andenken ihrer Reize zu weiden. Eines Tages, da er sich an einem Lieblingsplatze solchen Gedanken überließ, dichtete er ein Lied zum Preise seiner Geliebten, das er in die Rinde eines Baumes grub. Es begann mit den Worten:

Es herrscht der Phönix in der Lüfte Reich,
Dem Löwen ist kein Thier an Stärke gleich,
Die Ros an Duft wie keine Blume reich,
Wie nie ein Mädchen schön ist Rosalinde u. s. w.

Mit solchen Liedern pflegte er täglich Rosalindens Namen zu verewigen; dießmal aber belauschten ihn Aliena und Ganymed, welche in einem nahen Gebüsch Schatten vor der Sonne gefunden hatten. Sie waren Zeugen seiner verliebten Selbstgespräche, seiner zärtlichen Seufzer und dichterischen Ergießungen, und hörten ihn zu öftern Malen den Namen jener Rosalinde ausrufen, die nicht weniger verliebt als er selbst sich doch mehr zu beherrschen wußte. Jetzt aber trat Ganymed mit Aliena aus dem Versteck hervor und weckte ihn durch seine Anrede aus seinen tiefen Träumen.

Was ist dir, Förster? Hast du ein Wild geschossen, das dir entlaufen ist? Traure nicht um einen so geringen Verlust. Nur die Haut, die Brust und das Gehörn waren dein Antheil: vergebenes Harren und eitle Mühe ist Jägerglück.

Du bist auf falscher Spur, Ganymed, verfehlete Aliena, seine Seufzer deuten auf einen schmerzlichen Verlust. Vielleicht hat er

loß zubrachte. Der Morgen dämmerte kaum, als Ganymed Aliena weckte und sagte, es sei Zeit außs Feld zu gehen und ihre Schafe zu enthürden. Aber Aliena, der es gefiel, Ganymed zu necken, versetzte: Wo denkst du hin? Es ist noch nicht Tag, die Sonne hat den Thau noch nicht von den Halmen geküßt und so lange ist es gefährlich die Lämmer weiden zu lassen: Corydon sagt, sie bekämen die Lungen säule. Aber ich sehe wohl, daß das Sprichwort wahr ist, wen der Teufel treibt, der hat Eile, und wen die Liebe kitzelt, dem ist Tod nicht verhasster als Aufschub. Ach, mein armer Page, was hat sie aus dir gemacht? Geh zu, erwiderte Ganymed, das ist nur ein Vorwand noch im Bette zu liegen: vielleicht ist dir der Morgen zu kalt, oder willst, wenn ich weg bin, noch ein Schläschen halten. Und was die Liebe betrifft, so spotte du nicht, es möchte dich gereuen, denn Cupidos Pfeil ist scharf und kann dich lehren, Peccavi zu sagen. Darum auf und davon.

Aliena stand auf und sobald sie sich angekleidet hatten, nahmen sie ihr Morgenbrot zu sich und giengen in die Felder, vergnügter als je an Thorismunds Hofe. Kaum hatten sie ihre Hürden erreicht, als sie den armen Förster schon in tiefen Gedanken auf- und abgehen sahen. Aliena lächelte und sagte zu Ganymed: Gewiß bittet er die Götter, dein Herz so mitleidig zu machen als seines verliebt ist. Komm, laß uns ein wenig mit ihm scherzen.

Als sie sich gegenseitig guten Morgen geboten hatten, ergieng sich Rosader von Neuem im Preis Rosalindens, worauf Aliena den Wunsch äußerte, wenn sie sich je verlieben sollte, einen so treu ergebenen Liebhaber zu finden als er sei. Hieraus seht ihr klärlieh, versetzte Ganymed, daß die schöne Schäferin, die so reiche Heerden besitzt, euch gut ist. Laßt eure Rosalinde fahren und werft eure Augen auf meine Herrin, die, wenn auch weniger hochgeboren, doch gewiß nicht minder schön ist.

Sch sage dir, fiel Rosader ein, mein Herz ist Rosalinden so ergeben, wäre deine Herrin so schön, daß sie die erhabener

Götter zwänge vom Himmel hernieder zu steigen, so könnten ihre Reize mich nicht rühren. Ein Blick auf Rosalinden würde mich mehr entzünden als der vollkommene Besitz jeder Andern.

Ganymed erinnerte nun an Rosaders Versprechen, ihnen die übrigen Lieder mitzutheilen, die er zum Ruhme seiner Geliebten gedichtet habe. Da dieser bereit war, ihm zu willfahren, ließen sie sich auf einer Rasenbank nieder und Rosader las mehrere Gedichte, die Rosalinden Gelegenheit gaben, die Wahrheit seiner Empfindung neuen Prüfungen zu unterwerfen. Wir wollen nur eins auslesen:

Heb ich mein Auge himmelwärts,
 So trifft Cupidos Pfeil mein Herz;
 Senk ich es nieder auf den Grund
 Sitzt er im Gras und schießt mich wund;
 Lieg ich im Schatten unterm Baum
 So ist für ihn wohl auch noch Raum;
 Flieh ich dem stillen Haine zu,
 Die Liebe läßt mir keine Ruh;
 Erfrisch ich mich im kühlen Quell,
 Im Schilf tönt Amors Stimme hell;
 Euch ich vertraute Einsamkeit,
 So theilt' er gern mein Liebesleid;
 Wenn ich mich härmte, seufzt er drein
 Und wo ich bin, da will er sein.
 Beginn ich dann von Rosalind,
 Gleich schmilzt und weint er wie ein Kind
 Als fühlt er gleicher Flammen Glut
 Und wär wie ich dir Holden gut.
 Schön Rosalind, erhöre mich;
 Mehr als Cupido lieb ich dich:
 Bald regt er seiner Schwingen Gold;
 Ich bin dir todt und lebend hold.

Unterdessen hatte die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht, und Ganymed bat Rosader an ihrem ländlichen Mal Theil zu nehmen, worauf auch Aliena ihn einlud, ihr Gast zu sein. Er nahm die Einladung an und als sie fröhlich zusammen gespeist hatten,

danke ihnen Kosader für gute Bewirthung und wollte sich entfernen, aber Ganymed, dem der Abschied schwer ward, bat ihn zu bleiben wosern er nicht dringendere Geschäfte habe. Da du so verliebt bist, fuhr er fort, so laß uns auch sehen wie du zu werben verstehst. Ich will deine Kosalinde vorstellen und du sollst, wie du auch bist, Kosader sein und uns in einem Wechselgesang zeigen, wie du, wenn Kosalinde gegenwärtig wäre, sie um Liebe bitten würdest. Aliena soll ihre Flöte nehmen und uns Musik machen. Kosader war es zufrieden und Aliena, die sich ihnen gern gefällig zeigte, zog ihre Hirtenflöte hervor und blies, worauf Kosader die Ekloge begann, indem er Kosalindens Reize und seine Liebe schilderte und die Geliebte beschwor, nicht länger grausam zu sein. Ganymed antwortete in Kosalindens Namens, schalt auf die Falschheit der Männer, bezweifelte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und ließ sich nur nach und nach überzeugen und erweichen, worauf denn der Wechselgesang lebhafter ward und mit zärtlichen Betheuerungen gegenseitiger Neigung schloß.

Als die verliebte Ekloge dieses fröhliche Ende genommen hatte, fragte Ganymed: Nun, Förster, hab ich meine Rolle nicht gut gespielt? Hat dich deine Kosalinde nicht zufriedengestellt und hast du jezt noch zu klagen? Freilich, guter Hirt, antwortete Kosader, ich habe meine Kosalinde; aber es ist nur ein Trugbild und wenn meine verliebten Träume sich nicht bald verwirklichen, so werd ich beim Jahresluß nicht viel gewonnen haben. Doch will ich auch dieses Spiel für ein Glück rechnen und als eine gute Vorbedeutung betrachten. Und deswegen, fiel Aliena ein, will ich den Priester machen. Von heut an soll Ganymed dich Gatte nennen und Kosaders Weib heißen: so haben wir eine Heirath. Topp, jagte Ganymed und erröthete gleich einer Rose: Kosader legte seine Hand in die seinige und Aliena gab sie zusammen. Aber eine Hochzeit, fuhr sie fort, die nicht durch eine Malzeit gefeiert und ein Kauf, der nicht mit einem Glase Wein besesigt wird, sind keinen Pflifferling werth. Sie hieß also Ganymed seine Flasche hervorholen und die besten Gerichte aufstischen, die

er bei der Hand habe und bat den Förster, seiner Rosalinde zuzutrinken, und da er doch einmal auf seine Einbildung angewiesen sei, sich einzubilden er wohne einem köstlichen Bankett bei.

Unter solchen Scherzen tändelten sie den Tag hinweg und als der Abend die Freunde trennte, sagte Aliena zu Rosader: Obgleich ihr nun Mann und Weib mit nach Hause nehmen, aber ich werde mit euch kommen, der auszuliefern und so jungfräulich mit euch zu sein. Rosader, dieß reicht hin für die ganze Nacht von Liebe zu träumen. Somit boten sie sich die ganze Nacht und schieden.

Der verbannte Saladin, der von Lyon durch Deutschland und Italien zu reisen gedachte, war unterdes in den Ardennen hin- und hergeirrt ohne sich zurechtfinden zu können. Von langer Wanderung müde, hatte er sich eines Tages, nicht weit von der Gegend, wo Gerismund und sein Bruder Rosader sich aufhielten, in einem Dickicht niedergestreckt, wo er bald in den tiefsten Schlaf versank. Darüber kam ein hungriger Löwe, der seinem Raub nachjagte, des Weges, erblickte Saladin und sprang auf ihn zu, da er aber sah, daß er regungslos dalag, berührte er ihn nicht, denn die Löwen enthalten sich aller Leichname.

Um sich aber seine Beute nicht entgehen zu lassen, legte er sich nieder und wartete ob er sich bewegen werde. Während dies vorgieng, begann das Glück zu lächeln und fügte es, daß Rosader auf der Verfolgung eines Wildes, das Jangeißen in der Hand eiligst des Weges gerannt kam. Als er den schlafenden Mann und den Löwen neben ihm erblickte, stuzte er und glaubte einen seiner Freunde zu erkennen. Er trat näher, um ihm ins Gesicht zu blicken und als er seinen Bruder Saladin erkannte, erstaunte er über einen so unerwarteten Zufall und begriff nicht, welches Schicksal ihn in solchen Zustand und ohne Gefolge in diese Wälder verjagt habe. Unschlüssig ob er sein Leben an seine Rettung wagen, oder ihn der Raubgier des Löwen überlassen sollte, gieng er eine Weile mit sich selbst zu Rathe, und schon hatte sein bester Feind Selbst den Sieg davon getragen, als sein Bruder sich im Schlaf

bewegte und der Löwe sich emporrichtete. Sogleich fuhr Rosader mit dem Fangeisen auf ihn los und brachte ihm beim ersten Streich eine mächtige Wunde bei. Als der Löwe die tödliche Verletzung empfand, sprang er auf Rosader zu und gab ihm mit der Tazze einen Schlag auf die Brust, der ihn fast niedergeworfen hätte; aber als ein tapferer Jüngling, in dessen Adern Sir Johns Blut kreiste, ermannte er sich und erschlug den Löwen nach kurzem Kampf. Bei seinem Verschneiden brüllte er so laut, daß Saladin erwachte und da er um sich blickte, war er nicht wenig erstaunt, ein so fürchterliches Unthier erschlagen und einen so edeln Ritter verwundet zu sehen. Eine Weile betrachtete er sie Beide ohne seinen Bruder in dieser Verkleidung zu erkennen, dann sprach er: Wer du auch seist, ich sehe, du hast mein Unglück durch deinen Muth gewendet und mein Leben mit Gefahr des eigenen gerettet. Ich kann dir in meiner jetzigen Lage nur danken, nicht vergelten; doch bin ich erbötig, dir als dein getreuer Diener jeden Dienst zu verrichten, den du mir auftragen willst.

Als Rosader sah, daß sein Bruder ihn nicht erkenne, war er sehr verwundert, so freundliche Worte aus seinem Munde zu vernehmen; aber erfreut über diese Veränderung seines Wesens erwiderte er: Ich bin ein Förster und Aufseher dieser Wälder und kam auf der Fährte eines flüchtigen Wildes hieher, wo ich dich liegen sah und einen Löwen neben dir, der dein Erwachen erwartete. Ich hielt es für Pflicht dein Leben zu retten, was mir, wie du siehst, mit Verlust meines Blutes gelungen ist. Bist du nun ein Mann von so edler Geburt als deine Gesichtszüge verathen, so vertraue mir die Ursache deines jetzigen Mißgeschicks, denn die Sorgen, die deine Stirn durchfurcht haben, zeigen, daß du nicht glücklich bist.

Saladin, der seinem Ketter eine so theilnehmende Bitte nicht abschlagen konnte, ließ sich mit ihm im Schatten nieder und begann die Erzählung seiner Schicksale. Er sprach mit Rührung von dem Ruhme seines Vaters und von den goldenen Regeln brüderlicher Eintracht, die er seinen Kindern sterbend gegeben, und

verwünschte den Leichtfinn, mit welchem er selbst sie in den Wind geschlagen. Als er aber seines Bruders Rosader gedachte, brach er in Thränen aus und hielt inne. Rosader bat ihn, sich männlich zu fassen, worauf er fortfuhr, sein Unrecht gegen seine Brüder eingestand, die Tugenden Rosaders mit lebhaften Farben schilderte und sich selbst anklagte, durch gottlosen Verrath dessen Unglück herbeigeführt zu haben. Die Götter, fuhr er fort, konnten solche Untreue nicht ungerächt lassen, und so fügten sie es, daß der König, welchem nach meinen Besizungen gelüstete, einen Vorwand an mir suchte, mich auf ewig aus Frankreich zu verbannen. Mein Unglück ist doppelt groß, da mein Gewissen mir sagt, daß ich auch diese Ungerechtigkeit durch meine Grausamkeit gegen Rosader wohl verdient habe. Diesen aufzusuchen und zu versöhnen wandere ich nun umher, und wenn ich seine Vergebung erlangt habe, will ich nach dem gelobten Lande pilgern um die Verbrechen meiner Jugend zu büßen.

Als Rosader diesen Entschluß seines Bruders vernahm, ward er vom tiefsten Mitleid ergriffen, gab sich ihm zu erkennen, verzieh ihm alle frühern Beleidigungen, führte ihn zu Gerismund und stellte ihn dem König als seinen Bruder vor. Als Gerismund hörte was sich ereignet habe, freute er sich über die Ausöhnung der Brüder, empfing ihn gnädig und versprach alles für ihn zu thun, was seine gegenwärtige Lage gestatte. Dann erkundigte er sich, ob von Alinde und seiner Tochter Rosalinde keine Nachrichten am Hofe Thorismunds eingegangen seien, und da dieß Saladin verneinte, überließ er sich seinem Schmerze, worauf Rosader seinen Bruder in seine Wohnung führte, wo der alte Adam Spencer, der über Saladins Anblick erst erschrocken und dann freudig erstaunt war, die versöhnten Brüder mit einem Wildbraten und einer Flasche Wein köstlich bewirthete. Nach Tisch nahm er seinen Bruder bei der Hand und führte ihn durch den Wald, um ihm zu zeigen wie er und die übrigen Verbannten hier lebten. So gieng er zwei bis drei Tage mit Saladin auf und nieder, um ihn mit allen Einrichtungen bekannt zu machen, die

getroffen waren um den Aufenthalt in dieser Einöde erträglich zu machen.

Unterdes ward er von Ganymed schmerzlich vermißt, der mit Aliena hin- und herrieth, was wohl aus ihrem Förster geworden sei. Sein langes Ausbleiben hatte dem armen Ganymed schon viel Kummer verursacht, als er ihn eines Tages, seine Waldart an der Seite, ruhig auf sie zuschreiten sah. Bei seinem Anblick wechselte er die Farbe und sagte zu Aliena: Sieh, Herrin, da kommt unser hübscher Förster. Da bist du wohl recht froh, sagte Aliena, und als Rosader näher kam, stellten sie ihn zur Rede wie er als ein Neuvermählter so wenig Sorge für seine Rosalinde zeigen und so manchen Tag ausbleiben könne. Ist das die Leidenschaft, fuhr sie fort, die ihr in euern Liedern und Sonnetten schildert? Eure Liebe ist schnell erkaltet wie ich sehe; Männertreue gleicht einer Feder, die der Hauch jedes Windes in die Lüfte bläst. Nach einigen Scherzen entschuldigte sich Rosader und erzählte von der Ankunft seines Bruders, dessen Verbannung vom Hofe Thorismunds und ihrer Ausöhnung, über welche letztere Ganymed großes Vergnügen empfand, während Aliena sich über ihres Vaters Grausamkeit und Tyrannei schmerzlich betrübe.

Allein das Glück, das seine Macht von diesen noch allzuglücklichen Vertriebenen verspottet sah, wollte ihren Gleichmuth von Neuem auf die Probe stellen. Eine Bande Bösewichter, die vor der Obrigkeit in diese Wälder geflüchtet war, hatte von der schönen Schäferin Aliena vernommen, und beschloßen, sie zu rauben und dem Könige zum Geschenk zu machen, in der Hoffnung, daß dieser sie zum Dank begnadigen werde. Sie stürzten also unversehens aus einem Hinterhalt auf sie los, und wollten Hand an sie und ihren Pagen legen, als diese Rosader zu Hülfe riefen, welcher fest entschloßen sein Leben an die Vertheidigung seiner Freunde zu wagen, so verzweifelte Hiebe unter die Mädchenräuber austheilte, daß ihre Panzer von seinem Muth Zeugniß gaben. Er allein aber konnte der Uebermacht nicht widerstehen, schwer verwundet sank er zu Boden und Aliena würde mit Ganymed

eine Beute der Räuber geworden sein, wenn Saladin, der seinen Bruder aufsuchte, nicht just hinzugekommen wäre. Da er die Schäferin mit ihrem Pagen gebunden und seinen Bruder verwundet sah, ergriff er seine Waidart und schlug so tapfer drein, daß die Bösewichter über seine Verwegenheit stutzten und der, welchen er traf, keinen Arzt mehr brauchte. Saladins stößte auch Rosade wund er war, empor und Räufern an, daß sie mit ihnen und ihre Beute zurückli-

Als Aliena sich von ihm erholt hatte und um sich schaute, fand sie Ganyms, die Wunden des Jägers zu verbinden. Dann legte er sein Auge auf ihren Ketter und maß seine Gestalt mit theilnehmenden Blicken. Sie bewunderte den Muth und die Tapferkeit des Mannes, der es gewagt hatte, sich mit einer so furchtbaren Räuberbande zu messen. Zuletzt faßte sie sich und begann ihm mit freundlichen Worten zu danken. Als eine arme Schäferin, fuhr sie fort, die außer ihrer Heerde nichts besitzt, weiß ich euern Edelmuth nicht zu vergelten. Wir können euch also für unsere Rettung nur danken und danke ich aus vollem Herzen, und seit versichert, daß ich euch niemals Gelegenheit geben will, über meine Undankbarkeit Beschwerde zu führen. Was den armen Verwundeten anbelangt, so ist er unser guter Freund und Nachbar, wir wollen ihn mit Blicken und freundlichen Gesichtern bezahlen, und wenn er auch nicht ferner davon wird, so soll er doch so gehätschelt werden, daß wir ihn zufriedenstellen.

Als Saladin diese Schäferin so klug sprechen hörte, ward er aufmerksam und betrachtete sie lange mit Wohlgefallen. Schöne Schäferin, antwortete er dann, wenn ich das Glück gehabt, euch einen Dienst zu leisten, so bin ich belohnt genug und euer Dank ist mehr als eine solche Handlung verdiente. Um euch aber zu zeigen, daß ich nicht stolz bin und eure Güte zu schätzen weiß, so will ich diese Dankagung als einen gebührenden Lohn hinnehmen.

Während er so sprach, sah ihm Ganymed fest ins Gesicht und sagte: Wahrlich, Rosader, dieser Edelmann sieht euch sehr ähnlich. Kein Wunder, guter Hirt, entgegnete dieser, denn er ist mein ältester Bruder Saladin. Euer Bruder, rief Aliena und erröthete: nun so ist er desto willkommener und ich glaube mich ihm um so mehr verpflichtet. Er hat uns aus einer tödlichen Gefahr befreit und wenn es ihm beliebt, mir die Ehre zu erzeigen, so will ich ihn Diener nennen und er soll mich Herrin heißen. Gut, süße Herrin, sagte Saladin, und eh ich es vergeße euch so zu nennen, will ich mir selber untreu werden.

Rosader, dessen Wunden noch bluteten, wünschte zu trinken und dann heimzugehen um sich zu pflegen. Ganymed, dem über Rosaders Gefahr die Thränen in den Augen standen, holte eilends ihre Flasche herbei und mischte ein stärkendes Pulver, das sie bei sich trug, in den Wein, dessen Genuß den Förster so erquickte, daß er sich bald erhob, sich von seinen Freunden beurlaubte und mit seines Bruders Beistand nach Hause begab. Ganymed und Aliena blieben trauernd zurück, Ganymed in großer Unruhe über Rosaders Verwundung und Aliena von neuen, unbekanntem Empfindungen bestürmt. Endlich trösteten sie sich gegenseitig und giengen heim zu dem alten Corydon, der ihr Nachtmal bereit hielt.

Nach Tische begann dieser eine lange Erzählung von dem jungen Schäfer Montanus, der in die schöne Schäferin Phöbe verliebt sei und auf keine Weise ihre Hand und Gunst erwerben könne, sondern sich hoffnungslos in unerwidelter Liebe verzehre. Ich möchte diese Phöbe, fiel Aliena ein, doch einmal sehen. Ist sie denn so schön, daß sie denkt, kein Schäfer sei so vieler Reize würdig? Oder so wunderbar, daß weder Liebe noch Ehebund sie befriedigen kann? Oder ist sie spröde, weil sie gern sieht wenn man ihr huldigt?

Ich weiß nicht was ich von ihr halten soll; ich will sie aber nächstens mit Montanus hieher bringen und dann mögt ihr selbst sehen woran der Fehler liegt. Aber so viel ist gewiß,

wären alle Mädchen ihres Sinnes, so ständ es übel um die Welt.

Nach diesem Gespräch begab man sich zur Ruhe, aber lang floh der Schummer die Augen des verliebten Paars und kaum war der Morgen angebrochen, als Aliena aufstand und ihren Pögen weckte. Es sei hohe Zeit zu sehen. Ach, sagte Ganymed, Es ist doch kein Diamant so hat dir Saladin gefallen und ausrichten? Nun ja, er ist ters Sohn und deiner wohl!

Aliena wollte sich zuerst lugnen legen, gestand aber bald was Ganymeds Scharfblia von errathen hatte. Sie verließen die Hütte, enthürdeten ihre Schafe und ließen sich unter verliebten Gesprächen und sehnsüchtigen Gedanken im Schatten einer Olive nieder. Nicht lange, so kam Corydon eilends herbeigelaufen und sprach: Wenn ihr Phöbe sehen wollt, die schönste Schäferin, die Montanus liebt, so kommt mit mir hinter jenes Gebüsch, wo ihr sie sehen könnt, wie sie mit Montanus an einem Brunnen sitzt, er so verliebt und sie so widerspenstig wie immer.

Diese Nachricht war den beiden Liebenden so willkommen, daß sie aufstanden und Corydon begleiteten. Sie traten hinter das Gebüsch, wo sie Phöbe und Montanus sitzen sahen, die schönste Schäferin der Ardenen und den hübschesten Schäfer im ganzen Walde. Sie trug ein scharlachenes Unterkleid und einen grünen Mantel, ein Kranz von Rosen gab ihr Schatten vor der Sonne und darunter zeigte sich ein Gesicht, das die Natur mit Reizen verschwenderisch geschmückt hatte, und zwei Augen, die einem vornehmern Manne als Montanus hätten gefährlich werden können. Dieser saß, sein Haupt in der Hand und den Ellbogen auf dem Knie, ganz verloren in ihr Anschauen und warb mit Seufzern Blicken und Liebesliedern so beweglich und rührend um ihre Gunst, daß Diana selbst ihn bemitleidet hätte. Aber Phöbe blieb un-

empfindlich und Montanus brach nun in folgendes Rügelied gegen Amors Ungerechtigkeit aus:

Helas Tirant, plein de rigueur,
 Modere un peu ta violence:
 Que te sert si grande dispence?
 C'est trop de flammes pour un cueur.
 Espargnez en une estincelle,
 Puis fay ton effort d'esmouvoir
 La fiere, qui ne veut point voir
 En quel feu je brusle pour elle.
 Execute, amour, ce dessein.
 Et rabaisse un peu son audace:
 Son cueur ne doit estre de glace,
 Bien que elle ait de niege le sein.*)

Mit Seufzen und einem Strom von Thränen schloß Montanus seinen Gesang. Phöbe antwortete ihm erst in einem Liede und versicherte ihm dann, daß sie ihm nicht aus Stolz versage, sondern weil sie die Liebe haße. Sie halte es eben so sehr für eine Ehrenpflicht, über die Reigung zu siegen, als über das Glück. Wärst du so schön wie Paris, fuhr sie fort, so tapfer wie Hector, so beständig als Troilus und so verliebt wie Leander, so könnte dich Phöbe nicht lieben, denn sie kennt die Liebe nicht und darum hör auf mich zu verfolgen wie Phöbus, denn ich muß fliehen wie Daphne.

In diesem Augenblick trat Ganymed aus dem Gebüsch hervor und sprach: Und wär ich es, vor dem ihr flöhet, so wollt ich euch wie Daphne in einen Lorbeer verwandeln und dann seine Zweige zur Strafe unter die Füße treten.

Phöbe erschrak über diese plötzliche Erwiderung, besonders da sie von einem so schönen Hirten kam als Ganymed war. Sie erröthete und wollte sich entfernen, aber er hielt ihre Hand fest und fuhr in seiner Strafpredigt fort: Was, Schäferin, so schön

*) In der veralteten Schreibart des Originals mitgetheilt.

und so grausam? Nehmt euch in Acht, daß euch die Liebe, die ihr verachtet, nicht überrascht und bestraft. Es wäre nicht das Erstmal, daß Hochmuth in Sehnsucht umschläge. Die in der Jugend spröde sind müssen im Alter schmachten und dann haßt man sie im Winter, da sie im Lenz hätten geliebt werden können. Darum laßt euch rathen, seit Montanus gnädig und liebt da ihr jung seid, damit ihr nicht verachtet werdet wenn ihr altert.

Phöbe blickte noch immer unverwandt auf Ganymeds Gestalt und verliebte sich in seine Reize so tief als Montanus in die ihrigen vergafft war. Ihr Auge konnte sich nicht losringen von seiner Schönheit, die sie so selten dauchte, daß sie glaubte der Geist des Adonis sei in Gestalt eines Hirten erschienen. Dann erröthete sie über ihre eigene Thorheit, einen Fremden so lange anzuschauen und sprach bescheiden: Ich kann nicht läugnen, Herr, von Liebe gehört zu haben, aber ich fühlte nie Liebe; auch hab ich von Venus vernommen, obgleich ich ihr Bild nie sah und vielleicht . . . und hiebei erröthete sie, schämte sich und schwieg. Ganymed, dem ihre Blödigkeit gefiel, bat sie fortzufahren. Und vielleicht, Herr, sind meine Augen heute verschwenderischer gewesen als je zuvor und hiemit stockte sie wieder und schien sehr beschämt und verwirrt. Aliena, die den Hasen hüpfen sah, bat sie fortzufahren, aber vergebens, sie blieb stecken, ihre Augen standen voll Thränen, eine glühende Röthe bedeckte ihr Angesicht und so setzte sie sich nieder und weinte. In diesem Zustande ließen sie Ganymed und Aliena in Montanus Gesellschaft, nachdem sie ihr zum Abschied freundlich gerathen hatten, ihm holder zu sein, damit Venus nicht harte Strafe über sie verhängte. Phöbe antwortete nur mit einem Seufzer und schickte Ganymed einen Blick nach, der ihre ganze Seele verrieth.

Saladin hatte die ganze Nacht vor dem Andenken Alienas nicht geschlafen, ja er hatte sogar ein süßes Sonett geschmiedet und in seinem Busen verborgen. Als ihn daher Rosaber ersuchte, zu Aliena und Ganymed zu gehen, um ihnen Nachricht zu bringen, daß seine Wunden nicht gefährlich seien, war er seelenver-

gnügt über den Auftrag und eilte in aller Hast zu der Trist, wo die Heerde Alienas weidete, die eben mit Ganymed und Corydon von dem Besuch bei Phöbe zurückgekehrt war. Er grüßte sie mit liebevollen Worten und eilte Rosaders Botschaft auszurichten, über welche besonders Ganymed große Freude empfand. Sagt mir doch, frug er mit Thränen in den Augen, was meinte der Arzt, als er ihn besuchte? Hielt er seine Wunden für gefährlich? Gefährlich wohl, sprach Saladin, aber nicht tödlich und um so leichter heilbar, als der Kranke seine Schmerzen mit Geduld erträgt, weshalb mein Bruder hofft, euch in wenigen Tagen selbst besuchen zu dürfen. Sagt ihm inzwischen, fuhr Ganymed fort, Rosalinde empfehle sich ihm und bitte ihn gutes Muths zu sein. Ich weiß nicht, sprach Saladin, was mit dieser Rosalinde ist; aber Wer sie auch sei, er führt ihren Namen immer im Munde. In den bittersten Schmerzen gebraucht er ihn als einen Zauber alle Qualen zu lindern. Ich muß endlich glauben, mein Bruder ist verliebt.

Nach diesem Eingange gerieth Saladin in ein Gespräch mit Aliena, bei welchem sie das Papier bemerkte, das er in seinem Busen verborgen hatte. Eifersucht gab ihr den Verdacht ein, es sei ein Liebesgedicht an eine Andere und so zog sie es hervor und fragte ob es ein Geheimniß sei, wobei sie erröthete und Saladin mit ihr. Sie bemerkte es und sagte: Da ihr roth werdet, so hab ich recht gerathen, es ist ein Liebesbrief: ich sehe schon eurer Geliebten Namen, ihr Lob und eure Liebeschwüre. Hierauf las sie es und scherzte über die Verliebtheit der Männer. Ganymed, der das Pärchen beschäftigt sah, machte sich in der Hürde zu thun und gab Saladin Gelegenheit, sein Herz vor Alienen auszusüßten. Diese vernahm sein Geständniß so gern wie eine himmlische Musik; aber noch stellte sie sich unempfindlich und ungläubig und wollte sich nicht überreden lassen, daß der Sohn Sir Johns von Bourdeaux sich so tief herablassen könne, eine arme Schäferin zu lieben. Aber Saladin betheuerte die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Gefinnungen und beschwor sie, ihm auf sein Ritter-

wort zu glauben, daß er sie liebe, nicht um die Blumen zu brechen und den Stengel wegzzuwerfen, sondern seine lautern Wünsche durch eine rechtmäßige Ehe zu krönen.

Dieses Wort Ehe wirkte wie ein Zauberschlag auf Aliena, aber fast wäre sie in der Bestürzung der Freude die Antwort schuldig geblieben, denn sie wußte kaum was sie sagen sollte um weder zu spröde noch zu nachgiebig zu erscheinen. Doch, kaum war das Geständniß der Liebe von ihrer Lippe geflossen, als Ganymed zurückkehrte und fragte: Nun? Eine Hochzeit oder nicht? Eine Hochzeit, antwortete Aliena, denn sonst wär es ein übler Handel. Das freut mich, sagte Ganymed: ich wollte Rosalinde wäre hier, um das Maß voll zu machen. Gut bemerkt, versetzte Saladin, ich vergaß, daß ich meinen Bruder allein laße und deswegen beurlaube ich mich, damit die Einsamkeit seine Schmerzen nicht verdoppelt. Sagt ihm, daß wir für ihn beten, sagte Aliena. Und vergeßt nicht, fügte Ganymed hinzu, meinen Auftrag auszurichten: sagt ihm, Rosalinde vergieße so viel Herzensthänen um ihn als Tropfen Blut aus seinen Wunden geflossen seien; sagt ihm das, guter Saladin, und so lebt wohl.

Phöbe war unterdes in großer Unruhe zu ihres Vaters Hause zurückgekehrt. Sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß keine Blume so frisch blüht, die der Stral der Sonne nicht versengte, daß der Sturm auch die stärkste Eiche schüttelt und der Liebe kein Herz widersteht. Das Bild Ganymeds verfolgte sie überall, und das Andenken so vieler Reize machte die arme Schäferin so verwirrt, daß sie sich lieber den Tod wünschte als länger in dieser süßbittern Qual zu leben. Aber Wünschen frommt in solchen Fällen nicht und so wußte sie sich keinen Rath, riß die Wunde immer tiefer auf und verzehrte sich in Schmerzen. Zuletzt ward sie ernstlich krank und mußte das Bett hüten, worüber ihr Vater heftig erschrak und nach Ärzten sandte, die ihr aber nicht helfen konnten.

Montanus hatte kaum von Phöbes Unwohlsein vernommen, als er wie ein Besessener gelaufen kam, ihr seinen Besuch abzu-

statten. Er setzte sich neben ihr Bett, erkundigte sich zärtlich nach ihrem Befinden und der Ursache ihrer Krankheit, und als er darauf nur halbe Antworten erhielt, vergoß er so viel Thränen und seufzte so wehmüthig, daß Phöbe, die nun wuste was Liebe heißt, ihn ernstlich zu bemitleiden begann, obgleich Ganymeds Andenken sie verhinderte ihm zu helfen. Aber nur an diesen dachte sie und erschöpfte sich in Plänen, wie sie ihm ihre Liebe zu erkennen geben wollte. Sie ihm mündlich zu gestehen war sie zu verschämt, einen Freund zum Vermittler zu wählen, dazu fehlte es ihr an Vertrauen, und ganz zu schweigen und Alles zu verhehlen wär ihr Tod gewesen. Endlich beschloß sie, ihm zu schreiben, und bat Montanus, sich eine Weile zu entfernen, aber nicht fortzugehen: sie wolle versuchen ein Schläfchen zu halten. Kaum hatte er die Stube verlassen, so stand sie auf, ergriff Feder und Papier und schrieb einen zärtlichen Liebesbrief, dem sie ein Sonett gleichen Inhalts anhängte. Dann rief sie Montanus zurück und bat ihn, diesen Brief dem Ganymed zu bringen.

Obgleich Montanus ganz von ferne Licht schimmern sah, stellte er sich doch arglos und ward ein williger Bote seines eigenen Martyrthums. Als Ganymed den Brief erhielt und hörte, er komme von Phöbe, begriff er nicht, was eine unbekannte Schäferin von ihm wollen könne, doch öffnete er ihn, las und schlug ein lautes Gelächter auf. Dann zeigte er ihn Aliena, welche ihn höchst lustig fand und dem Ganymed ins Ohr raunte: Wüßte sie wie viel dir gebriecht um ihre Wünsche erfüllen zu können, sie würde klüger und weniger verliebt sein; doch laß uns jetzt mit diesem Hirten reden. Darauf wandte sich Ganymed zu Montanus und fragte: Sage mir doch, Schäfer, liebst du Phöben? Du liebe Zeit, antwortete Montanus, liebte mich Phöbe so, meine Heerde würde fetter und ihr Herr glücklicher sein; aber von meinem Leid werden meine Schafe elend. Ach, armer Montanus, fuhr Ganymed fort, gib deine Hoffnung auf und sieh dich nach einer andern Schäferin um. Ich kann Phöben nicht vergessen, entgegnete Montanus: die Züge, die die Liebe geschrieben hat,

kann nichts verwiſchen. Aber ich ſage dir, Montanus, du müßt dich vergebens: lies dieſen Brief und ſieh was du zu hoffen haſt.

Montanus las und erblickte, jeden Satz unterbrach er mit einer Reihe von Seufzern; aber als er zu Ende war, da blieb er ſtehen als habe er weder gewonnen noch verloren. Nun, Montan, hob Ganymed wieder an, du ſiehſt, welchen Lohn du für deine treuen Dienſte empfängſt. Willſt du die noch lieben, die ſo mit dir umgeht? Ich ſage dir, Schäfer, verſetzte Montanus, obgleich Phöbe den Ganymed liebt, ſo wird doch Montanus nie aufhören, Phöben zu lieben, und dawider hilft kein Rath, kein Vernuſtgrund, keine Ueberredung. Was ſoll ich aber thun, dir zu gefallen? fragte Ganymed: ſoll ich Phöbe verſchmähen, wie ſie dich verſchmäht? Das würde mein Leid nur vermehren, antwortete Montan, und meine Qual verdoppeln. Nein, Ganymed, mag ich auch vergehen, laß ſie nicht ſchmachten. Laß ein ſo ſchönes Weſen wie Phöbe iſt nicht in Verzweiflung verſinken. Mißhandle, tödte die nicht, die dich ſo zärtlich liebt. Du kannſt nicht mehr wüncſchen als ſie zu gewinnen, denn ſie iſt ſchön, tugendhaft und reich. Wie, Montanus, du wirbſt für ſie? fiel Aliena ein: wenn Ganymed Phöben heirathet, ſo biſt du ja hoffnungslos verloren. Ach, Herrin, entgegnete Montan, ich liebe Phöbe ſo ſehr, daß ich mein Leben zum Opfer brächte, wenn es ſie glücklich machen könnte. Ich will zufrieden ſein, wenn ſie es iſt und mich an ihrem Anblick begnügen. Wenn alſo Ganymed ſo gut als ſchön iſt, ſo möge er an Phöbe Erbarmen üben.

Montan ſprach dieſe Worte mit ſo feſter Entſchloßenheit, daß Aliena und Ganymed über ſeine Uneigennützigkeit erſtaunten und nichts mehr wüncſchten als ihm Phöbens Gunſt erwerben zu können. In dieſer Abſicht erbot ſich Ganymed, ihn zu Phöben zu begleiten, was Montan zufrieden war. Als ſie bei ihrer Hütte anlangten, gieng er voraus und meldete Phöben, Ganymed ſei vor der Thüre. Dieſes Wort Ganymed verſetzte die Schäferin in eine ſolche Freude, daß ſie vom Bette aufsprang und wie neu belebt ihre friſche Farbe wiedergewann. Ganymed trat herein,

grüßte Phöben freundlich und ließ sich neben ihrem Bette nieder. Auf seine Frage nach dem Grunde ihres Uebelbefindens wiederholte ihm Phöbe mündlich den Inhalt ihres Briefes, worauf sie Gany- med tröstete und versprach, wenn ihre Heilung von ihm abhänge, es an nichts fehlen zu lassen. Er gestand ihr aber frei, daß es ihm leid thue, den guten Montanus, der sie so zärtlich liebe, zu betrüben und deswegen wolle er nichts versprechen. Auch bewun- dere er wohl ihre Schönheit; aber seinen Gefühlen könne er nicht gebieten: die Zeit werde entscheiden ob er sie lieben oder in seiner Unempfindlichkeit verharren werde. Darum solle sie den Monta- nus zu lieben und Ihn zu haßen versuchen, wie Er versuchen wolle sie zu lieben.

Diese Worte wirkten wie ein Dolchstoß auf die arme Phöbe, die unter Seufzer und Thränen ausrief: So verweist ihr mich auf die Zeit und befehlt mir zu harren ohne hoffen zu dürfen! Aber die Götter verhängen ein gerechtes Gericht über mich: ich war grausam gegen Montan und Gany- med ist nun eben so hart gegen mich. Es freut mich, sagte Gany- med, daß ihr euern Fehler einseht, da ihr Gelegenheit habt, Montans Leiden mit euern eigen- en Qualen zu messen. Und gewiß, behauptete Phöbe, ich bereue meine Grausamkeit gegen den Schäfer so sehr, daß ich ihm gut werden wollte, wenn ich aufhören könnte, Gany- med zu lieben. — Wenn ich aber Phöben durch Gründe bestimmen kann, Gany- med nicht mehr zu lieben, will sie dann Montan ihr Herz schenken? — Wenn Gründe, antwortete Phöbe, meine Liebe zu dir vertilgen können, so will ich ihm die Hand reichen, unter der Bedingung, daß Gany- med, wenn meine Liebe seinen Gründen widersteht wie sie über alle Gründe erhaben ist, der Meinige wird. Ich bin es zufrieden, schöne Schäferin, sprach Gany- med, und gebe dir mein Wort, daß wenn ich je ein Weib heirathe, so sollst du es sein, und hiemit beruhige dich und nimm diesen Kuß zum Pfande. Völlig getrübet erhob sich nun Phöbe und bereitete für Gany- med und Montan ein so leckeres Mal als nur in einer Schäferhütte gefunden werden mag. Ueber Tische wiederholte Gany- med sein

Verprechen und Höbe das ihrige, wodurch Montanus sehr erfreut wurde. So verließ er beide vergnügt, er selbst aber lehrte mit dem Andenken an Rosader und seine Wunden trauernd zu Aliena zurück. Als er aber auf die Trift gelangte, sah er Rosader und Saladin mit Alienen im Schatten sitzen, und dieser Anblick war ihm eine solche Herzkraftung, daß er ihnen voller Freude entgegen trippelte. Corydon, der von der Gesellschaft war und ihn kommen sah, lief auf ihn zu und rief: Eine Hochzeit, Herr, eine Hochzeit: unsere Herrin wird am Sonntag heirathen! So frohlockte der gute Hirt dem Ganymed entgegen, welcher jetzt die Gesellschaft begrüßte, vorzüglich Rosader, dem sie ihre Freude ausdrückte, ihn von seinen Wunden so gut geheilt zu sehen. Ich wäre noch so früh nicht ausgegangen, sagte Rosader, wenn ich nicht zu einer Hochzeit gebeten wäre, die nächsten Sonntag zwischen Aliena und meinem Bruder gefeiert werden soll. Herrlich, sprach Ganymed, aber Welch ein glücklicher Tag müßte das sein, wenn Rosader zugleich mit Rosalinden vermählt würde? Ach, guter Ganymed, versetzte Rosader, erneue meine Schmerzen nicht, indem du ihren Namen nennst, denn das Andenken an ihre Schönheit ist mein Elend. Sei gutes Muthes, Förster, fuhr Ganymed fort, ich hab einen Freund, der in Magie und Nekromantie sehr erfahren ist, und was die Kunst vermag soll zu deinen Gunsten geschehen. Wenn sich deine Rosalinde in Frankreich oder einem benachbarten Lande aufhält, so will ich sie herbeischaffen: darauf nimm das Wort eines jungen Schäfers. Aliena lächelte, weil Rosader finster sah, denn er meinte, Ganymed habe nur mit ihm geschertzt.

Ganymed erzählte nun was mit ihm und Höbe vorgegangen sei, worüber Alle lachten und voll Bewunderung eingestanden, es sei doch kein Herz so fühllos, das die Liebe nicht verwandeln möge. So vergieng der Tag unter Scherzen und als die Sonne sank, beurlaubten sich die Brüder und giengen heim. Aliena und Ganymed beeilten sich die Zurüstungen zur Hochzeit zu treffen, wozu Rosader seinerseits auch Anstalten machte. Rosader lud, wie er schon versprochen hatte, auch Gerismund und alle seine

Edelleute zur Hochzeit ein; Phöbe und Montanus wurden gleichfalls gebeten, und so fehlte, da alle Hände mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigt waren, bald nichts mehr als der ersehnte Sonntag.

Als dieser endlich erschien, war die Hütte zum Empfang der Gäste mit grünen Reisern festlich ausgeschmückt und der Boden mit Blumen überstreut, alles durch die Sorge des alten Corydon, der als Hausvater auch auf seinen eigenen Schäferpuß großen Fleiß verwandt hatte und sich im altväterlichen Feiertagskleid zugleich ehrwürdig und auf seine alten Tage noch so verliebt ausnahm als ob er selber der Bräutigam wäre. Bald fand sich auch Phöbe mit einem großen Zuge von Schäferinnen und Landmädchen ein, um Aliena bei ihrem Anzuge zur Hand zu gehen; aber ihr Herz dachte stäts an Ganymed, der heute so schön war als Endymion, da er Dianens Liebe gewann. Als ein stinker Page diente er Alienen und sorgte, daß bei der Ankunft des Bräutigams Alles in Bereitschaft wäre. Jetzt erschien dieser, als Förster gekleidet, mit Gerismund und seinem Bruder Rosader, welche Alienen und die übrigen Schäferinnen und Hirten feierlich empfingen. Gerismund belobte Saladins glücklichen Geschmac in der Wahl einer so schönen und bescheidenen Schäferin, deren reizende Gestalt gleiche innere Vorzüge verkünde. Ganymed, der eben hereintrat, erblickte mit Erröthen seinen Vater und konnte sich kaum der Thränen erwehren, ihn in so geringen Glücksumständen zu sehen, da er, der gewohnt gewesen, in einem königlichen Palast von zwölf edeln Pairs bedient zu werden, jetzt in einer niedern Hütte mit der Gesellschaft schlichter Hirten vorlieb nehme. Aber sie überwand ihre Empfindung und bewillkommte ihn mit so viel Anmuth und Freundlichkeit, daß Gerismund dem einnehmenden Wesen des Pagen große Lobsprüche ertheilte.

Jetzt trat Corydon mit einem Becher Obstwein herein und kredenzte ihn dem König mit einem so lustigen Spruch, daß dieser lächeln mußte, den Becher gnädig aus seiner Hand empfing und ihn Alienen zutrank. Diese that ihm Bescheid und trank Rosader

zu, und so kreiste der Becher bis er zu Phöben und ihren Gespielinnen gelangte.

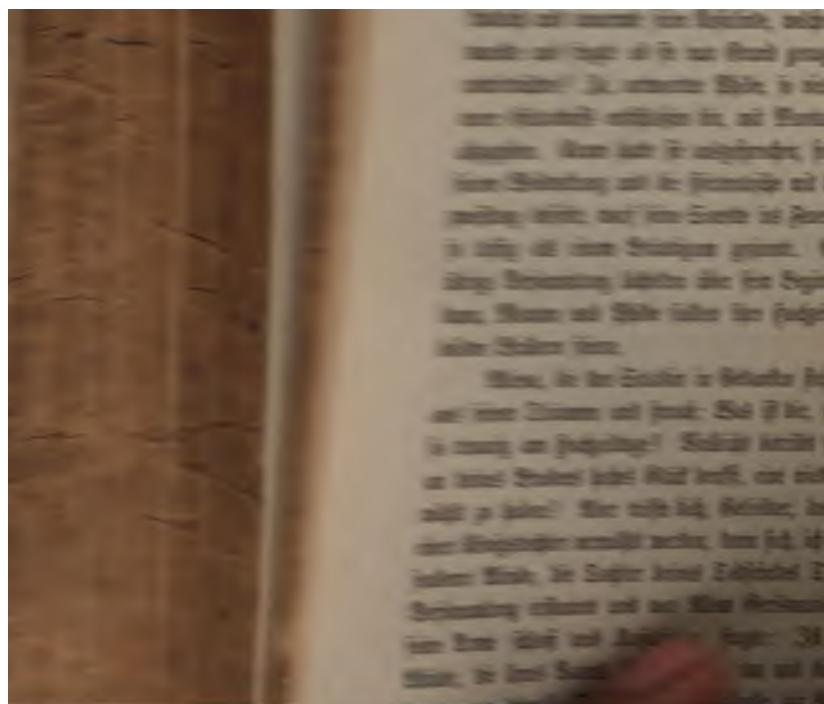
Während sie tranken und zum Kirchgang bereit standen, trat Montanus herein, ganz in Braungelb gekleidet, um anzudeuten, daß er verlassen und verschmäht sei. Er trug den Weidenkranz um die Schläfe; auf seiner Hirtentasche, die an seiner Seite hieng, war die Verzweiflung abgebildet und als Aushängeschilder seiner Liebe und Qual hiengen zwei Sonette an seinem Schäferstabe. Bei seinem Eintritt grüßten ihn die Schäfer als den Ausbund aller Hirten der Ardennen mit freudigem Zuruf, denn ein schmuderer Knabe war seit dem trojanischen Kriege nicht gesehen worden. Der König, der über seinen Aufzug sehr verwundert war, wünschte eine Erklärung über eine so seltsame Erscheinung, worauf Rosader ihm von Montans treuer Liebe zu Phöbe und ihrer Grausamkeit erzählte, für welche die Götter die spröde Nymphe mit einer eben so hoffnungslosen Liebe gegen Ganymed bestraft hätten. Der König wünschte nun auch Phöbe zu sehen, welche ihm Rosader vorstellte. Ein glühendes Roth übergieß die Wangen der Schäferin und erhöhte ihre Schönheit. Eine Weile ließ Gerismund seine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhen, dann fragte er sie, warum sie Montans Neigung so wenig erwidert habe, der doch ein hübscher Bursche sei und sie so zärtlich liebe? Phöbe entschuldigte sich mit dem Willen des Schicksals, das sie für seine Werbung unempfindlich geschaffen habe. Indes habe die Liebe sich an ihr gerächt und sie in Ganymed verliebt gemacht, der ihr eben so unfreundlich begegnet als sie gegen Montan grausam gewesen sei.

Gerismund, der diese Liebesjäden zu verfolgen begierig war, berief nun den Ganymed, der mit anmuthigem Erröthen hervortrat. Der König faßte ihn scharf ins Auge und da ihm die Aehnlichkeit mit seiner Tochter Rosalinde auffiel, stieß er einen tiefen Seufzer hervor. Rosader, der mit Gerismund sehr vertraut war, fragte ihn, warum er seufze. Weil mich Ganymed, antwortete Gerismund, an Rosalinde erinnert, der er gleich sieht. Bei

diesen Worten seufzte Rosader so tief als hätte ihm sein Herz zerspringen wollen. Und was ist nun die Ursache, frug Gerismund seinerseits, daß Du so tief seufzest? Verzeiht mir, mein König, versetzte Rosader, weil ich Niemand auf der Welt so sehr liebe als Rosalinde. Und wenn Rosalinde hier wäre, betheuerte Gerismund, so wollt ich sie dir noch heute zum Weibe geben.

Als dieß Aliena vernahm, kehrte sie sich zu Ganymed hin, lächelte ihn an und wäre fast herausgefahren; doch besann sie sich noch und hielt reinen Mund. Um von diesen wehmüthigen Empfindungen loszukommen, kehrte Gerismund zu seinem Vorhaben zurück und fragte Ganymed, warum er die Liebe einer so schönen Schäferin verschmähe? Dieser antwortete bescheiden: Wenn ich die schöne Phöbe liebte, so würd ich dem guten Montanus großes Unrecht thun. Doch hab ich der reizenden Schäferin versprochen, nie ein Weib zu heirathen außer ihr, wogegen sie sich anheischig machte den Montanus zu erhören, wenn ich ihre Liebe zu mir durch vernünftige Gründe beseitigen könne. Dazu bin ich noch bereit, fiel Phöbe ein; aber meine Liebe ist so grundlos, daß sie keiner Gründe achtet. Ich berufe mich auf den Ausspruch Gerismunds, rief Ganymed. Und ich unterwerfe mich seinem Urtheil, fügte Phöbe hinzu. Und mein Glück hängt von euerm Gewinnst oder Verlust ab, beschloß Montan.

Wir wollen die Frage noch verhandeln, sagte Gerismund, und dann zur Kirche gehen. Laß uns deine Gründe hören, Ganymed. Verzeiht einen Augenblick meine Entfernung, bat Ganymed, eilte hinaus und kleidete sich in ihre Frauentracht. Schön wie eine Göttin kehrte sie dann zurück und stürzte sich mit weinenden Augen zu den Füßen ihres Vaters, erzählte in kurzen Worten ihr Geschick und bat um seinen Segen. Als Gerismund seine Tochter erblickte, erhob er sich von seinem Sitze, fiel ihr um den Hals und konnte im Uebermaß des Entzückens kaum Worte finden. Die ganze Versammlung war freudig erstaunt, vor Allen Rosader, als er seine geliebte Rosalinde in dem verwandelten Pagen erkannte. Bald erhielt auch Gerismund seine Sprache



ihm im festlichen Aufzug nach der Kirche, wo die drei Paare zur großen Freude aller Hirten der Umgegend feierlich zusammengegeben wurden. Dann lehrten sie nach der Hütte zurück, wo ein köstliches Mittagssmal bereit stand. Die beiden Bräute nahmen ihren Platz neben Gerismund ein, während Rosader, Saladin und Montan der Sitte gemäß die Aufwartung besorgten.

Der alte Corydon war eben beschäftigt, die tafelnde Gesellschaft durch ein lustiges Lied zu vergnügen, zu welchem er sich auf einer alten Fiedel begleitete, als Saladin und Rosader die Nachricht erhielten, ihr Bruder Fernandin sei angekommen und wünsche sie zu sprechen. Sie empfingen ihn zärtlich und führten ihn in die Hütte, wo die Gesellschaft noch bei Tische saß. Er begrüßte die Versammlung mit vielem Anstand; als er aber Gerismund erblickte, beugte er seine Kniee zu der seinem Range gebührenden Verehrung und sprach: Obgleich, großmächtiger König, der Tag, an dem meine Brüder ihre Vermählung feiern, nur der Liebe geheiligt sein sollte, so nimmt doch die Zeit einen andern Lauf, und darum erhebe dich, den Becher mit dem Schwert zu vertauschen. Und ihr, Söhne Sir Johns von Bordeaux, verlaßt eure Bräute und greift zu den Waffen, um euch so tapfer zu beweisen als ihr verliebt seid: denn wiße, Gerismund, daß dicht am Saum dieses Waldes die zwölf Pairs von Frankreich unter den Waffen stehen um dir dein Reich wieder zu erobern, während Thorismund mit einer verzweifelten Schar seiner Anhänger im Begriff ist, ihnen eine Schlacht zu liefern. Darum rüste dich und zeige dich im Felde, um deine Unterthanen zu ermuthigen, und ihr, meine Brüder, bewährt euch zum Heil eures Vaterlandes als würdige Söhne eures ruhmreichen Vaters.

Bei dieser Anrede stuhren Alle von ihren Sitzen auf, Rosader und Saladin wollten zu ihren Schwertern greifen, aber Gerismund rief: Mir nach, ich habe Rosse und Waffen für uns Alle. So ließen sie ihre Bräute in Sorgen, vor allen Alinde, die gern noch eine Fürbitte zu Gunsten ihres Vaters eingelegt hätte. Bald war Gerismund mit seiner kleinen Schar gerüstet

und stieß zu den Seinigen, die schon mit den Feinden handgemein geworden waren. Mit dem Ausruf St. Denis brach er in die feindlichen Reihen, welche er bald fühlen ließ, wie würdig er der Krone sei. Als die Pairs ihren rechtmäßigen König erblickten, belebte sich ihr Muth; auch Saladin und Rosader wirkten Wunder der Tapferkeit und um kurz zu sein, die Pairs siegten, Thorsmunds Heer wich und er selbst fiel in der Schlacht.

Da der Sieg entschieden war, begrüßten die Pairs den König und führten ihn im Triumph nach Paris, von dessen Einwohnern er festlich empfangen wurde. Sobald Gerismund die Ruhe wiederhergestellt und die Krone von Neuem empfangen hatte, ließ er Alinde und Rosalinde an den Hof bringen und hielt ein prachtvolles Freudenfest, das dreißig Tage lang währte. Mit Genehmigung der Pairs und Großen des Landes ernannte er Rosader zu seinem Thronfolger und belehute Saladin, außer den Besitzungen seines Vaters, mit dem Herzogthum von Namur. Ihren mittlern Bruder Fernandin erhob er zu seinem Geheimschreiber, und um Alles glücklich zu schließen, den Montan zum Herrn des Ardennerwaldes, Adam Spencer zum Hauptmann der königlichen Wache und dem Corydon schenkte er Alienus's Heerde.

2. Wie es auch gefällt.

Zur Literaturgeschichte.

Rosalynd, Euphues golden Legacy, found after his death in his Cell at Silixedra. Bequeathed to Philautus Sonnes, nursed vp with their Father in England. London printed for N. Lyng, and F. Gubbins. 1598. 4. Dieß ist der Titel des halbritterlichen Schäferromans, aus dem Shakespeares obengenanntes Lustspiel hervorgieng. Zum erstenmal gedruckt ward das Buch nach Eschenburg und Dunlop im Jahre 1590; die zweite Ausgabe ist vom Jahre 1592. Der Verfasser nannte sich Thomas Lodge und war ein Nachahmer John Lylies, der durch seine Romane Euphues, Euphues and his England, Euphues and his Ephoebus u. s. w. und seine neun Hofcomödien dem Modegeschmack seiner Zeit das Gepräge pedantischer Spitzfindigkeit aufdrückte und die Hofdamen Elisabeths auf zwanzig Jahre hinaus mit gesuchten Gleichnissen aus der griechischen Mythologie und fabelhafter Kunde der Kräfte von Steinen und Kräutern versorgte. Dieser hauptsächlich durch Lylie begründete, gezielte und bis zum Ueberdruß in Gegensätzen spielende, von Tied s. g. *stilo culto* jener Zeit, dessen Studium zum Verständniß Shakespeares und seiner Zeitgenossen unerläßlich ist, findet sich in seiner ganzen schroffen Manier auch in diesem kleinen Roman des Thomas Lodge, der sich selbst für einen Nachahmer Lylies bekannte, indem er in der Einleitung fingierte, jener Euphues, der Held John Lylie, habe den Söhnen seines Freundes Philautus diesen seinen Roman als ein Vermächtniß hinterlassen. Auch Robert Greene in seinem Märchen von Dorastus und Faunia, das wir als die Quelle des Wintermärchens

mitgetheilt haben, war nach Dunlop ein Nachahmer Lylics, obgleich sein Stil mehr Geschmack beweist.

Eine wörtliche Uebersetzung der Rosalinde des Thomas Lodge würde fast einen ganzen Band eingenommen und uns doch keinen Dank erworben haben, denn schwerlich hätten unsere Leser seine Manier leidlich gefunden. Weil aber Shakspeare diesem Roman in *Wie es euch gefällt* viel genauer gefolgt ist als irgend einer andern Quelle seiner Stücke*), so würden wir unser Werk dem gerechten Vorwurf der Unvollständigkeit ausgesetzt haben, wenn wir nicht einen getreuen Auszug der Rosalinde geliefert hätten. Nur durfte dieser nicht in ungenießbare Trockenheit verfallen und deswegen gaben wir eine getreue Bearbeitung des Romans im verjüngten Maßstabe, von der wir hoffen, daß man sie lesbar finden wird.

Lied versteht den Titel des Lustspiels: *Wie es euch gefällt* als eine Antwort auf eine Pralerei Ben Jonsons in seinem Lustspiel *Cynthias Revels*, wo er den Epilog auf Shakspeares Gedichte anspielend sagen laßt:

»I'll only speak, what I have heard him say;
»By — 'tis good, and if you like't, you may.«

Es ist aber nicht gut einzusehen, worin der Witz einer solchen Erwiderung Shakspeares liegen sollte, denn der Gegensatz zwischen *if you like it* und *as you like it* entbehrt der Schärfe. Es ist uns wahrscheinlich, daß Shakspeare den Titel dieses Stücks aus der kurzen Anrede des Thomas Lodge an seine Leser entlehnte, womit der Roman anhebt. Hier heißt es nämlich buchstäblich:

*) Diese Bemerkung macht auch Stevens: »More exactly than is his general custom, when he is indebted to such worthless originals.« Werthlos ist nun wohl Lodges *Rosalind* nicht: nachdem wir sie von der oben geschilderten Manier jener Zeit gereinigt haben, wird sie der Leser anmuthig und unterhaltend finden; das Lob, das Payne Collier der Erfindung erteilt, kommt aber nach dem Folgenden nur zu geringem Theil auf Lodges Rechnung.

»If you like it, so; and yet J will bee yours in duetie, if you be mine in favour.« Vermuthlich hat Tied Lodges ziemlich seltenen Roman nie gesehen, sonst hätt er wenigstens jener Worte gedacht. Bayne Collier giebt ihn nach der Ausgabe von 1592 im I. Bd. seiner *Shakespeare Library*, London 1843, wo die fraglichen Worte sich in der Mitte der Zuschrift *To the Gentlemen Readers* befinden. Unsere Bearbeitung wurde 1831 nach einem Exemplar der Berliner Bibliothek verfaßt.

Das Anerbieten, welche Adam Spencer dem Rosader macht, ihm mit seinem Blut das Leben zu fristen, kommt in Shakespeares *Wie es euch gefällt* nicht vor, wohl aber in dem alten Schauspiel von König Lear (Tieds altenglisches Theater II. S. 317), wo es Perillus dem Lear macht. Offenbar ist es auch hier mehr an seiner Stelle als in der *Rosalinde*. Wäre, wie Tied vermuthet, Shakespeare der Dichter dieses ältern König Lear und wäre dieß Stück schon vor 1590 aufgeführt worden, was höchst wahrscheinlich ist, so könnte man glauben, auch Thomas Lodge habe seinerseits aus Shakespeare geschöpft, denn dieser Zug findet sich nicht in der Quelle, welcher Lodge folgte.

Dr. Grey (*Notes on Shakspeare I. p. 156 sqq.*) und Upton haben eine gereimte Erzählung eines Zeitgenossen Chaucers: *The Coke's Tale of Gamelyn*, die von Einigen diesem Vater der englischen Poesie, wie ihn Dunlop nennt, irrtümlich zugeschrieben worden ist, für die Quelle Shakespeares gehalten. Sie ist aber nur die des Thomas Lodge, obgleich Shakespeare auch jene Erzählung gekannt haben mag. Das ritterliche Element in Lodges Schäferroman stammt aus diesem wahrscheinlich wieder aus dem Französischen übersehten Gedichte. Hier hat Sir John Boundis*) drei Söhne: John, Otis und Gamelyn. Nach seinem Tode wird Gamelyn von seinem ältesten Bruder des Erbtheils beraubt und

*) Bei Lodge bloß Sir John, bei Shakespeare aber Roland de Boys. Dieß spricht dafür, daß dem Dichter die alte Erzählung bekannt war.

kann nichts verwischen. Aber ich sage dir, Montanus, du müßt dich vergebens: lies diesen Brief und sieh was du zu hoffen hast.

Montanus las und erbleichte, jeden Satz unterbrach er mit einer Reihe von Seufzern; aber als er zu Ende war, da blieb er stehen als habe er weder gewonnen noch verloren. Nun, Montan, hob Ganymed wieder an, du siehst, welchen Lohn du für deine treuen Dienste empfängst. Willst du die noch lieben, die so mit dir umgeht? Ich sage dir, Schäfer, versetzte Montanus, obgleich Phöbe den Ganymed liebt, so wird doch Montanus nie aufhören, Phöben zu lieben, und dawider hilft kein Rath, kein Vernunftgrund, keine Ueberredung. Was soll ich aber thun, dir zu gefallen? fragte Ganymed: soll ich Phöbe verschmähen, wie sie dich verschmäht? Das würde mein Leid nur vermehren, antwortete Montan, und meine Qual verdoppeln. Nein, Ganymed, mag ich auch vergehen, laß sie nicht schmachten. Laß ein so schönes Wesen wie Phöbe ist nicht in Verzweiflung versinken. Mißhandle, tödte die nicht, die dich so zärtlich liebt. Du kannst nicht mehr wünschen als sie zu gewinnen, denn sie ist schön, tugendhaft und reich. Wie, Montanus, du wirbst für sie? fiel Aliena ein: wenn Ganymed Phöben heirathet, so bist du ja hoffnungslos verloren. Ach, Herrin, entgegnete Montan, ich liebe Phöbe so sehr, daß ich mein Leben zum Opfer brächte, wenn es sie glücklich machen könnte. Ich will zufrieden sein, wenn sie es ist und mich an ihrem Anblick begnügen. Wenn also Ganymed so gut als schön ist, so möge er an Phöbe Erbarmen üben.

Montan sprach diese Worte mit so fester Entschlossenheit, daß Aliena und Ganymed über seine Uneigennützigkeit erstaunten und nichts mehr wünschten als ihm Phöbens Gunst erwerben zu können. In dieser Absicht erbot sich Ganymed, ihn zu Phöben zu begleiten, was Montan zufrieden war. Als sie bei ihrer Hütte anlangten, gieng er voraus und meldete Phöben, Ganymed sei vor der Thüre. Dieses Wort Ganymed versetzte die Schäferin in eine solche Freude, daß sie vom Bette aufsprang und wie neu belebt ihre frische Farbe wiedergewann. Ganymed trat herein,

grüßte Phöben freundlich und ließ sich neben ihrem Bette nieder. Auf seine Frage nach dem Grunde ihres Uebelbefindens wiederholte ihm Phöbe mündlich den Inhalt ihres Briefes, worauf sie Gany-med tröstete und versprach, wenn ihre Heilung von ihm abhänge, es an nichts fehlen zu lassen. Er gestand ihr aber frei, daß es ihm leid thue, den guten Montanus, der sie so zärtlich liebe, zu betrüben und deswegen wolle er nichts versprechen. Auch bewundere er wohl ihre Schönheit; aber seinen Gefühlen könne er nicht gebieten: die Zeit werde entscheiden ob er sie lieben oder in seiner Unempfindlichkeit verharren werde. Darum solle sie den Montanus zu lieben und Ihn zu haßen versuchen, wie Er versuchen wolle sie zu lieben.

Diese Worte wirkten wie ein Dolchstoß auf die arme Phöbe, die unter Seufzer und Thränen ausrief: So verweist ihr mich auf die Zeit und befehlt mir zu harren ohne hoffen zu dürfen! Aber die Götter verhängen ein gerechtes Gericht über mich: ich war grausam gegen Montan und Gany-med ist nun eben so hart gegen mich. Es freut mich, sagte Gany-med, daß ihr euern Fehler einseht, da ihr Gelegenheit habt, Montans Leiden mit euern eigenen Qualen zu messen. Und gewiß, betheuerte Phöbe, ich bereue meine Grausamkeit gegen den Schäfer so sehr, daß ich ihm gut werden wollte, wenn ich aufhören könnte, Gany-med zu lieben. — Wenn ich aber Phöben durch Gründe bestimmen kann, Gany-med nicht mehr zu lieben, will sie dann Montan ihr Herz schenken? — Wenn Gründe, antwortete Phöbe, meine Liebe zu dir vertilgen können, so will ich ihm die Hand reichen, unter der Bedingung, daß Gany-med, wenn meine Liebe seinen Gründen widersteht wie sie über alle Gründe erhaben ist, der Meinige wird. Ich bin es zufrieden, schöne Schäferin, sprach Gany-med, und gebe dir mein Wort, daß wenn ich je ein Weib heirathe, so sollst du es sein, und hiemit beruhige dich und nimm diesen Kuß zum Pfande. Völlig getröstet erhob sich nun Phöbe und bereitete für Gany-med und Montan ein so leckeres Mal als nur in einer Schäferhütte gefunden werden mag. Ueber Tische wiederholte Gany-med sein

Bersprechen und Phöbe das ihrige, wodurch Montanus sehr erfreut wurde. So verließ er beide vergnügt, er selbst aber lehrte mit dem Andenken an Rosader und seine Wunden trauernd zu Aliena zurück. Als er aber auf die Trift gelangte, sah er Rosader und Saladin mit Alienen im Schatten sitzen, und dieser Anblick war ihm eine solche Herzstärkung, daß er ihnen voller Freude entgegen trippelte. Corydon, der von der Gesellschaft war und ihn kommen sah, lief auf ihn zu und rief: Eine Hochzeit, Herr, eine Hochzeit: unsere Herrin wird am Sonntag heirathen! So frohlockte der gute Hirt dem Ganymed entgegen, welcher jetzt die Gesellschaft begrüßte, vorzüglich Rosader, dem sie ihre Freude ausdrückte, ihn von seinen Wunden so gut geheilt zu sehen. Ich wäre noch so früh nicht ausgegangen, sagte Rosader, wenn ich nicht zu einer Hochzeit gebeten wäre, die nächsten Sonntag zwischen Aliena und meinem Bruder gefeiert werden soll. Herrlich, sprach Ganymed, aber welcher Tag müßte das sein, wenn Rosader zugleich mit Rosalinden vermählt würde? Ach, guter Ganymed, versetzte Rosader, erneue meine Schmerzen nicht, indem du ihren Namen nennst, denn das Andenken an ihre Schönheit ist mein Elend. Sei gutes Muthes, Förster, fuhr Ganymed fort, ich hab einen Freund, der in Magie und Nekromantie sehr erfahren ist, und was die Kunst vermag soll zu deinen Gunsten geschehen. Wenn sich deine Rosalinde in Frankreich oder einem benachbarten Lande aufhält, so will ich sie herbeischaffen: darauf nimm das Wort eines jungen Schäfers. Aliena lächelte, weil Rosader finster sah, denn er meinte, Ganymed habe nur mit ihm geschertzt.

Ganymed erzählte nun was mit ihm und Phöbe vorgegangen sei, worüber Alle lachten und voll Verwunderung eingestanden, es sei doch kein Herz so fühllos, das die Liebe nicht verwandeln möge. So verging der Tag unter Schmerzen und als die Sonne sank, beurlaubten sich die Brüder und giengen heim. Aliena und Ganymed beeilten sich die Zurüstungen zur Hochzeit zu treffen, wozu Rosader seinerseits auch Anstalten machte. Rosader lud, wie er schon versprochen hatte, auch Gerismund und alle seine

Edelleute zur Hochzeit ein; Phöbe und Montanus wurden gleichfalls gebeten, und so seßte, da alle Hände mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigt waren, bald nichts mehr als der ersehnte Sonntag.

Als dieser endlich erschien, war die Hütte zum Empfang der Gäste mit grünen Reifern festlich ausgeschmückt und der Boden mit Blumen überstreut, alles durch die Sorge des alten Corydon, der als Hausvater auch auf seinen eigenen Schäferpuß großen Fleiß verwandt hatte und sich im altväterlichen Feiertagskleid zugleich ehrwürdig und auf seine alten Tage noch so verliebt ausnahm als ob er selber der Bräutigam wäre. Bald fand sich auch Phöbe mit einem großen Zuge von Schäferinnen und Landmädchen ein, um Aliena bei ihrem Anzuge zur Hand zu gehen; aber ihr Herz dachte stäts an Ganymed, der heute so schön war als Endymion, da er Dianens Liebe gewann. Als ein stinker Page diente er Alienen und sorgte, daß bei der Ankunft des Bräutigams Alles in Bereitschaft wäre. Jetzt erschien dieser, als Förster gekleidet, mit Gerismund und seinem Bruder Kosader, welche Alienen und die übrigen Schäferinnen und Hirten feierlich empfingen. Gerismund belobte Saladins glücklichen Geschmack in der Wahl einer so schönen und bescheidenen Schäferin, deren reizende Gestalt gleiche innere Vorzüge verkünde. Ganymed, der eben hereintrat, erblickte mit Erröthen seinen Vater und konnte sich kaum der Thränen erwehren, ihn in so geringen Glücksumständen zu sehen, da er, der gewohnt gewesen, in einem königlichen Palast von zwölf edeln Pairs bedient zu werden, jetzt in einer niedern Hütte mit der Gesellschaft schlichter Hirten vorlieb nehme. Aber sie überwand ihre Empfindung und bewillkommte ihn mit so viel Anmuth und Freundlichkeit, daß Gerismund dem einnehmenden Wesen des Pagen große Lobsprüche ertheilte.

Jetzt trat Corydon mit einem Becher Obstwein herein und kredenzte ihn dem König mit einem so lustigen Spruch, daß dieser lächeln mußte, den Becher gnädig aus seiner Hand empfing und ihn Alienen zutrant. Diese that ihm Bescheid und trank Kosader

wort zu glauben, daß er sie liebe, nicht um die Blumen zu brechen und den Stengel wegzuwurfen, sondern seine lautern Wünsche durch eine rechtmäßige Ehe zu krönen.

Dieses Wort Ehe wirkte wie ein Zauberschlag auf Aliena, aber fast wäre sie in der Bestürzung der Freude die Antwort schuldig geblieben, denn sie wußte nicht, was sie sagen sollte um weder zu spröde noch zu nachgiebig zu erscheinen. Doch, kaum war das Geständniß der Liebe von ihrer Lippe geflossen, als Ganymed zurückkehrte und fragte: Nun? Eine Hochzeit oder nicht? Eine Hochzeit, antwortete Aliena, denn sonst wär es ein übler Handel. Das freut mich, sagte Ganymed: ich wollte Rosalinde wäre hier, um das Maß voll zu machen. Gut bemerkt, versetzte Saladin, ich vergaß, daß ich meinen Bruder allein lasse und deswegen beurlaube ich mich, damit die Einsamkeit seine Schmerzen nicht verdoppelt. Sagt ihm, daß wir für ihn beten, sagte Aliena. Und vergeßt nicht, fügte Ganymed hinzu, meinen Auftrag auszurichten: sagt ihm, Rosalinde vergieße so viel Herzensstränen um ihn als Tropfen Blut aus seinen Wunden geflossen seien; sagt ihm das, guter Saladin, und so lebt wohl.

Phöbe war unterdes in großer Unruhe zu ihres Vaters Hause zurückgekehrt. Sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß keine Blume so frisch blüht, die der Stral der Sonne nicht verjengt, daß der Sturm auch die stärkste Eiche schüttelt und der Liebe kein Herz widersteht. Das Bild Ganymeds verfolgte sie überall, und das Andenken so vieler Reize machte die arme Schamerin so verwirrt, daß sie sich lieber den Tod wünschte als länger in dieser süßbittern Qual zu leben. Aber Wünschen frommt in solchen Fällen nicht und so wußte sie sich keinen Rath, riß die Wunde immer tiefer auf und verzehrte sich in Schmerzen. Zuletzt ward sie ernstlich krank und mußte das Bett hüten, worüber ihr Vater heftig erschrak und nach Ärzten sandte, die ihr aber nicht helfen konnten.

Montanus hatte kaum von Phöbes Unwohlsein vernommen, er wie ein Besessener gelaufen kam, ihr seinen Besuch abzu-

diesen Worten seufzte Rosader so tief als hätt ihm sein Herz zerpringen wollen. Und was ist nun die Ursache, frug Gerismund seinerseits, daß Du so tief seufzest? Verzeiht mir, mein König, versetzte Rosader, weil ich Niemand auf der Welt so sehr liebe als Rosalinde. Und wenn Rosalinde hier wäre, betheuerte Gerismund, so wollt ich sie dir noch heute zum Weibe geben.

Als dieß Aliena vernahm, kehrte sie sich zu Ganymed hin, lächelte ihn an und wäre fast herausgefahren; doch besann sie sich noch und hielt reinen Mund. Um von diesen wehmüthigen Empfindungen loszukommen, kehrte Gerismund zu seinem Vorhaben zurück und fragte Ganymed, warum er die Liebe einer so schönen Schäserin verschmähe? Dieser antwortete bescheiden: Wenn ich die schöne Phöbe liebte, so würd ich dem guten Montanus großes Unrecht thun. Doch hab ich der reizenden Schäserin versprochen, nie ein Weib zu heirathen außer ihr, wogegen sie sich anheischig machte den Montanus zu erhören, wenn ich ihre Liebe zu mir durch vernünftige Gründe beseitigen könne. Dazu bin ich noch bereit, fiel Phöbe ein; aber meine Liebe ist so grundlos, daß sie keiner Gründe achtet. Ich berufe mich auf den Ausspruch Gerismunds, rief Ganymed. Und ich unterwerfe mich seinem Urtheil, fügte Phöbe hinzu. Und mein Glück hängt von euerm Gewinſt oder Verlust ab, beschloß Montan.

Wir wollen die Frage noch verhandeln, sagte Gerismund, und dann zur Kirche gehen. Laß uns deine Gründe hören, Ganymed. Verzeiht einen Augenblick meine Entfernung, bat Ganymed, eilte hinaus und kleidete sich in ihre Frauentracht. Schön wie eine Göttin kehrte sie dann zurück und stürzte sich mit weinenden Augen zu den Füßen ihres Vaters, erzählte in kurzen Worten ihr Geschick und bat um seinen Segen. Als Gerismund seine Tochter erblickte, erhob er sich von seinem Sitze, fiel ihr um den Hals und konnte im Uebermaß des Entzückens kaum Worte finden. Die ganze Versammlung war freudig erstaunt, vor Allen Rosader, als er seine geliebte Rosalinde in dem verwandelten Pagen erkannte. Bald erhielt auch Gerismund seine Sprache

wieder, empfing seine Tochter mit liebevollen Worten und fragte sie unter andern, was zwischen ihr und Kosader vorgegangen sei. So viel, antwortete sie, daß nichts weiter fehlt als eure Einwilligung, um uns zu einem Paare zu machen. Wohlان denn, Kosader, rief Gerismund, sie ist dein, nimm sie und laß uns heute deine mit deines Bruders Hochzeit feiern. Kosader dankte ihm freundlich und umarmte seine Rosalinde, welche sich darauf zu Phöbe wandte und fragte ob sie nun Grund genug habe, ihre Liebe zu unterdrücken? Ja, antwortete Phöbe, so viel Grund, daß ich mit eurer Erlaubniß entschlossen bin, mit Montanus das dritte Paar abzugeben. Kaum hatte sie ausgesprochen, so schleuderte Montan seinen Weidenkranz und die Hirtentasche mit dem Bilde der Verzweiflung beiseite, warf seine Sonette ins Feuer und gebärdete sich so lustig als einem Bräutigam geziemte. Gerismund und die übrige Versammlung lächelten über sein Beginnen und beschloßen dann, Montan und Phöbe sollten ihre Hochzeit zugleich mit den beiden Brüdern feiern.

Aliena, die den Saladin in Gedanken stehen sah, weckte ihn aus seinen Träumen und sprach: Was ist dir, Saladin? Warum so traurig am Hochzeitstage? Vielleicht betrübt es dich, wenn du an deines Bruders hohes Glück denkst, eine niedere Schäferin gewählt zu haben? Aber tröste dich, Geliebter, du sollst noch heute einer Königstochter vermählt werden, denn sieh, ich bin nicht Aliena, sondern Alinde, die Tochter deines Todseindes Thorismund. Die Versammlung erstaunte und vor Allem Gerismund, welcher sie in seine Arme schloß und Rosalinden fragte: Ist dieß die schöne Alinde, die ihres Vaters Hof verließ, um mit dir in der Verbannung zu leben? Dieselbe, gab Rosalinde zur Antwort. Dann freue dich, Saladin, fuhr Gerismund fort, über dein Glück und deine Wahl, denn du hast eine Prinzessin, so berühmt wegen ihrer Tugenden als ausgezeichnet durch ihre Schönheit.

Alles war noch erstaunt über diese Ereignisse, als Goryndon eintrat und meldete, der Priester hatte in der Kirche ihrer Ankunft. Darauf schritt der König voran und die Uebrigen folgten

ihm im festlichen Aufzug nach der Kirche, wo die drei Paare zur großen Freude aller Hirten der Umgegend feierlich zusammengegeben wurden. Dann lehrten sie nach der Hütte zurück, wo ein köstliches Mittagssmal bereit stand. Die beiden Bräute nahmen ihren Platz neben Gerismund ein, während Rosader, Saladin und Montan der Sitte gemäß die Aufwartung besorgten.

Der alte Corydon war eben beschäftigt, die tadelnde Gesellschaft durch ein lustiges Lied zu vergnügen, zu welchem er sich auf einer alten Fiedel begleitete, als Saladin und Rosader die Nachricht erhielten, ihr Bruder Fernandin sei angekommen und wünsche sie zu sprechen. Sie empfingen ihn zärtlich und führten ihn in die Hütte, wo die Gesellschaft noch bei Tische saß. Er begrüßte die Versammlung mit vielem Anstand; als er aber Gerismund erblickte, beugte er seine Kniee zu der seinem Range gebührenden Verehrung und sprach: Obgleich, großmächtiger König, der Tag, an dem meine Brüder ihre Vermählung feiern, nur der Liebe geheiligt sein sollte, so nimmt doch die Zeit einen andern Lauf, und darum erhebe dich, den Becher mit dem Schwert zu vertauschen. Und ihr, Söhne Sir Johns von Bordeaux, verlaßt eure Bräute und greift zu den Waffen, um euch so tapfer zu beweisen als ihr verliebt seid: denn wiße, Gerismund, daß dicht am Saum dieses Waldes die zwölf Pairs von Frankreich unter den Waffen stehen um dir dein Reich wieder zu erobern, während Thorismund mit einer verzweifeltsten Schar seiner Anhänger im Begriff ist, ihnen eine Schlacht zu liefern. Darum rüste dich und zeige dich im Felde, um deine Unterthanen zu ermuthigen, und ihr, meine Brüder, bewahrt euch zum Heil eures Vaterlandes als würdige Söhne eures ruhmreichen Vaters.

Bei dieser Anrede fuhren Alle von ihren Sitzen auf, Rosader und Saladin wollten zu ihren Schwertern greifen, aber Gerismund rief: Mir nach, ich habe Rosse und Waffen für uns Alle. So ließen sie ihre Bräute in Sorgen, vor allen Ainde, die gern noch eine Fürbitte zu Gunsten ihres Vaters eingelegt hätte. Bald war Gerismund mit seiner kleinen Schar gerüstet

Versprechen und Phöbe das ihrige, wodurch Montanus sehr erfreut wurde. So verließ er beide vergnügt, er selbst aber lehrte mit dem Andenken an Rosader und seine Wunden trauernd zu Aliena zurück. Als er aber auf die Trift gelangte, sah er Rosader und Saladin mit Alienen im Schatten sitzen, und dieser Anblick war ihm eine solche Herzstärkung, daß er ihnen voller Freude entgegen trippelte. Corydon, der von der Hochzeit, Herr, eine Hochzeit sah, lief auf ihn zu und rief: heirathen! So frohlockte zeit: unsere Herrin wird am Eder gute Hirt dem Ganymed, welcher jetzt die Gesellschaft begrüßte, vorzüglich Rosalinde sie ihre Freude ausdrückte, ihn von seinen Wunden so gut zu sehen. Ich wäre noch so früh nicht ausgegangen, sagte Rosader, wenn ich nicht zu einer Hochzeit gebeten wäre, die nächsten Sonntag zwischen Aliena und meinem Bruder gefeiert werden soll. Herrlich, sprach Ganymed, aber welcher Tag müßte das sein, wenn Rosader zugleich mit Rosalinde vermählt würde? Ach, guter Ganymed, versetzte Rosader, erneue meine Schmerzen nicht, indem du ihren Namen nennst, denn das Andenken an ihre Schönheit ist mein Elend. Sei gutes Muthes, Forster, fuhr Ganymed fort, ich hab einen Freund, der in Magie und Nekromantie sehr erfahren ist und was die Kunst vermag soll zu deinen Gunsten geschehen. Wenn sich deine Rosalinde in Frankreich oder einem benachbarten Lande aufhält, so will ich sie herbeischaffen: darauf nimm das Wort eines jungen Schäfers. Aliena lächelte, weil Rosader finster sah, denn er meinte, Ganymed habe nur mit ihm gecherzt.

Ganymed erzählte nun was mit ihm und Phöbe vorgegangen sei, worüber Alle lachten und voll Verwunderung eingestanden, es sei doch kein Herz so fühllos, das die Liebe nicht verwandeln möge. So verging der Tag unter Scherzen und als die Sonne sank, beurlaubten sich die Brüder und giengen heim. Aliena und Ganymed beeiften sich die Zurüstungen zur Hochzeit zu treffen.

Zu Rosader seinerseits auch Anstalten machte. Rosader indem er schon versprochen hatte, auch Gerismund und alle seine

2. Wie es auch gefällt.

Zur Literaturgeschichte.

Rosalynd, Euphues golden Legacy, found after his death in his Cell at Silixedra. Bequeathed to Philautus Sonnes, nursed vp with their Father in England. London printed for N. Lyng, and F. Gubbins. 1598. 4. Dieß ist der Titel des halbritterlichen Schäferromans, aus dem Shakespeares obengenanntes Lustspiel hervorgieng. Zum erstenmal gedruckt ward das Buch nach Eschenburg und Dunlop im Jahre 1590; die zweite Ausgabe ist vom Jahre 1592. Der Verfasser nannte sich Thomas Lodge und war ein Nachahmer John Lylies, der durch seine Romane Euphues, Euphues and his England, Euphues and his Ephoebus u. s. w. und seine neun Hofcomödien dem Modegeschmack seiner Zeit das Gepräge pedantischer Spitzfindigkeit aufdrückte und die Hofdamen Elisabeths auf zwanzig Jahre hinaus mit gesuchten Gleichnissen aus der griechischen Mythologie und fabelhafter Kunde der Kräfte von Steinen und Kräutern versorgte. Dieser hauptsächlich durch Lylic begründete, gezielte und bis zum Ueberdruß in Gegensätzen spielende, von Tied s. g. *stilo culto* jener Zeit, dessen Studium zum Verständniß Shakespeares und seiner Zeitgenossen unerläßlich ist, findet sich in seiner ganzen schroffen Manier auch in diesem kleinen Roman des Thomas Lodge, der sich selbst für einen Nachahmer Lylies bekannte, indem er in der Einleitung fingierte, jener Euphues, der Held John Lylies, habe den Söhnen seines Freundes Philautus diesen seinen Roman als ein Vermächtniß hinterlassen. Auch Robert Greene in seinem Märchen von Dorastus und Faunia, das wir als die Quelle des Wintermärchens

wieder, empfing seine Tochter mit liebevollen Worten und fragte sie unter andern, was zwischen ihr und Rosader vorgegangen sei. So viel, antwortete sie, daß nichts weiter fehlt als eure Einwilligung, um uns zu einem Paare zu machen. Wohlan denn, Rosader, rief Gerismund, sie in dein Arm nimm sie und laß uns heute deine mit deines Bruders Arme umarmen. Rosader dankte ihm freundlich und umarmte seine Tochter, welche sich darauf zu Phöbe wandte und fragte ob sie genug habe, ihre Liebe zu unterdrücken? Ja, antwortete sie, viel Grund, daß ich mit eurer Erlaubniß entschlossen bin, Montanus das dritte Paar abzugeben. Kaum hatte sie ihren Weidenkranz und die zweiseitige Sonette ins Feuer und gebärdete sich so lustig als einem Bräutigam gezieme. Gerismund und die übrige Versammlung lächelten über sein Beginnen und beischlecken dann, Montan und Phöbe sollten ihre Hochzeit zugleich mit den beiden Brüdern feiern.

Allena, die den Saladin in Gedanken stehen sah, weckte ihn aus seinen Träumen und sprach: Was ist dir, Saladin? Warum so traurig am Hochzeitstage? Vielleicht betrübt es dich, wenn du an deines Bruders hohes Glück denkst, eine niedere Schächerin gewählt zu haben? Aber tröste dich, Geliebter, du sollst noch heute einer Königstochter vermählt werden, denn sieh, ich bin nicht Allena sondern Alinde, die Tochter deines Todfeindes Thorismund. Die Versammlung erstaunte und vor Allem Gerismund, welcher sie in seine Arme schloß und Rosalinden fragte: Ist dieß die schöne Alinde, die ihres Vaters Hof verließ, um mit dir in der Verbannung zu leben? Dieselbe, gab Rosalinde zur Antwort. Dann freue dich, Saladin, fuhr Gerismund fort, über dein Glück und deine Wahl, denn du hast eine Prinzessin, so berühmt wegen ihrer Tugenden als ausgezeichnet durch ihre Schönheit.

Alles war noch erstaunt über diese Ereignisse, als Gouder eintrat und meldete, der Priester harre in der Kirche ihrer Ankunft. Darauf schritt der König voran und die Uebrigen folgten

»If you like it, so; and yet J will bee yours in duetie, if you be mine in favour.« Vermuthlich hat Tied Lodges ziemlich seltenen Roman nie gesehen, sonst hätte er wenigstens jener Worte gedacht. Payne Collier giebt ihn nach der Ausgabe von 1592 im I. Bd. seiner Shakespeares Library, London 1843, wo die fraglichen Worte sich in der Mitte der Zuschrift To the Gentlemen Readers befinden. Unsere Bearbeitung wurde 1831 nach einem Exemplar der Berliner Bibliothek verfaßt.

Das Auerbieten, welche Adam Spencer dem Rosader macht, ihm mit seinem Blut das Leben zu fristen, kommt in Shakespeares *Wie es euch gefällt* nicht vor, wohl aber in dem alten Schauspiel von König Lear (Tieds altenglisches Theater II. S. 317), wo es Perillus dem Lear macht. Offenbar ist es auch hier mehr an seiner Stelle als in der Rosalinde. Wäre, wie Tied vermuthet, Shakespeare der Dichter dieses ältern König Lear und wäre dieß Stück schon vor 1590 aufgeführt worden, was höchst wahrscheinlich ist, so könnte man glauben, auch Thomas Lodge habe seinerseits aus Shakespeare geschöpft, denn dieser Zug findet sich nicht in der Quelle, welcher Lodge folgte.

Dr. Grey (Notes on Shakspeare I. p. 156 sqq.) und Upton haben eine gereimte Erzählung eines Zeitgenossen Chaucers: *The Cokes Tale of Gamelyn*, die von Einigen diesem Vater der englischen Poesie, wie ihn Dunlop nennt, irrthümlich zugeschrieben worden ist, für die Quelle Shakespeares gehalten. Sie ist aber nur die des Thomas Lodge, obgleich Shakespeare auch jene Erzählung gekannt haben mag. Das ritterliche Element in Lodges Schäferroman stammt aus diesem wahrscheinlich wieder aus dem Französischen übersehten Gedichte. Hier hat Sir John Boundis*) drei Söhne: John, Otis und Gamelyn. Nach seinem Tode wird Gamelyn von seinem ältesten Bruder des Erbtheils beraubt und

*) Bei Lodge bloß Sir John, bei Shakespeare aber Roland de Boys. Dieß spricht dafür, daß dem Dichter die alte Erzählung bekannt war.

mitgetheilt haben, war nach Dunlop ein Nachahmer Volles, obgleich sein Stil mehr Geschmac beweist.

Eine wörtliche Uebersetzung der Rosalinde des Thomas Lodge würde fast einen ganzen Band eingenommen und uns doch keinen Dank erworben haben, denn schwerlich hätten unsere Leser seine Manier lieblich gefunden. **Wie es euch gefällt** aber Shakspeare diesem Roman in **Wie es euch gefällt** (genauer gefolgt ist als *), so würden wir uns ungerne dem gerechten Vorwurf indigkeits ausgefetzt haben, wenn wir nicht einen getreueren der Rosalinde geliefert hätten. Nur durfte dieser nießbare Trockenheit vermeiden und deswegen gaben wir eine Bearbeitung des Romans im verjüngten Maßstabe, von der wir hoffen, daß man sie lesbar finden wird.

Dies versteht den Titel des Lustspiels: **Wie es euch gefällt** als eine Antwort auf eine Praterci Ben Jonsons in seinem Lustspiel *Cynthias Revels*, wo er den Epilog auf Shakspeares Gedichte anspielend sagen laßt:

„I'll only speak, what I have heard him say;

„By — 'tis good, and if you like't, you may.“

Es ist aber nicht gut einzusehen, worin der Witz einer solchen Erwiderung Shakspeares liegen sollte, denn der Gegensatz zwischen *if you like it* und *as you like it* entbehrt der Schärfe. Es ist uns wahrscheinlich, daß Shakspeare den Titel dieses Stücks aus der kurzen Auredede des Thomas Lodge an seine Leser entlehnte, womit der Roman anhebt. Hier heißt es nämlich buchstäblich:

*) Diese Bemerkung macht auch Stevens: „More exactly than is his general custom, when he is indebted to such worthless originals.“ Wertlos ist nun wohl Lodges *Rosalind* nicht: nachdem wir sie von der oben geschilderten Manier jener Zeit gereinigt haben, wird sie der Leser anmuthig und unterhaltend finden; das Lob, das Payne Collier der Gründung ertheilt, kommt aber nach dem Folgenden nur zu geringem Theil auf Lodges Rechnung.

»If you like it, so; and yet J will bee yours in duetie, if you be mine in favour.« Vermuthlich hat Tiedt Lodges ziemlich seltenen Roman nie gesehen, sonst hätte er wenigstens jener Worte gedacht. Payne Collier giebt ihn nach der Ausgabe von 1592 im I. Bd. seiner Shakespear Library, London 1843, wo die fraglichen Worte sich in der Mitte der Zuschrift To the Gentlemen Readers befinden. Unsere Bearbeitung wurde 1831 nach einem Exemplar der Berliner Bibliothek verfaßt.

Das Anerbieten, welche Adam Spencer dem Rosader macht, ihm mit seinem Blut das Leben zu fristen, kommt in Shakespeares *Wie es euch gefällt* nicht vor, wohl aber in dem alten Schauspiel von König Lear (Tiedts altenglisches Theater II. S. 317), wo es Perillus dem Lear macht. Offenbar ist es auch hier mehr an seiner Stelle als in der *Rosalinde*. Wäre, wie Tiedt vermuthet, Shakespeare der Dichter dieses ältern König Lear und wäre dieß Stück schon vor 1590 aufgeführt worden, was höchst wahrscheinlich ist, so könnte man glauben, auch Thomas Lodge habe seinerseits aus Shakespeare geschöpft, denn dieser Zug findet sich nicht in der Quelle, welcher Lodge folgte.

Dr. Grey (Notes on Shakspeare I. p. 156 sqq.) und Upton haben eine gereimte Erzählung eines Zeitgenossen Chaucers: *The Cokes Tale of Gamelyn*, die von Einigen diesem Vater der englischen Poesie, wie ihn Dunlop nennt, irrthümlich zugeschrieben worden ist, für die Quelle Shakespeares gehalten. Sie ist aber nur die des Thomas Lodge, obgleich Shakespeare auch jene Erzählung gekannt haben mag. Das ritterliche Element in Lodges Schäferroman stammt aus diesem wahrscheinlich wieder aus dem Französischen übersehten Gedichte. Hier hat Sir John Boundis*) drei Söhne: John, Otis und Gamelyn. Nach seinem Tode wird Gamelyn von seinem ältesten Bruder des Erbtheils beraubt und

*) Bei Lodge bloß Sir John, bei Shakespeare aber Roland de Boys. Dieß spricht dafür, daß dem Dichter die alte Erzählung bekannt war.

auf alle Weise unterdrückt. Unter Andern beredet er ihn, mit einem sehr starken Kämpfer ein Wettringen einzugehen, bei welchem Gamelyn wider Erwarten den Sieg davon trägt. Schon hier kommt der alte Landmann vor, der den Tod seiner drei *) Söhne so heldenmüthig erträgt. Das ~~Wort~~ stimmt bis zu der Flucht Kosaders und Adam Spencers mit Lodge überein. In dem Verbannten, mit ihrem Könige diesen wird Gamelyn aufgez darauf wieder in seine Ehren Stelle zum König erwählt. Gamelyn findet zuletzt noch Gelegenheit sich an seinem Bruder zu rächen.

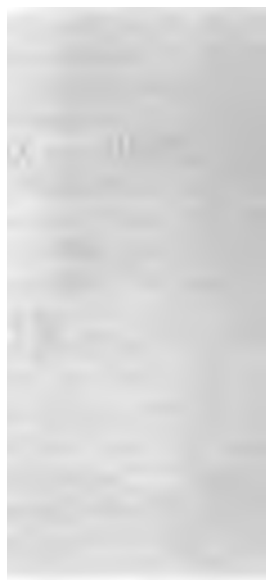
Es ist ein durchaus sagenmäßiger Zug, wenn Gamelyn zu seinem Bruder aus Reid zu dem Wettringen beredet wird, in welchem er siegt. So reizt Regin den Sigurd zum Kampf mit dem Drachen Fafnir, wodurch Sigurd den Hört, das Verstandniß der Vögelsprache, nach der deutschen Sage auch die Hornbrille gewinnt und Brynhilden zu erwecken veranlaßt wird. Immer muß der Reid zum Mittel dienen, der Größe der Helden Ruhm und Glanz zu leihen. In dem Theile der Erzählung des Lodge, welchen er selbst hinzugedichtet hat, findet sich nichts was der Sage angehört, wenn man nicht die Scheu des Löwen vor dem schlauen Saladin dahin rechnen will: ein Zug, welcher der fabelhaften Naturgeschichte entlehnt ist, in welcher Lodge sehr belefen war.

*) Bei Lodge nur zwei, bei Shakspeare wieder drei: auch dies ist dafür angeführt werden, daß Shakspeare diese Erzählung kannte.

XVIII. und XIX.

Zu

Yokrine und Cromwell.



1. Vofrine.

Nach Galfred von Monmouth und Holinshed.

Ascanius, der Sohn des Aeneas, dem es nach der Zerstörung Trojas gelang, ein Reich in Italien zu stiften, gründete Alba und zeugte einen Sohn Namens Silvius. Dieser vereinigte sich in verbotener Liebe mit einer Enkelin der Lavinia, der zweiten Gemahlin des Aeneas. Als Ascanius ihre Schwangerschaft erfuhr, befragte er seine Magier, welchen Geschlechts das Kind sei, das sie empfangen habe. Diese antworteten, sie gehe mit einem Knaben, der einst Vater und Mutter tödten, jedoch in der Verbannung nach langen Irrfahrten den höchsten Gipfel der Ehren erstimmen werde. Diese Prophezeiung fieng bald an in Erfüllung zu gehen, denn als die Jungfrau niederlam, gebar sie einen Sohn, der Brutus genannt war, und starb in Geburtswehen. Als der Knabe funfzehn Jahre alt war, begleitete er eines Tages den Vater auf die Hirschjagd und tödtete ihn unabsichtlich durch einen Bogenschuß; deshalb mußte er das Land räumen und floh nach Griechenland.

Hier fand er die Nachkommen des Helenus, des Sohnes des Priamus, welche Pandrafus, der König der Griechen, in strenger Knechtschaft erhielt. Pyrrhus, der Sohn Achills, hatte nach Trojas Zerstörung diesen Helenus und mehrere Andere gefangen heimgeführt und um den Tod seines Vaters an ihnen zu rächen, sie zu ewiger Knechtschaft bestimmt. Unter diesem ihm verwandten Stamme erwarb sich Brutus bald einen mächtigen Anhang, denn sie hofften durch seinen Beistand das Joch der Grie-

den abzuschütteln. Auch Assaracus, ein edler griechischer Jüngling, der von einer trojanischen Mutter stammte, hielt sich zu ihrer Partei, und so glaubten sie sich stark genug, die Fesseln zu brechen, wählten den Brutus zu ihrem Heerführer und verlangten von Pandrasus entweder eine Freistätte in den Wäldern seines Reichs oder die Erlaubniß auszuziehen um sich andere Wohnsitze zu suchen. Dieser erstaunte über den Antrag, beschloß ihren Uebermuth zu dämpfen, und zog mit einem Heere nach Sparatinum, um sie von dort aus in ihren Wäldern anzugreifen. Auf diesem Zuge ward er von Brutus, der ein Heer von dreißigtausend Mann bei sich führte, überfallen und in die Flucht geschlagen. Beim Rückzug ertrank ein großer Theil seines Heeres in dem Fluß Alalon; auch Antigonus, der Bruder des Pandrasus, ward von Brutus gefangen genommen und Sparatinum fiel in die Hände der Trojaner. In einer zweiten Schlacht unter den Mauern von Sparatinum ward Pandrasus nochmals aufs Haupt geschlagen und sah sich nun gezwungen, die Friedensbedingungen anzunehmen, die Brutus ihm vorschrieb. Dieser verlangte des Königs Tochter Imogen mit königlicher Aussteuer zur Gemahlin, freien Abzug für sich und sein Volk und die zur Fahrt nöthigen Schiffe, welche Forderungen Pandrasus gewährte.

Hienach lichtete Brutus mit seinem Volk und seiner Gemahlin Imogen die Anker und gelangte nach einer Fahrt von nur zwei Tagen und Nächten nach einer Insel, Leogitia genannt, wo ein Orakel Dianens war. Brutus verrichtete sein Opfer in ihrem Tempel und fragte dann, welches Land ihm und seinem Volk zu bewohnen bestimmt sei? Die Göttin antwortete, gegen Untergang liege ein Eiland am Ocean, das einst von Riesen bewohnt gewesen und jetzt verlassen sei, dort solle er sich niederlassen und ein anderes Troja gründen, so werde er der Stammvater vieler Könige werden, denen die Herrschaft der Welt bestimmt sei. Diese Antwort gereichte ihm und seinen Gefährten zu großem Troste, sie kehrten zu ihren Schiffen zurück und landeten nach einer Fahrt von dreißig Tagen an der Küste von Afrika, wo sie sich

mit Lebensmitteln versehen und dann zu den Säulen des Hercules führen. Kaum entgiengen sie hier den Lockungen der Sirenen und gelangten nach dem Pyrenäischen Meer, für welches Andere das Tyrrenische Meer lesen wollen. An der Küste hin wohnten vier Geschlechter verbannter Trojaner, die einst Antenor's Flucht getheilt hatten. Ihr Heersführer war Corineus, ein Mann von großer Tapferkeit und Weisheit. Diese verwandten Stämme nahmen sie nebst ihrem Fürsten zu ihren Gefährten an und dieses Cornubische Volk, wie es nach seinem Führer genannt wurde, leistete nachmals dem Brutus in allen Gefahren großen Beistand. Darauf kamen sie nach Aquitanien, wo sie durch die Mündung der Loire einliefen und Anker warfen.

Als der König dieses Landes, der Goffarius Pictus hieß, von ihrer Ankunft erfuhr, ließ er sie durch Gesandte befragen ob sie Krieg oder Frieden begehrten? Diese begegneten dem Corineus, der mit zweihundert der Seinigen im Walde jagte. Sie stellten ihn zur Rede, mit welchem Recht er das Wild in den Forsten ihres Königs tödte? Als Corineus erwiderte, hiezu bedürfe er Niemand's Erlaubniß, trat einer der Boten mit Namen Imbertus hervor, legte einen Pfeil auf seinen Bogen und wollte nach ihm schießen. Aber Corineus wich ihm aus, lief dann auf ihn zu, entriß ihm den Bogen und schlug ihn auf seinem Haupte in Splitter; die Uebrigen entflohen seinem Grimme und brachten dem Goffarius Botschaft von dem Tod ihres Gefährten. Hierüber erzürnt sammelte Goffarius ein großes Heer und zog aus, den Tod seines Gesandten zu rächen. Als Brutus von seinem Heranrücken Kunde erhielt, barg er Weiber und Kinder in den Schiffen und zog mit allen Streitkräften dem Heer des Königs entgegen. Es kam zu einer heißen Schlacht, in welcher Brutus durch die Tapferkeit des Corineus, der mit seiner Streitart Tausende vor sich herjagte, einen glorreichen Sieg ersocht.

Goffarius floh in das Innere von Gallien und suchte Hülfe bei den zwölf Königen des Landes, während Brutus, die Vortheile des Siegs verfolgend, Aquitanien mit Feuer und Schwert

verwüstete und seine Schiffe mit unermesslichen Reichthümern belud. Er drang bis zu dem Orte vor, wo er späterhin Turonium gründete, das jetzt Tours heißt, woselbst er sein Lager aufschlug und den Angriff des gallischen Heeres erwartete. Als nun Goffarius mit den zwölf Königen Galliens und einem unzählbaren Heer heranrückte, vertheidigten sich die Trojaner mit so verzweifelter Tapferkeit, daß sich der Sieg anfangs auf ihre Seite zu neigen schien; bald aber mußten sie der Uebermacht weichen und sich in ihrem Lager verschanzen. Hier würde sie der Hunger aufgegriffen haben, wenn Corineus sie nicht durch eine Kriegslist befreit hätte. Er verbarg sich in der Nacht mit dreitausend Mann in einem nahen Walde, und als Brutus am folgenden Morgen der Verabredung zufolge einen Ausfall auf die Belagerer that, stürzte er aus seinem Hinterhalt hervor und fiel den Galliern in den Rücken, die so von beiden Seiten bedrängt am Ende weichen mußten. In dieser Schlacht verlor Brutus viele tapfere Trojaner, darunter auch seinen Enkel Turonus, welcher nach Corineus der Kühnste seines Heeres war und allein sechshundert Feinde niedergestreckt hatte. Ueber den Tod dieses Helden war Brutus schmerzlich betrübt. Die Stadt Tours, bei welcher er begraben wurde, erhielt von ihm den Namen. Nach diesem Siege wollte Brutus mit der Eroberung des ihm und seinem Volke beschiedenen Landes nicht länger säumen. Er stieg also mit seinen Scharen zu Schiffe und landete nach wenig Tagen bei dem Hafen von Lotnesse in Albion. Dieses geschah 368 Jahre vor Erbauung Roms.

Dieses Eiland, das nur von wenigen Riesen bewohnt wurde, war von vielen fischreichen Strömen durchschnitten, fruchtbar und voll anmuthiger Wälder. Die Riesen flüchteten in die Höhlen der Berge und Brutus vertheilte das Land unter seine Krieger. Sie begannen das Feld urbar zu machen und Häuser zu bauen, so daß die Insel bald ein wohnliches Ansehen erhielt. Brutus nannte sie nach seinem Namen Britannien und seine Gefährten Britten; derjenige Theil des Reichs dagegen, welcher dem Corineus zufiel,

ward Cornwall geheißt. Hier hatte er aber einen schweren Kampf mit den Riesen zu bestehen, welche in dieser Provinz in größerer Anzahl wohnten. Den letzten und fürchtbarsten dieser Riesen, der Gogmagog hieß, bestand er im Angesichte der Britten in einem Zweikampf. Beim ersten Gang umklammerte ihn Gogmagog mit gewaltigen Armen und brach ihm drei Rippen, zwei in der rechten und eine in der linken Seite. Aber jetzt ergrimmete Corineus, warf den Riesen auf seine Schulter und trug ihn nach dem nahen Ufer. Hier schleuderte er das Ungethüm die Felsen hinunter in das Meer, welches er mit zerschmetterten Gliedern erreichte und mit seinem Blute färbte. Noch heute heißt dieser Ort der Sprung des Gogmagog.

In dem zweiten Jahre nach seiner Ankunft in Albion gründete Brutus die Stadt Troinovantum, d. h. Neutroja, welche späterhin London genannt wurde. Seine Gemahlin Imogen hatte ihm unterdes drei Söhne geboren, welche Locrinus, Albanactus und Camber hießen. Nach ihres Vaters Tode, der im vierundzwanzigsten Jahre nach seiner Ankunft in Albion verstarb, theilten sie das Reich in drei Theile. Locrin, der Erstgeborene, erhielt den mittlern Theil der Insel, der nach ihm Loegria genannt wurde. Cambers Antheil war das Land jenseits des Severn, welches lange Cambrien hieß und jetzt Wales heißt. Albanactus, dem der nördliche Theil der Insel zufiel, welcher jetzt Schottland heißt, nannte es nach seinem Namen Albanien.

Während die drei Brüder das Reich in Eintracht regierten, landete Humber, der König der Hunnen, in Albanien, tödtete den Albanactus in der Schlacht und zwang sein Volk zu Locrin zu entfliehen. Als Locrin Albanacts Tod erfuhr, vereinigte er sich mit seinem Bruder Camber und eilte mit starker Heeresmacht den Hunnen entgegen. Es kam zur Schlacht, die Britten siegten und Humber extrank auf der Flucht in dem Fluß, welcher jetzt seinen Namen trägt. Der Sieger Locrin theilte die Beute der Feinde unter seinen Gefährten und behielt für sich nur das Gold und Silber, das er in den Schiffen fand, und drei schöne Jungfrauen,

2. Cromwell.

Nach Bandello.

In der edeln und alten Familie der Frescobaldi zu Florenz war vor nicht vielen Jahren ein sehr rechtlicher und achtbarer Kaufmann Namens Francesco, welcher nach der Sitte seiner Vaterstadt nach verschiedenen Gegenden hin handelte und da er reich genug war, sehr bedeutende Geschäfte machte. Im Westen hatte er für gewöhnlich seine Niederlage in England und seinen Aufenthalt in London, wo er ein sehr glänzendes Leben führte und viel Edelmuth bliden ließ, denn er war nicht so genau als viele Kaufleute sind, die Alles bei Heller und Pfennig berechnen, wie man von dem Genueser Ansaldo Grimaldo sagte, daß er über den kleinsten Papierschnitzel und jede Spanne Bindfaden zum Schnüren der Briefbündel Rechnung führe. Eines Tages, als Francesco Frescobaldo in Florenz war, erschien ein armer Jüngling vor ihm und bat in Gottes Namen um ein Almosen. Als Frescobaldo ihn so übel gekleidet sah, da doch sein Gesicht viel Adel verrieth, empfand er um so mehr Mitleid mit ihm, als er sah, daß er ein Engländer sei. Er fragte ihn, von wo er denn eigentlich aus der Fremde her sei, worauf er zur Antwort gab, er sei ein Engländer, und als ihn Frescobaldo, dem dieß Land sehr genau bekannt war, nach einigen Wahrzeichen Englands befragte, gab der Jüngling sehr befriedigende Antworten. Ich heiße Thomas Cromwell, fuhr er fort, der Sohn eines armen Tuchherers. Ich meinem Vater und kam mit dem Lager der Franzosen, Garigliano aufgehoben ward, nach Italien; ich diente mit

noch einem Fußgänger als Lanzenträger. Frescobaldo führte ihn sehr freundschaftlich in sein Haus und hielt ihn hier, aus Liebe zur englischen Nation, bei welcher er viel Gutes genossen hatte, einige Tage bei sich, behandelte ihn sehr gütig, kleidete ihn neu, und als er nach seinem Vaterland abreisen wollte, gab er ihm noch zehn Dukaten in Florentinischem Golde und ein gutes Pferd.

Da der Jüngling sich so anständig gekleidet sah, sagte er dem Frescobaldo allen möglichen Dank und kehrte nach dem Insellande zurück. Er hatte, wie es bei fast allen Ueberbergischen eine löbliche Sitte ist, Lesen gelernt und schrieb englisch sehr schön und richtig, überdies war er ein Jüngling von vielem Geist, großer Klugheit und Entschlossenheit und wußte sich vortrefflich in den Willen Anderer zu finden, und wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften besser zu verhehlen als irgend ein Mensch auf Erden. Dazu ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit großer Geduld, so daß er sich zum Rathe des Cardinals Wolsei, eines Prälaten von dem größten Einflusse, emporschwang und im Dienste desselben nach und nach in großen Ruf kam, daher er von ihm fast bei allen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der Cardinal, der damals bei dem Könige im besten Ansehen stand, regierte beinahe die ganze Insel und hielt einen großen und glänzenden Hof, wie er sich für den mächtigsten Fürsten geziemt hätte. Daher geschah es, daß der Cardinal ihn oft in Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit zu dem Könige schickte, wobei Cromwell sich stets seiner Aufträge so geschickt entledigte und sich das Vertrauen des Königs so sehr zu erwerben wußte, daß er ihm bald sehr freundlich begegnete und ihn für geschickt hielt, die wichtigsten Geschäfte zu leiten. Der König hatte dazumal mit Zustimmung des Cardinals seine Gemahlin Catharina, Tochter Ferdinand des Katholischen, Königs von Spanien, und Mutterschwester Karls von Oesterreich, zeitigen Römischen Kaisers, verstoßen, in der Hoffnung, daß der Pabst den Scheidebrief bestätigen und auf die Gründe hin, wodurch der König ihre Verstoßung zu rechtfertigen meinte, die Ehe auflösen würde; aber der Pabst fand sie nicht gerechtfertigt und

„Die Königstochter beim Popanz.

Es war einmal ein König, dessen Frau war gestorben und hatte ihm nur eine einzige Tochter hinterlassen, die noch sehr klein war und von der Amme auf dem Arm getragen wurde. Der König liebte die Kleine über Alles und begleitete sie wo sie gieng und stand. Da fuhr er auch einstmals mit ihr und der Amme in einem Boot zur See, als sich plötzlich ein gewaltiger Sturm erhob, der das Schiff gegen einen großen Felsen warf, daß es von vorn bis hinten barst und alle, die darin waren, jämmerlich in den Wellen umkamen; nur die junge Königstochter wurde wunderbarer Weise erhalten, indem sie von einer Woge ans Ufer der Insel getragen ward, auf welcher der Popanz mit seiner Frau in einer Höhle wohnten, die hieher verwünscht waren. Der Popanz aber war ein grausamer Mann, und als er das kleine Mädchen fand, wollte er es sogleich ums Leben bringen; aber die Frau ward durch das Lächeln des Kindes gerührt und bat ihn deshalb: Lieber Popanz, laß sie doch leben: wir wollen sie erziehen, damit sie, wenn wir alt werden, uns hülfreich zur Hand gehe. Da ließ sich der Popanz erbitten, und sie nahmen nun die Kleine mit sich, die bald heranwuchs und eine wunderschöne Jungfrau wurde. Nun fuhr einmal der Brudersohn des verstorbenen Königs ebenfalls zur See und sein Schiff scheiterte an demselben Felsen, wo das Schiff mit der Königstochter zu Grunde gegangen war; aber er rettete sich auf ein Brett und wurde auch an das Ufer der Insel des Popanz geworfen. Die Königstochter gieng gerade am Ufer spazieren und sah das Brett, auf dem ein Mensch saß, dahertreiben: sie verweilte deshalb ein wenig, denn es war nun so lange Jahre her, daß sie keinen Menschen, sondern immer nur den wilden Popanz mit seiner häßlichen Frau gesehen, und ihr Herz gieng ihr auf vor Freuden als sie nun den Königssohn ans Land treten sah. Sie trocknete ihm das Haar mit ihrem Kleide und stillte seinen Hunger, denn der war gar groß, da er schon viele Tage auf der See umhergetrieben war und sich nur von Wassermurzeln, die er hier und da fand, genährt hatte. Aber

Guendolena, der nun das Reich zufiel, befahl, Estriden und ihre Tochter Sabren in dem Flusse zu ertränken, der nun Severn heißt. Als ihr Sohn Maddan volljährig ward, übergab sie ihm nach funfzehnjähriger Regierung das Reich und begnügte sich für den Rest ihres Lebens mit Cornwall.

2. Cromwell.

Nach Bandello.

In der edeln und alten Familie der Frescobaldi zu Florenz war vor nicht vielen Jahren ein sehr rechtlicher und achtbarer Kaufmann Namens Francesco, welcher nach der Sitte seiner Vaterstadt nach verschiedenen Gegenden hin handelte und da er reich genug war, sehr bedeutende Geschäfte machte. Im Westen hatte er für gewöhnlich seine Niederlage in England und seinen Aufenthalt in London, wo er ein sehr glänzendes Leben führte und viel Edelmuth blicken ließ, denn er war nicht so genau als viele Kaufleute sind, die Alles bei Heller und Pfennig berechnen, wie man von dem Genueser Ansaldo Grimaldo sagte, daß er über den kleinsten Papierschnitzel und jede Spanne Bindfaden zum Schnüren der Briefbündel Rechnung führe. Eines Tages, als Francesco Frescobaldo in Florenz war, erschien ein armer Jüngling vor ihm und bat in Gottes Namen um ein Almosen. Als Frescobaldo ihn so übel gekleidet sah, da doch sein Gesicht viel Adel verrieth, empfand er um so mehr Mitleid mit ihm, als er sah, daß er ein Engländer sei. Er fragte ihn, von wo er denn eigentlich aus der Fremde her sei, worauf er zur Antwort gab, er sei ein Engländer, und als ihn Frescobaldo, dem dieß Land sehr genau bekannt war, nach einigen Wahrzeichen Englands befragte, gab der Jüngling sehr befriedigende Antworten. Ich heiße Thomas Cromwell, fuhr er fort, der Sohn eines armen Tuchhärers. Ich entfloß meinem Vater und kam mit dem Lager der Franzosen, das zu Garigliano aufgehoben ward, nach Italien; ich diene mit

noch einem Fußgänger als Lanzenträger. Frescobaldo führte ihn sehr freundschaftlich in sein Haus und hielt ihn hier, aus Liebe zur englischen Nation, bei welcher er viel Gutes genoßen hatte, einige Tage bei sich, behandelte ihn sehr gütig, kleidete ihn neu, und als er nach seinem Vaterland abreisen wollte, gab er ihm noch zehn Dukaten in Florentinischem Golde und ein gutes Pferd.

Da der Jüngling sich so anständig gekleidet sah, sagte er dem Frescobaldo allen möglichen Dank und kehrte nach dem Insellande zurück. Er hatte, wie es bei fast allen Ueberbergischen eine löbliche Sitte ist, Lesen gelernt und schrieb englisch sehr schön und richtig, überdieß war er ein Jüngling von vielem Geist, großer Klugheit und Entschlossenheit und wußte sich vortrefflich in den Willen Anderer zu finden, und wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften besser zu verhehlen als irgend ein Mensch auf Erden. Dazu ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit großer Geduld, so daß er sich zum Rathe des Cardinals Wolsei, eines Prälaten von dem größten Einflusse, emporshawang und im Dienste desselben nach und nach in großen Ruf kam, daher er von ihm fast bei allen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der Cardinal, der damals bei dem Könige im besten Ansehen stand, regierte beinahe die ganze Insel und hielt einen großen und glänzenden Hof, wie er sich für den mächtigsten Fürsten geziemt hätte. Daher geschah es, daß der Cardinal ihn oft in Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit zu dem Könige schickte, wobei Cromwell sich stets seiner Aufträge so geschickt entledigte und sich das Vertrauen des Königs so sehr zu erwerben wußte, daß er ihm bald sehr freundlich begegnete und ihn für geschickt hielt, die wichtigsten Geschäfte zu leiten. Der König hatte dazumal mit Zustimmung des Cardinals seine Gemahlin Catharina, Tochter Ferdinand des Katholischen, Königs von Spanien, und Mutter Schwester Karls von Oesterreich, zeitigen Römischen Kaisers, verstoßen, in der Hoffnung, daß der Pabst den Scheidebrief bestätigen und auf die Gründe hin, wodurch der König ihre Verstoßung zu rechtfertigen meinte, die Ehe auflösen würde; aber der Pabst fand sie nicht gerechtfertigt und

verweigerte die Bestätigung, weshalb der Cardinal bei dem Könige in Ungnade fiel und den Hof meiden mußte. Der Cardinal verminderte nun seine Dienerschaft, behielt nur noch eine kleine Anzahl Leute bei sich und entließ ihrer täglich mehr aus seinen Diensten. Der König erinnerte sich Cromwells, der ihn so sehr befriedigt hatte, ließ ihn zu sich bescheiden und sprach zu ihm: Du siehst, der Cardinal hat sich zurückgezogen und bedarf so vieler Leute nicht mehr als er halten mußte, da er noch am Ruder meines Staates saß: du bist also jetzt müßig, da du nicht mehr für ihn zu unterhandeln hast. Willst du aber noch dienen? Mein König, antwortete er, ich habe dem Cardinal immer getreulich gedient und das Gleiche würd ich euch thun, wenn ihr euch meiner zu bedienen geruhet. Wohlan denn, sprach der König, so tritt in meinen Dienst, denn ich habe stäts viel Gutes von dir erwartet. Hierauf ernannte ihn der König zu seinem ersten Secretär und bediente sich seiner bei den wichtigsten vorkommenden Geschäften, die er so gut ausführte, daß der König ihn zum Großsiegelbewahrer erhob und Wenige in dem Königreiche waren, die mehr bei dem Könige vermocht hätten als Cromwell: denn nach der Meinung des Königs war er mehr als Alle werth, die an dem Hofe waren. Aber dem blinden Glück genügte es nicht, den Cromwell aus dem niedrigsten Stande zu solcher Größe erhoben zu haben, sondern es wollte ihn noch mehr erhöhen, und der König ernannte ihn zum Lord-Oberkämmerer von England, welches die höchste Würde ist, der keine andere nach der königlichen sich vergleichen darf. Von nun an übergab ihm der König die Regierung des ganzen Landes, so daß Cromwell eine wirklich ungläubliche Macht erhielt. Als er diese Höhe erstiegen hatte, zeigte sich Cromwell als Todfeind des ganzen Adels der Insel und wo er nur einem Edelmann Schaden konnte, versäumte er es nicht, und wenn dem König einer verhaßt war, so schürte er nur die Flamme. Zu jener Zeit entschloß sich der König, dessen erste Gemahlin, Catharina von Spanien, noch lebte, um jeden Preis eine andere zu nehmen, und er den päpstlichen Dispens durchaus nicht erhalten konnte,

dispensierte er sich selber. Daraus entstanden unendliche Unordnungen in jenem Königreich, welches sich völlig von der heiligen katholischen Mutterkirche zu Rom losriß. Unzählige Mönche, welche sein Verlangen nicht bewilligen wollten, wurden enthauptet und viele Edelleute und Barone ums Leben gebracht. Auch viele große Prälaten von dem heiligsten Wandel wurden hingerichtet und es vergieng nur selten ein Tag, daß nicht Dieser oder Jener um einen Kopf gekürzt ward: bald war fast der ganze Adel Englands erloschen, denn die Vornehmen traf die Verfolgung viel grausamer als die niedern Stände. Die allgemeine Meinung bezeichnete den Cromwell als den Urheber aller dieser Greuel, weil er den Adel tödlich haßte und ihn zu vernichten strebte, da er sich selbst eines niedern Ursprungs bewußt war. Es war aber meine Absicht nicht, die Grausamkeiten und das Blutbad zu schildern, die sich ohne gerechte Veranlassung in England begaben, sondern ich begann diese Novelle um die Folgen zu berichten, welche die edle Handlung des Frescobaldo gegen Cromwell für jenen haben sollten. In jener Zeit also, da Cromwell als Herr und Meister über die Insel schaltete, geschah es, daß Francesco Frescobaldo durch große Unglücksfälle und Verluste an seinen Waaren und Gütern, wie solchen Kaufleute stäts ausgesetzt sind, eine völlige Zerrüttung seines Vermögens erfuhr: denn als ein rechtlicher und edel denkender Mann befriedigte er alle seine Gläubiger, konnte aber was ihm Andere verschuldeten, nicht Beitreiben. So herabgekommen und verarmt gieng er nun seine Bücher durch und fand nach genauer Berechnung, daß er in England mehr denn funfzehntausend Dukaten zu fordern habe, weshalb er beschloß dahin zu reisen, so viel als möglich davon einzuziehen und den Rest seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Mit diesen Gedanken reiste er über Frankreich nach England und begab sich nach London ohne sich nur mit einem Gedanken der edeln Handlung zu erinnern, die er an Cromwell zu Florenz geübt, wie es eines wahrhaft milden Herzens würdig ist, die Andern erwiesenen Wohlthaten zu vergeßen und die empfangenen in Marmor zu hauen um sie zu vergelten so



wandte sich dann zu dem Admiral und den übrigen Großen und Herren, welche mit ihm zugleich gekommen waren, und sprach: Meine Herren, wundert euch nicht über die Freundschaftsbezeugungen, welche ich diesem Florentinischen Edelmann erweise, denn es sind nur geringe Zeichen unendlicher Verpflichtungen, die ich gegen ihn zu haben mir bewußt bin und gerne gestehe, denn meinen gegenwärtigen Rang bekleide ich nur durch ihn. Vernehmt, wie sich das verhält. Hierauf erzählte er vor allen Anwesenden, indem er die Hand des Florentinischen Edelmanns in der seinen hielt, wie er nach Florenz gekommen sei und welche Wohlthaten er dort von ihm empfangen habe. Hierauf führte er ihn an seiner Hand in den Saal, und als man zu Tische gieng, bestimmte der Lord-Oberkämmerer, daß Frescobaldo den Platz an seiner Seite einnehmen solle, wo er ihn dann mit den zärtlichsten Liebkosungen überhäufte. Als die Tafel aufgehoben war und die Gäste sich beurlaubt hatten, wünschte der Lord zu wissen, warum Frescobaldo nach London zurückgekehrt sei. Dieser erzählte ihm hierauf sein ganzes Unglück und daß ihm von dem Hause in Florenz und dem Landgute in der Umgegend fast nichts geblieben als die funfzehntausend Dukaten, die er in England zu fordern habe, und etwa zweitausend in Spanien, und um diese Summe beizutreiben, hab er sich nach der Insel begeben. Wohlau denn, versetzte der Lord, für die geschehenen Dinge giebt es kein Mittel und ich kann nur euer Unglück beklagen wie ich von ganzem Herzen thue; für das Uebrige werd ich Befehl geben, daß euch Alles zurückgezahlt wird was ihr zu fordern habt, und kein Mittel schonen, das in meiner Gewalt steht, denn ich versichere euch, daß die Wohlthaten, die ihr mir erwiesen habt ohne mich weiter zu kennen, mich euch so verpflichtet haben, daß ich ewig der eurige bin und ihr über mich und mein Vermögen wie ich selbst zu verfügen habt, und wenn ihr das nicht thut, so ist es euer Schade, denn ich werde euch keine weitem Anerbietungen machen, da ich es für überflüssig halte. Es ist genug, daß ich es euch jetzt ein für allemal sage. Doch erhebt euch und folgt mir in mein Gemach. Hier verschloß

der Lord die Thür hinter sich, öffnete einen großen mit Dukaten gefüllten Schrein, nahm dreißig Stück heraus und gab sie dem Frescobaldo. Hier, mein Freund, fuhr er fort, sind die zehn Dukaten, die ihr mir gabt als ich Florenz verließ; hier die andern zehn, die euch das Pferd kostete, das ihr mir kauftet, und hier noch zehn, die ihr auf meine Kleidung verwandtet. Da ihr aber ein Kaufmann seid, so scheint es mir unbillig, wenn euer Geld in der langen Zeit todt gelegen haben sollte ohne Gewinn zu bringen wie ihr es gewohnt seid. Nehmt also diese vier Beutel mit Dukaten, wovon jeder tausend enthält: betrachtet sie als Ersatz der eurigen und genießt ihrer mir zu Liebe.

Frescobaldo, der zwar von unermesslichen Reichthümern in große Armut herabgesunken war, aber doch seine edle Denkungsart nicht verläugnen konnte, wollte das Geschenk nicht annehmen, äußerte jedoch den lebhaftesten Dank für ein so großmüthiges Anerbieten; indes nöthigten ihn die dringenden Zureden des Reichsoberkämmerers nicht nur dazu, sondern er mußte ihm auch eine Liste aller seiner Schuldforderungen geben, welches letztere Frescobaldo herzlich gerne that. Als er diesen Zettel erhielt, rief Cromwell einen seiner Hausbeamten und sprach zu ihm: Suche die Leute auf, deren Namen auf dieser Liste stehen, wo sich dieselben auch auf dieser Insel befinden mögen, und gieb ihnen zu verstehen, wenn sie binnen vierzehn Tagen ihre Schuld nicht abgetragen hätten, so würd ich selbst zu ihrem Schaden und Leide meine Hand ins Spiel mischen: sie sollten sich also vorstellen, ich selbst sei der Gläubiger. Der Diener richtete den Befehl seines Herrn mit vieler Sorgfalt aus, so daß in der anberaumten Frist an funfzehntausend Dukaten eingiengen; und wenn Frescobaldo die in einer so langen Zeit aufgelaufenen Zinsen begehrt hätte, so würd er sie alle bis auf den letzten Heller erhalten haben; aber er begnügte sich mit dem Capital und verlangte keinerlei Zinsen, was ihm bei aller Welt Ehre und guten Namen erwarb, sonderlich da schon Jedermann auf der ganzen Insel wußte, welche Gunst er bei dem Lord-Oberkämmerer genieße. Unterdessen war Frescobaldo

der beständige Tischgenosse Cromwells, der sich von Tag zu Tag bestrebte ihm alle mögliche Ehre zu erweisen; und da er großes Behagen an seinem Umgang fand und deshalb wünschte, daß er in London bleiben möchte, erbot er sich, ihm sechszigtausend Dukaten auf vier Jahre zu leihen ohne einen Heller Nutzen zu verlangen, damit er in London ein Haus und Geschäft anlegen und Handel treiben könne, wozu er noch das Versprechen fügte, seine Unternehmungen in jeder Weise zu begünstigen. Frescobaldo, welcher sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen und den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen und sich zu pflegen wünschte, dankte ihm mit gerührtem Herzen für so außerordentliche Güte und Großmuth, schickte sein Vermögen nach Florenz und kehrte mit Erlaubniß des Lord-Oberkammerers in sein Vaterland zurück, wo er reich genug anlangte und sich einem sorgenlosen Leben ergab; jedoch genoß er nicht lange dieser Ruhe, indem er schon in demselben Jahre, in welchem er London verlassen hatte, in Florenz verstarb. Was sagen wir von der Dankbarkeit und Freigebigkeit Cromwells? Gewiß verdient sein Betragen gegen Frescobaldo das höchste Lob, und wenn er den Adel seines Landes so sehr geliebt hätte als er sich gegen den Fremden mild erwies, so würd er vielleicht noch leben; aber er haßte den englischen Adel so sehr, daß er sich dadurch zuletzt selber den Tod bereitete. Weil mir nun nichts Anderes zu berichten bleibt, so bericht ich von seinem Tode. Als er einige Jahre die Gnade des Königs besessen und dessen Gunst ihn verblendet hatte, zeigte er sich sehr bereitwillig bald Diesen bald Jenen enthaupten zu lassen, und je vornehmer und mächtiger Einer war, desto lieber übte er seine Gewalt über ihn aus, ohne Unterschied zwischen Weltlichen und Geistlichen. Eines Tages, da er den Bischof von Winchester, ich weiß nicht weshalb, hinrichten zu lassen gedachte, sagte er demselben in dem geheimen Rathe des Königs, dieser lasse ihm befehlen sich als Gefangener in den Tower zu versügen, einen Ort, den nach der gemeinen Ansicht der Engländer nie Einer betrat ohne den Kopf zu verlieren. Ueber diesen Befehl bestürzt, antwortete ihm der

spearegesellschaft S. 304 veranlaßt aber noch zu folgender Erwiderung: Die Haupthandlung des Stückes spielt, was mein Gegner selbst anderwärts zugestanden hat, in der Walpurgisnacht, wie sich das unwiderleglich aus Theseus Worten in der ersten Scene des vierten Actes ergibt:

Geh Wer und suche mir den Förster auf,
Denn unsre Maibegrüßung ist vollbracht.

Und weiterhin in demselben Auftritt, wo er von den Liebenden spricht:

Sie machten ohne Zweifel früh sich auf
Zum Maigebrauch, und unsre Absicht hörend,
Sind sie zu unserm Fest hiehergekommen.

Darauf hatte auch schon der erste Anfang des Stückes vorbereitet, wo Theseus sagt:

Die Hochzeitstunde naht, Hippolyta!
Vier Tage glücklich noch verlebt, so folgt
Ein neuer Mond; doch o wie träge schwindet
Der alte mir! Er hält mein Sehnen hin
Gleich einer Wittwe, deren jähes Alter
Von ihres Stiefsohns Renten ewig zehrt.

Und Hippolyta antwortet:

Vier Tage tauchen bald in ihre Nächte,
Vier Tage träumen schnell hinweg die Zeit u. s. w.

Hier wird die Hochzeit des fürstlichen Paares auf den ersten des nächsten Monats, wir wissen schon welches Monats, des Mais nämlich, anberaumt; bekanntlich beginnt aber nach der alten Vorstellung der Tag mit der vorausgehenden Nacht: 'nox ducere diem videtur.' Wenn sich nun unser Gegner auf II, 2 beruft, wo Titania sagt:

Schon seit des Sommers Mitte trafen wir
Uns nie in Berg und Thal, Wies oder Wald u. s. w.:

im Original:

And never since the middle summers spring
Met we on hill, in dale, forest, or mead,

gebracht und wohl bewacht. Man machte ihm den Prozeß und schon wenige Tage später wurde er eines Morgens, nach dem Befehl des Königs, auf dem Platz des Castells enthauptet. Hätt er das Rad des Glücks zu hemmen verstanden, d. h. hätt er mehr Edelsinn und weniger Blutdurst bewiesen, so würd er vielleicht ein besseres und ehrenvolleres Ende genommen haben.

3. *Voltrine* und *Cromwell*.

Anmerkung.

Den Schluß unserer Sammlung bilden die Quellen zweier Stücke, welche Shakespeare wahrscheinlich nicht angehören. Die Untersuchung über die von Tieck wieder behauptete Echtheit dieser Schauspiele gehört indes nicht hieher. Das erste derselben hat Tieck im Altengl. Theater übersetzt, von dem zweiten Eschenburg einen Auszug geliefert.

Was die Quelle des *Voltrine* betrifft, so halten wir es nicht mit Görres, der in der Einleitung zum *Lohengrin* (p. XLVI.) der Chronik Galfreds von Monmouth (schrieb zwischen 1128—1138) wohl mehr Glaubwürdigkeit und historischen Sagengehalt zuschreibt als sie namentlich in ihrem Eingange haben mag. Die Abstammung der Britten von den Trojanern, welche Görres in Schutz nimmt, scheint uns noch immer eine willkürliche Erfindung Monmouths oder seiner Vorgänger, die der trojanischen Abstammung der Franken nachgebildet an sich nicht einmal auf alter Ueberlieferung beruht. Im Uebrigen enthält seine Chronik allerdings viele echte Märchen und Sagen, die zum Theil wohl erst Galfred in die meist von ihm ausführlich erzählte mythische Vorgeschichte Brittanniens verwebte.

Die Mittheilung der *Novelle Vandellos* von *Cromwell* betrachtet man vielleicht als eine Abweichung von dem Plane unieres Werks, von welchem die historischen Schauspiele Shakespeares nothwendig ausgeschlossen bleiben mußten. Indes kann dieses Stück nur uneigentlich den historischen beigezählt werden.

Es folgen noch einige Bemerkungen über diejenigen nicht historischen Stücke unseres Dichters, deren Quellen sich in unserer Sammlung nicht finden.

Der Sturm ist wohl schwerlich nach einer Novelle gedichtet, sondern, wie Tieck schon im deutschen Theater S. XXII vermuthet hat, nach einem verlorenen ältern englischen Schauspiel, das unser Ayrer seiner schönen Sidea zum Grunde gelegt hat. Nachstehende Inhaltsangabe dieses noch sehr rohen Stücks sieht von den eingeflochtenen Schwänken des betrügerischen und lüderlichen Müllers, der als Jean Rolitor den englischen Clown vertritt, ab, und zerlegt die Hauptbegebenheit, denn zu dramatischer Handlung kommt es nicht, in drei Theile, von welchen nur die beiden ersten bei Shakspeare anklingen.

1. Ludolf, der Fürst in Litau, Sideas Vater, wird von Leudegast, dem Fürsten in der Wiltau, besiegt und seines Reiches beraubt. Ludolf besitzt aber einen Zauberstab, durch welchen er den (dem Ariel entsprechenden) Geist Runcisal bannt, der ihm prophezeit, er werde den Sohn seines Feindes gefangen nehmen und dadurch wieder zu Macht und Ehren gelangen.

2. In der That wird Leudegasts Sohn Engelbrecht durch den Zauberstab Ludolfs entwaffnet, gefangen und der Hut der schönen Sidea übergeben, sonst aber sehr hart gehalten; namentlich muß er Klöße schleppen und Holz hacken. Er fleht aber, da es über seine Kräfte geht, Sideens Mitleid an, das ihm auch zu Theil wird, denn in Betracht, daß er ein Fürstensohn ist, verlobt sie sich ihm und wird von ihm entführt.

3. Unterwegs zu Engelbrechts Vater ermüdet aber Sidea

von der Fußwanderung: ihr Geliebter will eine Kutsche herbeiholen; unterdes soll Sidea sich auf einem Baume vor den Nachstellungen ihres Vaters verbergen. Der Baum steht an einem Brunnen, aus dem eine Magd zu schöpfen kommt: diese hält Sideens Bild im Waſer für das ihre, und da sie nun so schön ist, will sie nicht länger als Magd dienen und zerbricht den Krug. Dasselbe begiebt sich mit der Frau eines Schusters, der sich aber dann Sideens annimmt und ihr vom Baume hilft. Inzwischen hat Engelbrecht Sideens vergessen und sich auf den Wunsch seines Vaters mit Julie, des Königs Tochter von Polen, verlobt. Sidea hat über ihre schönen Kleider die der Schustersfrau angelegt: in diesem Aufzug bringt sie dem Engelbrecht einen Trank, und bei dem ersten Tropfen, den er davon trinkt, erkennt er Sideen, gedenkt ihrer Wohlthaten und will nun keiner Andern vermählt werden. Julie wird jetzt einem andern Fürsten gegeben und Leudegast versöhnt sich mit Ludolf und giebt ihm sein Fürstenthum zurück, so daß die Weißagungen des Geistes in Erfüllung gehen.

Was nun den 1. Theil betrifft, so sind die beiden Fürsten nur dem Namen ihrer Länder nach (Littau, Wiltau) verwandt, aber nicht als Brüder gedacht, was vielleicht der zu nahen Verwandtschaft ihrer für einander bestimmten Kinder wegen vermieden wurde. Bei Shakspeare sind die feindlichen Herzoge, wie jene in Wie es euch gefällt, Brüder; aber Ferdinand, der dem Engelbrecht entspricht, ist nicht der Sohn des einen der feindlichen Brüder, sondern Alonso, des Königs von Neapel, wodurch das Bedenken wegen der zu nahen Verwandtschaft auf andere Weise gehoben ward. Uebrigens können wir diesen ersten Theil, wie er bei Shakspeare und Ayrer erscheint, jetzt noch nicht höher hinauf in das Gebiet des Märchens und der Sage oder gar des Mythos verfolgen. Der 2. Theil erinnert aber an eine Reihe deutscher Märchen, wo ähnliche Aufgaben gestellt werden wie hier bei Ayrer, wo Engelbrecht Klöße schleppen und Holz haben, oder bei Shakspeare, wo Ferdinand bei schwerer Strafe ein paar tausend Klöße schleppen und sichten soll, z. B. Grimms *RHM.* 62. 79. 113.

und III, 158, Bechstein „Die bezauberte Prinzessin“ und „Die drei Rüße“ u. s. w., wo aber gewöhnlich die Geliebte an der Stelle des Königssohns das ihm Unmögliche leistet, wie sich auch bei Shakespeare III, 1 Miranda erbietet, für den ermüdeten Ferdinand einzutreten. Bei dem 3. Theile haben Ayrern oder seinem Gewährsmann wieder andere deutsche und italienische Märchen vorgeschwebt, welche Liebrecht zu meinem aus dem Munde einer Neapolitanerin Namens Kalliope aufgeschriebenem verwandten Märchen „Die drei goldenen Äpfel“ in Bensens Orient u. Occ. III, 378 verzeichnet hat, vollständiger aber Reinhold Köhler in den Anmerkungen zu dem gleichfalls hieher gehörigen Sicilianischen Märchen „Die Schöne mit den sieben Schleiern“. Vgl. Sic. Märchen, Leipzig 1870, Nr. 13. „An die Stelle der drei Pomeranzen oder Citronen oder Äpfel“, bemerkt R. Köhler, „sind in dem sicilianischen M. Drei Kästchen getreten, in deren jedem eine Schöne mit sieben Schleiern sich befindet“; auch hier bedeuten die Kästchen wieder nur Behälter. In allen diesen Märchen aber erscheint die Magd, oder die Schwarze, die Zigeunerin u. s. w., die das Bild der auf dem Baume verborgenen Schönen für das ihrige hält und nun nicht mehr gemeine Mägdedienste verrichten will. In den meisten tödtet sie aber, sobald sie enttäuscht ist, erst jene Schöne unter dem Vorwand ihr Haar schlichten zu wollen, und schiebt sich ihr dann selber bei dem Bräutigam unter, der erst durch die als Taube entflozene Seele der wahren Braut enttäuscht werden muß. Daß Shakespeare diesen 3. Bestandtheil des Ayrerschen Stücks gekannt habe, ist unerweislich; wohl aber könnte er ein anderes gleichfalls von einer Entführung handelndes Märchen benutzt haben, das eine doppelte Uebereinstimmung zeigt, indem die Verwandtschaftsverhältnisse stimmen, zugleich aber auch der Schauplatz derselbe ist wie in Shakespeares Sturm, nämlich eine wüste Insel im Meere. Das Holztragen und Klögehaden, das wir in den andern verglichenen Märchen wiedergefunden haben, wird auch hier nur vergessen sein. Was sich von diesem Märchen in Deutschland erhalten, lassen wir aus Kuhns Märchlichen Sagen und Märchen S. 267 hier folgen. Es führt den Titel:







Stanford University Libraries



3 6105 024 634 912

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201

salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

MAY 26 2002
JUL 1 2002
JUN 30 2004
SEP 03 2003